

AUS  
39505  
5

WIDENER



HN JBGD D

*Coll. opt. fr.*

*Ans 39505.5*

**Ans 278**



*AP 11432*







# Carinthia

Carinthia

Beitschrift

für

Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.



In Verbindung mit mehreren Vaterlandsfreunden

herausgegeben und redigirt

von

Simon Martin Mayer.

Fünfzigster Jahrgang.

1860.

Klagenfurt,  
gedruckt bei Johann Leon.

+

Am 39505.5

~~no 27-8~~

Harvard College Library

AUG 16 1916

Hobbesian Collection

Gift of A. C. Coolidge

# Inhalt

des

## fünfzigsten Jahrganges der Carinthia 1860.

(Die arabische Ziffer bedeutet die Nummer des Blattes.)

### I. Beiträge zur Geschichte, Statistik, Topographie und Geographie, besonders Kärntens.

Reise H. S. Ober t. l. apostolischen Naischützen Franz Joseph und Elisabeth durch Kärnten im September 1856. Besprochen und mit Proben besetzt von Heinrich Hermann. 1. — Lebensbilder aus der Vergangenheit. Von Demselben. a) Fürstbischof Colm und sein Hof. (II. Unsterblichkeit.) 1. b) Erzherzogin Maria von Oesterreich. 7 und 8. — Witterung im Gailthale in den Jahren 1858 und 1859; von David Fischer. 1. — Aus Zeitgenossen; mitgetheilt von W. Urtsch. 2. — Anzüge aus den Memoiren des Prinzen Eugen Beauharnais, Herzog von Leuchtenberg. Uebersetzt und für die Carinthia zusammengestellt von Paul Freiherrn von Herbert. 2, 7, 24. — Von kärntnerischen Gewebem; von Fritz Fischer. 2. — Das Genoschthal unter der französischen Regierung; von H. Hermann. 3. — Die Künstler-Probir; von Demselben. 3. — Der Kärntner Dr. Helwig in Afrika. 3. — Der Spitzelbesen an der Ceralpe im Lavantthale; von H. Hermann. 4. — Madaira; von Demselben. 4. — Das Kloster zu St. Veit und seine Kirche; von Demselben. 5. — Die Kunsthändler des Erzherzogs; mitgetheilt von W. Urtsch. 6. — W. Fernharr's Panorama vom Erzherzog; von S. W. Mayer. 6. — Die Stille des heutigen Winters; von Raimund Kaiser. 6. — Aus meinem Tagebuche. Von Gofrein im Anknüpfung die zum Anknüpfung. Von S. W. Mayer. 8. — Die alte Erzgebirg in St. Veit; von Franz Franzisci. 9. — Altes und Neues aus dem kärntnerischen Volkstheben; von Valentin Pogatschnigg. 9. — Die drei vergangenen Jahrzehnte eines deutschen Gutsherrn. Mitgetheilt von H. Hermann. 10. — Die Wittelschulen Kärntens; von Alois Egger. 10. — Die steirische Volksschule. Mit Beziehung vorzüglich auf die Normal-Hauptschule zu Klagenfurt; von H. Hermann. 11. — Franz Keil und die geologische Darstellung der Glednergruppe; von Alois Egger. 11. — Anton Überfelder's „Kärntnerisches Jbidion“. Von Nr. 11 bis 25. — Die St. Jakobskirche zu Villach; von H. Hermann. 12. 13. — Gemälde-Ausstellung in Klagenfurt. Besprochen von S. W. Mayer. 13. — Aus meinem Tagebuche. Von Kirsch nach Puggau und Tillyach. Von S. W. Mayer. 14. — Die Würdigung des geistigen Lebens in Oesterreich; von H. Hermann. 15. — Literarische Auszeichnung (Mathias Perz). 16. — Friedlach; von L. Herma-

nig. 17. — Aus dem kärntnerischen Volkstheben; von H. Pogatschnigg. 17. — Todesanzeige. (Dr. Georg Schabus). 17. — Aus einem Patriarchenamt. 18. — Wunderbare Rettung von L. Hermannig. 18. — Das Postenspiel, insbesondere das heutige in Ammergau; von H. Hermann. 19. — Kärntens Lage und strategische Bedeutung; von Demselben. 20. — Auf den Ruinen von Kr. und Neu-Kralj; von Franz Franzisci. 21. — Die Gewitter des heutigen Sommers; von Raimund Kaiser. 21. — Erste Glockenfahrt im Jahre 1860. Mitgetheilt von W. Urtsch. 22. — Befreiung des Hohen-Kar. Mitgetheilt von Demselben. 22. — Die Wettersee'n; von H. Pogatschnigg. 22. — Fremde Stimmen über die Fortsetzung des Landbuches der Geschichte des Herzogthums Kärnten. 22. — Alt- und Neu-Klagenfurt. Eine historische Darstellung seines Ursprunges und seiner gemachten Bergtöderung. Von H. Hermann. 24. — Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg; von Alois Egger. 24. — Die Raubnächte; von H. Pogatschnigg. 25. — Jahresbericht für Kärnten mit Schluß 1860. Ein geschichtlicher Beitrag; von Heinrich Hermann. 26.

### II. Sagen, Legenden, Märchen und Erzählungen.

Das Eingeloffene. Legende; (metrisch) von Rosa Steinbl von Tannenwald. 2. — Malleiner Geschichten; von Paul Rohlmayer. a) Sommer- und Winterfährte. 2. — b) Des Doktors Weiser's Bild. 22. — c) Taub-Alpe. d) Der Wiergerfundene. e) St. Petrus und die Hofsnechte. 23. — Zwergeknigs Nachlager. (Niederösterreichische Sage.) Metrisch von Ernst Kaufser. 4. — Das Märchen von der Wiede im See. Metrisch von Gustav Legenberger. 5. — Sagen vom Benedigermund; von Valentin Pogatschnigg. a) Im Landtschmidwalde. b) Aus Tillyach. c) Aus dem Nententhal. d) Von der Stang-Alpe. 5. — Die kleinere Hand. Volkssage aus den Wittelschalen-Alpen; von Franz Franzisci. 6. — Märchen aus Kärnten; von Valentin Pogatschnigg. a) Vom Kniegöschne, der im Paradies gewesen. b) Vom Weltmund. 7. — Eine Kaiserergeschichte; von F. J. Br. 7. — Isomolan. Eine Geschichte der Vorzeit. Nach einer persischen Handschrift; von Hermann Waldenroth (S. W. Schickler). 10. — Das Weidenwirth von Himmelau. Novelle von Fritz Fischer. 15, 16, 17, 18, 19. — Wie man im Traume reich wird. Sage. Mitgetheilt von W. Urtsch. 23.

### III. Biographische Notizen.

Hölzel über Alexander Humboldt. 3. — Der hiesigste Maler Lamel. 3. — Schiller als Parteiname. 4. — Aus Straßburg in Elß; von I. 4. — A. v. Humboldt über Fr. Kröge. 4. — Der Musikkomponist Ludwig Spohr. 4. — H. M. Sigismund Joseph Freiherr von Neval. 5. — Der letzte der Freiherren von Stolnig; von G. Hermann. 10. — Hanns Gasser und Sjöschempi; von Alois Egger. 12. — Anton Ueberfelder, Florist in Liffen — lebt. Von Dr. F. Wengler. 20. — Karl Maria Graf zu Lubron Laterane. Biographische Skizze; von Paul Freiherrn von Herbert. 24. — Dr. Georg Schabus. Biographische Skizze von Johann Prettner. 25.

### IV. Literarische und Kunst-Notizen.

Zweites Verzeichniß der vom P. T. Herrn Domkapitularen F. Hermann der l. l. hierortigen Studienbibliothek geschenkten Manuscripte und Werke; von Dr. Ignaz Tomasek. 3. — Neu erkaufte Kapelle auf der Gipel in Ungarn. 3. — Archäologischer Fund im Dorfe Kunetic in Böhmen. 3. — Erfindung der Emailmalerei auf Lava. 3. — Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten in der Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. Von F. Hermann. III. Band. 3. Heft; besprochen von Paul Freiherrn von Herbert. 6. — Ukasch II. von Anitsja und Otto von Reitenbach; von G. Hermann. 7. — Neueste Karte von Kärnten. Besprochen von S. M. Mayer. 7. — Anzeige der neuen Zeitschrift: Von Haus zu Haus. 8. — Brenneblüthe des Grafen Seckeny von Hanns Gasser. Mitgetheilt von Alois Egger. 9. — Zur kärntnerischen Literaturgeschichte; von Valentin Pogatschnigg. 12. — Altheutsche Namen in Kärnten; von Demselben. 16. — Gedichte von Ernst Rauscher. Besprochen von L. 16. — Heimathliche Literatur (M. F. Klayes's „Historisch-patriotische Darstellung sämtlicher Produktionsweege Kärntens auf dem Gebiete der Agrikultur und Industrie“). 23.

### V. Naturhistorische Notizen.

Der Schneefloß; von Raimund Kaiser. 2. — Die Entwaldung. 4. — Die Zahlbrunnena paradoxa; von Ferdinand Graf. 5. — Der Reinigungsproceß. Von Raimund Kaiser. 9. — Aus dem Leben der Nebelstube. Von Demselben. 14. — Mikroskopische Unterhaltungen. Von Demselben. 20.

### VI. Gedichte.

Von Bogensberger (Graf): Vier Waldlieder. 9. — Vaterhaus. 21. — Neues Märlein von der Foreley. 23.

Von Cerni (L.): Altschlacht. 22.

Von Erner (Franz): Der Wintermorgen. 2.

Von Febringer (J.): Schlußact eines Kaufmanns. 6. — Frühlingstau. 9.

Von Fitor (Dr. Carlmann): Nachruf am Grabe des am 6. März 1860 abgestorbenen Herrn Gottlieb Baron von Ankereßen. 5. Von Gallisch (Dr. Joseph Oswald): Oden. 7. Von Kehler (Dr. Joseph): Am Werder-See. 15. — Wanderlust. 18. Von —: Die Tulpen. 11.

Von Maruschnigg (Sartimä): Dem Andenken des Hochw. Frn. P. Hieronymus Mühlbacher. 17.

Von Marx (Friedrich): Arabesken. a) Der Fejtin. b) Wer verdammt! c) Daum! d) Hellengruß. 4. — e) Beim See. f) Erbdenkenden. g) Die barmherzige Schwester und der sterbende Krieger. 8. — h) Fatalismus. i) Das Aren; am Rins. 21. — Ein deutscher General. 9. — Festzug zur Entfaltungsfest der Weiterkate Walland Sr. kais. Hebit des Erzherzogs Karl in Wien am 22. Mai 1860. 11. — König Oelimer. 16. — Ein Kaiserwert. 20. — Erzherzog Albrecht und Benedel! 29. — Sprüche und Reime. a) Das Leben. b) Zwei Dinge. c) Gute Bitte. d) Talent und Genie. e) Vöcklein und Bergstrom. f) Meine Wassen. g) Der Sarg. h) Das Himmelreich. i) Wo ist Gott? 24.

Von —: Nachruf am Grabe des Fräuleins Hilomena M<sup>r</sup>. 7.

Von Puff (Rudolf Dr.): Am Kyßwald. 1860. 26.

Von Renn (Paul): An ein Slaveamädchen. 4. — November-Grünerung. 10.

Von Sallmayer (Hermann): Auf dem Orschloßner. An den Maler Markus Fernhart. 15.

Von Schellaender (Georg): Das Gebet des Moses. 3.

Von Schiffermüller (M.): Sonnenaufgang. 16.

Von Siegerrich (Moriz): Erwählung. 10. — Am Friedhof. 17.

Von Traun (Julius von der): Erzherzog Karl vor der Burg.

12. — Der Nibelungen Diet. 14. — Zur Feier von Robert Schumann's fünfzigstem Geburtstage. 26.

Von Tannenwalb (Kaja v.) Maria vom Siege. 20.

Von Treuen (J. J.): Drei Meeressieber. 3.

Von W\* (Gonstanz): Der Barde. 19.

Von Waldeuroth (Hermann — E. W. Schickler): Kärnter'sche Alpen-Büchlein. 3.

### VII. Vermischte Aufsätze.

Geographisches Anagramm. 3. — Aus Paris; von einem Kärntner. 8. — Die italienische Oper; von —X—. 12.

# Carinthia.

(Fünfzigster Jahrgang.)

N<sup>o</sup> 1.

Sonnabend, den 14. Jänner

1860.

## Reise

N. H. Ihrer I. I. Apostolischen Majestäten

Franz Joseph und Elisabeth

durch Kärnten im September 1856.

Wir geben unter dieser Aufschrift nicht etwa, wie man vermuthen könnte, in unserer Platte eine Beschreibung dieser ebenso erinnerungsreichen als in ihrer Art einzigen Begebenheit, sondern die Anzeige eines für sich bestehenden seltenen Prachtwerkes, und glauben, ehe wir es besprechen, die Geseß bestellen, da es in seiner Ueberschrift davon nicht die mindeste Angabe enthält, noch in einer Vorrede sie ankündigt, dem bleibenden Andenken bewahren zu sollen und dieses um so mehr, als Kärnten außer der „Beschreibung und Relation über den Einzugs- und Erbhuldigungs-Actum in dem Erzherzogthume Kärnten vom Jahre 1660.“\*) nichts Keckliches besitzt und diese, was sowohl die Veranlassung als die stilistische, typographische als artistische Ausführung betrifft, von dem Werke, welches wir gegenwärtig vor uns haben, eben so weit absteht, als die zwei vollen Jahrhunderte, die dazwischen liegen.

„Die Reise, welche Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich in den ersten Septembertagen des Jahres 1856 nach Kärnten unternahmen, war die erste jener kaiserlichen Rundreisen, welche die Völker Oesterreichs beglückten und bald darauf nach Italien und Ungarn ausgedehnt wurden. Während diese uns erzählen von der feenhaften Pracht erleuchteter Städte, oder von mär-

chenhafter Gondelfahrt auf tiefblauem Meere, geht hier der kaiserliche Reiseganz auf ein süßes Alpenland mit grünen Tristen und dunkeln Felsen, mit klaren See'n und hellglänzenden Gletschern, aber es umrauscht ihn hier wie dort die Jubelrufe beglückter Menschen, und überhört ihn so warm und laut hier das Tosen der Wasserfälle, wie dort das Rauschen des Meeres.“

„Es überhaupt der Jubel der Völker ein bedeutungsvoller Moment dieser kaiserlichen Reisen, so liegt doch in dieser Reise nach Kärnten, in der Stimmung der wie durch ein überglückliches Wunder ebenso überraschten als erstauerten Alpenbewohner so viel Eigenthümliches, daß wir auch hier wieder an Sagen und Märchen erinnert werden, in welchen See'n und Ritter aus dem Zauberreide kai armen Hirten beglückend erscheinen, und ach! gar so bald wieder verschwinden! Gewiß, wie in das Leben einzelner Menschen so auch der Völker schleicht sich noch die Feste zuweisen ein, und verklärt einzelne Momente desselben mit dem ganzen wundervollen Zauber ihrer See'nmacht. Ein solcher dem zeitlichen Rosenkranzmerkwürdiger Reise durchschleierter Lebensmoment Kärntens war die letzte Kaiserreise.“ So der Autor in seinem Eingange.

Wer von uns, der in Oesterreich's Geschichte nicht ein Fremdling ist, empfindet dieses nicht im Innersten seiner Seele? Sie zählt, wie das Leben einzelner Menschen, so vieles Außerordentliche und Erhebende, ja Unerwartete und Wunderbare in dem Gange der Ereignisse, daß der Rückblick auf dieselben dem Beschauer im Vertrauen auf eine über der Monarchie waltende höhere Vorbestimmung selbst in den trübsten Tagen der Prüfung unnenbar stärkt. Eben in solch einer Periode ist die Rumpfung der Anhänglichkeit und Treue an den angestammten Landesvater von desto größerem Werthe und der Entschiedenheit, mit dem die Bewohner der Residenz den Kaiser Franz I bei seiner Rückkehr nach den Unglücksjahren von 1805 und 1809 empfangen, bleibt in Elio's Blättern der herzerhebendste Moment.

Es waren jedoch schöne unvergeßliche Tage, die wie im September 1856, wo uns jener so ganz eigentlich nur dem Lande, seinen biedern Bewohnern und seiner erhabenen Natur, deren Oeßels- und Endpunkt der Großlöcher sein sollte, geltende Besuch der kaiserlichen Majestäten zu Theil wurde, und gewiß, es gewährt eine unbeschreibliche Befriedigung, sich wieder in jene frohe Zeit, die für Fürst und Volk so ungetrübt verfloß, zurückversetzen zu können, da sie von der Liebe des ersten, wie von der aufrichtigen und innigen Ergebenheit, von dem eben so herzlichen als eifrig genialen Bestreben des andern, seine Bestimmungen auszuführen, die lebendsten Beweise bewahrt.

\*) Johann Siegmund von Ottenfels, damals Sekretär der kärntnerischen Landtschaft, hat uns die weitläufige Beschreibung dieser Feierlichkeit in einem letzten gewordenen Werke aufbewahrt. Es führt den Titel: „1660. Beschreibung, oder Relation über den Einzug und Erbhuldigungs-Actum in dem Erzherzogthume Kärnten.“ Gedruckt in der Hauptstadt Klagenfurt durch Georgium Kramer, einer löblichen Landtschafts allda Buchdrucker.“ Mit fünf Kupfersteinen. Dieses Werk bekräftigt sich aber nur auf die Beschreibung der Feierlichkeiten zu Klagenfurt und dem Fürstlichen Maria Portets am Werder-See. — Die Relation der „Carinthia“ hat aus diesem Werke einen gedrängten Auszug im Jahrgange 1817 in den Nummern 13, 14 und 15 geliefert.

Bald nachdem jene schönen beglückenden Kaiserfeier, jene Tage vorüber waren, wo das auserlesene Kaiserpaar nicht bloß durch, sondern nach Kärnten gekommen, die stillen Thäler des Landes, so wie die Regienen des ewigen Schnees und der Gletscher besucht hatte, fasste unser allverehrter Landeschef, Freiherr von Schönggug, Excellenz, den Plan aus, diese Reise im Ansehen des Landes und der Monarchie durch ein sprechendes Festmal würdig zu vereinen; die Ausführung desselben hat seiner hochherzigen Idee und Absicht entsprechen. Es wurden auf seine Veranlassung von allen den einzelnen Landesgegenden die Beschreibungen der stattgehabten Festlichkeiten und ebenso die Zeichnungen der aufgestellten Triumphpfosten und Dekorationen eingesandt, und der Baron v. Herbert'sche Fabrikdirector, Johann Brettnner, auf Grundlage dessen mit der Verfassung des Textes der Schilderung der Kaiserreise betraut; eine Aufgabe, die bei der Verschiedenheit der Beiträge und der Mangel der einzelnen Genannten nicht ohne Schwierigkeit war, wollte man allen in der Hauptsache gerecht werden, Wiederholungen, Eintönigkeit und ein zu sehr eingehendes Detail vermeiden.

Diese Ausarbeitung sammt jenen Illustrationen der k. k. Hof- und Staatsdruckeri in Wien übergeben, fand eine, diesem, einen europäischen Ruf genießenden, Institute entsprechende würdige Ausführung. Die Ausgabe in Oroscholio auf dem schönsten Zeichnungspapier mit den herrlichsten Lettern und 34 schönen Bildern, theils Lithographien an sich, theils in Farbendruck ausgestattet, den Text auf 54 Seiten und die Anlagen, Anreden, Berichte und Beschreibungen einzelner Festgegenstände auf weiteren 37 Seiten enthaltend und mit einer Zahl Einblattdrucke versehen, in gütliche Einrahmungen gefasst, ist ein Meisterwerk der Typographie. Drei Exemplare wurden davon aus das entsprechende eingehenden und am Aufsatze mit dem Landeswappen sammt Aufschrift decorirt, den Allerhöchsten Majestäten als eine Erinnerungsgabe des allergernehmten Kronlandes von seinem Oben dargebracht, so wie deren eine Zahl an die darnach Verlangten tragenden Notabilitäten und Patrioten vertheilt.

Am den Letzten der „Carinthia“ eine Probe von dem Inhalte dieses Prachtwerkes, welches in den vaterländischen Criticen den ersten Platz behauptet, zu geben, entnehmen wir davon ein Bruchstück, betreffend die Beschreibung der Kärntner des k. k. Kaiserpaars von dem Besuche des Gledners nach der Landeshauptstadt.

Von dem gestrigen Gewitter, das die Kaiserfahrt mit dem Neuen seiner Donner durch das einsame Gitschtal geleitet hatte, war die Wellenrede, die es über Kärnten angebreitet, auch heute Morgens (9.) noch liegen geblieben; wohl durchbrach sie iter die steigende Sonne und vertrieb die linsige Schaar der stehenden Wolken in die Berge; da aber blieben sie hartnäckig sitzen, sich zu Zeiten dicht zusammenballend und mit neuen Gewittern drohend. Als aber der feierliche Glockenklang und Pöllerntal, das freudige Jauchzen beglückter Menschen vom Thale in die Schluchten der Alpen drang, da schoben diese die dunkeln Nebelschleier von ihren Felsenhäuptern, um herabzuschauen auf das seltene Fest des schönen Thales. Jetzt, da die Sonne zu sinken begann, waren sie alle rein gemorden und am dunkeln Himmelsschloß schwoben die Weitensteite besäumt mit lichten Sonnenzögeln, als nähmen sie auch Theil an dem Jubel des Tages.

Solche Wandlung war auch mit der Stimmung der Bewohner von Klagenfurt vor sich gegangen. Wohl hatten sie geglaubt über die Unlinden der Bitterung, die den festlichen Einzug des Kaiserpaars in die schön geschmückte Stadt

und das schöne Volkfest in den „Franz-Josephs-Anlagen“ nicht von Regen verlohnt hatte; aber desto inniger war die Freude, welche die Kunde herübergeriet, daß die weitere Reise der von den wärmten Wäldchen begleiteten Majestäten, daß auch die Alpenfahrt auf die Pasterze vom herrlichen Sonnenglanz begünstigt gewesen war. Aber der Unmuth lebte heute wieder, als der wolkenverhüllte Himmel besücherten ließ, auch das für heute mit herzlichster Liebe bereitete Empfangsfest werde abermals die Ungunst des Wetters erfahren. Mit dem Himmel aber hatte sich auch die Stimmung wieder aufgehellt, und innige jubelnde Freude war eingezogen in die Orzen von Taufenden, die dem Freudenfest entgegenzogen. Nicht nur Taufende der Stadtbewohner, sondern auch andere Taufende, die herbeigekommen waren, um an dem seltenen, schönen Feste Theil zu nehmen, zogen in dichten langen Scharen hinaus an das Seeufende. Eine entliche Reihe von Equipagen bewegte sich auf der Reichsstraße; in dichten Zügen mochte es hin und her von der „ländischen Burg“ bis hinauf nach Krumpendorf, und malerische Gruppen bedeckten die lange Hügelkette, welche die Gestade des See's auf der Nordseite umgeben, wo unzählig liebliche Angelände mit dunkeln Wäldern wechselten, aus welchen sie und da eine Ruine herabschauf auf die Seltsamkeiten der Neuseit.

Auf dem schönen, an 3 Meilen langen Seebeden liegt, wie weißt aus den Landschaften Kärntens ländliche Ruhe und ein stiller Ernst; dunkle Kiefern- und Tannenwälder bedecken zwar größtentheils seine Ufer; aber mannigfach gekräumt und reizend angeordnet, lassen diese doch hier ein in ländlicher Stille ruhendes Bauerhaus, dort ein seltsiges Gehänge, hier und da wieder ein fernes Kirchlein auf hohem Berge, und gar wunderjam mit den hohen dunkeln, waldigen Berglehnen wechselnd, in schön gezeichneten Linien die ganze mächtige Hochgebirgskette schauen, die weit herab sichtbar, mit dunkeln Felsen und in der Abendsonne hell funkelnden Schneefeldern zugleich mit grünen Wiesenrainen sich anmuthig spiegelt in den weiten blauen Flutten des See's.

Als der Kaiserzug auf der Länge des See's sich hinziehenden Reichsstraße der Ortschaft Pörsisch ach sich näherte, da war die Sonne im Sinken, und die erste Seelandschaft überkam ein freundliches Näbeln. Lange, helle Sonnenlichter legten sich auf die dunkeln Wälder, daß die weissen Bauernhöfe und die Birken- und Tannenstämme im Walde aufleuchteten. Mit Sonnenzögeln überzogen, trat die schöne Kirche von Maria-Werd aus dem dunkeln Walde hervor, während ihr reizend Widersicht auf der dunkelblauen Wellenfläche leise zitterte bei dem sanften Hauche des Abendwinnes oder dem schwachen Wäterschlage des kleinen Waders. Die langen, hellen Sonnenlichter hoben sich allmählich, und leichte Abend Schatten zogen über die Wellenfläche; durch die blaue Luft und ihre leichte Wellenflur aber flimmerten sanfte Rosenlichter; auf den Alpen leuchtete ein liebliches Roth, während vom ihren Felsenhäupter goldene Wellen zogen. Von dem klauen Wasserpiegel flohen die Abend Schatten wieder vor den lieblichen Purpurlichtern, die auf dunkeln aufstammten und auf den hüpfenden Wellen zauberischen Effentanz hielten.

Es war es, als hieße die Natur heute eine Freudenfeier mit den Menschen; denn mit den hüpfenden Lichtern des Abendrothes einten sich schon die Freudenfeuer, und als um 6 1/2 Uhr das Kaiserpaar in Pörsisch ach anlangte, flammten die geliebten Namenzüge von einem Schiffe auf den Flutten des See's. Auch das Gloriet auf der Anhöhe und die Fenster des Ortes waren freundlich decorirt und beleuchtet.

Vor dem reichgeschmückten Herrschaftshause erhob sich eine mit Entleeren der Fischer geladene Ehrenpforte, deren Frontispice die Allerhöchsten Namenszüge trug. Hier hielt der durch die von ten festlich gekleideten Kavalieren, der geschmückten Schützengilden mit ihren Fahnen und vielen Stadtbewohnern gebildete Gasse langsam heransahrende, mit entleeren Jubel empfangene Keisizug, und Ihre Majestäten gerubten die ehrsüchtvolle Begrüßung des Bezirksoberstehers Johann Fischer entgegen zu nehmen, worauf auch der Bürgermeister H. X. Vogel und der Superior des Benediktiner-Ordens St. Paul (Vikar des Gutes Pörschach) Ihre Majestäten unterthänigst begrüßten durften, und Ihre Majestät die Kaiserin einen von einem Knaben überreichten Blumenstrauß gnädigst anzunehmen gerubten.

Intessen war das hellleuchtende Abendroth verschwunden, erloschen sein purpurner Widerschein in den Lüften und auf den tangenden Wellen verlegten allgemach das zarte Rosenlicht auf den eilenden Wellen und auf der barren Felsenleite der Caravanten. Der Mond begann sich lasslich Vort über die Felsenhöle zu gießen, aber bekümmt zog er wieder die Wellenleiter vor sein Antlitz; denn schon stammten überall Tausende von Lichtern auf, sie flackerten zwischen den Bäumen des Waldes, tanzten auf den Wellen der weiten Wasserfläche des See's, befränzten die Hügelketten, die Berggebirde, die kalten schneigen Gipfel der Hochalpen und verwebten sich mit den Sternen in den funkelnden Teppich des Himmelszeltels. Überall an den Bauernhöfen, die eben noch an dem Gehängen des See's im Abendlichte so freundlich an den Walde geguckt, stammten die tagelicht ferglühend gerästelten Holzstöbe auf; hart am Ufer des See's leuchteten Freudenfeuer und warfen lange glühende Streifen über die Wasserfläche; sie schiffen in bunten Farben auf eilenden Barken und zogen bei jedem Ruderschlage lange Garben von Feuerwedeln hinter sich her. Alle Berggehäbe aber, so weit sie von hier sichtbar, hatten sich mit Lichterkronen geschmückt; auf den Hügelketten des Seebeckens, auf den waldigen Höhen der Satniz, vom Ulrichsberg, Heleneberg, Gölse u. auf den lustigen Höhen der fernsten Alpen, die weit hinanschauend in die Nachbarkänder, leuchteten die riesigen Freudenfeuer und kündeten seinen Kärntens einziges Jubelfest. So war auf der lahlen Höhe der erklimmenden Felsenpyramide des Mittagstogels (6700 Fuß hoch) ein riesiges Feuer, wie ein aufgehendes neues Gestirn zu schauen, dergleichen auf der schneigen Ketschna, auf dem waldigen Singerberg, auf der Felsenpyramide des Harleub, an der Wallfahrtskirche auf der Mager (5100 Fuß), am Schwarzgump (5300 Fuß), auf dem umherblickenden Felsenrücken der Keschutta, auf der hohen Höhe des Obir (6761 Fuß) und auf der fernsten Pexen (6681 Fuß), in welchen Bergen Hunderte von Familien von Bleibergbäner leben; selbst endlich auf den fernsten steilen Höhen von Sulzbach, auf der Distra, Topiza, Ushewa und Orinong lebenden die mühsam zusammengetragenen Holzstöbe in riesigen Flammen auf. Und überall bei diesen Laufen von Lichtern, die über die weiten Thal- und Bergflächen gelagert waren, stamten treue Untertanen und sandten mit dem lichten Feuerstrahl und dem denkernden Völkernalle ihre jubelnden Freudengrüße dem gütigen Herrscherpaare entgegen, das im hellen Lichtglanze durch das Thal gezogen kam.

Lichterglanz weckte sich jetzt auch in den feierlichen Empfang des Herrscherpaares; farbige Lampen funkelten zwischen den Blumen und dem Blättergrün der Ehrenpforte in Krumpendorfer, die der Besizer des Gutes, Herr Thadäus v. Panner, vor seinem Schlosse an der Straße errichtet

hatte, wo er als Bürgermeister der Gemeinde mit Tausenden von Taus- und Stadtbewohnern die Allerhöchsten Tausenden mit ehrsüchtvollstem Jubelrufe begrüßte. Väter- und Fackelschein glänzt auch von der Ehren- und Wonnigsbrüder des J. Ritter von Kainer entgegen, wo die Fabrikarbeiter mit Fackeln auf der Straße in zwei Reigen angestellt waren, und der fest so festlich in die Kiste tragende „Ehrenthurn“ eine funkelnde Krone von zahllosen flackernden Lampen trug. Und hinter der nächsten Waldede, da war das Schloß des Ritter v. Kainer „Freienthurn“, in seinem architektonischen Bane mit zahllosen Lampen verzerrt, auf der Höhe wie ein von Eisen gebautes Felschloß im dunkeln Walde zu schauen. Und als wie im Westriem von Kizen geschossen, erhob am Ufer des See's ein stolzer Palast, „die Schwimmschule“ seine Zinnen, während seine aus Fackeln funkelnden Territore aus den Wellen heraus leuchteten.

Von jenseit des Wassers, aus den Fenstern des fürstlich Rosenbergschen Schlosses Maria Loretto sandte die Freude glänzenden Feuerstrahl über den See.

Aber nun begann auf der dunkeln Wellenfläche selbst ein großartiges Flammen- und Lichtspiel. Neue Holzstöbe stammten auf dem Seebecken, und aus den verstickten Buchten des See's kammten Barken und Rähne mit flackernden rothen Beckflammen und ruhig ausleuchtenden Weißfeinen und bewegten sich langsam, majestätisch über die Väter in einander verschlingend, den tiefschönen Ufer zu. Zwischen durch steuert das Dampfschiff „Maria Werd“ reiche Funkenlanzen sprühend, mit vielfarbigen leuchtenden Ballons behangen. Mitten unter den feurigen Kaden und Rähnen entzündete sich jetzt ein kleubendes Wasserfeuerwerk.

Mit lautem Knalle entwidelten sich glänzende Feuerkugeln; feurige Garben von Funken und Lichtern in den verschiedensten Farben stammten mächtig auf und schüteten reiche Funkenregen auf die dunkle Nacht. Hier sprangen schiebende Sterne auf, weiß, roth, blau und grün; dort blühten feurige Stränge im zischenden Funkenlaute, inmitten regte es sich zickend und brauend wie riesige Wasserfackeln in lauten Windungen und versank mit lautem Krachen. Prasselnd stiegen Hunderte von Raketen in die Lüfte, erloschen mit lautem Knalle oder neigten sich mit ihrem langen feurigen Strahle freundlich nieder, streuten vielfarbig ausleuchtende Lichter aus, oder entsandten helle Sterne, die lange hoch in den Lüften schwebten. Es war in der That herrlich zu schauen dies majestätische Funken-, Flammen- und Lichtspiel in den dunkeln Elementen des See's, während der ungenüßliche Schein des Mondes aufsteht auf den Rauch- und Dampfwellen schwebte; es war prächtlich zu schauen, wenn die anflammernden Lichter und die ausleuchtenden Sterne die kunden Massen der Stadtbewohner beleuchteten, die in Tausenden herbeigekommen waren, ihren Kaiser zu begrüßen, und in entleeren Reihen die benachbarten Hügel bedeckten; es war ergötlich, wie von den fernsten Alpen der Teuner der Völler durch die stille Luft rulle, wie das Echo, von zahllosen Freudenkräften verwehret, durch die Felsen und Buchten des Seebeckens wiederhallt, wie sich darin das Rischen und Rauschen, das Knarren und Knallen des Feuerwerks mengte, und endlich noch, alles überhörend, das aufjubelnde Freudengetöse der Tausende mit dem köstlichen Keisizuge, wie eine riesige Tenwelle der Freude und der Lust, durch das stille Thal dahin eilte bis an die Thore der Satniz.

In einen von wundervollen Farbenlichte erhellen Zauberbain war der Eingang zur Stadt umgewandelt. Die Grenze des Reichthums bezeichnend eine von hellweißen ausleuchtenden Flammen, die auf vier riesigen Kandelabern brannten, majestätisch

beleuchtete Triumphsorte. Der Genius Oesterreich's lag über derselben farbige Fahnen wehen; zwischen den Säulen aber waren die plastischen Büsten Ihrer Majestäten zu sehen, über welchen sinnige Begrüßungsworte der allgemeinen Freude Ausdruck geben. Hinter der Pforte aber dehnte sich ein endloses Lichtmeer aus. Ein riesiges Wäthendach bildend, hingen an den schönen Säulen der Pappellatte farbige erleuchtete Ballons, leise im Abendwinde sich schaukelnd und über die Straße hin zu reizenden Guirlandens und Bögen sich verschlingend. Sie gaben in ihrer Perfective ein Licht- und Farbenbild von wahrhaft seeuhafter Schönheit und blendender Pracht. Am Endpunkte erglänzte aus unzähligen flackernden Flämmchen die „*Elisabethbrüde*“, ihren Namen in strahlender Aufschrift tragend.

Der Stadthurm trug wieder weithin sichtbar sein funkelndes Lichterdiadem, das Baron Herbert'sche Haus eine leuchtende Sonne; die „*Franz-Joseph's-Anlagen*“, welche die Stadtbewohner nach dem ersten Kaiserbesuche begrüßten, wo sie jüngst erst das Kaiserpaar jubelnd begrüßt, wo die „*Kaisertempel*“ grünen, die sie am Bernabühlstage Hochdelfessen gepflanzt, diese erglänzten in Licht und Feuer.

Um halb 8 Uhr vorzerrten die Kanonen, erkündeten die Glocken von allen Thürmen. Es luden die Allerhöchsten Majestäten unter endlosem Jubel der Volksmasse durch die magische Pforte der Stadt. Wunderbar farbige Flammen loderten im Momente der Einschalt im Garten des Handelsmannes Michael Rothauer auf, überall an den Fenstern leuchtete heller Lichterglanz, sinnige Transparente, reiche Blumenflur. Vor der Ehrenpforte aber stand die Mannschafft des l. l. 13. Jägerbataillons, und von der Hauptmaße bis zur städtischen Burg die des 7. Infanterieregimentes Baron Prokass. An der Ehrenpforte wurden die Allerhöchsten Majestäten von dem Bürgermeister mit den Gemeinderäthen, an der Burg von dem Herrn Statthalter an der Spitze sämmtlicher Behörden, dem l. l. Offiziercorps, den Militärbeamten, der Geistlichkeit, den Landständen und dem hohen Adel ehrfurchtsvoll empfangen.

Seine Majestät der Kaiser geruheten gleich nach der Ankunft aus dem Apparatment wieder herabzukommen, um die mit der Musik des Jägerbataillons vor der Burg aufgestellte Ehrencompagnie des vaterländischen Regiments zu besichtigen und beschützen zu lassen.

Ihre Majestät die Kaiserin fanden in Ihrem Gemache auf eleganter Stoffeile ein von heimischen Künstler Perharz ausgeführtes großes Delgemälde, „*Heiligensblut mit dem Orshelkner*“ darstellend, welches Ihre Majestät die Kaiserin als Erinnerung an die ewig denkwürdige Reise nach Oberkärnten von den Landständen Kärntens huldvoll anzunehmen die Gnade hatten. Dabei stand ein Strauß kunstvoll der Natur nachgebildeter Alpenblumen, gleichfalls von den Ständen allerunterthänigst Ihrer Majestät gewidmet mit dem nachfolgenden Gedichte begleitet:

### Kärntens Alpenblumen

an Ihre Majestät unsere allergnädigste Kaiserin Elisabeth.

Wir sehen still auf hohen Alpenmatten,  
Wir bleiben ungeschen, ungeschützt,  
Wir blühen und welken in der Hellen Schatten,  
Die ewiges Eis mit seiner Krone schmückt.

Wir hören von den Schwärmern wohl erzählen,  
Die unten blühen und das Aug' ersehen,  
Und die sehr tausend Hände losglang wählten,  
Um sie auf unsrer Herrin Pfad zu streun.

Und sieh! Sie kam zu uns herausgestiegen,  
Und uns auch grüßte Ihres Mutes Strahl!  
Wir durften uns zu Ihren Füßen schmiegen  
Und unsrer Blüth' uns freuen auch einmal!

Run bitten wir — im nachgedachten Bilde,  
Erlebe's Frau, nimm uns in Deine Hand,  
Beweis' uns, und in gnademoller Milde  
Ordn' auf unsrer treues Heimathland.

Um halb 9 Uhr bewegte sich von dem Magistratsgebäude ein großartiger Aedeung der Bürger von Klagenfurt gegen die städtische Burg, und der Männergesang-Berein brachte eine Serenade, bei welcher begeistert und begeistert wohlgenährte Beschäftigte auf das Trefflichste ausgeführt wurden, worunter auch mehrere oberbairische Volkslieder, componirt vom hochachtungsvollen Vater Ihrer Majestät, Sr. königl. Hoheit dem Herzog Max in Baiern, welche nebst einem Abschiedsgebilde Allerhöchst Ihrer Majestäten überreicht wurden.

Lange schon war das heitere Lichterspiel verklungen und verstummt der Donner der Freudenkühle, der entlos von den Alpenpizzen rollend durch das Thal gezogen; wohl irte träumerisch das Wohllicht mit den leichten Abendnebels über die Hüden, aber noch immer war man nicht zur Ruhe gekommen. Eine unabhörbare Wagenreihe bewegte sich noch immer vom Seegebäude durch den lichterschülten Baumgarten gegen die Stadt; entlos wegte eine mehr und mehr anschwellende Menschenfluth von den Hügel und Höhen des Seenerfers dem noch immer hellstrahlenden Lichtmeere der Stadt zu, und heller noch strahlte die Freude aus den Augen der Laufende, als die Laufende von Lichtern, Lämpchen und Flammen, die in allen nur ersichtbaren Verzierungen, an den Fenstern der Häuser angebracht waren. Klagenfurt hatte nie einen so schönen, glanzvollen Festabend gesehen. Der Aufwand von geschmackvollen und reichen Decorationen, von ganzen Wäldern von Büschen, Zweigen und Weiden, die große Menge von geschmackvollen Verzierungen, flammenden Figuren, sinnigen und herzlichen Inschriften, das endlose Lichtmeer von griechischen, bengalischen und verschiedenfarbigen Flammen, die ganze Großartigkeit dieses Kaiserabendes ließ nicht mehr die kleine Provinzialstadt erkennen, sondern berechtigte sie zum Vergleich mit jeder ähnlichen Vaterlandesfeier; während wieder der Umstand die Hauptstadt eines patriotischen Alpenlandes kennzeichnet, daß Alt und Jung, Reich und Arm, ja zarte Frauenhände im schönen Wettstreit all den Blumen-, Fahnen- und Lichterschaum vorbereitet, in freudiger Sinnigkeit ihn zu Stunde gebracht. Tausende und Tausende waren vom Lande aus weiter fern zum schönen Feste herbeigekommen; die Stadt war wie niemals so überfüllt mit Menschen; dennoch war nicht der kleinste Unfall zu beklagen, nicht der leiseste Verstoß zu bedauern; es kann rein und ungetrübt, es wird ewig fort in die Erinnerung der versammelten Laufende seinen zauberischen Lichtschein werfen das großartige Flammen- und Lichterspiel dieses unvergleichlichen Kaiserabendes.



## Lebensbild aus der Vergangenheit. Fürstbischof Salm und sein Hof.

(II. Unsterblichkeit.)

Das Kriegsjahr 1809 war mit allen seinen großartigen Ereignissen und Ehrenrufen vorüber gegangen, aber in Klagenstift hatte es unverrückbare Spuren zurückgelassen. Die Wälle der Stadt mit allen ihren Werken und Bauten waren durch die Gewalt der Mienen zusammengeführt, 135 Wohngebäude in Schutt verwandelt, die Umwölbung flohen oder wandelten obdachlos umher; auch die bischöfliche Residenz hatte der Feind des Restharsten und ihm Tauglichsten beraubt; doch einer blieb in ihr unverfehrt und ungebrosen durch alle die Verluste, die er litt — es gehörte dazu, was ihm am meisten schmerzte, die Hälfte seiner Heerde — es war Salm der Oberhirt. Kadettenlag der Fürst in seinem Cabinete; vor ihm auf seinem Schreibtische lag eine Gruppe Briefe, die ihm eben sein bisheriger Hofrath gebracht hatte, und damit auch sein Entlassungs- und Pensiongesuch, um nicht wiederzukehren.

„Ho!“ — sprach er für sich hin, indem seine Hand die Papiere trampfhaft sah — „dieses ist das Ende von dem Letzterem, welches man mir einst verkündete, ein Herzogtum sollte ich besitzen und nun lauter abschließliche Antworten, keine Abnahme meiner Eisenmaaren“, Proteste von Wechsellern, Klündungen des Credits! Ich weiß, mir will man es in die Schuhe schieben, daß die Kassen leer sind. Die Kunst, die Armut\*\*\*) hätte ich zu sehr unterschätzt!! — Bei Gott“ —

\*) Im Jahre 1808 erzeugten die Eisenwerke Unterkrantens allein 233,190 Centner Roheisen, im Jahre 1814 mußten sie sich auf die Erzeugung von 77,693 Centner beschränken; so sehr hatte die Concurrenz des englischen, schwedischen und russischen Eisens nachtheilig auf den hiesigen Abfall gewirkt. Das Vorkommniß ist, als früher hauptsächlich an dem Eisenhandel nach Sinigaglia und Apulien sich betheiligte, am meisten. Fürstbischof Salm errichtete in der „Kramerzasse“ am einiglichen Abfälle zu schaffen, eine eigene Eisenhandlung; doch die Regie lief wenig Ueberflüssige.

\*\*) Der hochselige Fürstbischof Salm hielt bekanntlich fortwährend zu viel arme Studenten aus, gleichsam Vagen, aus welche sie auch bei Kirchenauflagen geteilt erschienen, besahe allejährlich die Medicamenten für die Stabtarren, und spendete eine Unzahl anderer Almosen. Die Redaction der „Garinthia“ besah das von Salm, dem Inhalte nach zu schätzen im Jahre 1806 entworfene und mehrfach von seiner eigenen Hand geschriebene Testament. In demselben überläßt er den Ständen Krantens den von ihm bereit aus salzburgischem Wurmser sich beschafften Obelisk mit der Bezeichnung, ihn auf dem dazu bestimmten Platz baldigst aufzurichten zu lassen. Sein auf 100,000 fl. geschätztes, in Gewerksverzeichnissen, sonstigen Inventarialien, Reliquien u. s. w. bestehendes Vermögen vermachte er gänzlich zu wohltätigen Zwecken, und zwar 14,400 fl. für, in einer Art Knabenstern, zu erhaltende zwölf arme Studenten, vorzüglich jenen, die sich zum geistlichen Stande eignen; 18,000 fl. für dreißig gering bediente Seelsorger der Diözese zur jährlichen Unterstützung aus dem Interesse; 45,000 fl. für die Penstionen und Gehalte, wie j. B. jährlich 500 fl. an Zinsen für Erhaltung eines Pflanzers zu Straßburg (Doktor Benedikt war es damals bereit); 400 fl. Zinsen für die Medicamenten zu Klagenfurt; auf zwei Kranenbetten à 100 fl. jährlich u. s. f. Als Testament-executor bestellte er das H. B. G. Conflitorium. Das Antikenkabinett mit den Wästen bestimmte er zum Gebrauche der Zei-

lunhe er nach einer Pause fort, die nur ein tiefgeholter Seufzer unterbrach — „ich habe die mir anvertrauten Denare nicht weggeworfen; die Dantwünsche der Armen fliegen zum Himmel empor, sie liegen dort zu wuchern für die Ewigkeit; und was die Kunst geschaffen, ich heisse, es wird mich und kommende Generationen überleben, um des Herrn Ehre zu verklären“). — Doch das ist nur die Vergangenheit. Und nun die Zukunft, wo soll ich noch Mittel finden? — Er richtete einen strahlenden Blick nach oben, seine Miene erheitert sich zunehmend. — „Ja, das will ich!“ — rufte er aus — „bei mir soll gepart werden, damit ich noch geben kann. Wie ich einst in Rom im „Gestium Germanicum“ als Pöbel lebte, will ich jetzt bei meinen Klammern wohnen und leben wie sie!“

Nach stand er auf und wandte sich der Thüre zu. Es vergingen kaum 24 Stunden, und Salm bewohnte im Priesterhause oder der Eingangspforte zwei Zimmer für sich und eines für seinen Diener\*\*).

Von allen, die an Salm's Hof durch seine Fürsorge, Großmuth und väterliche Güte, von den sich nach gebenden ersten Anlagen durch alle die Uebungen und Proben der Lehrjahre, durch Nachbungen von Meistern und Studien in den Werthstätten und Sammlungen der Residenzen und Höfe für die Kunst groß gezogen wurden, erreichte keiner einen so hohen Grad der Ausbildung als Johann Schaffner von Leonhardshof. Doch nicht seine Kunstfertigkeit allein, seine Persönlichkeit, sein ganzes inneres und äußeres Wesen gab ihm die vorzügliche Liebe seines fürstlichen Rätens. Schaffner gleich so ganz dem Ideale eines Johannes, des Pöbeljüngers des Heilandes, daß er dem, der selbst so gerne in der Gestalt dieses Apostels der Liebe dargestellt sein wollte,

den Schale und des Gymnasiums durch die Herren Stände, und das bekannte Kunstmaler, den P. Veras, hat er, wolle sein Nachfolger so lange bewahren, bis sich ein Liebhaber dazu um den Kaufpreis von 12,000 fl. gefunden haben würde. Es wurde im Jahre 1826 in Wien um nur 500 fl. angekauft. Salm konnte nach dreißig Jahren seines Vorkommnisses nur über 100,000 fl. disponiren, und das noch in guten Zeiten!

\*) Nicht nur der Obelisk, die Kapelle mit der Besperrbüchse und den schönen Wandgemälden in der P. V. Residenz zu Klagenfurt, die nachhin das Carler-Domkapitel vor Veräußerung durch die Wälbiger rettete, der Altar in der Schloßkapelle zu Zwischn wässern, sondern auch sämtliche drei Altäre in der Priesterhaus-Kapelle (1815 den Sammlungen) und die Kreuzabnahmegruppe in der Kapelle am Tiffere-Bade (Sieh Carinthia 1817, Nr. 30) sind seine Mildthaten.

\*\*) Es war in den Jahren 1812, 1813 und 1814, daß Salm auf oben beschriebene Art wohnte, so wie er auch nachhin dabeibest. Noch in den guten Tagen hatte er den bösen Zustand in dem Grade sich zubereitet, daß er oft die einfachste Kost armer Studenten aus dem ihnen vorgestrichen Geschirre, und ihnen dafür seine Speisen überließ; auch bei Visitationen wählte er statt der großartigen Gastereien mehrmals einzig die landesübliche Speise des Bauers, den „Sturz“. Wie oft bedachte er auf ähnliche Art seine Klammern! Anfangs des Jahres 1813 und anfangs 1814, wo jener furchtbare Typhus im hiesigen Armeespitale herrschte, der Tausende dahinstreckte, war es Fürstbischof Salm, der sich vorzüglich der kranken Soldaten annahm, und durch eine Frau von Schrottenbach'schen Stützungen jeder Art verdrängen ließ. Offenbar wählte Fürstbischof Salm die Enthaltensart nicht im Gesichte einer vereinbarenden auch ihn treffenden Noth, sondern um den Armen ihr Giebel empfinden und sich überwinden zu können.

als das Abbild seines geistigen Lebens gesehen und der Fürst seinem Bögling mit ganzer Seele zugehen war \*).

Mehrere Tage hatte der bereits greise Oberhirt, den eine Visitationserreise aus seiner Residenz entzerrte, diese und seinen Lieblich nicht gesehen, und als er abgehien war, gegen seine Gemohnheit ihn auch nicht unter den Empfangenden erstlich. Dieses kennrührte ihn, da er wußte, wie sein Brustleiden ihn oft Tage lang entfernt hielt. Schon wollte er hinein, um wie er glaubte, an sein Krankenlager sich zu setzen, und ihn mit seinem Troste zu stärken, da trat der Erlechte selbst ein und entschuldigte sich mit den Worten: „Euer Eminenz\*\*), ich bitte um Vergebung, wenn ich zur Unzeit und so eilig komme, um mich zu verabschieden.“

„Wie so“ — sprach Salm, der ihn mit großen Augen anblinnte, und seine beiden Hände aus dessen Schultern legte — „wie kannst du abreisen wollen, ohne daß deine Gesundheit hinlänglich gekräftigt ist? — ich sehe schon, deine Cäcilia\*\*\*) entführt dich mir; seht Dir etwas?“

„Ja freilich“ — antwortete Schöffler — „es fehlt mir viel, sehr viel. Mein Herz blutet, wenn ich denke daß ich jetzt fort geh, wo ich bei meinem väterlichen Wohlthäter — er läßt mit tiefer Nührung dessen Hand — die ersehnte und so nöthigste Ruhe genießen soll; doch die Vellendung der „Cäcilia“, die man bei Hof so sehr wünscht, fordert mein Gehen und dabei meine Mittellosigkeit, denn ich muß Euer Eminenz gesehen, ich habe die ersparte Baarschaft meiner Mutter, deren Lage sie kennen, geschildert.“

„Mein Sohn!“ — sprach gerührt der Cardinal — „zage nicht, noch immer hast du bei mir Mittel gefunden, und auch jetzt, wo ich wie einer der Apostel des Herrn in den heiligen Rath seines Stellvertreters auf Erden als Mitglied aufgenommen wurde, theile ich ihre Armut; doch ich will den Angel abwerfen, gleich Petrus, um einen Fisch zu ziehen aus des Meeres Tiefe, der den Zinspennig für uns Beide kauft“. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, eilte er zu einer Gattin hin, die sich in seinem Sekretär befand, schließt sie hastig auf, und zieht einen Ring mit Edelsteinen hervor. „Sieh, dieser Ring“ — sprach er zu Schöffler mit gebrochener zitternder Stimme — „ist das Geschenk meiner Mutter; was die Mutter gab, soll die Mutter haben, nehme ihn und verkaufe ihn in Wien

an einen Juwelier, damit soll Dir und der, so Dich geboren, indessen, bis Du Dein Bild vollendet, gehalten sein. Zu Deiner Beglaubigung, daß Du ihn von mir erhältst, gebe ich Dir vor Deiner Abreise noch mein Certificat.“

„O, wie könnte ich so etwas nehmen“ — rief Schöffler von schmerzlichem Gesichte wie überwältigt — „das Theuerste was vielleicht Euer Eminenz begehrt; und dieses ich, der ich doch nicht der Unglücklichste bin, bei dem es eben nur auf einige Wochen ankommt, während Andere, ja eine ganze Familie im äußersten Elende schmachtet!“

„Das erste, mein Sohn!“ — versetzte Salm mit weicher milder Stimme — „hab' ich mit mir schon abgemacht, der Geist meiner Gebieterin läßt mir beifällig zu; aber Du scheinst etwas auf Deinem Herzen zu haben, lege es auf das meine, ich kenne Dich, mein Johann es, wie schwer es Dir ist, Leidende hinter Dir lassen.“

„Der Eintritt des vergangenen Abends, der ist es“ — begann Schöffler — „welcher mich unablässig verfolgte, und mich gleichsam zwischen Gehen und Bleiben theilt. Als ich, wie Euer Eminenz bekannt, gestern, um noch einmal die geistliche Luft in meinem Hofe, dem Ruhstalle, zu schöpfen, in denselben mich begab, und so stummend der nahen Zukunft in der Kaiserstadt auf meinem Strohlager mich hinreckte; da öffnete sich, als es schon ganz finster geworden, die Thüre und so viel ich bei dem fahlen Scheine der Stall-Pateme wahrnahm, schob sich ein weibliches Wesen durch die Flügel desselben herein, welches ein Kind am Arme trug und mit der Linken ein größeres nach sich zog. Während das kleinere weinte, schlang dieses seine Hände um die Mutter und schluchzte mit bebender Stimme: „Mutter, ich fürchte mich, ach die Thiere mit den Hörnern!“ — „Nehms Kind, fürchte Dich nicht, weißt wohl, daß das Kindlein Christus im Stalle seine Zukunft fand, als die harten Leute seinen Eltern die Thüre verschlossen, sieh hier ist doch warm, hier verpörrtet uns Niemand wegen der Lumpen, die unsere Wäsche bedecken.“ — „O gewiß nicht!“ sprach ich — denn ich war leise aufgestanden, hatte mich der armen Frau genähert, als ich ihre Jammergestalt beobachtet und bemerkt, daß sie einer Dohnmacht nahe war. Hastig nahm ich das Kindlein in meinen Arm, welches ihr bereits entsand und griff nach dem Reichthümlichen, welches ich für meine Krampfanfälle in der Tasche trug, um es ihr zu reichen. Als sie nach schwerem Athembelen und wiederholtem Stöhnen, von Schwäche und Schreden gelähmt, mit matten Widen zu mir aussah, ohne ein Wort zu finden, nahm ich es, indem ich ihre zitternde Hand ersassend sprach: Wer sind Sie, Unglückliche, wie kommen sie hieher, was kann ich für sie thun? — Nach einer gebaltlenen Pause und tief aufseufzend presste sie die Wirt heraus: „Ich bin eine Unglückliche, mehr kann ich ihnen jetzt nicht sagen, eine wegen ihres Gatten von den Eltern Verlassene; — doch mehr als mein und meiner Kinder namenloses Elend, denn wir haben kein Kleid, keine Wäsche, keine Nahrung, — trübt mich, daß er, der mit dem Tode ringt, von einem Sakrament nichts wissen will; — das ist schredlich, alles zu verlieren, auch die Hoffnung auf Trostzeit!“ — „Ich will hingehen ihn trösten, ihn — ich stecke und es war, als wälzte sich ein Stein auf meine Brust. — „Noch nicht“ — sprach sie, „ich muß ihn vorbereiten, denn er läßt niemand vor sich, hier am wenigsten, wo wir in der Nähe der Seinen sind.“ — Also morgen um diese Zeit — errietete ich — darf ich sie hier erwarten? — „O ja!“ lang es wie aus hoher Brust und meine mit Kupferminen angefüllte Börse dem größeren Kinde, welches sich mittlerweile an mich geklammert, in das Händchen drückend, eilte ich, mich dem

\*) In der hiesigen Priesterhauskapelle am Seitenaltare rechts ist von Schöffler's Hand die Kreuzabnahme des h. Andreas, gegenüber der von ihm gemalten Copie der vorhin erwähnten Kreuzabnahme des h. Petrus dargestellt. Unter den dabei beschriebenen Personen erkliden wir einen Jüngling mit blonen Locken und zart geschnittenem Gesichte. Es ist Schöffler's Portrait, der so, wie viele seiner Kunstgenossen aus deutscher Schule selches in der Gruppe der Handelten unterbrachte. Schöffler hatte sich früh entwidelt, sein Körper war schönlich, seine Lunge krankhaft, daher sein früher Tod, den Wiens Klima und seine Anstrengungen, es zur Weisheitskunst zu bringen, beschleunigten. Um von seinem Lungenleiden geheilt zu werden, nahm Schöffler sein Nachlager in einem Ruhstalle, da, wie bekannt, die Einathmung der mitsartigen Ausdünstung jener Thiere sehr Leidenden als Hausmittel angerathen zu werden pflegt. Darauf besteht sich unsere Erzählung.

\*\*) Salm wurde den 23. September 1816 von Seiner Heiligkeit Paph Vius VII. zur Würde eines Cardinals der Krone Oesterreich erhoben.

\*\*\*) Bekanntlich Schöffler's Meisterwerk, welches ihm für die kaiserliche Gallerie am hohen Preis nachhin abgekauft wurde.

überwältigenden Gefühle zu entringen, und fortstürzend rief ich noch halblaut: Also morgen, für heute diese Kleinigkeit. — Dieses Euer Eminenz meine Geschichte, ich dachte, sie für mich zu behalten und meine Freizeitschrift mit den Armen zu theilen, aber diesen Ring kann ich nicht zerbrechen, darum muß ich meine und fremde Noth bekennen.“

Salu hatte mit steigender Theilnahme zugehört, seine Züge, seine nasen Augen, seine zitternde Bewegung, alles verrieth, was in seinem Innern vorging; endlich sprach er das Schwitzen: „Ja heute Abend gehn wir — auf das Kreuz für uns! Dem Schlüssel weist, sagte er mit feierlicher Stimme — „der wird uns begleiten, wo es gilt eine Familie, mehr noch, eine Seele zu retten.“ —

Der Abend war gekommen, und Schäffer erschien um die Stunde, um welche er gestern im Stalle jenes Zweigespräch gehalten. Der Kammerladi des Kardinals — denn er hatte in seiner beträngten Lage den größten Theil seines Verfalls, selbst seinen zweiten noch geliebtenen, ihm so lieb gewordenen Kammerdiener, als er sich ein Gewerbe verschafft, verabschiedet — wußte es sich nicht zu enttäuschen, warum er geboten hatte, alle verfügbaren Hentzen aus seiner Garderobe zusammen zu legen, und aus dem Speisegebäude was an Labungsmitteln sich vorfand, schnell als Speise sich bereiten ließ oder schon genießbar war, herbei zu holen und in einen Reisefad zu packen.

„Nun das ist wieder für den Schäffer eine Reisezeitung!“ rief eine nasentämpfende Rebecca.

Als nun Schäffer da war, und der Kardinal das Wäsepäckchen, er aber den Speisevorrath nahm, und sie geführt von einer Mantelaterne durch die dunkle Pforte, gefüllt in Mäntel, durch Schnee und nächtliches Grauen fortwanderten, da zerbrach sich die um die Vorbereitung wissenden Hausleute vollends die Köpfe, was diese Expedition bedeuten sollte, und aber, die wir dieses erzählen, wurde es bekannt, als des edlen Mannes Leiche lange schon in der Fürstengruft zu Straßburg ruhte.

Der Stall war erreicht und nach einer kurzen Zeit erschien auch jenes weibliche Wesen; doch wie erschrak es, als sie neben dem schon Bekannten noch eine männliche Gestalt erblickte, die sich sorgsam verhallte. Sie zitterte und konnte lange kein Wort hervorbringen. Da sprach Salu, um sie von ihrer Betregtheit zu befreien: „Viele Frau, seyn Sie unbeforgt, wir Zwei sind eines in der Pforte für Sie und die Ihren, um daß ich es mir zum Hauptgeschäfte mache, die Seele ihres Gatten zu heilen — führen Sie mich zu ihm.“

„O Gott!“ zauderte unsere Unglückliche — „wie kann ich Sie hinführen, der Anblick würde für uns beiderseits zu schwerlich seyn — diese Höhle des Trens — mein Mann und die Kinder haben keine Wäse.“

„Hier, ist sie“, sprach Salu, und gab das von ihm getragene Päckchen seinem Schäffer, und noch mehr, auch das, was zum Empfangen des Heilandes gehört; eilen Sie beide hin, um diese, und was wir sonst mitbrachten, zu vertheilen, ich harre hier Ihrer Rückkunft.“

Es verging eine Viertelstunde und noch eine — nachdenkend und für sich betend war Salu im Kuhstalle auf und abgeschritten, stehend zu Jemem, in dessen Händen wir sind; da lehrte endlich Schäffer zurück.

„Ich bitte, kommen Euer Eminenz, ich habe alles in Ordnung gebracht; ich sprach von Ihnen, als wie von einem Arzte, der mein väterlicher Freund ist, und auch hier Helfer seyn will. Haben Euer Eminenz Geduld, bis es Zeit seyn wird, sich zu offenbaren.“

Als Beide eintraten, war bereits alles Mögliche geschehen, um das armselige Gemach, welches bereits einem

Gefängnisse gleich und zu dem sie über einen schmutzigen Hof und halberfallene Treppe gewandelt waren, zu stiften und zu reinigen; indessen es dufete ihnen bei allem dem ein Duall entgegen, daß Salu halblaut die Bemerkung entging: „Hier ist Lazarus Grab, o daß ich ihn erwidete.“ Als sie eingetreten, erkannte das von Schäffer mitgebrachte Wohllicht in der Fensterdecke, denn es fand sich kein Tisch und am Boden in Bruchstücken von Kleibern und Strobgelüll, doch mit frischer Wäse angehan bewegten sich lebende Gestalten; zwei Kinderköpfchen schauten forschend empor, während in der einen Ecke ein mütterliches Wesen mit struppigem Haar und verwachsenem Bart sich die Augen verbielt, und das Weib daneben stehend ihre gefalteten Hände emporhob.

Nachdem unser Kirchenfürst sich orientirt, sprach er, nach jenem hin die Hände ausstreckend: „Freund, wir sind gekommen, Sie in Ihrem Glauben zu trösten; was ein Menschenherz vermag und Gott der Albarherzige verlied, sey Ihnen gebort.“

Nach einer Weile begann der Kranke mit schwacher Stimme, indem er die Hand von seinem Gesichte legte: „Wohl bin ich elend, elender als alle Menschen, denn mich drückt das Bewußtseyn, diese unglücklich gemacht zu haben, die mich Gatte, Vater nennen. Es ist nicht möglich, daß es einen Gott gibt, denn die, so mich um das Reine gebracht, schwelgen im Reichthum und ich liege hier verlassen und verschmachtet.“

„Eben das ist der Beweis, daß es einen Gott gibt!“ — sprach Salu mit der alles geminnenden Herzlichkeit, — „weil in diesem Momente ihrer höchsten Noth seine Hilfe nahte! ich fühle mich von ihm gesendet, um Ihr Elend zu lindern, und so Sie wollen, auch den schwersten Stein Ihrer Selbstaufgabe von Ihnen abzuräumen.“

„Können Sie das?“ rief plötzlich sich aufrichtend der Kranke — „haben Sie auch einen Labetrunk für meine kranke Seele?“

Zeit schien Salu der Augenblick gekommen, wo er seine Verhüllung ablegen konnte; er wünte Schäffer, der ihn den Mantel abnahm, und da stand er, der ehrwürdige Greis mit seinem silbernen Fedenhäube, Hände und Augen zum Himmel emporgerichtet, sein purpurrothes Kleid, das glänzende Kreuz, den Krasthar an seiner Brust, löspelte er, sich zu dem Kranken hinaneigend: „Mein Sohn, Weirauen, Gott vergibt Dir; nach einigen Stunden wird mein und Dein Beichtvater an dieser Stelle erscheinen, Dir des Bewußtseins Qual nehmen und Deinen Seldand bringen.“

„Ist es möglich,“ — sprach mit gebrochenen Worten der Fremdling, — „daß der Weg zu Gott so kurz und leicht ist! O ich habe ihn gefunden, wiedergefunden, den Gott meiner Kirche, den ich verloren!“ — schluchzte er, und seine Thränen trocknend, drückte er des Kardinals Hand, die dieser ihm darreichte, an seine bloßen Lippen.

Bald bildete sich eine Gruppe der Dankenden und Flehenden um den Gottgesandten; es gab eine Scene, für welche die Feder keine Worte, keinen Ausdruck mehr hat, als den der tiefsten, namenlosen Empfindung in gerührter Brust im Andenken einer der vielen Thaten der Wohlthätigkeit, die Salu ungeschen läßt, und die verzeichnet sind im Buche des Lebens.

Eine Stunde darauf kniete Pater Kupert, den wir kennen, am Lager des nun nicht mehr Verloffenen, und unser Fürst in seinem Schlafgemache vor dem Kreuz für den Erbenmassen Blick auf dasselbe bestend, im leisen Gebete: „Herr, wie groß sind deine Erbarmungen, o daß ich ihrer theilhaftig werde, sie den Deinen zu bringen!“ D.

## Witterung im Gaillthale in den Jahren 1858 und 1859.

Die Beobachtungen über Naturerscheinungen haben das Interessante, daß sie, je länger sie fortgesetzt werden, desto mehr das Walten eines vom Schöpfer der Natur in sie hineingelegten Gesetzes zeigen, welches sich wie ein rother Faden durch alle Unregelmäßigkeiten hindurchzieht. So fällt z. B. um von den Witterungsbeobachtungen zu sprechen, die wir seit 7 Jahren im Gaillthale anstellen, im Herbst fast regelmäßig am meisten Regen, während der Winter trotz seiner Schneemassen sehr selten bezüglich der Menge des Niederschlags dem Frühjahr oder Sommer die Palme bringt. Ein Blick auf die unten angefügte Tabelle wird die Wahrheit dieser Aussage bekräftigen.

Die Monate, die Jahreszeiten, die Jahre unter sich ringen in ihren meteorologischen Erscheinungen nach einer Ausgleichung, welche den Beobachter auf die Spur eines Gesetzes führt. Der gläubige Forscher findet den Grund der Unregelmäßigkeiten in den Erscheinungen des Naturlebens im 1. Bande Moses, 3. 17. Doch gehen wir über zum eigentlichen Zwecke dieser Zeilen, zur Besprechung der Witterung im Gaillthale in den Jahren 1858 und 1859.

Der Winter 1858 war sehr streng und andauernd und weist die tiefste Mitteltemperatur auf unter den 7 hier beobachteten Wintertemperaturen. Er begann am 13. November 1857 und endete mit 23. März 1858, dauerte mithin 130 Tage.

Der Winter 1859 ist sehr gelinde, und wird nur vom Winter 1853 übertroffen. Er beginnt zwar mit 3. November 1858, dauert bis 25. Februar 1859, und zählt 113 Tage, jedoch ist die zweite Hälfte November, die erste Hälfte Dezember war, und auch der Februar wärmer, als alle bisher beobachteten Monate dieses Monats.

Der Winter 1858 weist eine Mitteltemperatur von  $-7.27^{\circ}$  N. während der des Jahres 1859 nur  $-2.27$  zeigt.ählt man diese beiden Mitteltemperaturen zusammen und dividirt die Summe durch 2, so erhält man als Quotienten  $-4.01$ , mithin nahezu die Mitteltemperatur der Winter der 7 Beobachtungsjahre. Das gleiche Verhältnis findet auch zwischen den Temperaturen der Winter 1854 und 1855, denn 1856 und 1857 hat.

Der Frühling 1858 kommt mit seiner Mittelwärme von  $+5.30$  dem siebenjährigen Mittel von  $+5.28$  sehr nahe, während das Frühjahr 1859 mit seiner Mittelwärme  $+7.18$  weit die Frühjahrsstemperaturen der sechs früheren Jahre übersteigt. Der April und Mai 1859 waren kälter als dieselben Monate im Jahre 1858, dafür ist der Unterschied der Temperaturen im Monate März dieser beiden Jahre unverhältnismäßig groß und beträgt 5.55 Grade. 1858 dauerte der Winter bis 23. März, daher die Mitteltemperatur

dieses Monats  $-0.83$ . 1859 hatte der ganze März Frühlingtemperatur und seine Mittelwärme betrug  $+4.72$ .

Bei den Frühlingstemperaturen beobachten wir, daß ziemlich regelmäßig kältere und wärmere Frühlinge, als die Mittelwärme ergibt, mitammen wechseln nur das Frühjahr 1853 bleibt im Mittel weit zurück, und das Frühjahr 1859 greift weit vor. 1853 war der Vogerhsmonat erst am 2. Mai gänglich geschmolzen, während 1859 schon am 16. Februar der Vogerhsmonat verschwunden war.

Der Sommer 1858 steht zwar in seiner Mittelwärme dem siebenjährigen Mittel sehr nahe, indem es nur der sehr heiße und trockene Juni, der die Sommerwärme so erhöht, der Juli und August sind unter den Mitteln für diese Monate geblieben, besonders der Juli in seiner ersten Hälfte sehr regnerisch und kalt.

Der Sommer 1859 ist sehr heiß und steht um mehr als einen Temperaturgrad höher als das siebenjährige Mittel ergibt. Gerade umgekehrt ist in diesem Jahre der Juni der kälteste Monat, während der Juli weitaus der wärmste ist. Vom 24. Juni bis 24. Juli fiel kein ansehnlicher Regen. Die Mittelwärmegrade der Sommer der 7 Beobachtungsjahre kleiden sich verhältnismäßig am constantesten und die niedrigste Temperatur vom Sommer 1854 und die des Sommers 1859 geben ebenfalls durch Addition und Theilung durch 2 nahezu die Mittelwärme.

Der Herbst 1858 zeichnete sich aus durch einen sehr angenehmen September, einen sehr regnerischen Oktober und einen in seiner ersten Hälfte sehr kalten November. Seine Mitteltemperatur steht dem siebenjährigen Mittel ziemlich nahe.

Der Herbst 1859 weicht vom Charakter des Jahres, Wärme nämlich, etwas ab, denn die Menge des Niederschlags in den Monaten September und Oktober, jedesmal über 100 P. L. drücken die Mittelwärme etwas herab, so daß die sechs kälteren Jahre 1855 und 1857 einen wärmeren Herbst haben als das ausgezeichnete warme Jahr 1859.

Die Herbstwechseln in ihren Mitteltemperaturen so regelmäßig, daß ein Herbst mit hoher und ein Herbst mit niedriger Temperatur einander folgen.

Bis auf die geringe Summe des wässerigen Niederschlags im Winter 1858 vertheilt sich, wenn man die Jahreszeiten als Ganzes berücksichtigt, die übrige Niederschlagssumme sehr regelmäßig. In Hinsicht auf die einzelnen Monate erweist sich die Vertheilung als regelwidrig. Es wurde bereits bemerkt, daß der Juni sehr trocken war und auch der September im Mittel für dieses Monat sehr zurückblieb.

Im Jahre 1859 gestalteten sich Winter und Frühling als trocken, der Sommer vertheilte seinen reichhaltigen Niederschlag nicht regelmäßig und der Herbst weist eine noch nie beobachtete Menge Niederschlag auf, und erstet mithin was Winter und Frühjahr zu wenig gaben.

Beobachtungs- Jahre	Mittel-Temperatur					Summa der Niederschläge				
	Winter	Frühjahr	Sommer	Herbst	Jahres- Mittel	Winter	Frühjahr	Sommer	Herbst	Jahres- Summe
1853	- 1.74	+ 3.95	+ 13.59	+ 6.44	+ 5.56	166.70	186.50	163.10	188.80	705.10
1854	- 5.06	+ 5.31	+ 12.39	+ 5.09	+ 4.43	105.00	89.60	200.80	273.70	669.10
1855	- 4.02	+ 4.77	+ 13.36	+ 7.23	+ 5.33	133.10	196.30	207.50	186.40	713.30
1856	- 3.14	+ 6.64	+ 13.03	+ 4.39	+ 4.98	91.92	171.24	185.85	252.69	701.70
1857	- 6.33	+ 4.80	+ 13.08	+ 7.40	+ 4.65	78.10	138.98	94.42	205.37	536.87
1858	- 7.27	+ 5.30	+ 13.23	+ 6.65	+ 4.23	23.90	166.84	173.44	239.48	603.66
1859	- 2.75	+ 7.18	+ 14.64	+ 6.51	+ 6.39	42.19	119.03	179.83	281.74	622.79
7-jähriger Durchschnitt	- 4.33	+ 5.28	+ 13.33	+ 6.10	+ 5.085	91.56	152.56	172.13	232.60	649.56

# Carinthia.

(Fünzigster Jahrgang.)

N<sup>o</sup> 2.

Sonnabend, den 28. Jänner

1860.

## Das Siegesloster\*.)

(St. Maria de Victoria-Wiftrung.)

Legende. 1116.

Verlassen, im prächtigen Ahnen-Saal  
Umgeben von Rittern und Frauen,  
Stand traurig der Graf und sein Uhl'gemahl,  
Besiger von herrlichen Banen.

Was nützt ihm des Reichthums üppige Pracht,  
Was hilft ihm ein ad'licher Name?  
Verschwunden ist Jugend und Manneskraft,  
Die Hiebe an jeglichem Stamme.

Des Sponheimer Grafen von Orten-  
burg

Ran einjiger lebender Erbsche,  
Der Erde von Pettan und Sonnenburg  
Und kriegerisch dienendem Troste —

Nicht erbt' er des krieger'ichen Vaters Lust,  
Nicht hordt' er der Daruische Tröbden,  
Es fühlte der Jüngling in tiefster Brust  
Nach Gütlichem stets nur ein Sehnen.

Da hielt ihn nicht länger der Eltern Zwang,  
Er riß sich aus liebenden Armen,  
Er zog ihn des Hergens allmächtiger Drang  
Nach blutende Wunden vernarben.

Und weiter der gräßliche Jüngling zog  
Nach Sanct Paulus bergender Felle;  
In heubriger Anbacht sein Herz sich hob  
An Klosters geheiliger Schwelle.

Da steht nun verlassen das hohe Paar  
Umgeben von Rittern und Frauen;  
Aus goldenen Rahmen herab so farr  
Auf trauernde Eltern sie schauen!

Und Heinrich — das frühe verwaiste Kind  
Vom Bruder des Sponheimer's Grafen,  
In inniger Liebe und treu gestinnt  
Zum Sohne sich Eigen ihn machen.

Zum kräftigen Jünglinge wuchs heran  
An Ernens' verlassener Stätte  
Der einzige Erbe vom alten Stamme!  
In des Reichthums goldenem Pette —

Sich übend in jägl'icher Kämpfe Spiel  
Der Panze und eisernem Speere;  
Stets treffend des Kampfes entferntes Ziel,  
Gewant in der krieger'ischen Wehre.

So eilend im Hügel vorüber zog  
Die Reinkheit im Spiele und Jagen;  
Die sonnige Leuchte des Jüngling's flog  
Von Heinrich's rein wonnigen Tagen.

Dem weit — nach des fränk'ischen Hofes Pracht,  
Wo feinste Sitte sich einet  
Mit schimmernden Künsten und Wissenschaft,  
Tsch' Hofscheit und Kluge auch trinet —

Sin zog er mit reichlicher Diewer Zahl  
Und segnender Bünische Geleite,  
Mit wehendem Hüblein und blankem Stabl  
Wie's ritterlich' Sitte gebente!

Zu eignen der heitern Künste Sieg  
Des Wissens so glänzende Krone,  
Gibt' Heinrich mit leuchtendem Hoffnungsobild  
Nach der Seines gewaltigem Strome.

Empfohlen dem König' vom Frankentand  
Hieß freudig man ihn dort willkommen;  
Bei Gattin und lieblicher Tochter fand  
Er der Reizung entzündende Wennen!

Bald wußt' er durch ritterlich' hohen Muth  
Des König's Gnuß zu gewinnen:  
Die fürstliche Tochter im Hergen trug  
Der Liebe so süßes Beginnen.

Eink, süßzend durch Rosch und den Flammen-  
Lueck  
Und glühender Falken Gefraße,  
Gerrich eine Mutter und Tochter schnell  
Er dem trennenden Frauen-Gemede.

Da schwellt des erkärmlichen Reides Macht  
Empere gleich einer giftigen Schlange;  
Der Höffinge niedere Leidenschaft  
Jerrich die gefürchteten Banke.

Sie klagten beim hohen Gerichte an  
Des Paars' unantwors' Beginnen;  
Des Hoffes empfindender Kampf begann,  
Nicht zweifelnd, den Sieg zu gewinnen.

Vergebens die Stimme der Reinkheit sprach  
Sich lassend an tödtlichen Schmerzen,  
Der giftige Pfeil der Verflümmung traf  
Der Eltern verflutende Herzen.

Vergebens aus inniger Liebe Born  
Sie sprachen so tröstend und müde;  
Vergebens griff Heinrich im edlen Born  
Nach Panzer und eisernem Schilde —

Zu ringen auf offnem Kampfes-Plan  
Nach alter, herkömmlicher Weise,  
Durch rebl'igen Zweikampf mit Panze und  
Schwert

In der Schranken geöffnetem Kreise.

Was kummert die Elenden Gram und Leid  
Der Eltern und liebenden Tochter;  
Des Jüngling's Verderben nur will der Reid,  
Gefällig zu jeglichem Opfer.

Und in dem Valaste der stolzen Pair  
Der richtende Spruch nun erkunde:  
„Es trage der Sponheimer Graf und  
Herr

„W' Gottes-Gericht ihm verhängt.

„Uu... Affenlos müße den dritten Tag,  
„Wenn glühende Straußen sich senken,  
„Im Zwinger der Wüste der heilige Graf  
„Den grimmigsten Löwen bekämpfen.

„Grüße der Ritter dem reitlichen Len,  
„So habe Vergeltung gewallt;  
„Die Schmach dann des fürstlichen Blates sey  
„Getilgt, wenn sein Leben erkalte.

\*) Nach Heinrich Hermann's Text zu J. Wagner's „Ansichten aus Rürten.“

„Doch, trete der Jüngling aus Myrrenem Kampf!  
„Besiege den hungrigen Reuz,  
„Dann habe der Himmel den Sieg gekandt,  
„Und bedet die Tugent der Reuzen.“

Nicht fleuchte die Wange — den dunklen Blick  
Im freundlichen Arn tuer-Lande,  
Den Saal verlichtt die Leuchte mit festem Licht  
Und lebet mutigen Sinnes nach Hause.

Hier schrieb er nun Größe dem Etern-Paar  
Im freundlichen Arn tuer-Lande,  
Der Welt kann dem gütigen Königs-Paar,  
Der edlen, geliebten Constanze.

Die Stunden — sie flücht! — nur wenigmehr  
Erglänzen im rothen Schimmer;  
Die Sonne verank — und das Gluthen-Reer  
Verwand in des Meeres Bläuel!

Begeistert zur Erde sich Heinrich warf,  
Zur Mutter der Gnade zu sehn;  
Sein träumendes Aug' ward noch einmal  
beglückt,  
Maria im Bilde zu sehn!

Allmählig der Schlummer nun sanft becab,  
Umhüllte des Beiden Sinne;  
Da wurde es hell im Schlafgemach,  
Ob Demant im Glanz gerinne.

Mit strahlender Metrie stieg in dem Bild  
Die himmlische Königin nieder;  
In göttlicher Schöne dem trankeuen Bild  
Erscheinet im Traume sie wieder.

Ihn schüßelt — erbot die Mutter-Arm  
Den sternbedeckten Schleier,  
Wilt lächelt ihr Antlitz — ja sonder Darm  
Ermut'gung zur kommenden Feier.

Da — leise verkündete der erste Strahl  
Der golden aufgehenden Sonne  
Den Jüngling erweckend zum letzten Mal!  
Ihm bietet der Mütter Kron!

Geschäft begann er zum letzten Gang!  
Zum heiligen Kampf' sich zu schmücken!  
Das schmerzliche Kleid um die Hüfte er band,  
Den Mantel um Schulter und Rücken! \*)

Zum Kampf' seine wehrlose Brust allein  
Nur der heilige Kreuzschwert schmückte,  
Mit dem Constanze am goldenen Band  
Den liebenden Jüngling beglückte.

Der Gnade des Himmels er sich empfahl,  
Den Seinen noch drückend die Hände,  
Die ihn geleitend mit blinkendem Stahl  
Zum folgten an des Zwingers Gelände.

Da schlag von dem Dome so dumpf und hoch  
So schwebt die jubelt der Stunden!  
Dampf wickelt die Leuchte — die Brust  
Ihm schwellt,  
Als dreimal Polanen erklangen!

Nicht sahst du des Zwingers so weites Rund  
Die Tausend der strömenden Menge!  
Auf Plätzen und Zinnen — und Dächern bunt  
Sie horcht der Polanen Klänge.

Und — fasser im bitteren Menschenhaß,  
Umringt vom Gefolge der Krone,  
So stumm dort der schändliche König sah  
Auf schwarzem bedängtem Balken.

Nicht ferne, gemieden von jedem Blick  
Stand Jener der fälligen Krone,  
Im Harde des Blutes die Schärpe eckig!  
Die Kühlung von schwarzlichem Stab.

Und drüben — die Königin Mutter sah  
Im summen dunkeln Gewande,  
Und jähend ihr blinkender Arm umfaßt  
Die Schmerzensharte Constanze!

Wald öffent' sich Jenseits das weite Thor,  
Des Zwingers so mächtiges Oter;  
Da sprach der entsetzte Reu bevor,  
Blick grimmig zum glänzenden Ritter.

Erschütternd hallte wie Donner laut  
Des wütenden Feuers Gebrüll;  
Blutdürstige Blut aus dem Auge schaut,  
Ersticht durch des Mitterges Schwül.

Er sieht auf die laufende Menge wild  
Mit grimmig gekümmertem Raden;  
Sich wendet zum Ritter dann wuthersfüllt,  
Und glühende Blide ihn trafen.

Sehende sich bebend zum letzten Satz  
Und zeigt die fleckenden Zähne,  
Wilt lassen den Jüngling mit grünelicher Tag'  
Und schüttelt' die fliegende Wäue.

Doch — blidend nach oben — das heilige Kreuz  
Wird Heinrich auf purpurne Rippen;  
Rach' sah' er die Taz — die glühend heiß —  
Und wirft ihn zu eigenen Füßen.

„Hier — nieder zu Füßen! du wüthiger Hund,  
„Weich' ich beim Heiland der Erde!  
„Bezeuge die Unschuld im Kreise rund,  
„Daß Allen Gerechtigkeit werde!“

Der Reu zu den Füßen erschrocken kriecht  
Als zitternd und freundliches Hündchen;  
Zum Oter der Höhle der Jüngling blüht,  
Vorbreitend dem Löwen er winkt.

Und freundlich, wackelnd der Reu ihm folgt  
Und kriecht durchs eiserne Oter,  
Doch knurrend und ächzend dann niederrollt,  
Sich schließt vor dem bereubten Ritter.

Da jähend und drausste der Jubelton  
Und schmettert' zu Dächern und Zinnen!  
Er hallt durch die Wäue — zum alten Dom!  
Drob freudig die Gloden erklingen.

Der König herab von dem Throne eilt,  
Drückt Heinrich an' väterlich Herze;  
Die Mutter dort weinend die Freude theilt,  
Rach' tiefem unentlichen Schmerz!

Verkürt, wie ein lächelndes Oter-Bild,  
Im Auge die dankende Zähre,  
Als bebenden Herzen die überquillt  
Hinauf zu der himmlischen Erhöhe!

So schwebt Constanze, getheilt den Blick  
Sie dankend zum Himmel ihn sendet,  
Und wieder hinauf in den Zwinger steht,  
Zum Himmel — zur Erde gewendet!

Da brausete des Jorns unbändige Wuth  
Der Menge wuthobenden Drängen,  
Die Kläger hinauf zu der grimmigsten Brut  
Im Zwinger den Löwen zu senden.

Es raselt die Steine am Panzer ab  
Geschleudert von wüthender Menge;  
Es raselt die Schärpe und Helm herab  
Erdrückt fast von wildem Gebränge.

Da öffent' sich wieder das Oter-Thor  
Den hungernden Fömen zu speisen;  
Es zogen Trakamen die Kläger vor —  
Berzeten sie Gleiches mit Gleichem!

Da flücht Constanze zum Könige hin,  
Da steht man die Lebenden weiden;  
Sie wider' des richtenden Vaters Sinn,  
Verkammt die dem Tode Geweihten!

Leumpe — wie denn sie noch so Glanzes voll  
Selbst blutige Siege ihn feien!  
Der immerdar höher und höher schwellt,  
Doch Freude nichts konnte mehr steuern!

So überbot das heilige Engels-Bild  
Und Heinrich den glänzenden Sieger,  
Das glückliche Oterpaar, dankersfüllt,  
Die Namen und Reiches-Gebeier.

Rückkehrend in den prächtigen Krönungs-Saal  
Tritt Heinrich in seliger Bewege;  
Hier ward ihm der Preis ja, zum ersten  
Mal!  
Aus liebenden Händen zum Pöne!

\*) Da die Mutter Gottes ihm im Traume erschien, so vermied er für sich und sein Gefolge das läbliche Schwarz, und kleidete sich in glänzendes Weiß.

Und feierlich trat nun der König jetzt  
Hinauf zu den Stufen des Thrones;  
Die Freunde das flammende Auge neht!  
Er lagte die Hände des Sohnes.

Mit Blicken voll väterlich ernster Muth  
Der lebenden Händ' er vereinet:  
„Entredet bei dem Himmel die löw're Schult'  
„Der Kläger, die süßlich verblümbet.

„Die göttliche Gnade ertheilt den Sieg,  
„Erkante die Tugenden Weiber;  
„D'rum nimme sie als Gattin, mein theurer  
Sohn!  
„Du bist ihrer Tugenden würdig.“

Da war es — als habe die Erde hier  
Des Himmels Gewalt übernommen! —  
Es wunte der Boden! — Verblübt und wirr  
Schien Obem und Sprach' ihm benommen.

Ein Kampf, wie wenn mächtig ein Hantbrant  
Berprengt die kräftigste Schote,  
Erfüllt seine Seele mit Lebenskampf  
Und wirft ihn zu Boden im Saute.

Wie todt zu des Königes Füßen fiel  
Der herrliche Jüngling jetzt nieder,  
Erschlütert umhauend die Wrothen Hül,  
Kam wieder erkennend den Sieger.

Als endlich das Leben doch kehrte ein,  
Da schien er ein Bothe des Himmels,  
Die strahlenden Büge so engelstein,  
Woll sauten gemilderten Blickes.

Wien im December 1859.

Als Heinrich nun wieder stand aufrecht da  
Auskämpfend den schwersten der Siege,  
Und dankend zum wärrigen König sah,  
Da sprach er so ruhig und milde:

„Nur I n e z gebör' ich, der Heiligen dort,  
„Die Nacht' mit im Traume erschienen!  
„Deß schließender Schleiter, ein Himmels Port,  
„Die Kraft mir, dem Schwachen vertiehen!

„Die geschmähte Unschuld glorreich bezeugt'  
„So glänzend sie brachte zu Tage;  
„Die mich von dem grimmen Leu'n befreit,  
„Befroste verblümb'tliche Klage.

„Das Irth'ische zu können aus treuer Brust,  
„Entlagen mit liebender Seele,  
„Der bitteren Kämpfe in mir bewußt  
„Ich mich nun mit dem Himmel vermaßle.“

Und glühende Tränen brannten so heiß  
Auf Constanzen's zitternden Händen!  
Dann steht er noch bringend den wärrigen  
Greis,

Als Sohn ihn noch Einmal zu segnen! —

Als folgenden Tages das Abendgost  
Erglänzte am schneigen Kleide,  
Da war's die Cuculle von Morimond)  
Nicht mehr des Ritters Geschmeide.

Von Stufe zu Stufe nun Pelarich stieg!  
Ein Vorbild und Stütze dem Leben;  
Da erwachte die Sehnsucht zur Heimath-Glur,  
Wo einst ihm nur Freude geworten.

Als endlich vernommen der alte Graf  
Des Sieges erfreuliche Kunde,  
Und dankend der Himmlichen dort versprach  
Ein Kloster auf Kärnten's Grunbe;

Da sendete Heinrich den frommen Abt<sup>1)</sup>  
Und mehrere Cetera-Brüder  
Von eitem Gebälke und doch begabt  
Dem gräßlichen Stifter behäber.

Selbst führ' er ins theuere Vaterland  
Die frommen, dem Kloster Gemeinen;  
Wo an des lieblichen Werder-See's Strand  
Das heilige Mpt' sell' erleben.

Es war an dem heiligen Oftertag<sup>2)</sup>  
Als Heinrich im vollen Ernste  
Voran mit dem segnenden Kreuze trat  
Das betend erhoben er hatte.

Die Stätte zu weihen zum neuen Stift  
Ertrönte die Lobesgesänge:  
„Introductus nos Dominus! Der Herr ist es  
Der uns einschleht!“ — Harfen-Klänge

Ummanfchen so milde die frühling's-Lust! —  
Morien, die einst ihm erschienen,  
Die geistliche Hofe voll Himmelsdunst,  
Ihn, ihrtrümen, den Sieg lieb gewinnen —

Der himmlischen Königin ward geweiht  
Des herrlichen Klosters Kapelle,  
Und Kluge dort fand nach nemem Leid,  
Der gläubig betret ihr Schwelke!

Kofa Steinbl v. Tannenwald.

## Maltiner Geschichten.

(Eich's „Carinthia“ Jahrg. 1859, Nr. 25 und 26.)

5.

Sommer- und Winterstürme.

Das Maltathal mit seiner eckförlischen Ausbiegung  
und den steil in die ebene Thalschle abfallenden Höhen bietet  
auch Naturscenen dar, deren Beobachtung nur hinter Thür  
und Kiegel, durch wohlgeschlossene Fenster angenehm sein  
kann. Einen Sommersturm kann man allenfalls noch im Freien  
heraus kommen lassen, aber im Augenblicke, wo er da ist,  
wünscht sich gewiß ein Jeder in Sicherheit. Ein Wintersturm  
hingegen, wie der am 20. Dezember, greift an's Leben, wenn  
man ihm ausgesetzt bleibt.

Mancher der freundlichen Leser aus Kärnten wird  
sich noch erinnern, wie gerade der Sommer des abgewichenen  
Jahres an Abendwetter reich war. So der Sturm am 24.  
Juni, dann die Stürme am 16., 23. und 30. Juli; und  
zwar diese an Sommerabenden in der Dämmerung.

Sie alle übertraf jedoch in Malt a der Urst, welcher  
am 13. August auch an einem Sommerabend, aber Bermittag,  
zwischen 9—12 Uhr, das Thal in der Richtung von Nord-  
west nach Südost, also nach seiner ganzen Längenerstreckung  
durchstobte. Die Grunntung an dieses Naturspauspiel wird  
dem Referenten unvergänglich bleiben, da er, obwohl stets an  
diesen Erscheinungen ein besond'res Interesse nehmend, nie  
etwas gleich Greifartiges noch erlebte.

Das Dorf Malt a liegt sonnenleitig gerade im Winkel  
der Thalbiegung und ist durch die etwas erhöhte Lage ein  
ausgezeichnete Standpunkt zu solchen Beobachtungen, freilich  
auch, wie wir später sehen werden, der Kampfplatz der  
Windströmungen, wo sie ihre Kräfte offenbaren.

<sup>1)</sup> Er trug das Runds-Gewand des Eiferjenzler-Ordens von Morimond. <sup>2)</sup> Er wurde Bischof von Troyes. <sup>3)</sup> Abt von Billars. <sup>4)</sup> Ofter-  
Montag 1142.

Zudem war es Bergen, die Sonne im Nordost, während die Wetterwolken aus der westlichen Gäß hervorsführten; daher die Beleuchtung und Finsterniß einander gegenüber. Noch erglänzte im Sonnenschein die Zinnen des Klampferzgießes und Tulanost rechts, und die Kuppen des Bartelmanns links der Gäß, aber aus ihr ergoß und ballte sich ein Strom von finsternem Gemöhl, welches immer näher heranzog, während der Stern des Tages seine heißesten und hellsten Strahlen ihm entgegenfanke. Kein Lüftchen zog, kein Blatt an Baum oder Strauch bewegte sich, nur der Donner grollte von ferne herüber in die felsam stille Gegend, die gesprochenen Worte hatten vielfach verstärkten Schall in freier Luft, als wenn unsichtbare Mauern den Ton zurückgaben.

Zugleich verstärkte sich die Beleuchtung der nächsten Umgebung in auffallender Weise. Die kinsternen Wolken füllten allmählig den ganzen Hintergrund des Thales vollständig aus; an diesem dunkeln Hintergrunde reflectirte das Sonnenlicht wie an einem Spiegel, und die unmittelbar vor denselben stehenden Gebäude, wie der alte Cheronogghof mit seinem Gethürmen, die Kirche und das Gebirgshaus erglänzten wie in einem Feuermeer.

Endlich wurden auch diese beschattet, ein Säufeln entstand im Laube der Bäume, und nun war es Zeit die Fenster gut zu verschließen und hinter denselben die Beobachtung fortzusetzen. Doch jetzt kam der Sturm mit seiner zahlreichen Begleitung aus einmal. Wind, Donner, Blitz, Hagel, Regen erschienen so zu sagen in Einem Momente, und statt des hellen Sonnenscheines trat ein trübes Zwielicht ein, eben nicht geizig, um von den Vorgängen in der Umgebung viel wahrnehmen zu lassen. Doch zog der Sturm in Zeit von einer halben Stunde von bannen, wie er gekommen, und nach seinem Verüberzuge gewährte der Nachblick eben so viel Genuß, als der Anblick seines Ankommens. Er hatte keinen wesentlichen Schaden im Thale angerichtet.

Lokale Verhältnisse verursachten ihn, lokale Verhältnisse bedingten sogar seine Richtung. Er entstand bei klarem, windstillen Wetter nach einigen sehr heißen Tagen in der hinteren Gäß, wo die durch Auflösung des Schnees und Eises entbundene Kälte und Feuchtigkeit das Gleichgewicht der Luft störte, einen niederziehenden Luftstrom erzeugte, und die seither verwehete Schwüle zum Kampfe heraufforderte. Daher kam sein Zug thalwärts, daher bemerkte man keinen Gegenwind in der Tiefe, weil die wärmere Luft vom Laube herein oben abfloß.

Ganz das Gegenheil des besprochenen Sturmes war der vom 20. December. Den brachten nicht lokale Verhältnisse zuwege, und von einer Richtung konnte da keine Rede seyn, weil er gleichzeitig an allen Orten des Rattathales durch zwanzig Stunden tobte, und, wie es scheint, sich noch weit darüber hinaus erstreckte.

Wir hatten bis zum 19. December noch keinen Schlittweg, und männiglich freute sich, als am 18. Abends endlich ordentlicher Schneefall eintrat, und über den 19. hinaus anhielt. Die Höhe dieser Schneehöhe betrug 2 Schuh. Der im Regennasser aufgelassene Schnee ergab nach dreimaliger Entleerung 24.11" (Pariser Maß) Wasser. Jedoch kann hier ein kleiner Fehler unterlaufen seyn, weil bei der letzten Entleerung an der Oberfläche des Regennasses sich die Spuren des bereits tobenden Sturmes deutlich erkennen ließen.

Am 20. um 5 Uhr Morgens, also noch lange vor Tagesanbruch, begann der Wirbelwind, und dauerte bis 21. gegen 2 Uhr früh. Als es am 20. Tag ward, konnte man das seltsamste Schauspiel sehen. Man konnte die Wogen des

Windes, alle seine Strudel und Faltungen, sein Ueberflürzen und Schäumen eben so mit den Augen erldien, wie man dies sonst an der Oberfläche der Gewässer bei ähnlichen Umständen beobachtet.

Der Wind trieb nämlich mit dem Schnee sein Spiel und machte sich und sein Treiben durch den Schnee sichtbar. Es war, als wären wir sammt Hans und Hof in ein brausendes Meer verfunken, welches vom heftigsten Sturme gepeitscht seine rühren Fluthen hin und her wälzte. Unzählige Berührungswirbel bildeten sich an offenen Plätzen und vor da einen, wenn auch nur minutenlangen Weg zu machen hatte, mußte um den Athem ringen aus aller Kraft. Der Sturm hatte zwar seine Ruhephasen, aber von unbestimmter Zeitlänge. Sie reichten eben hin, vom nahen Hölzchuppen sich mit Material zum Zimmertheigen zu versehen, oder den Handthieren in den Stallungen die allernothwendigste Pflege zu bringen.

Ausgeworfene Plade waren im Umkreise wieder zuge deckt. Wo der Wind an einen festen Punkt anprallte, fuhr er darüber in die Höhe und stürzte mit ungebrochener Gewalt rück- oder seitwärts. An solchen Orten lag er zugleich eine Masse Schnee liegen, welche nicht selten beinahe zwei Klafter Höhe erreichte. Zu Zeiten riß er wieder einen Theil davon fort, und grub diebetenst allerhand Canäle in den felsamen Bindungen hinein. Er durchdrang die feinsten Jüngen und überaschte uns mit Schnee in den dagegen auf Befle geschützten Räumlichkeiten, in der Laube, im Saale, in mit Doppelfenstern noch verwahrten Zimmern.

Als es Abends zum Lichtanzünden kam, war im ganzen Hause für die Kerzenflamme kein ruhiger Ort zu finden, und nur mittelst künstlicher Schutzmittel konnte man ihrem Hin- und Herflattern ein Ziel setzen.

Ein paar Schulkinder, welche durchaus die Schule besuchen wollten, und den Weg dahin wagten, wären bald verunglückt, wurden nur wie durch ein Wunder erhalten und konnten nicht mehr nach Hause.

Das Volk, welches besonders in der letzten Adventwoche die Koraten besuchen wollte, konnte nicht vor die Thüre, und erst am Donnerstag und Freitag wurden die Communaltwege mit vereinten Kräften ausgehöpft und einigermaßen gangbar gemacht. Gestern als am h. Christfest stellte sich die Aufwetter ein, welches auch heute noch fortandert, und nun sind gerade die betretenen Plade Kinnfälle des aufgelösten Schneewassers, und wer einen Weg zu machen hat, muß über die Knöchel darin fortwaten. \*)

\*) Als Seitenstück zu diesem Orkane im Rattathale, finden wir jenen zu erwähnen, der daselbst am 20. Jänner 1850 wüthete. Am frühen Morgen lünete bereits der aus den Schluften der Thales vom Glendgletscher her sich entwickelnde Waden, eine aus aufgelösten Schneetheilen sich bildende Wollenmasse, die wie ein emporendeilendes Schaum im Rattathale immer weiter vorbrang, den nahen Sturm an. Bald brauste er in seiner furchtbaren Wuth. Herr von W\* hielt eben in Rattathale seine Hochzeit; die Braut mußte von zwei starken Männern in die Kirche geführt, mehr getragen werden — von Crinolinen war damals noch keine Rede. In Osmändschob der Wind mit Eisen betadene Wägen, die doch keinen Fang, keine luftanflümelnde Fläche boten, vom „Radner“ bis zum „Peitler“ herab. „Peitler“'s Schirme, ein gemaltiges Gebäude, wurde im eigentlichen Sinne des Wortes umgestürzt, und einzelne Dachungen flogen wie leichte Kartenblätter in die Luft.



Ich bin überzeugt, daß der oben besprochene Verwehrgewirbel das Resultat zweier mit gleicher Kraft einander bekämpfender Winde war, welche gleich der Kraft zweier gegen einander arbeitenden Hebel hier im Winkel, wo sie einander trafen, diese großartigen Wirkungen hervorbrachten. Aber diese Winde waren von ihrer ursprünglichen Richtung so sehr abgelenkt, daß der Südwestwind, der wärmere, hier als Nordwest sich äußerte, während der Nordost als Südost auftrat, analog der Richtung des Thaltes. Stöße, welche, aber selten kam auch reiner Nord über den Malta berg herab, der dann die Gassen, durch welche er zog, so vollkommen ausfüllte, daß die trocknen Steine und verbrannten Grashalme allein zurückgeblieben sind.

Malta, den 26. December 1859.

Paul Rohlmayr.

## Aus Heiligenblat.

Bei der durch das Hochgewitter verhinderten Glöckner-Besteigung des Herrn Carl Prohaska, Buchhändlers aus Teschen, am 13. August 1859 wurde unter dem ewigen Eise das Dach einer Hütte entdeckt, aber leider bei der zwei Tage darauf stattgehabten Besteigung wegen des inzwischen gesallenen tiefen Schnees nicht mehr gefunden. Meine Vermuthung, es sey eine von jenen, die der selige Cardinal Fürst Salin erbauen ließ, wird durch die Aussage des noch lebenden alten Heisenbauers, Joseph Schmid, zur Gewißheit. Befragter Joseph Schmid ist der einzige noch lebende Führer von jenen, die den Fürstbischof Altgraf von Salin bei seiner dreimaligen Reise auf den Glöckner begleiteten und auch die beiden Kreuze auf die erste und zweite Spitze desselben trugen. Der Fürst, so erzählt der Augenzeuge, ließ vier Hütten bauen, drei zur bequemeren Kost für die Besteiger und eine weiter südlich für die Zimmerleute, Arbeiter, Träger und Führer. Letztere ist gänzlich verschwunden. Von den drei ersteren ist die Ablersruhe nur mehr ein Steinhaufen, und die mittlere Salinhütte ist jene, deren Dach am obgenannten Tage entdeckt wurde, die aber nunmehr gänzlich eingestürzt und unter Schnee begraben liegt. Bis nicht wieder ein so heißer Sommer, wie der vom Jahre 1859 sich einstellt, steht wohl kaum zu erwarten, daß sie je einmal die Sonne besähen wird.

Joseph Schmid erzählte mir eine rührende Scene, die sich in dieser Hütte im Jahre 1800 zutrug, und die er mit eigenen Augen mit ansah. Die Führer und Träger hatten ein Fäßchen Brantwein und einige Eßwaaren in dieser Hütte zurückgelassen. Ein Hirt, 16 Jahre alt, begab sich, während der Fürst, Generalmajor Hohenwart und die übrigen Mitglieder der Gesellschaft mit ihren Führern gegen die Ablersruhe zogen, in diese Hütte, entdeckte das Fäßchen mit der gebrannten Flüssigkeit, öffnete es und ließ sich vom vollen Inhalte desselben schmecken. Vom Nachgenuße schwanden ihm die Sinne, und als die rüstigen Besteiger rückwärts kamen, fand ihn einer der Führer, der alte Brandl, am Boden liegend, und eine Spiritusflamme loderte aus dem weit geöffneten Munde. Ein Blick auf das neben ihm liegende Fäßchen ließ ihn in seiner Ungewißheit, was hier vorgegangen war. Er fürchte hinaus und berichtete den Unglücksfall mit bloßem Gesichte und erschrocknen Zügen dem Fürsten. Der selige Fürst lief mehr als er ging zur Hütte hin, riefte, da er wegen dem Rauche, der von dem vom Knaben angezündeten

Feuer am Herde aufstieg und den oberen Raum der Hütte erfüllte, nicht aufrecht stehen konnte, auf den Knien zum verunglücktesten Fürtzen hin, suchte den innern Brand zu löschen, und da es ihm nicht gelang, betete er demselben ein paar Sterbegebete vor, gab ihm die General-Abkloftung und erwartete, immer am Boden kniend, dem Sterbenden zupredigend, sein baldiges Ende. Die Leiche wurde nach Heiligenblat geschafft und Tags darauf beerdigt.

Alle vier vom hochseligen Fürsten erbauten Hütten waren wenigstens 30 bis 40 Klafter vom Eise entfernt; jetzt sind sie sämmtlich unterm Kreuze verschwunden, das noch weit über diese Stellen hinaus die grünenden Matten in eine Eismasse verwanandelt. Welch' großer Wachsthum des Stetters in so wenigen Jahren!

B. U.

## Auszüge aus den Memoiren des Prinzen Eugen Deubarnais, Herzogs von Leuchtenberg.

überreicht und für die „Carinthia“ zusammengestellt von Paul Freiherrn von Perbert.

### 7. Band.

Dieser Band reicht vom Ende des Jahres 1810 bis zum September 1812 und enthält 3 Bände, das 18., 19., und 20. Wir werden nur ganz wenig daraus entnehmen.

### 19. Buch. Correspondenz.

Eugen berichtet in einem Schreiben vom 28. März 1811 aus Paris über die Bevölkerung folgender Städte, welche damals den Beinamen der guten Städte genossen.

Mailand: . . . . .	124,000 Seelen.
Venedig: . . . . .	130,000 "
Brescia: . . . . .	34,000 "
Verona: . . . . .	40,000 "
Udine: . . . . .	16,000 "
Manua: . . . . .	18,000 "
Bicenza: . . . . .	24,000 "
Padua: . . . . .	30,000 "
Bergamo: . . . . .	19,000 " *)

### Eugen an Napoleon.

Mailand, 22. Juli 1811.

Sire, nach den mir vom Kriegsminister mitgetheilten Befehlen E. M. ließ ich in Villafranca ein Depot organisiren,

\*) Nach den Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik, herausgegeben von der Direction der administrativen Statistik im Handelsministerium vom Jahre 1855 zählen diese Städte Einwohner.

Mailand: . . . . .	160,000 Einwohner.
Venedig: . . . . .	106,000 "
Brescia: . . . . .	35,000 "
Verona: . . . . .	52,000 "
Udine: . . . . .	23,000 "
Manua: . . . . .	29,000 "
Padua: . . . . .	53,000 "
Bergamo: . . . . .	35,000 "

Mit Ausnahme Venedigs haben sich also alle diese Städte unter dem Herrschaftlichen Scepter bezaubert gesehen.

um Soldaten jedes Ranges, welche als italienische Unterthanen aus dem österreichischen Dienste entlassen wurden, aufzunehmen. Es meldeten sich nur 21 Individuen mit Hauptmanns-, Lieutenant's- und Unterlieutenant's- (wahrscheinlich Fähnrich's) Rang. Da sich schon lange Zeit niemand mehr meldete, hat der französische Kriegsminister die Aufhebung dieses Deposits antrifft. Von den 21 Officieren wünschten 17 zu dienen, 4 käuften wegen Alter und Kränklichkeit nach Hause zurückzukehren. Ich wünschte zu wissen, ob E. R. es nicht anpassend finden, jene Officiere, die Ihnen zu dienen wünschen, unterzubringen \*).

## 20. Buch.

Hier wird des Projectes, Eugen auf den Thron von Polen zu erheben, erwähnt, welchem er jedoch sehr abgeneigt war. Er schreibt darüber einem seiner besten Freunde, dem Grafen Cavallette: Endlich ist mein Schicksal entschieden; ich habe ein prächtiges Commando (für den russischen Feldzug); obgleich es noch nicht bekannt ist, kann ich es Dir doch anfündigen. — Man sagt sogar, daß ich die ganze Cavallerie commandiren würde.

Nebenfalls werde ich eine gute Stellung haben, und jene, wo ich am thätigsten meine unbegrenzte Ergebung für den Kaiser beweisen kann, wird mir die liebste seyn.

Nur etwas ist mir außer dem Späße; das ist das Project, meine arme Person stabil nach Polen zu versetzen. Man hat hier dieses Gerücht verbreitet, welches mir wahrhaftig Angst macht. Ich könnte es in solcher Entfernung vom Kaiser nicht aushalten. Ich habe nur Eine Ambition, das ist die, so nahe als möglich bei ihm zu leben und zu sterben. Diese Ambition ist so viel werth als jede andere; aber ich habe einmal nicht die Sehnsucht nach Thronen etc.

Der Prinz Eugen hatte nicht Unrecht, zu fürchten, daß man daran denke, ihn zum König von Polen zu erheben. Viele Polen wünschten es glühend, daß Napoleon's Absicht, Polen als unabhängiges Reich in seiner frühern Form herzustellen. Als Belege dienen zwei Briefe vom Fürsten Poniatowski und vom General Kosniowski, deren darauf bezügliche Stellen lauten:

Der Erstere schreibt:

Ich beschäufte mich mit großem Eifer, einen Officier für den Generalstab E. R. Hoheit zu wählen. Wenn ich dabei den Wunsch derjenigen in Betrachtung ziehe, die auf eine so schmeichelhafte Auszeichnung Anspruch haben, so wüßte ich nicht einen, der dieselbe nicht jeder andern vorzöge; aber es liegt mir daran, daß jener oder jene, welche dahin kommen, Ihnen wirklich angenehm seyen. — E. R. Hoheit werden mich entschuldigen, wenn meine Meinung sich von der Ihren unterscheidet, wenn Sie glauben, fremd bei mir zu seyn. Ihre Tugenden und edlen Eigenschaften sind mir bekannter, als eine davon Ihnen erlauben mag, es zu glauben, und werden von allen denen noch mehr gewürdigt werden, welche das Glück haben, sich Ihnen zu nahen. Wollen Sie, gnädigster Herr, sich überzeugt halten, daß diese Gefühle tief in mein Herz gegraben sind, und daß ich mich glücklich schäzen

werde, die ehrfurchtsvolle Ergebenheit, die ich Ihnen weihen, zu betheiligen.

Noch deutlicher spricht sich der Zweite aus:

Alle Polen ohne Ausnahme hegen Wünsche, die ich besser mit ihnen zu theilen, als gegenüber von E. R. Hoheit auszubringen verhehe. Gemiß sind Sie jetzt die einzige Person, die alle Stimmen vereinigt und auf die unsere Augen gerichtet sind. Wir wagen es nicht, den Kaiser zu erathen, aber er selbst könnte unseren Herzen nicht verbieten, das für E. R. Hoheit zu fühlen, was selbst die Vernunft nicht mißbilligen könnte. Es ist möglich, daß ich die Bekleidtheit E. R. Hoheit verlege; es ist möglich, daß ich zu lähn bin, diese Suite zu berühren, wäre es so, so könnte ich versprechen, in Zukunft zu schweigen, oder bis die Gelegenheit sich ergibt, aber ich könnte meinen Fehler nicht einsehen, weil ich die Bestimmungen ausspreche, die mein Herz füllt, indem es sich den Eintrübnissen der Beschachtung vereint mit unseren Wünschen hingibt etc.

Eugen an die Vicekönigin.

St. Cloud, 26. April 1812.

— Ich sage Dir nichts von den Gerüchten in Paris, denn es ist die Stadt, wo es dergleichen am meisten gibt. B. V. versichert man, der König von Westphalen werde wahrscheinlich König von Polen. Ich theile Dir diese Neuigkeit mit, weil Du weißt, wie froh ich wäre, wenn uns diese Sache nicht angehe, und daß ich den Himmel, der uns so gut placirt hat, bitte, uns zu lassen, wo wir sind.

Eugen an die Vicekönigin.

(Ohne Datum.)

— Du kannst wegen den polnischen Geschickten ruhig seyn. Die Polen bemühen sich sehr, aber ich verhehte ihnen nicht, daß mir das Verlegenheiten bereite. Es scheint, daß sie mich sehr wünschten, zum Beweise davon sende ich Dir zwei Briefe. In Warschau sprach man es laut aus, daß man sich schmeichle, ich würde ihr König seyn. Jetzt habe ich fast schon die Gewisheit, daß sich's ganz anders gestalten wird.

Eugen an die Vicekönigin

am 19. Juni 1812; wahrscheinlich aus Justenburg.

— Der kleine Völer ist angekommen, er hat schon einige häßliche Ansichten gemacht. Die kleine Billa eignet sich sehr dazu, denn sie liegt auf einer kleinen Erhebung zwischen zwei Seen. Stelle Dir aber keinen Comer-See vor, selbst nicht den von Pecco. Ich ziehe den kleinen See in Monza allen vor.

Eugen an die Vicekönigin.

Dieglo, 21. Juni 1812.

— Ich sag gestern einige polnische Officiere, die immer dieselbe Sprache führen. Die von Galizien machen, wie man mir sagt, dieselben Schritte. Bis heute weiß ich noch nicht, was geschehen wird etc.

(Werthen fortgesetzt.)

## Von kärntnerischen Gewehren.

Die Schweiz lieferte im Mittelalter die besten Armbrustschützen und Frankreich hat im neunzehnten Jahrhundert die gezogenen Kanonen gestellt. Trotzdem ist die Frage: ob die Schweizer-Schüsse nicht die besseren waren?

Wir Männer aus den Alpenländern werden bei der großen Fraglichkeit, in welche durch den jüngsten lombardischen Krieg der

\* Es wäre sehr interessant zu erfahren, wie viele Officiere der lombardischen Regimenter jetzt den österreichischen Diensten beifallen. Ein Officier des Regiments Alzoldi (Berthgirt Post.) äußerte sich, es seien ihm nur zwei in seinem Regimente bekannt, welche übertraten.

Kuhn unserer Gewehre gestellt worden ist, auch gerne geneigt seyn, über die Nothwendigkeit einer Umstellung der Handgewehre da und dort ein geistlich Wort anzuhören. Als Etlliche, unabweislich aus gaderger Compagnien, von den Tiroler Kaiserjägern versicherten, sie sprächen, es denn sie schäffen, eine Gabel an, luden hierauf eine halbe Viertelstunde und setzten blühschnell nach dem Ansay, da konnten wir wohl lachen, so gut wir eben zum Lachen ausgelagt waren; nach dem aber unsere Verwundeten aus Kriegsländern einrückten und von der fast koppelten Anzahl der Schäfte erzählten, die französischerseits in gleichen Zeiträumen abgedent wurden, da schien die Sache des Nachdenkens werth. Nicht als ob man die Einrichtung der französischen Feuerwaffe so gar nicht gekannt hätte; nein, ein solches militärisches Geheimniß ist nur eine Formel, die mit aller Strenge bewacht wird — aber man war eben zu Reformen nicht geneigt und gewiß, wann litt auch im Verdrüß der Zeit. Doch jetzt, nachdem der ganze Zustand der Armee einer gründlichen Reform unterzogen wird, wie dies die jüngste Resolution Sr. Majestät anbesteht, wird das Gewehr eine der ersten Preisfragen bilden.

Noch ist es nicht lange her, daß wir die gesperrten Säbne — wir meinen die Feuersteinschloßer, los geworden sind. Man trage sie in mittelalterliche Waffenkabinete und verchre sie gleich hoch mit den eisenbeinigelegten Donnerbüchsen aus der Maximilianischen Zeit und mit den ellenlangen, spindelförmigen türkischen Blüßbüchsen. Mit solchen Schießrügeln feiern unsere Voreltern die gemüthlichsten Feste, und eine Kette der schönsten Erinnerung steigt in feurigem Glanz aus dem unzugewogenen Laufe dieser Gewehre.

Mit Pfeil und Bogen schritten schon unsere Voreltern im Incomarockische durch Thal und Schlucht; wenn Eber und Hirsch und Gemse und über allen der Geier und Adler fehlte, so nannten sie auch ein lebloses Ziel ihres Geschosses werth. Von Kampfspielen und Hirschjagen weiß die Geschichte aller Länder; die Ketten senden ihren Oer und der letzte Schildknappe verwettet gern seinen Pfeil auf Schwarz. So ging's herab, heiße der volkreuchichte Burggraf dann von Rhein ein oder von Hochstet wih, oder von wamen sonst im deutschen Vaterland — bis in die Jahre des reichthumreichen Kaisers Friedrich. Da erschien jenes schwarze Pulver, das mehr Menschen getödtet hat als was sonst immer für Pulver zu allen Zeiten; jener schwarze Sand, der neßt dem Schrit- Streusand in der Welt das meiste Unheil schafft. Und sich, auch die Däute zu diesem Universalpolver, die Büchse dieses abkautrodnenenden Streusands mußte eine andre werden. Wie sie ward, wie langsam sie das ward, was die moderne Welt von ihr verlangt, das, lieber waffenfreundlicher Leser, siehst Du in jeder Rüstammer. Es ist ein langsames läumerliches Aufstreben zur bequemen, zur eleganten Form.

Klagenfurt, das nach der Rhep'y'schen Reichgrenz seine beschreibenswerthen Schützenfeste hatte, auf denen Stachel und Armburst, gezogene Gewehre und Radschloßbüchsen zu Ehren kamen, hat zu allen Zeiten eine Schaar guter Schützen aufzuweisen gehabt. Die hielten's denn sehr mit den Schützenfesten. Fast möchte man meinen, obangezogener Paul Rhep'y sey selber ein großer Freund der rauchenden Pflanzgaben aus gezogenen Ränken gewesen, so ausführlich, unermülich, vielseitig und wortreich beschrieb er für ein und das andere Jahr die Klagenfurter Festschießen. Da geht der Herold wohl über die Landesmarken und lädt ein, was würdig scheint, fremde Panzhunde und heimische Körperkrafte, und wie die erscheinen, bligen ihnen als Welle an die Hunderte von Dufaten entgegen. Den Auszug eröffnen zierlich gekleidete

Knaben, Pfeifer, Trommler, Trompeter, allerhandfestige Zieler, die Schützen in ihrem bekränkten Wassen folgen in Reich und Stied von Kathaus bis zur wappenabhängenen Schießstätte; dann klingt ein Toast, ein Willkommen wird ausgesprochen, die Schützenregel verlesen, der Schützenmeister erwählt, der erdennende Bräuschmeister bestellt und das Schießen geht an. Pöllerantworten und Zielergehoße, Hurrahs und kleine Duelle durcheinander. So ging's oft durch eine Wode, dann zog man feierlich heim. Jungfrauen trugen Luch und Weß, man tafelte und lobte und ließ sich loben. Die Feste standen aber die Klagenfurter stets im Rufse guter Gewehrflundiger. Daß man dabei zunächst auf die Nähe von Ferlach zu denken hat, trachtet wohl ein. In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hatte schon Kaiser Ferdinand I. mehrere Niederländer aus Lüttich beurlauben, deren Kathkommen höchst wahrscheinlich den Grund zur Ferlach'er Gewehrfabrik legten. Vereis in der nächsten Zeit gab es gegen die dreihundert Meister in den sieben Meisterschaften, welche den Begriff einer vollständigen Gewehrfabrik bilden, nämlich der Rodrzieher, Büchsenmacher, Schloßmacher und Schäfler. Diese verfaben mit preiswerthen Waaren das Zeughaus der Städte und erhielten gar bald Aufträge über die Landesgrenze, der sie nah' genug lagen. Balvafor (1688) nennt den Flecken sogar „welbekannt, allmo lauter Büchsenmacher, Waffenschmiede, Drahtzieher und verglichen wohnen.“ Aus der nächstfolgenden Zeit nach Balvafor bringen wir gleich später ein kleines Entomion. Hier sey nur erwähnt, daß unter den Ferlach'er Waffenschmiedern, welche gewiß nicht minder wadere Kämpen als der wormaler Sading'er gewesen, das Haus der Submerz'osen sich zum Adel „von Silbernagl“ erchwang; nach dem bedeutenden Ruhm, den sich Ferlach im siebenjährigen Kriege erworben, einer der Gewehrfabrikanten, Namens Wert Scheinigg, viele Tausende seines Vermögens für Kriegsgewede widmete und eine nett adjustierte Ferlach'er Compagnie in die Kaptenwadrt vor dem kaiserlichen Quartier zu Klagenfurt hielt (1765).

Der kleine Vebspruch, der Klagenfurt — bezugweise dem nahen Ferlach gemacht wird, findet sich in einer Correspondenz vom 14. October 1694. Der Brief liegt im Archiv der ältesten Rathhause Deustlands, nämlich Seil, und ist, von Gelli datirt, an des Briefstellers Blasius Kasegger Woll Entgeltens und Hochgeehrten herren in Klagenfurt gerichtet. Nach ähnlichen Berichten über Zinsgetraide ic. gibt der Briefsteller, wiewohl er kein Frauenzimmer ist, ein Postskriptum.

„P. S.“ schreibt er. „Ich wolte mich gern mit einen guten Entzen (?) versehen, weilin Mein Zeiger(?) schon ganz schlecht worden. Zumahlen aber allda (Gelli) von dergleichen) Gattung nichts Anzuehomben. Als hätte woll schönit mit daselbst zu Klagenfurt in dergleichen) sauberen vberbeschwert ertheuften: ad mir sold(en) bey gegemertig Polhen Ketten erinderung des pretij Anzuehomben zu lassen. Verlange das ausgedebnte mit soldighe(m) danh abzustatten. Ich vnterstände mich die Anzelegenheit nicht Zauerursachen, wan Ich nicht wisse, das daselbsten zu Klagenfurt) dergleichen) Gattung, so alhero selten vberbracht wiecet, vor andern orten woll zu bekomen.“

Für einen Schützen von echtem Schrot und Korn mögen obige Zeilen eine gute Stammbuchskritik seyn. Der Schreiber dieses konnte zuminderst über die Stellen des Briefes nicht hinwegbläßen; er hat sich die schönen Tage des Welzeuggers, Portendorfer- und Tanzenber-

ger. Scheibenschiefers mit ihren Best- und Schiefscheiben, ihren hölzernen Hirschen und lebendigen Venten in den Sinn kommen lassen, und, weil er dazumal ein ehrlicher Junge und sein Vater vorthen Unterschlüßmeister der Glanzstadt gewesen, e! da hat er denn die Stelle ausgezogen und ist Gewehr im Arm, vor den Landeuten erschienen. Ein ander Mal was Anders.

Fritz Fischer.

## Der Schner-Floh.

Nabezu schon durch zwei Jahre beobachte ich an der hiesigen meteorologischen Station und ihrer nächsten Umgebung dieses eben so räthselhafte als einzige Insekt. Massenweise, in fabelhafter Anzahl, rasch und unerklärbar, wie durch Zauberbeschwörung, erscheint es auf feuchter Erde oder an von Regenwasser gebildeten Lachen und bei Thau-Wetter an der Oberfläche von schmelzendem Schnee und eben so rasch und unerklärbar, wie es gekommen ist, verschwindet es wieder.

In solcher enormen Menge aber, wie ich selbst am 17. März 1858 in 3300 Fuß Seehöhe, und am 2. Jänner d. J. in 2600 Fuß über dem Meere zu beobachten Gelegenheit hatte, habe ich es früher noch nie gesehen. In einem eine halbe Stunde nördlich vom Marktflecken Gurl gelegenen Nichten-Wäldchen, an dessen östlichem Saume der Fahrweg führt, erblickte ich am 2. Jänner des l. J., einem sehr warmen und freundlichen Tage, Nachmittags um 1 Uhr bei + 8 bis 9 Grad R. den Eingangs erwähnten Schner-Floh, die Spezies: *Podura similata* Nicolet. oder auch: *Achorutes murorum*, Gervais. in kaum glaublicher Anzahl. Vom Anfange des Wäldchens bis zu dessen Ende, in einer Wegestrecke von 1250 Schritten waren vorzüglich die Geseise des Fahrweges, manchmal aber auch die sich darüber erhebenden Seiten-Wände desselben und einige Klöster rechts und links die zu beiden Seiten liegenden Schneeflächen von diesen kleinen schwärzlichen Geseisen so zahlreich bedeckt, als wenn Kohlenstaub oder feinförniges Schießpulver darüber wäre ausgestreut worden. Ich gewahrte keine Lücken oder Unterbrechungen, sie lagen immerfort gleich dicht und wimmelnd in den Geseisen. Da gab es ihrer nicht mehr Millionen, sondern Milliarden! Sie messen nur eine  $\frac{1}{8}$  P. Linie, machen aber mit Hälfte einer am drittletzen Bauchringe befindlichen kurzen, nach vorne gerichteten dreieckigen Spring-Gabel Sähe von 2—3 P. Zell, also 40 bis 60 mal weiter als sie lang sind.

Gewöhnlich nehmen sie alle mit einander längs des Weges wie die Ameisen ihre Richtung nach einer bestimmten Himmelsgegend und stürzen sich mit einem herzhaften Sprunge über hohe Steine und Wurzeln in Abgründe, deren Tiefe die Länge ihres Körpers hundertmal überschreitet, überschlagen sich zwar und machen jocose Wurzelbäume, setzen aber dennoch unerschädigt ihren Weg fort. Der sties sich wiederholenden Sprünge wegen, denn ich habe sie in den Fahrgeleisen oft eine Linie hoch über einander liegen gesehen, — gleich dann ihrer Wanderung auf feuchter Erde dem kaum merklichen Wellenschlage eines sanft dahin gleitenden Stromes.

In den warmen Mittagstunden von 11—2 Uhr ist, wenigstens zur Winterzeit ihre Mitterteit, am größten; mit dem Sinken der Sonne erlahmt sie mehr und mehr und hört mit der Abendkälte gänzlich auf. Das Insekt bildet dann

mit der gestornen Schnee-Oberfläche eine compacte Masse, einen förmlichen Eißklumpen, erwacht aber mit dem Eintritte der warmen Sonnenstrahlen am nächsten Tage in neuer Thätigkeit. Auch große Hitze können diese wüthigen Thierchen unerschädigt ertragen. Der ausgezeichnete Naturforscher in Wien, Herr Franz Ledw. hatte die Güte, mir mitzutheilen, daß er den gleichen Schner-Floh zur nämlichen Zeit, nämlich im März 1858 in der warmen, vom abfließenden heißen Wasser der Dampfmaschinen gespeisten Lache hinter dem Bahnhofe der „Bruderbahn“ gefunden habe, deren Wasser selten unter + 18° und häufig über + 30° R. hat; also um fast 3000 Fuß tiefer und in einer mißversteht um 12° höheren Temperatur.

Man erwäge nun das zähe Daseyn und die wunderbare potenzielle Lebenskraft dieses so unscheinbaren Geseisses. Eine natur- und mehr wissenschaftliche Beschreibung dieses den Peduriden angehörigen Insektes behalte ich mir für einen Aufsatz in das „kärntnerische Museums-Jahrbuch pro 1860“ vor.

St. Jakob ob Gurl am 7. Jänner 1860.

Raimund Kaiser.

## Der Wintermorgen.

Ueber breiten Schneegebirgen  
Sieht das Morgenrot;  
Freich und freundlich lacht das Leben  
Auf den bleichen Tod.

Schön, Natur, in deinem Schummer,  
Schön, Natur, bist du!  
Streichst dem Dichter, gleich dem Felsen,  
Wenn er stumt in Ruh.

Sieht man ihn, es ahnet Keiner,  
Was sein Inn'res drukt;  
Ohne Regung bleich sein Antlitz,  
Und sein Bild gesenkt.

Doch er heßt sich endlich schüttelt  
Die Gedanken los,  
Und sie fallen, lichte Sterne,  
In der Weichen Schoß.

Wort und That erscheinen, eine  
Schön're Welt beglückt;  
Wies steht und schaut begierig,  
Staunt und ist entzückt.

So wick' du erhe'n, und schaffest  
Freud' und süßes Glück.  
Was wir ja an Lust verloren,  
Frühling bringt's zurück.

Schön bist du, Natur, und gütig,  
In der Wintertrug;  
Gibst uns viel an holden Gaben,  
Weß bereitest du.

F. G.

# Carinthia.

(Fünzigster Jahrgang.)

N<sup>o</sup> 3.

Sonnabend, den 11. Februar

1860.

## Das Gebet des Moses.

Es kniet betend der Prophet am Hügel  
Die Hände angespannt nach Oben;  
Im Thale weht des grauen Todes Fügél  
Und Kampfschrei und Waffen toben.

Er hebt die Hände hoch, da stieh'n die Heiden  
Geträufelt von Klüden Ehrentrage,  
Und Israe'l jauchzt auf in Kampfschreuden  
Und brant dahin im Siegesfluge.

So lang er betet, stärkt Gott seine Streiter;  
Da sinken Mo'sis Arme nieder,  
Da hebt sein Volk, die Feinde stieh'n nicht weiter,  
Weh! und die Heiden siegen wieder.

Zwei Männer stützen seine müden Hände  
Und mächtiger ist Mo'sis Stimme,  
Daß Gott den Stuch von seinem Volke wende,  
Und tilg' die Feind' in seinem Schrimme.

Und wie er betend sich nach Oben lehret,  
So sinket neue Kraft vom Himmel her,  
Und schrecklich kommt der Tod den Israe'l's Schwerte  
Und tilgt das feindliche Gewimmel.

Ein neuer Moses kniet auf den Hügel  
Der ew'gen Stadt mit offnen Armen,  
Und sein Gebet vermag den Feind zu jügeln  
Und zieht hernieder göttliches Erbarmen.

Und sinken matt die müden Hände nieder,  
So stehn Tausend ihm zur Seite  
Und beten; da lehret Muth und Kraft uns wieder  
Und siegreich geh'n wir aus dem Streite.

G. Sch.

## Das Canalthal unter der französischen Regierung.

(Ein Beitrag zur Vervollständigung der neuesten Geschichte Kärntens.)

Wenn das Canalthal durch seine gigante Felsenbildung, welche schon die mit dem Böhmenkönig Ottokar, laut des Chronisten Horner Erzählung, nach dem Friant ziehenden Böhmen so schauerlich wild sauden, daß sie glaubten, hier habe die Welt ein Ende und daher nicht weiter ziehen wollten, — durch seine strategische Lage als die geschlossenste Pforte Deutschlands nach dem bei Ausgehen des Mittelalters, wie im siebzehnten Jahrhunderte und nun in neuester Zeit seitlich gesunkenen Italien, — durch den Sprachentwisch seiner Bewohner, indem die italienische, slovenische und deutsche Sprache in mehrfachen Sprünge und Versetzungen darin herrschen — einen ausgezeichneten Platz unter den Thälern Deutschlands, man möchte sagen, einzigen behauptet, lag darin auch eine Mitursache, daß es in den Jahren 1809 bis 1814 dreimal seine Oberherrschaft und nicht minder seine geistliche Leitung verändert sah.

Wir haben diese Sonderlichkeit sowohl im „Handbuche der Geschichte Kärntens, II. Abtheilung,“ am gegebenen Orte, als in dem Texte zu den „Ansichten Kärntens“ unter dem gleichnamigen Artikel kermelt gefunden, und die spartanischen Kämpfe an Kärntens, „Deutschlands Thermopylen“ in den Jahren 1616, 1797, 1809 und 1813 eingehend und wiederholt gelesen, aber in Hinsicht der politischen, finanziellen und hierarchischen Verhältnisse des Canalthales in der oben bemerkten Periode lagen uns damals zu wenig detaillierte urkundliche Daten vor, um davon Gebrauch gemacht zu haben. Was wir nun tieferfalls erheben, lassen wir in chronologischer Ordnung folgen.

Als, in Folge des am 14. Oktober 1809 geschlossenen Wiener-Friedens, Oberkärnten zu dem neu geschaffenen Königreiche Illyrien geschlagen und dem Kaiserlichen-Regiment untergestellt wurde, bildete das Canalthal den Canton Tarvis, und besand sich unter der unmittelbaren Leitung des in Villaich angestellten Intendanten de la Moussaie, obwohl anfangs das Kreisamt noch fortbestand und nach seinen Aufträgen amtierte. Eine der ersten Anordnungen desselben war, daß er am 26. Dezember 1809 durch jenes den Auftrag ergehen ließ, daß am 29. darauf alle Dekane in Villaich zu erscheinen und bei dem Intendanten den geistlichen Personalstand so wie die bisherige Bezüge aus dem Religionsfunde anzugeben hätten, wozu vom Canalthaler Dechant Marinitsch sein Kaplan Ignaz Hartwig, nachhin dessen Nachfolger, abgeordnet wurde.

Diesem Auftrage folgte bald ein anderer des den neuen Beherrschern sehr ergebener Obercommissar Carove aus Billach, alle Veränderungen im Clerus dem Dechanten in Billach, Michael Proder, anzugehen, welcher den dem Fürstbischöfe von Gurk, Franz Grafen von Salu, unter dem 26. Februar 1810 als Generalvikariats-Amtverwalter ernannt worden war. Trotz jener Ausweife und in Folge Auftrags vom 3. Mai 1810 eingetretener Passionen der Geistlichen und Schullehrer verzog sich die Regulierung der Gehalte doch so lange, daß am 27. Mai vorläufig der Canalthaler Geistlichkeit die ausständigen Gehalte in Summe von 540 fl. 40 $\frac{1}{2}$  kr. Bankozettel für die seit dem Wiener-Frieden abgelaufenen Monate angewiesen wurden. Sie kamen erst im Herbst zu Erlande, und wurde für den Zeitraum vom 1. Jänner bis 15. März 1810 nach der vom General-Intendanten in Illyrien, Dauch, uatern 10. Jänner 1810 für daselbst ergangenen Norm und insbesondere nach dem vom General-Gouverneur Marshall Marmont unterm 6. März von Triest angegebenen Tarife \*), in Bankzetteln berechnet, vom 15. März aber, über Abzug des vorhin demüthigten Theuerungszusufusses, in klüngender Münze, wozumach unterm 10. November die Befehlungen bis Ende Juni erfolgt wurden, mit der Berechnung in Gulden für die erstere Zeit, für die beiden folgenden Quartale in Franken, so daß dem Dechant und Pfarrer zu Saisnig 517, dem Pfarrer zu Goggau 475, zu Thörl 775, zu Uggowitz 28, zu Wolfsebad 775, zu Walborgeth 116, zu Leopoldsdörfern (damals schrieb man Dieboldsdörfern) 265 und zu Pontafel 317 Francs jährlich zuerkannt wurden. In dem folgenden Jahre 1811 fielen wir noch zwei Mal Rateszahlungen verzeichnet, dann aber stockten sie gänzlich.

Wir vermiffen angerne die nachhin, in Folge des Pariser-Friedens, eingetretene Liquidation der Gehaltsrückstände der Canalthaler Geistlichkeit, welche durch die französische Herrschaft in einem um so größeren Mafstabe geriet, als sie fast durchaus mit keiner Meierei dotirt war, und alle Stiftungs- und sonstigen Kirchenbezüge aus öffentlichen Fonds stockten, da in Oesterreich jede Interessenzahlung aus den ständischen, Aeraarial, Banco- oder sonstigen Kapitalien dahin aufhöre. Dechant Marinitsch, so wie der Pfarrer von Walborgeth Mayr, dann Pfarrer Kugi von Tarvis wanderten nach Unterfärten aus; erster wurde Stiftdechant in Maria Saal, Mayr Dechant und Pfarrer in St. Veit, Kugi Pfarrer zu Marcin.

Im Canalthal behalt man sich so gut es seyn konnte mit fremden besonders italienischen Geistlichen. Die Privatpatrone hörten zünftig an, und Competenten hatten sich mit an Kaiser Napoleon stillstehenden Gesuchen in Bewerbung zu setzen. Theologen für Oberfärten konnten hier 1812 auf der theologischen Schulanstalt zu Klagenfurt mit dem Aufnahmdecrete des Generalvikar-Amtverwalters studiren, was bei Kleder und Gruber der Fall war, die jedoch nachhin austraten.

Die Lage des Canalthales war nach Eintritt des französischen Regime eine wahrhaft taurige. Walborgeth war bekanntlich abgebrannt, Tarvis, wenn auch dieses nicht, doch durch die Plünderung, Durchmärsche und den das Thal treffenden störenden Verkehr, welcher von neu anstatt durch das Canalthal über die Wurzgen von Laibach

her beinahe ausschließlich, der italienische Wein machte eine Ausnahme, seinen Gang nahm und den Ruin der Gemerthschaften, so wie alle Nachbarorte tief herabgekommen. Die Strohenborfischen Kammern waren bei der Besiegung des Forts von Walborgeth abgebrannt, Siromelli wanderte aus, der früher reiche Naxosi im gleichen und starb in größter Dürftigkeit zu Eisenkappel; die Herren von Canal befaßen sich in französischen Diensten zu Ubine, die Bisafero farbten aus, Struggl bestand noch zur Noth vom Weibergbau, obwohl die Meiaufuhr nach Oesterreich gänzlich verbotlen war, und man dort desto eifriger am Bier, in Schwarzwarzenbach, Windisch-Weiberg am Bier suchte. Die Bankozettel wurden unterm 26. November 1810 von der Billacher Intendant ganz außer Umlauf zu setzen befohlen, während das Silbergelt noch eine Seltenheit war, und nur nach und nach einfloß. Gewerck Jesse fand einen Ausweg im Tauschhandel, indem er Streckwaare gegen Kägel, diese gegen eine Schiffsladung Rhum in Venedig verkaufte, und diesen wieder in das Oesterreichische gegen Eisen und sonstige Waare umsetzte. Der Schmuggel wird großartig betrieben. Die Steuern werden übrigens wie früher unter Oesterreich eingezogen, dazu im Spätjahre 1810 ein Sechzigelgeld für Napoleon.

Eine Verordnung der Intendant vom 11. Hornung 1811 befaß den Eltern, ihre subirenten Söhne bei Vermeidung von Zwangsmitteln an das neu errichtete Lyzeum nach Billach zu senden, wo unter andern der von St. Martin bei Silberberg aus Unterfärten entwundene, früher aus Franlen eingewanderte (daher in Zeitungen ciurte) nachherige Pfarrer zu St. Martin bei Billach, Philipp Bonenb, dociren soll, welcher jedoch seinen Unterricht aus Schültermangel eben so wenig beginnen kann, als seine schriftstellerischen Arbeiten, wie die Geschichte des Protestantismus in Oberfärten\*\*), wozu er sich um Beiträge an die Seelsorger wendete, zu Erlande kommen. Dafür rüdt er sich an Kärnten durch die an Sactori in Wien über das Land eingelieferten Berichte, die derselbe in seiner Reisebeschreibung aufnimmt\*). Diese von einem Ausländer über Kärnten verbreiteten irrigen Ansichten riefen die „kritischen Noien“ hervor und erzeugten eine desto größere Mährigkeit unter den heimischen Gelehrten.

Vereits den 24. Februar 1811 erging von Billach aus an die Seelsorger die Aufforderung, die Gemeinden von der Kanzel zu belehren, daß man sich der bevorstehenden Reclutierung nicht widersetzen solle, bei Vermeidung der härtesten Strafen. Sie ging am 3. März vor sich, doch ein großer Theil der jungen Leute im Canalthal wie anderwärts war zu entweichen, und in Unterfärten füllten sich sowohl die Lehranstalten, Gewerbstoalitäten wie Bannerschulen.

Mit Anfang October 1811 wurde das Canalthal zu Italien geschlagen. Joseph Jesse wird als Vorkerker der Registratur für dasselbe am Orte Walborgeth durch die Präfectur von Paseriano ernannt, für den Canton Tarvis zu Walborgeth ein Friedensrichter und Anton von Canal als Friedensrichter aufgestellt. Nach der Hand wurde in Walborgeth eine königlich italienische Pöbelschule

\*) Dieb Carinibia vom Jahre 1808, Nr. 24, in dem Anhang aus „Marmonts Memoiren“, wo die kurze Geschichte der Billacher akademischen Schule, die man nachhin Gymnasium, sich Lyzeum, wie eben, nannte, erzählt und die Professoren alle genannt werden.

\*) Tarvis befindet sich gedruckt in der I. f. Opmunjal-Bibliothek zu Klagenfurt.

errichtet und Joseph Eder von Canal mit dem Range eines Podesta bekleidet. — Die Matritelbücher der Geistlichen führen vom 1. Jänner 1812 auf an ihre öffentliche (politische) Urkunden angesehen zu werden und an ihre Stelle treten die Cituirregister.

Da die Klagen wegen Nichtbezahlung der Gehalte der Beamten und Seelsorger immer lauter wurden und Generalcoliar Drodger aus solchem Grunde diesen Dienst und seine Pfarrrsänke Billach verließ, um in St. Lambrecht als Benedictiner einzutreten, wurde unterm 29. Mai von der Intendant zu Billach die am 31. März 1812 ergangene Verordnung des General-Gouverneurs Baron Bertrand publicirt, wornach Obige ihre Rücksicht bis Ende Juni anzuwenden sollten, was jedoch wenig Erfolg hatte. Aus einer Consistorial-Verordnung dto. Klagenfurt den 15. Februar 1816 geht es hervor, daß für die 2. Hälfte des Jahres 1810, außer einem Vorkaufe von 4000 Francs für das III. Quartal, der Oberkärntnerischen katholischen Geistlichkeit von der französischen Regierung keine Bezahlung erfolgt wurde. Erst in dem Augenblicke, wo die französische Herrschaft in Illyrien in den letzten Stößen lag, ließ der Bisthumbis Eugen Beaucharnais von seinem Hauptquartier Udine aus, den 20. August 1813 die Entschließung bekannt machen, er wolle der Seelsorger-Geistlichkeit von Italien in den Gebirgs-Departementen — nun das ging unser Canalthal vorzüglich an — eine Zulage von 25,000 Lire gewähren, und zwar jenen, welche nicht über 500 Lire Congrua hätten. Diese könne im September 1813 und Jänner 1814 bei dem Intendantminister in Mailand erhoben werden. Weder damals noch weniger später war zu dieser Erhebung mehr Gelegenheit. — Da übrigens die französische Regierung auch die ergessene Bestimmung der Kärntner wenig Vertrauen hatte, wurde auch in Tarvis ein Polizei-Inspector aufgestellt.

Der Hauptgrund, warum das Canalthal und damit auch die von Krain, namentlich dem Delanats Kronau losgetrennte Pfarre Weisenseßel mit dem Königreiche Italien vereinigt wurde, lag, wie es Marmon's Memoiren außer Zweifel stellen, in der strategischen Wichtigkeit dieses Thales und der ihm anhängigen Gegenden von Weisenseßel. Napoleon hatte schon vor dem russischen Feldzug den Plan gefaßt, um das von Rußland rückwärtsbernde Polen wiederherzustellen, Galizien gegen Illyrien zu vertauschen, vorausgesetzt, daß Oesterreich, welches nun durch die Bande des Blutes mit ihm verbunden war, das bisher von ihm so streng eingehaltene Continentsystem noch ferner in dessen Rükstempeln aufrecht erhalten werde; das Canalthal indessen mit seinen Sperrpunkten und natürlichen Befestigungen sollte Oesterreich nicht zurückfallen, im Gegentheil als Pfand und Schlüssel zu Oesterreich's deutschen Provinzen bei Italien, somit in seinen Händen bleiben. Selbst nach dem unglücklichen Feldzug vom Jahre 1812 und bis zu den Unterhandlungen in Prag war Illyrien der Anker, den er nebst Preußisch-Schlesien Oesterreich für seine Allianz machte\*).

Mit dieser neuerlichen Territorial-Veränderung, wornach das Canalthal unter die Präfektur von Udine zu stehen kam, und von Oberkärnten sümlich ausgehoben wurde, bekam auch die geistliche Verwaltung eine andere Gestalt. Fürbischöf Salin suchte so lange er konnte diese Gegenden unter seiner Jurisdiction zu behalten und dieses um so mehr,

da das Kirchenoberhaupt, Seine Heiligkeit Papp Pius VII., von Napoleon gefangen gehalten wurde, und daher ohne dessen Genehmigung seine Veränderung der Diözesen canonisch und gesetzlich eintreten konnte. Noch am 20. Februar 1812 erging daher von demselben der Aufsat in die Geistlichkeit und die unterliegenden Gemeinden in Oberkärnten zur genauen Pflichterfüllung gegen Napoleon, besonders in Hinsicht der damals so tief eingreifenden und umfangreichen Constription. Trotz dieser lokalen Benehmungsweise gegen die befreundete Macht, wurde Gurl die geistliche Oborg Oberkärntens abgenommen und mit Restription vom 26. März 1812 eröffnete Fürbischöf Salin dem bis jetztigen Clerus, daß nummehr Laibach in die Diözesanrechte alldert eintrete, und das bischöflich Laibachische Generalvicariat in Billach publicirte unterm 10. April 1812 diese Ubergabe summt den damit in Verbindung stehenden dort üblichen Disciplinarvorschriften. Das Laibacher Hirten-schreiben, vom 4. April 1812 datirt, beruht sich auf den bischöflichen Befehl des französischen Kaisers. An die Stelle des Delanats Marcinich's kam der Pfarre von Raiborgeth, Simon Jus, als Delanats-Administrator und Jungirte als solcher, vor der Bischof Anton Kautsch in Begleitung seines Secretärs Anton Alois Wolf am 10. Juli 1812 zu Raiborgeth eintraf und dort visitirte und firmte. An Drodger's Stelle kam laut bischöflichem Erlaß dto. Laibach den 24. September 1812 als Generalcoliar der Dechant zu Feldkirch, Johann Joseph, welcher jedoch das Canalthal nur sehr kurze Zeit unter sich hatte. Bereits den 31. October 1812 kündete der Bischof von Laibach der Kuratgeistlichkeit und den Bewohnern des Canalthales an, daß er auf Befehl des illyrischen Gouvernements das Canalthal und Weisenseßel an den Erzbischof von Udine abtrete, welscher am 14. October diesen seinen neuen Antheil feierlich abgenommen habe. Der neue Erzbischof, Balthasar Kasperi, Creellenz, erließ unterm 25. December 1812 an den Delanats-Administrator sein Informations-schreiben mit der Aufschrift „Mulum Reverendo Come-Fratello! worin er besonders auf die in seiner Diöcese in Brauch stehenden liturgischen Vorschriften aufmerksam macht, und die dort erforderlichen Facultäten ertheilt. Sein Hirtenbrief an die Geistlichkeit des Canalthales mahnt sie vorzüglich an die Erhaltung der Kaiser Napoleons schuldigen Treue besonders in der damaligen Rekrutirungsgewalt, und befehlt die Einführung des in Königreich Italien vorgeschriebenen Rades-dienst — nicht ohne sie zum Gebete auch für den heiligen Vater aufzufordern, obwohl er von seiner Gefangenhaft nichts meldet. Pfarre Wanggo zu Deutsch-Pontafel, der als offener Anhänger Oesterreichs und abgefahrter Feind der Frankoitaliener einen dahin zielenden Streit in einem Gasthause mit dem Syndikus von Wällisch-Pontafel gefaßt hatte, wurde zu sechs-tägiger Correction nach Udine citirt. Am 24. Februar 1813 wurde vom Erzbischofe das zwischen Seiner Heiligkeit und dem Kaiser Napoleon zu Stande gebrachte (?) Concordat zu siern angeordnet, und den 19. März darauf den Geistlichen des Canalthales eingeschickt, sich nach dem Beispiele des italienischen Clerus an den freiwilligen Krieges-Verträge zu betheiligen; doch dürfe der einzelne nicht unter 2 Lire beiführen. Ein gleiches Zwischen der sunkenen Napoleonischen Macht war ein Aufruf von ebendemselben aus Udine ten 31. März 1813, die desertirten Neu-Constriptionen zur Rückkehr unter dessen Fahne und die Eltern zu deren Abstellung zu bewegen. Um den verstiminten und abgewendeten Gemüthern einen neuen Aufschwung zu geben,

\*) Sieh Marmon's Memoiren. Carinthia 1808, Nr. 29.

wurde unterm 29. Mai der Befehl der Kaiserin Maria Louise bekannt gemacht, den großen Sieg bei Lützen mit einem feierlichen Te Deum zu begehen. Ein späteres Erzbischöfliches Umlaufschreiben vom 30. Juni 1813 forderte zu Pfort- und Freiwilligen-Corps-Beiträgen auf, welche jedoch wegen der am 9. October 1813 erfolgten Wiederbesetzung des Canalthales durch die Defterreicher keinen weiteren Fortgang hatten.

In Folge dieser Aufnahme des französischen Regimes reklamierte Fürstbischof Salm unterm 10. December 1813 seine ihm gebührende und nur gestörten Diöcesanrechte; da jedoch von Seite der Regierung die politische Wiedervereinigung des Canalthales mit Illirien noch suspendirt werden wollte, wies Salm unterm 18. Jänner 1814 die Canalthaler Geistlichkeit bis auf weiteres an den Erzbischof von Wien an, welche provisorische Verwaltung mit Ende Juni 1814 aufhörte.

Um der thatsächlichen Wiederbesetzung das Siegel aufzubrechen, schrieb Fürstbischof Salm für den Monat Juli die bischöfliche Visitation und Jirumung aus, die am 14. desselben von Kruckstein aus beginnen sollte. Von nun an traten die östereichischen Gelehrte auch in kirchlichen Sachen wieder in volle Wirkksamkeit, und der Fürstbischof leistete am 4. October 1814, als an des Kaisers Namensfest, in Laibach im Namen der ganzen vorhin abgerissenen Diöcesangeistlichkeit den Aufzuzug. Es war ein freies Aufsitzen nach fünfjährigen Wechsel, harten Entbehrungen und allen den Plagen der Fremdberrschaft, die keine Gegenstände so schwer betroffen hat, als das obenein von der Natur stiefmütterlich behandelte Canalthal. §.

## Die Künstler-Probir.

Als Fürstbischof Salm im Sommer 1817 das Obergailthal visitirte, besuchte er, nachdem die kirchliche Feierlichkeit und die h. Jirumung zu Triepelsch vorüber war, den dortigen Marktplatz, auf dem die Jirumlinge in verschiedenen Gruppen mit ihren Eltern und Vätern um die einzelnen Krämerbuden sich versammelt hatten, um die Weihgeschenke zu empfangen. Mit heiterm lächelnden Angesichte mullerte der kinderfreundliche Kirchenfürst die Ausstellungen der Jieranten, unter welchen nicht denen mit Betbüchern, Rosenkränzen und Bildern, die Pehselter und Händler mit Silberkrüchten die zahlreichsten waren. Ein Italiener, welcher Johannisbrot und Feigen feil both, zog besondres Salm's Aufmerksamkeite auf sich, denn er wußte, mit Ausdrungen und Anpreisungen seiner Waare im höchsten Andernweilich die Leute hausenweis an sich zu locken. Doch nicht bloß mit süßer Speise köborte er die deutschen Wäpfe, an seinem Stande hatte er verschiedene Bildchen aufgehangen, die er, als wären es Raphael's Madonnen, den Berühmtegebenden anbot. Dieses eben war es, was unser kunstliebenden Oberbirten anjog, denn er wußte aus Erfahrung aus unleser Spreu die Gweldörner herauszufinden und aus manch unbedeutendem Bildchen das ausseimende Talent zu erkennen. Dieses sollte auch gegenwärtig der Fall seyn.

Eine Glastafel, mit schwarzer Rahme ließ ein Bild mit der Veredlung des heiligen Hauptes sehen; dieses sel dem Fürsten durch richtige Zeichnung und Ausdruck auf, wenn gleich die Farben die Einfachheit und Keckheit des Materials verriethen. Salm wachte sich an den Krämer und fragte

ihn auf italienisch, wer denn der Künstler gewesen sey. Pili-gotti, so nannte sich dieser, hocherfret über diese Frage, wies mit seinem Finger auf einen untern stehenden Knaben hin, der armfelig gelindeit und haarfuß, sein gebücktes reth-wangiges Antlitz dem Fragenden zulehete, als er wahrnahm, daß von ihm die Rede war und munter aufhörte, wie der Vater ihn als den Schöpfer seiner Kunstwerke erklärte; denn wem gefüllt nicht das Werk seiner Hände!

Der Fürstbischof forderte den Knaben auf, ihn in dem nahen Pfarrhof zu begleiten, begehrte und erhielt dort Papier und ein Stück Weißblei sammt Unterlage, mit denen er dem kleinen Giacomo an die Jriedhofswand stellte, mit dem Auftrage, die Kirche in Umrisse abzuzeichnen, denn es schwebte ihm ob der Autorität des Knaben zu jenem Gemälde noch mehr als ein Zweifel ob.

Giacomo war während dem Mittagsmahle mit seiner Zeichnung fertig und halb mit verschämter, halb mit frühlicher Miene präsentirte er seine Arbeit seinem fürstlichen Mäcen. Dieser übertraf durch die treffende Kecklichkeit und Harmonie der Handzeichnung schlug dem Knaben mit dem Anrufe: „aus Dir wird was werden!“ auf die Achseln, ließ ihn bewirthen und berief seinen Sekretär, der ihn mit einem Geleitsbriebe und einer Reisegehrung nach Klagenfurt verjah, wo ihn unser Schöpfer aufnahm, in seinem Atelier anfangs zum Farbenmahlen und Untermalen verwendete und, nachdem er ihm die Elemente der Kunst beigebracht, mit nach Wien nahm.

Es vergingen einige Jahre. Der Meister war gestorben, da lehrte Giacomo Pili-gotti noch einmal, ehe auch Salm aus der Welt schied, zu dem Urheber seines Glückes zurück — er war ein schöner feuriger Junge geworden, ein echter Jünger seines zweiten Vaters und Meisters —; an des kunstliebenden Erzherzogs Maximilian's Hof blühte ihm eine schöne Zukunft entgegen. §.

## Meeres-Liedtr.

1.

Ich sah einmal bei Sonnenuntergang  
Dinons ins weite offene Meer,  
Und sah ein Winig kleines weißes Segel  
Dem Wind gleichaufheit hin und her;  
Die letzten langen Burzustrahlen  
Aus einer Wolke Dintenreub  
Sie fielen noch auf dieses Schiffchen,  
Bevor dem Auge es entwand. —  
Mein Blick hing an dem weißen Punkte  
Als sollt' er nimmer mie entflieh'n,  
Als sollt' mein Herz mit jenem Segel  
In weite, weite Ferne zieh'n.  
Das Leben mit den Alltagsmenschlichen  
Es ist wohl auch ein großes Meer,  
Und jense Schiffschen, klein und winig,  
Es gleicht der Hoffnung gar zu sehr.

2.

Nacht war — laue Lüfte aus dem Süden  
Und ein leises flüßes Wehen  
Ueber Land und Meer zog meine Sinne  
Himmelwärts, mich zu erheben;



Sternenbilder, wie's die Menschen nennen,  
 Und die Straße, die die Welt  
 Wie ein zaud'rich schreiter Ketter-Gürtel  
 Um rings umfängen hält,  
 Sahen nieder. Ruhe, Schlaf und Träume  
 Legen ausgegossen da,  
 Alles war so groß, so hoch, so heilig  
 Und mein Herz dem Himmel nah. —  
 Da! — ein Stern aus höchstem Ketherräume  
 Wie ein Blitz fiel er herab — —  
 Ruhig blieb die Welt, er war vergangen  
 In die Ewigkeit hinab;  
 Gottessehung fällt vom Himmel nieder  
 Wie ein Blitz, wenn Du allein,  
 Lange bist du blind und bleibst erblindet,  
 Fällt sie nicht in's Herz hinein.

## 3.

Ruhig rogt das Meer  
 So weit das Auge schweift, im großen Bogen  
 Erhöht an des Himmels Rand das Wasser-Blau —  
 Kein Wesen lebt — die tiefste Ruhe träumet die Natur.  
 Da treibt sich ein flüchtiges im eintönen Spiel  
 Und lost mit der glänzenden Welt,  
 So lächelt und ländelt und gleitet hinweg  
 Und nirgend mehr stille es hält. —  
 Am Rande, dort wo Meer und Himmel  
 In Eins verschwommen müde ruh'n,  
 Sieht man ein gar gefächelt Treiben,  
 Ein gar so ernstes großes Thun;  
 Wie Berge fremder Kiefernketten  
 Dämmert sich der Bollen mächtig Bau,  
 Zum Himmel hoch empor gebogen  
 Verdunkeln sie sein Aurenblau;  
 Und wie am Abend schön'rer Tage  
 Die Sonne hinter Berge sinkt,  
 So schiebt man wie aus Glutendändern  
 Sie langsam scheidend nieder sinkt.  
 Das Lüstchen, so früher geländelt,  
 Es wachet zum Sturme heran,  
 Der eilet und jaget und sauset  
 Auf seiner so entlofen Bahn. —  
 Da im nächstlich grauen Dunkel  
 Treibt ein Schiff vor'm Wind her,  
 Etzlos gebüßl sind seine Segel  
 Und sein Riehl durchfurcht das Meer. —  
 Noch steht Du am Strande und siehst das Schiff,  
 Du siehst es mit doppeltem Blick,  
 Du siehst da ein Bild der Vergänglichkeith,  
 Das schwankende irdische Bild.

§. 3. Treuen.

## Zweites Verzeichniß

der vom P. T. Herrn Domkapitularen H. Hermann der l. l. hierortigen Studienbibliothek geschenkten Manuskripte und Werke.)

### I. Manuskripte.

1. Vier Fasjill Urkunden-Regesten aus dem l. l. geb. Archive in Abschrift von dort mitgetheilt, betreffend  
 \*) Erste Forderung sieh' „Garinthia“, Jahrg. 1858, Nr. 30.

Rärnten, — von 831 bis zum Jahre 1500. Bei 1600 Etüde.

2. Ein Fasjill Urkunden-Regesten aus ebendenselben, einig das Etit St. Paul betreffend. Bei 120 Etüde.
3. Ein Fasjill Urkunden-Regesten, Rärnte n betreffend, Apostellens Lebensalten und Widnowstis Geschichte des Hauses Habsburg entnommen. Bei 400 Etüde.
4. Urkunden-Auszüge aus dem Panberger Archive zu Welsberg, den Copialbüchern zu Wiltzing, den Werken von Rubis, Corenini, Herunayr, der Klagenfurter Jesuiten-Chronik, den ständischen Akten, den Archiven von Haisel, Pusth, Wilsstatt, so wie Excerpte für die Geschichte von Villach und die Grafen von Ortenburg; ein Heft.
5. Aemtlisches Register über die Urkunden bei der Herrschaft St. Leonhard und Neidenfels.
6. Briccius Redivivus, eine Abschrift der Geschichte des sel. Briccius; vom Pfarrer Rieder v. Richenegg zu Szegry.
7. Funebria Imperatoris Ferdinandi I.
8. Descriptio Episcoporum Lavantini et totius diocesis ad eundem spectantis collecta initio saec. XVIII. et notis provis. 17 Folia.
9. Geschichte der Reformation in Rärnten. Ein Fragment von P. Leopold Scheidenberger.
10. Vangeschichte des neuen Schloßes zu Welsberg.
11. Aus dem Verlasse des H. Bischofes Urban von Gurk: Verhandlungen im Jahre 1572 in Religionsachen, Innerherrsich betreffend — hauptsächlich am Vantag zu Vrad. 3 Fasjill.
12. Vom Gleichen: Summarium conciliorum in negatio religionis 1574. 1 Fasc.
13. Correspondenz zwischen den Ständen von Rärnten und Krain vom Jahre 1611 in Religionsachen. 1 Fasc.
14. Entwurf zu der von Sr. Majestät dem König abgeforderten Vorstellung über die ständischen Vorrechte und ihre eigenen, so wie des Landes allgemeine Beschwerden. (Von den Ständen des Erzherzogthumes Oesterreich unter der Enns 1790.) Felio.

## II. Druckwerke.

1. Buchholz, J. V. von: Geschichte der Regierung Ferdinands des I. Wien, 1831—34. 9 Bände. 8.
2. Urkundenbuch für die Geschichte des Brevenciner-Zistens Klosters, herausgegeben von P. Theodorich Hagn. Wien, 1852. 8vo.
3. Polizeyordnung verbesserte und neu angerichtete des Erzherzogthums Kärnten im J. 1577. Mit der Landgerichtsordnung, Landrechtsordnung, Behenderordnung. Grätz, Bartsch, 1578. Felio.
4. Argoli Andr. Ephemeris ad annum 1662. Clagenfurt, Kramer 1662. 8vo.
5. Ulsand; P. Walter von der Bogelweide. Stuttgart 1822. 8vo.
6. Schallhammer, Ant. Ritter v. Biographie des Tiroler-Heldenpriesters Joachim Haspinger. Salzburg 1856. 8vo.
7. Rapp, Jof. Titol im Jahre 1809. Innsbruck, 1852. 8vo.
8. Stülz, Jevoc. Geschichte des Cistercienser-Klosters Wiltzing. Linz, 1840. 8vo.
9. Welben, P. Freyh. v. Epitaphen aus meinem Leben. Gratz, 1853. 8vo.
10. Derfelbe. Der Krieg der Oesterreicher in Italien gegen die Franzosen in den Jahren 1813 und 1814. Gratz, 1853. 8vo.

11. Sporckil, J. Der Feldzug im Jahre 1813—1815. 6. Auflage. Braunschweig, 1845—1846. 8vo. 9 Bände.
12. Derselbe. Feldzug der Oesterreicher in Mähren und Italien in den Jahren 1813 und 1814. Braunschweig, 1844. 8vo.
13. Sommer, Fr. Die Völkerschlacht bei Leipzig. Mit Holzschnitten. Leipzig, 1847. 4to.
14. Peer das, von Innerösterreich unter den Befehlen des Erzhs. Johann 1809. Von einem Stabsoffizier. Leipzig 1817. 8vo.
15. Feldzug des Generals Bonaparte in Italien. Von einem Generale der italienischen Armee. Aus dem Französischen übersetzt von Jul. Frey. Paris, VI. 8vo.
16. Gutschberg J. Hd. Geschichte des Gesamtthauses Ortenburg. Sulzbach, 1828. 8vo.
17. Schels, J. St. Kriegsgenen als Beispiele des Felddienstes. Pesth, 1843. 8vo. 4 Bändchen.
18. Notizen, historische, über die Errichtung des Öbzer Erzbißthumes. Öbzy, 1851. 4to.
19. Sammlung von a. h. Verordnungen, offizieller Aktenstücke, dann Erlässe der Landesadministration und anderer Behörden betreffend Kärnten im Jahre 1809. Felleo. 2. Band.
20. Eine Anzahl Separatabbrücke aus den Schriften der I. Akademie in Wien, Geschichtliches betreffend, vorzüglich von Th. E. Ritter Koch-Sternfeld und Job. Stülz. Klagenfurt, im Jänner 1860.

Dr. Ignaz Lemaschel.

## Kärner'sche Alpen-Blümclein.

Von Hermann Baldenrotz \*).

### 1.

Zwoa G'wandl kriegt die Alm \*) im Jabe,  
 Als Loh'n, weiß nuß \*), a fleißig war,  
 a fleißig war,  
 Und do hat's g'n'u, ja ganz und gar!

Zur Langes. \*) und zur Summerzeit,  
 Do kriegt die Alm a grüenes Reid,  
 a grüenes Reid,  
 Und 's Herz des Senners \*) is erfrut.

Tsch aber, wenn der Winter kommt,  
 Do kriegt se bloß a weißes Hemb,  
 a weißes Hemb,  
 Bis Langes, Langes wied erlömmt.

\*) Von dem auch unter diesem Pseudonamen der Lebewelt befreundeten vaterländischen Schriftsteller und Dichter, Hrn. S. W. Schiefler, ist eine Sammlung von ihm verfaßter volkstümlicher Lieder und Stanzas, unter obigem Titel, zum Drucke vorbereitet, aus welcher wir die vorstehenden, uns gütig mitgetheilten als Vorläufer unsern verehrten Lesern bringen und dadurch ihre Aufmerksamkeit auf diese, allen Vaterlandsfreunden gemäß willkommenen neue Spende des literarisch thätigen Hrn. Verfassers richten. Die Redaction.

\*) Alpe. \*) brau. \*) Frühling. \*) Alpenbewohner.

### 2.

Wia host du, ha'ss B'gerl  
 Das Singen erlern,  
 Hast bi ja bei Lebtag  
 Vom Keß mit entfernt?  
 Hast epper \*) die Liab du  
 Mit Weiser getauscht,  
 Der Dir in bei Schnat'ri  
 Die Fiedeln hat g'haucht?

### 3.

I will mit roif' \*) in \*) und  
 Mit si d'feln \*) mog i a,  
 Willst mi, so 'sag zur Stund',  
 Frischweg: I'a oder Ka.

### 4.

Dös Mäßer is soanhart,  
 Doch woach der Kern:  
 Wenn's Dearn b' \*) mi a narrt,  
 S'ab i's doch gern.

### 5.

W'as willst du, mei Täubla,  
 W'as willst du von mir,  
 Bringst epper \*) du Größe,  
 Schön' Größe von Ibr?

W'as host du im Obßel,  
 W'el', gib's glei heraus, —  
 's is gar a flas Bratf,  
 Dös bringt m'r vom Haus.

Wia soll i dös les'n,  
 W'as g'schriab'n es hat,  
 I bin auf der Alm de ham,  
 Und nit in der Stadt.

Dort les'n die Leut schon,  
 W'as g'schriab'n is guet,  
 Doch aber schilt's Rauner,  
 Wia b' Liab schmerzen thuet.

### 6.

A Bissl saner,  
 A Bissl fleß,  
 Is bei der Liab  
 Holt allewel g'wis.

### 7.

Du bergig's Weinb'gerl \*)  
 In's K'sele kriechst du,  
 Und deckst so mit Blatt'in,  
 S'ach schmedend, bi zu.

\*) etwa. \*) flehentlich bitten. \*) beschwatzen, durch Ueberredung gewinnen. \*) etwa, vielleicht \*) Wien.

O kumt in bei Herzl,  
Mei Dearnb'l' mein,  
I möcht für mei Leb'n  
K Weinbüggel seyn.

8.

Du bist alleweil so grantig!<sup>1)</sup>  
Doll galligen Blutes,  
K Boden, der sandig,  
Bringt selten was gutt.

9.

Wegen deiner greint b' Bader,  
Schreit: Potter, hinaus;  
I leb mit'n Warb'r,  
Wo a Quyn is im Haus.

10.

Wenn's Bögler sich wo baut a Nest,  
Wird's wobl a Junges lab'n,  
Doch, wenn der Qu sei Dearnb'l' isst,  
Musch z'wiss von Faggen<sup>1)</sup> wo hob'n.

## Miszellen.

(Der Rärntner Dr. Friedrich Welwitsch in Afrika.) In der Sitzung der zool.-bot. Gesellschaft in Wien am 4. August 1858 machte der Herr Vorsitzende, L. F. Rämmerer und Sekretariat von Huxley unter andern folgende Mittheilung. Er setzte nämlich die Besammlung in Kenntniß von der Zurückkunft des Mitgliedes der L. F. zool.-bot. Gesellschaft, Marine-Arzt Dr. Wawra, von der Expedition der L. F. Corvette „Carolina“ in Südamerika und Afrika. Er war in Poando (portugiesisches Westafrika) mit unserm Landsmann Welwitsch zusammengekommen, welcher eine neunzig Meilen ins Innere reichende Expedition sieben glücklich beendigt hatte, und im Begriffe war, nach Lissabon zurückzukehren, wo er bekanntlich Direktor des botanischen Gartens ist. Herr Dr. Wawra hat ein selbst gesammeltes Herbar von beiläufig 500 Arten, darunter bei 100 Arten Kryptogamen mitgebracht, und befindet sich gegenwärtig in Wien, um dasselbe mit Hilfe der reichen Hilfsmittel des L. F. botanischen Herbariums und des L. F. bot. Universitätsgartens zu determiniren.

(Neu erbaute Kapelle.) Ueber diese Kapelle auf der Eszpele nächst der Orttschaft Kore in Ungarn, welche den Platz bezeichnet, wo Graf Eugen von Sily im Jahr 1848 in treuer Hingebung für seinen Monarchen starb, und welche am 15. November 1859 in feierlicher Weise eingeweiht wurde, finden wir in der „Religion“ folgende kurze Beschreibung: Die Kapelle ist im gothischen Stile erbaut, nicht mit Marmor angeornet und auch nicht überdacht, so daß das solide Material, zum Theil massive, rein behauene Steine, zum Theil Ziegelsteine, dem Bau ein äußerst hübsches Aussehen verleiht. Die Wandhöhlungen ist auf einem erhöhten Punkte gelegen und weit sichtbar. Der ganz aus geschichteten Stein erbaute Thurm ist mit einer klaren reichten Glocke versehen und ober dem kunstreich geschnittenen Portale ist eine lateinische Inschrift zu lesen, worin es heißt: Franz Joseph, Kaiser und apostolischer König erbaute dieses Gotteshaus zum Andenken des am 30. September 1848 wegen seiner treuen Hingebung an seinen Regenten hingerichteten Grafen Eugen v. Sily. — Auch das Innere der Kapelle ist im gothischen Stile gehalten. Auf dem Altare prangt zwischen zwei Säulen und vier reich vergoldeten Leuchtern ein vergoldetes Kreuz in Lebensgröße, auf welches durch ein mit buntem Farben bemaltes Fenster die Sonne ihr Licht strahlen läßt. Näherlich wird am Sterbetage des edlen Grafen an dieser Ort gemeinten Stätte ein heiliges Messopfer gehalten.

(Archäologischer Fund.) Ueber einen solchen erhielt die Zeitschrift „Bohemia“ aus Rinnigrätz nachstehende interessante

Mittheilung: „Am 2ten Besichtigung Nr. 18 im Dorfe Kunetic (Bezirk Pardubitz) wurde am 12. Nov. 1859 an einer kleinen laubigen Anhöhe unterhalb dem gleichnamigen ruinengetönten Berge bei Abgrabungen zur Ausfüllung einer Wiese eine Menge, heidnischen Gräbern angehöriger Ahenurnen aufgefunden. Ueber der Wäcker dazu kam, waren bereits mehr als dreißig derselben von den unzulänglichen Arbeitsleuten zertrümmert. Was sich noch acht Stück veredelterer Größe und Form wohl erhalten anverwahrt. In ihnen findet sich: Asche, verweirte Knochenstücke, namentlich Schädelstücke, kupferne Pfeilspitzen, oxidirte Bronzenägeln, kleine Metallgeschloß, Steinbein u. d. m. Ein ganz wohlbehaltener idener Topf ist über 1 Zentner schwer, im Durchmesser 12 Zoll und 10 Zoll hoch. Derselbe ist mit einem festen Deckel versehen, welcher nur in Gegenwart eines Sadverköstigten eröffnet und kein Inhalt genau geprüft werden soll. Von nun an werden die weiteren Nachgrabungen gegen die anliegende Wäldung mit größter Vorsicht vorgenommen.

(Erfindung der Emailmalerei auf Lava.) Diese Erfindung, deren Schwierigkeit Sollivert in Paris jetzt gelöst hat, bewendet nicht Oxidmengen, als die Herstellung von Gemälden, die jedem Einflusse der Hitze und Kälte, des Sonnenlichtes, der Feuchtigkeit u. d. d. Widerstand leisten können, und nur die Einwirkung einer einzigen Säure, der Phosphorsäure nämlich, zu fürchten haben werden. Der „Moniteur“ bepricht diese Erfindung in den anerkanntesten Ausdrücken mit dem Bemerken, daß es fortan möglich sein wird, die Facaden der Gebäude zu Malen in freier Luft umzugehalten, und daß der Säulengang im Pariser Bartholinischen Hospital schon in nächster Zeit mit solchen Lavakübeln geschmückt sein wird.

(Alexander Humboldt.) Hottel sagt in seinem jüngst erschienenen Romane „die Geistesesser“ (Benennung der Schiefer in Berlin), welcher sich den übrigen Produkten des geistreichen Autors würdig anreihen, ja selbe noch übertrifft, über Humboldt: „Der Verfasser der „Geistesesser“ läßt sich unumwunden und unumwunden, den Alexander des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts — denn er verbindet gleichsam beide — als Gelehrten zu preisen, und überläßt solche Aufgabe beiseitlich dem, die sich ihr gewachsen halten. Eine nur muß er anerkennen und darf es, weil es in unsrer Erzählung und zwar an diese Stelle gehört; das Gedächtniß nämlich, auch nicht im Fernersehen zu begreifen, wie es überhaupt möglich, das heißt menschlich möglich gewesen, — denn kein Gott ist kein Ding unmöglich, — daß der Mann, der dem Weltkörper einen „Kosmos“ abstrahirt und wissenschaftlich nachbildete und ein ganzes, lauges Leben daran setzte, daneben Zeit gewann, das Dasein eines scheinbar müßigen Weltmannes zu führen und in unergündlichen Gutmüthigkeit allen Ansprüchen (auch den unverschämten) gerecht zu werden. Daß ein großer Geist, der sich ausschließlich dem Wissen zuwendet und mit allen hohen

<sup>1)</sup> äkellannig. <sup>2)</sup> Wecken, Aufruh.

Eigenschaften auch eisernen Willen und unerschütterliche Ausdauer vereint, endlich dahin gelangt, wo Alexander v. Humboldt kam, auf den obersten Pfad der kalifornischen Erde; und daß er wie ein geistiger Kiesel mit einem Haufe in Amerika, mit dem andern in Europa wuzelt; daß er von Celebritäten aller Länder wie ein alle Meere der Wissenschaften erleuchtender Phosphor gilt! Es ist ungebauer, es ist so noch nicht da gewesen, aber es löst sich zuletzt doch lösen und bis auf den Ursprung zurück verfolgen. Daß aber dieser Freund aller Menschen, dieser Menschenfreund seine Bitte unerfüllt, keinen Besuch unerwidert ließ, keine alte Bekanntschaft vernachlässigte, keine neue abwie, keine Einladung veräußerte, kein Dinner verschmähte, keinem Gespöche anweicht, daß er auf jeden Preis antwortete, daß er neunzig Jahre alt werden mußte, bis er den „Aus um Hüte“ ausstieß: „Nun werde es so arg, und 2000 Zuschriften jährlich ügen ihn doch vielleicht ein Bißchen von der Arbeit ab!“ — daß, will ich sagen, der diensttübende Kammerherr, der republikanische Geschichtschreiber, der unerwähliche Besetzer, der Helfer, Unterhüfer, Korrespondent die zu solchen Nebenarbeiten erforderliche Zeit gewinnen und dabei Werke der Ewigkeit schaffen konnte, das gebührt für mich unter die Räthsel, deren Lösung einen künftigen Leben vorbehalten bleibt.“

(Der chinesische Maler Panlo) In einer „Wanderung durch Canton“, die uns die belichtete Wiener-Zeitschrift: „Kunstblätter“ mittheilt, lesen wir über diesen gegenwärtig verblühten Maler im Reiche der Mitte Folgendes: Panlo ist ein Mann des Fortschritts. Als er noch Jüngling war, fielen ihm europäische Gemälde und Kupferstiche in die Hände. Er begab sich nach Macao, wo der englische Maler Gifford sich aufhielt, lernte bei diesem Künstler zeichnen und wurde mit der abendländischen Malerei bekannt. Sein Beispiel fand manche Nachahmer, angebende chinesische „Künstler“ gingen in Menge nach Macao, aber keiner von ihnen brachte es so weit wie Panlo, der übrigens seine Kunst in ganz chinesischer Weise fortführte, nämlich selbstständig. Der Maler von Panlo hält eine Anzahl von Arbeitern, von denen jeder in irgend einem Gegenstande eine große Fertigkeit erworben hat; er ist, wie wir sagen würden, ein Mann der Specialität. Panlo hat seine Privatwohnung in der alten Chinastraße und hält im Erdgeschosse einen Laden; sein „Atelier“ befindet sich aber in Hög Lane. Vor der Thür hängt ein Schild mit der Aufschrift: Ein Haus in jenen Straßen hat gewöhnlich zwei Stodwerke, nie mehr; im oberen wohnt die Familie, wenn sie nicht etwa auf dem Lande sich befindet; im untern Geschosse sind Arbeitszimmer und Läden. Panlo hat aber auch die obere Etage für den Geschäftsbetrieb hergerichtet; der eine Künstler malt Schiffe, ein anderer nur Landschaften, ein dritter nur Vögel, ein vierter lediglich Bilder von Ödemern. Der Chinese macht viel Käse und hat ihn gern; deshalb wohnen die Maler nicht etwa in stiller Abgeschiedenheit. Panlo's Nachbar zur Rechten hält einen Seitenladen, jener zur Linken ein Magazin von Bambuswaren; gegenüber wohnt ein Wirtshaus, der alle jene chinesischen Lederbissen bereitet, welche dem Europäer beliebt verurtheilt, wenn er nur an sie denkt. Doch wir treten in's Haus. In dem einen Zimmer finden wir, in großen Haufen aufgehängt, Gemälde auf sogenanntem Reißpapier; an den Wänden hängen Selbstbilder; in einem Nebenzimmer findet man geschnittene Steine, Goldschmuckstücke und andere Kunstgegenstände; soeben jertlich bemalte und fein lackirte Kästchen, Wärfen, Pinsel, Papier und Farben. Das „Reißpapier“ kommt aus Raunking und wird aus dem Rind einer Stumpfpflanze bereitet, *Oischnonoma paludosa*, welche die Chinesen *Tong-tiao* nennen; auch soll, wie es heißt, eine Malweizenart bei der Bereitung benutzt werden. — In einem Zimmer des

obern Stodwerkes sitzen acht oder zehn Maler an Tischen mit zurückgeschlagenen Redestühlen; den Kopf haben sie horizontal zum Kopf gebunden, damit er nie nicht belästigt oder fortkam verwische. Das Licht ist gut vertheilt, das Zimmer ganz einsach; an den Wänden hängen Bilder, die eben fertig geworden sind, der Käufer mag nach seinem Belieben anwandeln; er findet auch sonderlich in Oel wie mit Wasserfarben Copien europäischer Bilder. Die Originale tauscht der Chinese von fremden Kaufleuten ein und gibt in Zahlung dafür chinesische Bilder. Die Maler in Canton copiren in wunderbarer Treue, und der selbste Genuß, welchen sie den Farben zu geben wissen, ist unübertrefflich. Jeder sitzt auf einem kleinen Schemel, arbeitet mit größter Sauberkeit und hat eine nicht geringe mechanische Fertigkeit. Das Reißpapier bestreicht er mit Wasser, und wiederholt dieselbe Ueberzug im Laufe der Arbeit sechs oder acht Mal, damit die Farben nicht durchschlagen und recht fest werden. Alles wird laut den Recepten vorgenommen, deren die chinesischen Bilder über Malerei eine große Menge enthalten. In denselben Bildern findet der Maler Zeichnungen und Farbenstiche, die als normal gelten für die Darstellungen von Menschen, Thieren, Blumen, Gestrüuchen, Hellen und Gebäuden. Wer eine Landschaft malen will, copirt einen Berg aus dem Kupferstich, sucht sich beliebige Bäume, Menschen und Thiere dazu aus, und liefert ein Bild, welches von dem andern Maler sehr verschieden sein kann, aber es enthält doch nur eine andere Zusammenstellung derselben Elemente, und daher rührt, wenn man so sagen kann, die Familien-ähnlichkeit aller chinesischen Malereien; man findet sie auch bei denen, welche Panlo's Bilder-Fabrik liefert. Obgleich lassen sich die Bilder auf Reißpapier, das durchsichtig ist, mit leichter Mühe durchspähen. In Bezug auf die Erfindung ist der chinesische Maler arm, er hat ebendrin ein begrenztes Feld, auf welchem er sich bewegen kann, aber um so größere Sorgfalt verwendet er an die Farbegebung; schon bei der Mischung geht er mit fast sicclicher Genauigkeit zu Werke; Gummi benutzt er nicht, sondern eine Art von Feim, der immer warm neben ihm steht. In Bezug auf das Colorit ist er an seine Vorliebe gebunden; hier copirt er nicht, sondern darf seinem eigenen Geschmack und Belieben folgen. Uebtrigens hat der Chinese eine merkwürdige Naturanlage zum Nachahmen; sein sehr gestelltes Auge laßt wunderbar schnell leicht die Bekanntheit wie die Einzelheiten von Gegenständen aus, und schon ein flüchtiger Blick genügt, ihm dieselben einzuprägen. Dazu kommt eine von früher Jugend an fest in Uebung erbotene, sehr geschickte Hand, welche alle Formen wiedergeben kann. Es liegt kaum Ueberreibung in den Worten, welche einst ein chinesischer Maler sagte: „Ich würde selbst den Wind malen, wenn ich ihn nur sehen könnte.“ Die Pinsel der Maler sind denen ähnlich, mit welchen der Chinese schreibt, nur unergleichlich feiner, und an Farbe grau, blau oder schwarz, und die leichten gelten für die besten, sie sind aber sehr selten. Man weiß in Canton nicht, von welchem Thiere dieses Haar kommt, der Sage nach wäre es von den Schwürmbaren der Wäste. Sehr gute und feine Pinsel werden ungemein theuer bezahlt.

#### Geographisches Anagramm.

- 1234567890 eine Stadt im österröischen Staate.  
 793617890 Namen zweier Städte in Deutschland.  
 .864396 ein Kronland Oesterrichs.  
 45683 eine Stadt in Piemont.  
 4567 eine Stadt in der Schweiz.  
 189 ein reißender Fluß im Kaufasus.

# Carinthia.

(Fünzigster Jahrgang.)

N<sup>o</sup> 4.

Sonnabend, den 25. Februar

1860.

## Zwergenhönigs Nachtlager.

(Niederösterreichische Sage.)

1.

Großvater sitzt im Kämmerlein  
Am Ofen, beim Rensackelscheit;

Erzählt manch' wunderbare Mähr',  
Und Kind und Onkel um ihn her.

Die kühnlich im Buchbergerth al  
Die Christnacht heute allzumal!

Es kocht der Schnee, es pfeift der Wind,  
Dem Froste sind die Fenster blind.

Da klopf es an die Thür — „herein“  
Et sieh' ein winzig Männlein!

Erhüllt an's Kinn im grauen Noth,  
Ein Hänzchen klein am Knotenloth.

Aus kälterothem Antlitz bricht  
Der grauen Augenlein freundlich Licht.

„Gegrüßt! du kleiner Wandermann!  
„Woher? wohin des Wegs? — sag' an.“

Dem Kopfe zieht das Häßchen spitz  
Das Männlein, nimmt am Ofen Sitz.

Und wärmt die beiden Hände, klein,  
Und spricht mit seiner Stimme, fein:

„Gegrüßt, ihr Leute, gut und fromm,  
„Vom nahen Dorfe just ich komm“;

„Nach Outenlein hinüberwollt'  
„Noch diese Nacht, hab's nicht gefollt“;

„Raum, daß ich kam in's Feld hervor,  
„Gar bald den rechten Weg verlor“;

„Im Schneegestöber, Sturmgehraus  
„Glänzt' traulich Licht aus diesem Haus“!

„Ta bin ich nun — ein warmes Bett  
„Für diese Nacht ich bitten thät“!

Das wird ihm willig zugesagt —  
Man geht zur Ruhe, bis es tagt.

2.

Turd's eisekaltste Fensterlein  
Blinkt Morgensonnengold herein.

Die Berge weiß im blauen Raum —  
Und dichtverflocht Strauch und Baum.

„Lebt wohl! ihr Leute, groß und klein,  
„Zieh' wieder in die Welt hinein!“

„Für die genoss'ne gute Ruh'  
„Ich höchstens mich bedanken thü.“

Zwei Äpfel nimmt er noch gefächelt  
Aus seinem Sack für's jüngste Kind;

Zwei schöne Äpfel, weiß und roth,  
So wie der Junge, dem er sie both.

Ein Hänzlein schnitt der Gast abdam,  
Und eilt fort, so schnell er kam.

Großvater vor die Schwelle geht,  
Ihm nachzuschau'n — „kommt Kinder, setzt!“

„Wie hurtig trippelt unser Gast!  
„Schon ist er an den Bergen fast.“

„O Wunder! seh' ich wirklich recht?  
„Zur Krone wird die Mühe, leicht.“

„Feh' Nicht! nun ist der kleine Barm  
„Noch größer als der Kirchhofsturm!“

„Jetzt schwebt er an dem Helsenmauf  
„Des Schneebergs wie ein Nebel auf!“ —

Gefprungen kommt der jüngste Knab:  
„Drohwater, schau! was er mir gab.

„Die Kefel sind zur Erd' gerollt —  
„Nun sind sie beide eitel Gold!“

Der Alte, der's nicht glauben kann,  
faßt staunend die schweren Kugeln an.

Kopfschüttelnd über solches Glück  
Geh't schweigend in es Haus zurück.

Im Jänner 1860.

Ernst Haufser.

## Der Spiegelsofen an der Choralpe im Lavantthale.

Am Fuße der Choralpe, dem Steinergerge, da wo der ganze das links gelegene Martortz St. Ulrich ausmündende Graben sich erweitert und dessen rechtsseitige Flankfläche eine sogenannte Bratte bildet, befindet sich, von allen Anwohnern wohl gekannt, an einem senkrechten, 6 Klafter hohen und fast eben so breiten Felsen eine bereits erloschene Inschrift von 5 langen Zeilen. Diese Steinchrift interessirte schon viele Jahre lang mehrere Archäologen und Linguisten, welche ihre Entzifferung versuchten. Allein bei aller Mühe, welche sie darauf verwendeten, konnten sie selbe nicht enträthseln aus dem einfachen Grunde, weil die Felsenchrift durch die Länge der Zeit zu sehr verwittert ist. Denn die Zerstörung der ganzen Schrift ist derartig, daß Einige darin „nur ein Naturspiel!“ zu erblicken glaubten. Tob dieser Glaube verschwindet gleich, sobald man die Trümmer der ausgeheilsten, bisher fremden Buchstaben näher betrachtet. Auch ist der ganze Fels, der diese Inschrift trägt, flach, durch Meißel abgeglättet und eigens für eine Inschrift bearbeitet. Daß eine so starke Verwitterung aber bis zur Unleserlichkeit der Schrift mit der Zeit eintraten mußte, wird theils durch die Lage des Felsens, theils durch die Natur des Gesteines und endlich durch die Länge der Zeit sehr begreiflich. Denn der Fels zeigt die ganze überschriebene Steinwand, die ohne allen Schutz ist, allen Wettern und Stürmen, die von Nord-Westen hinstürzen, so gerade entgegen, daß schon das mechanische Hinstülkern des Regens eine Zerstörung der Zeichen bewirken mußte. Selbst die senkrechte Lage ist für die Erhaltung der Schrift nicht günstig. Daß vom Berg herabströmende Regenwasser vermehrt die Nässe noch mehr, besonders im Beginne des Frühlings, wenn das Schneewasser vielleicht einige Wochen hindurch fast ununterbrochen darüber herabtrinnt. Zweitens kommt bei der Verwitterung der Steinchriften ganz besonders die Natur des Gesteins in Frage. Denn durch die Einwirkung der Atmosphäre, des Wassers und des Temperaturwechsels erleiden die Mineralien, zwar in sehr verschiedenem Grade, Veränderungen, die man mit den Worten „Verwitterung und Zersetzung“ bezeichnet. Diese Veränderungen sind theils chemische, auslösende, theils mechanische, trennende. Bald betreffen sie nur die Außenseite, verändern die Farbe, die Härte und zerfetzen den Zusammenhang der Körner etc.; bald verbreiten sie sich auch durch das Innere der Massen. Die atmosphärischen Einflüsse

wirken wenigstens mit der Zeit auf solche Gesteine sehr zerstörend, welche die Atmosphärien anziehen und gleichsam einfangen. So verwittert allmählig die Oberfläche zu Tag stehender Granite und Porphyrfelsen und zerfällt in Gries oder Sand. Andere Steinarten überziehen sich mit einer fremdartigen, est nicht mit ihrer chemischen Zusammenfügung übereinstimmenden Rinde, welche nach und nach zerbröckelt. Nun aber gehört der fragliche Fels, der Träger der nummehr erloschenen Inschrift zu der Gattung der Sandsteine; er ist bläulich grau, grobkörnig und die Oberfläche ist durch Kall zusammengeflutet und folglich auch der Verwitterung empfänglich. Diese Gattung Gestein findet sich meistens am Fuße hoher Gebirge, wie es bei unserm der Fall ist. Im Bezug auf die Verwitterung desfelsien muß besonders hier das Sprichwort gelten: „Gutta cavat lapidem non vi, sed saepe cadendo.“ „Der Tropfen höhlet den Stein nicht durch Gewalt, sondern durch seinen andauernden Fall.“ Denn eben das hohe Alter scheint auf die fragliche Steinchrift am meisten vertheilich eingewirkt zu haben. — Und wie alt dürfte diese erloschene Schrift sein? Um darauf die gehörige Antwort zu geben, müssen wir zuerst erörtern, welchem Alphabete diese Schrift angehört, eine Frage, deren Beantwortung unmöglich wäre, wenn von der ganzen Schrift gar kein Buchstabe unverfehrt geblieben wäre. Zum Glück entredte Schreiber dieses in der ziemlich langen Steinchrift wenigstens noch vier Buchstaben, welche höher der völligen Verlöschung widerstanden haben, und daher noch leicht zu erkennen sind. Diese vier Zeichen, welche unsern n, s, t, u entsprechen und an verschiedenen Stellen neben ihren zertrümmerten Brüdern in einer Größe von 2 Zoll stehen, gehören dem etruskischen Alphabete an. Damit gewinnen wir für die Frage um das Alter der Schrift einige Winke. Denn diese vier Zeichen beweisen, daß in unserm Alpenlande in der vorrömischen Zeit neben den Kelten auch Etrusker gewohnt haben. Aber in welchem Jahrhunderte dürfte diese Schrift an dem Felsen ausgeheißelt worden sein? Gewiß noch vor der Romanisirung der Etrusker, welche in verschiedenen Zeitperioden theils von Kelten, theils von den Römern bezug und betrángt wurden, so daß sie sich immer mehr in die Alpenländer hinauszogen. Daher schreibt auch Justin in seiner Weltgeschichte, nachdem die Etrusker ihre alten Wohnsitze verloren hatten, bewohnten sie die Alpen!; und Livius sagt ausdrücklich: Auch die Alpenvölkler haben unstreifig gleichen Ursprung, nämlich von den Tusckern, besonders die Rhätier!; Uebrigens setzt man die Unterwerfung der Etrusker durch die Römer in das Jahr 282 v. Gh. Doch wurde Romulus und Nötien erst durch Julius Cäsar und Kaiser August unterworfen. Folglich kann diese etruskische Inschrift immer noch über 1800 Jahre alt sein.“

Soweit Herr Professor Doktor Karlmann Flor in seinem, im V. Hefte des historischen Archives für Kärnten aufgenommenen, und in einem Separatabdrucke unter der Aufschrift: „Ueber die erloschene etruskische Steinchrift am Spiegelsofen in Unterkränten“ mitgetheilten Aufsatz.

1) Justin XX. 5.

2) Liv. V. 33.

Der Verfasser sucht im Verfolge dessen mit gründlicher Erudition, ungemeiner Belesenheit und vielem Scharfsinn diese seine Behauptung zu beweisen, wörterdör wir, da eine weisliche Besprechung und Ausnahme des ganzen Aufsatzes in diese Blätter nicht zulässig ist, das Urtheil der gelehrten Welt überlassen, nicht ohne später auf unsere eigene Ansicht diesesfalls zurückzukommen.

Vorerst jedoch verdient die Benennung des Ortes, wo diese noch in ihren Resten so denkwürdige Inschrift sich befindet, einige Beachtung, da dieselbe als in dem Munde des gemeinen Mannes in der ganzen Umgegend gangbar ist.

Dies ist bekanntlich eine Benennung, die in Kärnten den, aus Waldedunkel, aber besonders aus Wiesen und Alpengrün hervorragenden Felsen und Kuppen ertheilt wird. Dies jedoch ist damit auch eine Sage verbunden, vorzüglich von verborgenen Schätzen. Eine solche verbindet sich mit dem sogenannten Mählesen, einer ob dem Wirthshause zum Wödl, auf dem Wege von Witting und Gutarzig, hin in die Pöding und Hüttenberg, im GÖrschitzthale befindlichen derlei Steingebilde, aus welcher, Zuge der vorhandenen Brandspuren, Schatzgräber und Beschwörer, wie zu denken, vergeblich Schätze der Onemen sich von Alters her zu erringen bemühet waren.

Das Berwoert Spißl oder Spigel. — man nehme es nicht im Wiener'schen Vellsbalekte, auch Avelung bleibt uns die Erklärung schuldig — hat im Munde des ansehnlichen Volkes die Bedeutung des Dämonen, eines unschuldigen Wesens, mit dem man hier seinen Unfug trieb, da man an solch geheimnißvollem abgelegenen Orte den Heidengöttern, welche den Dämonen gleich geachtet wurden, (simulacra gentium damonia) opferte.

Am einer ähnlichen Stelle ob St. Urban im Glantzhale fand man vor 20 und einigen Jahren eiserne Opferwerkzeuge, die Schreiber dieses sah, vermischt mit Beizeisen und Kohlen. Man verband senach mit diesen natürlichen Opferrathen der Altanen und Beschwörer, den Begriff aller der teuflischen Künste und Zauberereien, wie sie bei den alten, besonders den von den asiatisch-syrischen Rassen eingewanderten Völkerschäften, man denke nur an den Molech der Schrift, gewöhnlich waren.

Die nachhin christlichen Anwohner jener Gegend bewahrten sorgfältig und mit heiliger Eshu die Traditionen aus der Heidenwelt, und der „Spizelsöfen“ als ein Denkmahl des Dämonen, oder deutsch gesagt, des Teufelndienstes, welchen man jedoch als Thum- und Scheltwort nicht ausprechen wollte, und daher das mildere „Spigel“ an seine Stelle setzte, worin und blieb ihnen eine mysteriöse unheimliche Stelle, vor welcher sie sich schünten und vor der sie sich befremzten.

Es ist daher sehr interessant, was unser Autor von dem Volke, dem er diese Inschrift zugeteilt, den Etrußern, als einem Theile der Urbewohner Kärntens weiter sagt. „Nach Plutarch waren die Etrußer eine Kolonie aus Sardes in Lydien“). Vellejus Paterculus fügt dem Berichte dieser Auswanderung der Tyrhener noch hinzu, daß Tyrhenus in Italien seinen Namen im Lande, im Volke und im Meeze verherrlicht und verewiget habe“). Bei Tacitus lesen wir: Die Gesandten aus Sardes an den Kaiser Tiberius lösen ein Detret von

Etruern vor zum Beweise ihrer Blutsverwandtschaft mit den Etrußern. Tyrhenus und Lybus, des Königs Atthys Eshne hätten das Volk ob der Menge gertheilt, Lybus wäre in den vaterländischen Fluten geblieben, dem Tyrhenus aber wäre gestattet worden, neue Eige zu gründen, und noch öber Früher Namen hätten die Zurückgebliebenen in Afsien und die Ausgewanderten in Italien ihre Benennung erhalten“).

Weiters macht uns Professor Dr. Fler glaubbar, daß der semitische Stamm der Etrußer egyptische und afrikanische Kunstelemente mit nach Italien brachte, und daß „Phoenier“ das nämliche Volk bedeute, wie die Benennung „Philister“, oder Etrußer: „Taber — schreibt er — fängt die Behauptung des Theophrastus Paracelsus in seiner Chronica des Landes Kärnten nicht mehr so sonderbar: „daß etwas in Chroniken gefunden worden, daß die Philister in diesen Landen (den Alpengegenden Tirols, Kärntens, &c.) viel gewohnt haben. Und wie man doch deren Sachen halb in andern fremden Ländern Antiquitates sind, die von Philistinerischen ausgegangen, also gleichmäßig werden sie (antiquitates) in Carinthia ausgefunden.“ Doch wollte Paracelsus noch nicht, daß die Etrußer oder nach ihm die Philister eine Japhetiden waren, indem er ausdrücklich sagt: „Es weist auch der Bestand aus, daß Kärnten zu denselben Zeiten in allen Metallen und Bergwerken überflüssig begabt gewese und Japhets-Kinder insonderheit mit den metallischen Künsten begnabel, auch aus Pieder der Erze in den Landen blieben, hat sich auch dieses alles nachmals befunden“). Also die Alterthümer, die man in Kärnten zur Zeit des Paracelsus gefunden hatte, beweisen, daß Philister, v. i. Etrußer in Kärnten viel gewohnt haben; worin diese Alterthümer bestanden haben, gibt der Bericht leider nicht an. Vielleicht kannte Paracelsus wohl die etruskische Steinschrift bei Wärmloch im Dbergaillthal, von der in der „Carinthia“ schon öfters die Rede war, und auch Dr. Weiß in seiner Weltgeschichte Meldung macht, indem er den weitreichenden Einfluß der Etrußer damit bezeugt. „Der Einfluß der Etrußer reichte allerdings weit. Bei Brnd an der Mur ist ein etruskischer Abzug gefunden worden. Im Kärntnerland bei Wärmloch liegt ein für den ermüdeten Wanderer zum Anordnen geeignetes Felsstück mit etruskischer Schrift, welche übersezt lautet: „Kommt hieher ihr Miden, und schauet auf zur Eshrift“). Vor 400 Jahren könnte allerdings die ganze Steinschrift bei Wärmloch noch unübersetzt gewesen seyn. Es ist öber die Frage, ob man damals die Steinschriften als etruskische erkannte. Vielleicht geben sehr alte Urkunden in den Archiven darüber irgend einen Aufschluß. Dehenheim behauptet, daß die Philister (Etrußer) aus Liebe zum Erze in Kärnten geblieben sind. Dies stimmt ganz überein mit der Geschicklichkeit der Etrußer in den Erzarbeiten. Ausdrücklich berichtet ferner Dehenheim, daß auch Ansiedler aus Ligurien nach Dberkärnten gekommen, und sich zwischen Sackenburg und Spittal niedergelassen. So sehen von der Ferne auch andere Leute diesem Lande zugewandert. „Es beweist sich

7) Plut. quest. Rom. p. 278. D. Romul. vit. II., 26. An.  
7) Vell. Pat. I. 1. §. 6.

7) Rac. Annal. IV., 55.

7) Paracelsus, Chronica des Landes Kärnten. S. 312.

7) Dr. Weiß Weltgeschichte. S. 198.

auch", sagt er, „daß dieß Land Kärnten (Bewohner) mit Kärnten die ersten in diesem deutschen Lande gewesen sind, was da antraffen hat die Metalle, die Vitriol, Erz und dergleichen. Denn ältere Bergwerk mögen die Chroniken mit anzeigen, sondern sind erstlich in diesen Landen gelernt worden und dann in andere Länder getragen und demnach nachfolgend in andern Ländern auch Bergwerk gefunden werden und nach dem Kärntnerischen Brauch ins Werk gebracht. Denn so man in Grund sehen will, was Bergwerk und Arzney betrifft, ist Kärnten das erste. Das Lavental im Herzogthum Kärnten hat seinen Namen von Waschen (Lavando) empfangen: Denn in demselbigen die Wasserläufe so Goltreich gewesen sind, daß von allen fremden Nationen Künstler und Bergleute sich dorein verjagt haben“). Dr. Weiß zählt die Philister ebenfalls zum Semitenstamm der Lutin, läßt sie aus Egypten nach Kreta und von da in das Land, welches nach ihrer Palästina genannt wurde, wandern. Nun aber wanderten die Tyrrhenischen Feldvögel aus Lydien in Italien ein, von wo sie dann nach den Zeugnissen römischer Geschichtschreiber von Kelten und Römern in die Alpen (rätische, norische &c.) hinausgebrängt wurden. Somit stimmen alle historischen Zeugnisse mit unsern beiden Steininschriften in Kärnten auf das genaueste überein, wie auch durch unsere herkömmlichen Steininschriften in unserm Alpenlande die von der Geschichte bezugte Einwanderung der Petrusker in Kärnten über allen Zweifel erhoben wird.“

Es kann so eine Annahme um so weniger auffallen, als es bekannt ist, daß die Phoeniker nach Spanien schifften, um dort Silber, nach Wallis, um dort Zinn, und selbst bis in die Ostsee, um an den Küsten des jetzigen Ostpreußen Bernstein anzufinden.

Mag es daher Wunder nehmen, wenn solch unternehmende Leute von Süden nach dem seines Galteichthumes im frühesten Alterthum verödeten Norikum einwanderten, da doch die Argonauten selbst die nordabriatischen Küsten betreten haben sollen. Ist doch ja die Erde nicht vom Norden herab, sondern aus dem Mittellande, aus Asien, also unsere Gegend von Südost her, von wo auch die Kelten einwanderten, bevölkert worden!

Dem Historiker, dem Vaterlandsfreund wie dem Bibelversucher muß daher so eine Entdeckung von Interesse seyn und der Spitzelssofen gewinnt eine mehr als sagenhafte und unheimliche Bedeutung. D.

## Arabesken; von Friedrich Marx.

Der Leserin.

Diese Kleber sind keine  
Groschenwall'gen Meißerfreslen,  
Sind nur eines Rahmens kleine,  
Leichtgeschlung'ne Arabesken.

Ach, nur Laub, nicht Frucht und Blüthe,  
Die poetischen Gedanken,  
Die sich mir um das Gemälthe  
Wie der Epheu sproßend ranken;

Wilt der Hoffnung reichen Trieben  
Mir ein theures Bild bekränzen,  
Daß mein Trauern, daß mein Lieben  
Hell aus ihren Blättern glänzen!

Zweisfert Dir ein loses Blülein  
Auch mitunter seine Rinde,  
Wiß ja nur ein Lebesfenslein,  
Fäden Dir vom schönen Rande!

### 1. Wer vermöcht' es!

Traum! wärst eine schöne Frau,  
Die dem Götterhimmel lebte,  
Wenn den königlichen Bau  
Übergeißt auch nur besetzte!

Oder, daß vielleicht zur Stund'  
Seinen Strahl er uns entzöge?  
In des schönen Dulens Grund  
Wanke Viel schimmern möge?

Ach, wer holt sie mir herauf,  
Die sonst hies begraben bliebe,  
Keinem Märchen leibst zu Kauf? ...  
Wer vermöcht' es, als die Liebe!

### 2. Dann!

Wenn des Freundes Blide warm  
Deinen Muth nicht mehr decken,  
Wenn er Dich, so tiefen Harm  
Mißverlehen, aufgegeben;

Wenn Dir wie leichtert'ger Hohn  
Selbst der Liebe Trost gestanden,  
Und mit einem schrüllen Ton  
Ihre Saite Dir gestungen;

Wiß ein Schwesterwort dich kalt,  
Stamm der Mutter fromme Rede:  
Angegrungen dann, o bald,  
Dunderberg ist deine Fehde!

### 3. Wollengraß.

Schwertelide Kunde bringen  
Auf heller Mondebahn  
Die Wellen mit trägen Schwingen  
Von meinem Lieb heran.

Es stunden die purpurrothen  
Ob ihrem Vaterhans,  
Sie sandte die schlimmen Boten  
Ins ferne Gebirg heraus.

\*) Paracellus Chronica des Landes Kärnten. S. 313.



Wie sie durch Euren Schloß,  
Den Stern der Liebe erblickt,  
An ihrer Seite dem Freier  
Trennlich „Ja“ gemißt!

O Braut in herrlichem Frieden!  
Wohl schwebt Dir das Auge nicht vor,  
Mit dem einkt ein Andre geschieden, —  
Und Thränen, entweibte, verlier!

## Madeira.

Die Insel Madeira, die erste, welche dem Seefahrer, der durch die Meerenge von Gibraltar nach Amerika oder den Cap der guten Hoffnung überschifft, sich bietet, hat für uns gegenwärtig eine erhöhte Bedeutung. Sie dient unserm Erzherzoge Ferdinand Max, laß. Hoheit, und seiner Gemahlin, der Erzherzogin Charlotte, zum Zielpunkte ihrer jüngst in aus dem österreichischen Kriegs-Dampfer „Elisabeth“ unternommenen Reise, und ist, seit dem der Erzherzog seine Fahrt nach Brasilien fortsetzte, die Warte, von welcher die Prinzessin sehnsuchtsvoll hinausblickt in den weiten Ocean und des Gemahles harret. Unsern von den Ifern Marocco's, wo jetzt die einzigen Erbeerer der neuen Welt mit den Mauren kämpfen, ist dieses prächtige Eiland ganz geeignet, Gäste aus dem heuer so unwohnbaren und trübseligen Europa aufzunehmen. Achtzig Quadratmeilen groß, und von 100,000 Menschen, deren Kern die Portugiesen ausmachen, bewohnt, ist Madeira eigentlich ein einziger ungeheurer Felsblock, dessen höchste Spitze, der Lima de Torrigas, über 8000 Fuß mißt, und sich allenthalben als ein ausgebrannter Vulkan ankündet, auf dessen Lava sich die üppigste Vegetation entwickelte, getheilt von Wäldern, welche die steilen Ufer hinab zum Meere eilen, und geziert von Villen, Dörfern und Städten, deren größte und erste, Funchal, 20,000 Bewohner zählt und amphitheatralisch auf einem sanft anlaufenden Berge liegt.

Doch genug hiervon, da jeder der Geographie Beschäftigten sie kennt, aber der Feinschmecker sie um ihres herrlichen Weines wegen liebt, der freilich in zehnjähriger Vermehrung seiner ursprünglichen Erzeugung auf unsere Tafeln kommt\*).

\*) Nach den Mittheilungen des Dr. Schabus wurde der Weinbau auf Madeira in Folge mehrjähriger Trankentanztheit gänzlich aufgegeben und mit dem Anbau des Zuckerrohrs verwechselt, und die Hüden mit Rohaniensünnen und Kiefern bespant, was der Insel einen noch schöneren Anblick gibt.

Für uns Rärntner hat diese Insel, außer dem, daß wir als Oesterreicher unsern hohen Paare fortwährende Theilnahme zollen, noch eine gefonderte Bedeutung, da unser Landmann, einer der wenigen originellen Menschen der Gegenwart, Doktor Georg Schabus dort weilte, um auf dieser Insel seine schwer angegriffene Gesundheit wieder zu gewinnen.

Er hatte das Glück, bei seiner schon früher projectirten Reise dahin, so wie er schon zu Cairo aus gleichem Grunde einen Winter zubrachte, gerade mit der des Erzherzoglichen Paares zusammenzutreffen. Freundschaftliche Verwendung in Wien verschaffte ihm die Ausnahme in dem Schiffe, welches eine Familie des erbauten Kaiserhauses tragen sollte. Schabus war so glücklich, dort mit aller Zuverlässigkeit untergebracht und an die Erzherzogliche Tafel gezogen zu werden.

Anstaltlos ging die Reise, eine anfänglichen Sturm bei Pola und eine Pause bei Ragusa abgerechnet, vor sich, auf welcher man Malta und Gibraltar berührte. Schabus süßte sich nach kurzer Zeit so von der milden kalkamischen Luft Madeira's, wo er in Funchal ein eigenes Haus bewohnte und hässige Gerastionen in die nächste Umgebung, welche sich in der Gestalt Schwabenern Wärdern gegen das Gebirge erhebt, machte, ertrug, daß seine leidende Brust wie entlastet sich zu kräftigeren Kanten hob.

Indessen wenn gleich hier sonst ewiger Frühling herrscht und die Schwaben nie von himen weichen, so sollte, wie wir es später vernehmen, auch ihn jener Wechsel heimsuchen, welcher das vergangene Jahr für uns in jeder Hinsicht bedeutungslos machte. Bei Anjang dieses Jahres brach plötzlich ein Regensturm los, der auf den Inseln des südlichen Ocean zwar etwas seltenes aber nichts unmögliches ist, welcher die Bergspitzen mit Schnee bedeckte und unsern Freund Schabus sein Zimmer zu hüten nöthigte. Daß sein Husten vom Neuen begann, läßt sich denken. Wir sehen neueren und besseren Nachrichten, da so eine Erscheinung doch nur eine Ausnahme bildet, mit Verlangen entgegen.

Gerade als wir diese Zeilen zum Druck fördern, trifft ein von Dr. Schabus unterm 2. d. aus Madeira abgefertigter Brief ein, wem er berichtet, daß sich dort das Wetter wieder recht schön gestaltet habe, es ihm bis auf einiges Husten wohl sey, und er fleißig Ausflüge unternahme. Er verzichte, mit dem Kriegs-Dampfer „Elisabeth“ seine Reise machen zu können, der, sobald der Erzherzog rückkomme, seine Fahrt weiter fortsetzen, und einen Monat an Spanien's Küste zu verweilen haben werde, da das Erzherzogliche Paar während dieser Zeit Spanien zu besuchen vor habe. Er gedente, wenn er seinen Zweck erreicht, über Lissabon oder Cadix, die spanische Küste entlang, heimzukehren. Sein projectirter Ausflug nach den „canarischen Inseln“ sey wegen der strengen Contumaz unansführbar, da er um dieser auszuweichen, über Liverpool nach Madeira zurückkehren müßte.

## Miszellen.

(Schiller als Parthei-Name.) In die Schillerfeier, die vom deutschen Volk im vorigen November einmüthig begangen worden, haben sich einige Mißlinge gemischt, welche sich zwar zur

Zeit, als alle Welt von Begeisterung ergriffen war, in der allgemeinen Harmonie verloren, die aber, nachdem der Insel verraucht, wie gejegene Orgelregister selbstständig fortstücken. Man hat den

reinen Namen, an welchem sich die Nation als eins und untheilbar erkannte, zu Sonderzwecken ausgetrennt, ihn auf die Höhe einer Parthei gehoben. Schiller wurde zum Temokraten gespielt, er mußte es sich hier und da gefallen lassen, als Freiheitsliebender im französischen Sinne, als Phosphor der „fortgeschrittensten“ Geister zu figuriren. Die praktische Seite der Sache fällt in ein anderes Ressort; wir haben es hier ausschließlich mit der theoretischen zu thun. Wir trauen Niemand die Kraft zu, untheilbare Theorien zur Betraunung zu bringen, Blinden, die nicht sehen wollen, den Staat zu heilen. Wir möchten einmál fragen: was berechtigt diese ehrenwerthen Freiheitsmänner, Schiller ausschließlich als ihren Dichter in Beschlag zu nehmen?

Es ist dies in der That ein sonderbares Verkennen des Eigenbüßlichen in Schiller's Geiste, wenn man ihn einseitig als Dichter der „Freiheit“ darstellt, falls nämlich Freiheit im Sinne eines Parthei-Epithetums aufgefaßt wird. Uten so gut, ja mit bestem Rechte könnte man ihn den Dichter der Nothwendigkeit nennen. Er theilte zwar mit allen edlern Geistern den Haß gegen Gewaltregiment, gegen höchsten Despotismus, gegen die gewaltthätige Unterdrückung des Vollen im menschlichen Gemüthe; aber eben so stark wie dieser Haß war seine Achtung vor geordneter Autorität, vor wirklichem Gesetz, vor den erhabenen Mächten des sittlichen und politischen Lebens. Auf jede Stelle in den Werken seiner poetischen Reife, in welcher die „Freiheit“ gelehrt wird, kann man zehn Stellen rechnen, wovon er in Worten, die so schwungreich nur ihm zu Gebote standen, den Segen der geistlichen Ordnung preist. Seinen „Tell“ will man zum Freiheitsheiligen stampeln. Aber darin sind Ludwig Böhne und Vilmar — fast so weit auseinander gebende Geister — einig, daß „Tell's“ That ein schwebendes Mischverhältnis war, der durch seinen Zweck nicht entschuldigt wird. Von dieser Mafel der Dichtung abgesehen, so erkennt man aus der poetischen Behandlung des Schweizer-Kaufmannes, in welchem Sinne Schiller die Freiheit verstand. Es ist nichts anderes, als die Wiederherstellung der durch persönliche Zwangsverhältnisse vernichteten geistlichen Zustände, die Restauration der Familie und Gemeinde, die Kürtierung der allgemeinen sittlichen Atmosphäre, die dem Bürger innerhalb der organisch gewachsenen Sittlichkeit und des guten alten Rechts freien Athem zu schöpfen gestattet. Ihm ist Freiheit nicht ein in Permanenz erhaltenes revolutionäres Fieber, sondern der Uebergang aus gestörten in geistlich geordnet Zustände. Ihm war die Herrschaft der Massen zurecht, ja ein Grauel, wie jedem Geiste, der sich fühlt und an sich selbst den Werth der Persönlichkeit kennen und schätzen gelernt hat. Als Beleg für diese Behauptung schlage man beispielsweise Schiller's „Fied von der Gledde“ nach.

Noch jüngst hat das Wiener-Publikum im Hofburgtheater die grandios gezeichnete Reichstags-Szene des „Demetrius“ bewundert. Sie drängt sich dem Zuschauer in ihrer lebendigen Bewegung mit gewaltiger Gegenwart auf. Um so bemerkenswerther erscheint hier Schiller in der großartigen Geschicklichkeit seiner Darstellung, da die persönliche Sympathie des Dichters auf Seiten der sämmtlich zu Gunsten des Demetrius entscheidenden Majorität offenbar nicht ist. Man darf es als des Dichters eigene Ansicht betrachten, wenn er dem Sapia, dem einzigen Rönne in der Versammlung, der unter lauter Anstufungen die Klarheit der Betraunung bewahrt, folgenden unwilligen Spruch in den Mund legt:

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unlust:

Verhand ist Reiz bei Men'schen nur gemein.

Bekümmert sich um's Ganze, wer nichts hat?

Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?

Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlet,

Um Brot und Stiehl seine Stimm' verkaufen.

Man soll die Stimmen wägen, und nicht zählen;

Der Staat muß unter'schn, sich aber spät,

Die Mehrheit stet und Unverstand entscheidet.

Es dürfte schwer sein, diese Stelle, wie überhaupt die Grundimmung, welche Schiller's treife Worte bezeichnen, im Sinne eines lieblichen Extrems zu deuten. Schiller war so gut wie Goethe ein geborener Aristokrat, dessen großes Lebensgefühl die Ausbildung und Darstellung seiner selbst war, und wenn man in seinen frühern Dichtungen kein und weiter revolutionär anstingenden Launen begegnet, so sind das Klänge, die einer der seines Ziels unwidriger Drang der Jugend entgegen, und die einer durch das tiefste Lebenselend gestörten Brust gewaltsam entzungen wurden. Friedrich Schiller, der Ehrenbürger der französischen Republik, bezeichnete die Männer, welche Ludwig XVI. zum Tode verurtheilt hatten, so wie die Theilnehmer an der Schreckenstheftung auf sich Schmeißlich als „elende Schinderknecht“ und verschloß sich gegen die französische Revolution ganz ebenso wie sein Freund Goethe. Schwerlich könnte man Goethe's Ansicht treffender ausdrücken, als Schiller in einem Doppel-Tändeln, das er „Majestäts Populi“ überschrieben (kräftigen Tages würde man „Vollsoverainetät“ sagen), gefaßt hat, und welches folgendermaßen lautet:

Majestät der Menschennatur! Dich soll ich beim Haufen suchen? Bei wenigen nur hast Du von jeher gewohnt.

Einige Wenige zählen, die übrigen Alle sind blinde Ruten; ihr leeres Gemüth füllet die Treffer nur ein.  
(Wiener Jg.)

(Aus Straßburg in El[saß].) Seit mehr denn hundert Jahren hat sich die französische Regierung alle erdenkliche Mühe gegeben, deutsche Kunst und Sittlichkeit, deutsche Bildung und deutsche Sprache in El[saß] auszurotten. Es ist ihr bis zur Stunde nicht gelungen. Die Bewohner dieses schönen und ergiebigsten Landes, edle Menschen, können und wollen das eigenbüßliche Gepräge germanischer Culture nicht verläugnen; die naive, aberns lieblich tönende altemonische Mundart, die durch Hebel's originelle Produktionen auch in weitem Kreisen bekannt war, sprudelt Euch klar, rein und unversüßelt in Straßburg, Basel, im Argau, im badischen Oberlande. Wenn Bürger den Straßburger die erschütternden Bäder und Heilquellen des Schwarzwaldes besuchen, darf man versichert sein, daß viele derselben Hebel's altemonische Gedichte in der Kiste mitbringen, denn auch für des Ellasses Öbne und Töchter haben die Idyllen wie die didaktischen Fesseln jenes anmaßlichen Volkstichters großen Reiz. Die Bauern des Ellasses sind bis zur Stunde edle deutsche Bauern, denn wo findet man im südlischen oder westlichen Frankreich solche Tüchtigkeit, solchen anzuwerbenden Fleiß, solchen hüthigen Wohlstand, solche Blüthe des Ackerbaues und der Bodenfrucht überhaupt? Solche große, solche launtere und behagliche Dörfer, wie sie das Elfaß in Menge besitzt, hat weder die Bretagne noch die Brande aufzuweisen. Leibniz, Felling, Herder, Goethe und Schiller haben auch jetzt noch in den elassischen Gauen ihre zahlreichen Verehrer, wie sie an den Mainuern, wie sie in Saagen und Thüringen ihre Verehrer haben. Zur Zeit der glorreichen schwäbischen oder bodenstauffischen Kaiser verdamm auch Straßburg die lieblichen Klänge und Gesänge heimathlicher Minnelängere. Von den Gedächtnen der Fürstere ist Wälgere von Wannefe, von den Ufern des Rader der Ritter Wälgere von Steinach öfters wieder gepfligt, um mit des Ellasses deutschen Dichtern und Sägern ein Wettlingen zu beginnen. Im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts erschienen in Straßburg zahlreiche Trugnisse und Schöpfungen der tömlichen und humoristischen Literatur der Deutschen. Wir erwähen nur Fischler's „Bienenkorb“ und Brand's „Narrenschiff“. Um dieselbe Zeit sind hier die ersten Sammlungen deutscher Volkswörter in Druck erschienen, wie wir aus Panzer's „topographischen Annalen“ erfahren. Die Straßburger Hochschule war noch in Goethe's Jugendjahren eine edte deutsche in jeder Beziehung; ausgezeichnete deutsche Gelehrte hatten jede Facultät aufzuweisen. — Straßburg magt den Einbruck einer unerwünschten, dabei freunbüßlichen

Matrone, die mit heiterer Miene einer wißbegierigen Jugend von den Tugenden der Borzeit erzählt, von der sie noch so manches sichtbare Andenken gerettet hat. Mit Lust besieht man sich allestränksich gebaueten Häuser, jene mit Schnitz- und Bildwerken verzierten alterthümlichen Ecker, die da nersichtig in die Straße hinaussehen, jene zadigen Giebel, jene mit nerhselien altsteinernen Epitaphen versehenen Wände und Mauerkanten. Diese bistorische Pflanzgenieie harmonieit mit dem Charakter der Landhschaft; das Gepräge der Vergangenheit ist hier so wenig vermischt als in Klein oder Nürnberg, und verträgt sich doch so gut mit dem sichbewegten Leben der Gegenwart. Obgleich auf dem Boden der leichfertigen Gallier lufend, so weht uns doch noch immer deutsche Luft und deutsche Kultur an. Das Gepräge Straßburg ist das einer echt deutschen Stadt. Der Kaiser War, der Theuerdant und letzte Ritter, nannte Straßburg des heiligen römischen Reiches Vermauer und lebte und pries die Bürger wegen ihrer altdeutschen Treue und Redlichkeit. Von jeder beherrschte Straßburg die Straße von Ostien nach Deutschland und führte in den ältesten Zeiten den Namen Argentoratum, wahrscheinlich weil es Silbergruben in der Nähe gab. Von Antia's Herden zerhört, bauten Clobwieg's Stüne auf den Trümmern eine neue Stadt, die sie Strata nannten, und bereit unter den fränkischen Königen erhsolnt Straßburg wieder als ansehnlicher und bedeutender Ort, der im 14. Jahrhundert mit Ringmauern umgeben wurde. Die regelmäßige Befestigung ist ein Wert Baubaus, die starke Citadelle ist eines der vornehmsten Zeugnisse dieses berühmten militärischen Architekts. Durch schwarzen Berrath ist Straßburg in die Gewalt Ludwig XIV. gekommen. Die nichtwürdigen Pflisse und Ränke, deren man sich bediente, sind erst in unseren Tagen recht entfällt und aufgehört worden. — Im Kreuzschiffe der herrlichen Kathedrale von Straßburg erregt die Innstuelle astronomische Uhr des Centab Desoperibus unsere gerechteste Bewunderung. Nachdem sie geraume Zeit still gestanden, ward sie vor einigen Jahren durch einen geschickten Uhrmacher wieder hergestellt. Auf der ersten Gallerie schlägt ein Uugel die Stunde auf die Glocke, die er in der Hand hält; vier Figuren weiter oben deuten auf die vier Lebensperioden: Knabe, Jüngling, Mann und Greis; sie brechen sich, wenn die Stunde voll ist, um das die abgelaufene Zeit anschlagende Lebtengruppe. Unter der ersten Gallerie tritt Tag für Tag aus einer Nische die symbolische Gestalt des Wechewagens. In der höchsten Nische des Uhrwerks bewegen sich bei dem zwölften Uodenschlage die zwölf Apostel um den Eriland und auf der Spitze des für die Gewichte erbauteu Zeiteruhrwerks schlägt dann ein Bohm mit den Fingeln, recht den Hals, öffnet den Schnabel und läßt durch das ganze Münster seine gelinde Stimme erschallen. — In der Nähe des Hochaltars erhsilt man an einem Pfeiler das Grabmal des berühmten Predigers Geiler von Kaiserberg, der zu den originellsten Köpfen seiner Zeit gehörte. Vor etwa dreißig Jahren wurde auch der Grabstein des Meisters Erwin von Steinbach wieder entdrückt. Er und sein Sohn Johann haben dem Münsterbau ihr Leben gewidmet; von seiner Tochter Sabine sind die herrlichen Portalbilder. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts vollendete Johann Hüls von Geln den Thurm, ein Meisterstück gotischer Baukunst. — Auch der erste Buchdrucker von Straßburg, Johann Mentelin, fand seine Ruhestätte im Münster. — Der Eintritt in die herrliche Kathedrale ist ergreifend. Besonders bei Sonnenuntergang ist hier der großartige Dom von einem Bauberrichte umflossen, und die hohen gotischen Fenster voll der köstlichsten Malereien und Skulpturen erhsllen in der wunderlamen Farbenpracht. Das Auge hat nicht Licht genug, die Hülle der Herrlichkeit zu schauen. (X)

(Die Entwaldung.) Das 3. Heft der Westermann'schen „Unsere Tage“ bringt einen interessanten Aufsatz über die Entwaldung und deren Einfluß auf die Bevölkerung.“ Zu große

Entwaldungen machen zwar den Winter milder, dafür aber auch der Sommer heißer. Letzterem Umstande ist es zuzuschreiben, daß in Obegenden, wo sonst flacker Weinbau war, jetzt kaum eine Traube reift, oder daß die Winter in Obegenden, wo sie sonst im September keendet war, jetzt erst in die Mitte Octobers fällt. In Paris hat man die von Jahr zu Jahr zunehmende Verdrübnung der „bünstigen Bräume“, dieser gefährlichen Kinderkrankheit, nur der Anhsöhung der Wälder zugeschrieben, wodurch den rauhen und trocknen Ostwinden der Zugang zur Stadt gestattet wurde. In Philadelphia bat man durch Befreitung eines nahen Waldes dem gelben Fieber das Thor geöffnet. Sicilien, einst die Kornkammer Italiens, kann sich seit seiner Entwaldung nicht mehr selbst ernähren. Auch auf den Borscherland und die Schiffahrt der Gölbe hat die Entwaldung großen Einfluß. So J. P. hat in Folge der Enthsölung schweizerischer und deutscher Gebirge von J. 1775—1840 der mittlere Wasserstand des Rheins um 2 Fuß 9 Zoll, und aus den Beobachtungen des Wasserstandes in Magdeburg geht hervor, daß in den Jahren 1775—1780 der Elbeestand um 3 Fuß höher war, als jetzt. Man will berechnen haben, daß, wenn der Meerhsil in gleichem Maße fortbauert, die Elbe bald nicht mehr von den jetzt üblichen Hochregungen werde befahten werden können. Während indeß Einige diesen geringen verwehenden Wasserstand der Elbe der Enthsölung des Erzgebirges zuschreiben, sucht Verghaus vielmehr die Ursache darin, daß man in den Cuellengebirgen der Gölbe, Weibau und Eger bei fortsettsender Forstkultur viele Lothnermeer abgegraben und so den Cuellen die Speisung entzogen hat.

(H. v. Humboldt über Fr. Krage.) — Alexander v. Humboldt würdigt die Verdienste Krage's im zweiten Bande des Kosmos. Wir entbenden derselben (S. 308 und 370) in ihrem Zusammenhang folgende Stelle: „Wenn auch das siebzehnte Jahrhundert in seinem Anfang der physischen Erweiterung der Kenntnis der Himmelsräume durch Galilei und Kepler, an seinem Ende den Fortschritten des rein mathematischen Wissens durch Newton und Leibniz seinen Hauptplatz verdankt, so hat doch zugleich auch der größte Theil der physischsten Probleme, welche uns gegenwärtig beschäftigen, in jenem Jahrhundert eine wesentliche und fortschreitende Pflege erfahren. Um der Geschichte der Weltanschauung nichts von ihrem eigenthümlichen Charakter zu rauben, beschränke ich mich, nur die Arbeiten zu erwähnen, welche unmittelbar einen wesentlichen Einfluß auf allgemeine, d. h. kosmische Naturansichten ausgeübt haben. Für die Vrejsse des Lichts, der Wärme und des Magnetismus nennen wir zuerst Huygens, Galilei und Gilbert. Als Huygens mit der doppelten Brechung des Lichts im isländischen Kalkhsil, d. h. mit der Heripaltung in zwei Lichtstrahlen beschäftigt war, entdeckte er (1678) auch die Art der Polarisation des Lichts, welche seinen Namen führt. Der Entdeckung dieser beiderseitigen Erhscheinung, welche erst 1690, also 5 Jahre vor seinem Tode, veröffentlicht wurde, sind die großen Entdeckungen von Malus, Krage und Fresnel, von Brewster und Biot erst nach ihm als einen Jahrhundert gefolgt. Malus fand (1808) die Polarisation durch Zurückwerfung von piegelten Hähnen, Krage (1811) die farbige Polarisation. Eine Wunderwelt mannigfaltig mehrfacher, mit neuen Eigenschaften begabter Lichtwellen ward nun eröffnet. Ein Lichtstrahl, der viele Millionen Meilen weit aus dem fernsten Himmelsräume zu unserem Auge gelangt, verhsübt durch Krage's Polaroskop gleichsam von selbst, ob er reflectirt oder gebrochen leu; ob er von einem festen oder tropfbar flüssigen oder gasförmigen Körper emanirt; er verhsübt sogar den Grad seiner Intensität. Auf diesem Wege, der zu dem 17. Jahrhundert durch Huygens zurückführt, werden wir über die Constitution des Sonnenkörpers und seiner Hüllen, über das reflectirte oder eigene Licht der Kometenschweife und des

Zweckmäßigkeit, über die optischen Eigenschaften unserer Atmospähre und die Lage von vier neutralen Punkten der Polarisation untersucht, welche Krüge, Sabinet und Brenster entdeckt haben. Es schafft sich der Mensch Organe, die, mit Schärffinn angewandt, neue Weltansichten eröffnen." — Francaud Krüge, 1786 bei Veveygen geboren, starb den 2. October 1863, 68 Jahre alt. Kurze Zeit vor seinem Tode war er noch mit einer neuen Ausgabe seiner berühmten Abhandlung über den Donner beschäftigt.

(Biographie.) Oeffentliche Mäler bringen Mittheilungen aus dem Leben des künzlich verstorbenen Musikcompositors Ludwig Spöhr; so heißt es in der Allg. Zeitung: Am Ganzen sind die Beziehungen zwischen Göttingen und Kassel, trotzdem daß letzteres mit der Eisenbahn in wenig mehr als einer Stunde erreicht werden kann, so gering, daß kein großer Verkehr zwischen beiden Städten stattfindet. Gleichwohl hat der Feingang Spöhr's — der noch in den letzten zehn Jahren manchemal in Göttingen verweilte, wo eine Schwester seiner Mutter als Aderwundte einer Professorenfamilie hochbetagt lebt, die den Resten von früherer Jugend an in Braunschweig und Zeehen sammt — große Theilnahme erregt. Eine Begeisterung, welche Spöhr beim Beginn der Künstlerlaufbahn in Göttingen betraf, dürfte auch in weiteren Kreisen Interesse erregen. Spöhr trat als 19jähriger Jüngling im Jahre 1804 seine erste Kunstreise von Braunschweig aus an, im glücklichen Besitze einer vorzüglichen Geige, die er, wenn wir nicht irren, vom Herzog von Braunschweig erhalten hatte. Nach der Sitte damaligen Reisens fuhr der junge Mann in gemischter Gesellschaft in einer Retourkutsche von Braunschweig nach Göttingen, in der Absicht, hier sein erstes Concert zu geben; Koffer und Geigenkasten waren hinten aufgepackt. Vergesslich sah Spöhr beim Eintritt der Dunkelheit aus dem Schlag nach seinen Effekten; noch eine halbe Stunde vor Göttingen, im Dorfe Weende, bemerkte er beide auf dem Boden. Als dieser aber an's Thor kam und die Reisenden nach früherer Sitte das Examen des Thorwächters zu bestehen hatten, waren alle Effekten verschwunden. Der bekümmerte junge Musiker konnte wie wahnsinnig auf der Landstraße zurück, aber ohne Erfolg. Diebstahlige Anzeigeführte den andern Morgen zu einer polizeilichen Nachsuchung. Man fand auf dem Felde, nicht weit von der Clausée, den leeren Koffer und Geigenkasten; Instrument und Kleider waren fort und erschienen niemals wieder; nur die umhergestreuten Notenblätter fanden sich vor. — Das Ereigniß verbreitete sich rasch in der Stadt und erregte besonders unter den Studenten große Theilnahme. Man nahm sich auf alle Weise des jugendlichen Victimosen an und bestimmte ihn, mit der leitlichen Geige eines Studenten und in erborgten Kleidern sich öffentlich hören zu lassen, wobei er den größten Beifall erntete und alle Zuhörer in seinem Ragio hinriß. Spöhr war aber durch dieses Ereigniß genöthigt, umzukehren, und noch ein Jahr in Braunschweig zu verweilen, um zu einer neuen Kunstreise sich anzurüsten. Erst in sehr spätern Jahren, sagte Spöhr, habe er eine ähnliche Geige wieder erhalten.

## An ein Slavenmädchen.

Her dem Süden kamen Klänge  
Deut zu mir wie Frohgesänge,  
Weil ein Mädchen ich belungen,  
Einem Slavenjamm' entsprungen.

Im Woggen Dir gegenüber  
Sahst so rührend Du betrübter  
Auf den Mann, den blaffen, kranken,  
Bell trübfinniger Gedanten.

Und da ward mein Auge flauer,  
Denn Dein Sinn, Dein echter, wahrer,  
Hat die Seele mir erweitert,  
Meinen Trübfinn aufgehheitert.

Manche Rede mußt' ich hören  
Von Sirenen, die bedören,  
Nein! bedörst' hast Tu mich nicht,  
Dieses sprach mein erst Gedicht\*).

Was ich war, bin ich geblieben,  
Deutsch im Handeln, treu im Lieben  
Einer stillen, deutschen Frau,  
Schön wie's Weichen auf der Au.

Paul Krenn.

\*) Eich' Carinthia, Jahrg. 1859, Nr. 19.

Auflösung des geographischen Anagramms im letzten Blatte.

Kur. Klagenfurt. Frankfurt. Ungarn. Wenna. Genf.  
Egn.

# Carinthia.

(Fünfzigster Jahrgang.)

N<sup>o</sup> 5.

Sonnabend, den 10. März

1860.

## Das Märchen von der Glocke im See.

Der Fischer eilet im Nachen  
Hinaus auf die schwarze Fluth,  
Ob seinem Haupte waschen  
Die Sterne in voller Gluth.

Es schauet der Mond gar helle  
Aus seinem Wolkentand,  
Und spielend zerreißt die Welle  
Sein Bild zum Uferstrand;

Und leise flüßert sie dorthin  
Zum grauen Felsenstein  
Von tiefverborgenen Orten,  
Von lustigen Elfenreich'n.

Da hebt sich ein lichter Streifen  
Hinaus zur Felsenhöf',  
Mit Schleichter und gold'nem Reifen  
Erscheint die holde Fee.

Sie schauet den Jüngling im Nachen  
Und greift in die Saiten schnell,  
Daß Lied und Echo erwachen  
Und klingen silberhell.

Es gaukeln auf lustiger Bahre  
Die Läne so traut um den Kahn,  
Bergeffen steigt Reiz und Orte  
Und Ruder nebeneinander.

Der Jüngling laufchet stille  
Der Nixe mit träumenden Sinn, —  
Indeß der Wellen Spiele  
Den Kahn zum Felsen zieh'n.

Da schwirret ein banges Saufen  
Hin über den wogenden See,  
Und wilder hört er brausen  
Das stürmische Lieb der Fee.

Da ist in näch'ger Stunde  
Der Glocke ernstes Laut,  
Die auf des Sees Grunde  
Ein guter Geist gebaut.

Die dumpfen Klänge schallen  
So schaurig hoch empor,  
Und mahnend bringt ihr Hallen  
Dem sinnenden Schiffer zum Ohr.

Es rührt sich in seiner Seele  
So wunderbar, so bang,  
Von bannen rubert er schnelle  
Aus unerklärlichem Drang.

Woh! sieht's die Nixe und schreillen  
Verhallt ihr Zaubersang,  
Um's Haupt den Schleier hüllen  
Sie sich zur Tiefe schwang.

Und drüber kreuzen die Wogen  
In Rebel nicht verummutt,  
Noch lange nachgezogen  
Tief unten die Glocke brummt. —

Es fließt vom Fels, dem düstern,  
Das Mondlicht in den See,  
Durch's Schilf zieht leises Flüstern  
Von stillem Liebesweh.

Der Fischer lüchelt drüben  
Die Netze, leicht und leer, —  
Im Herzen ist's ihm geküßten,  
Das ist so voll, so schwer.

Orat.

Carlud Bogensberger.

## Das Kloster zu St. Veit und seine Kirche.

(Keine Klostersgeschichte für sich, der Paduaner-Heereszug, der Carroccio, Capistran, die Reformation, Jesuiten, Franziskaner, Piaristen; Kirchenbau, wenig gekannte Denkwürdigkeiten.)

Wir haben bereits in der Carinthia vom Jahre 1858 Nr. 51 über das „Franziskanerkloster“ zu Klagenfurt interessante Angaben gelesen, indessen glauben wir, daß die gegenwärtige Darstellung über jenes zu St. Veit manches Neue und immerhin Lebenswerthe enthält.

Klostergeschichten sind, außerdem, daß sie einen Theil der kirchlichen Historie unseres Vaterlandes bilden, und die Beweise des frommen Sinnes unserer Vorfahren bewahren, eine Spiegelung des Charakters der verschiedenen Perioden, ein Bild der Culturzustände der Vergangenheit, oft eine Hauptbestandtheil der Monographien von kleinen Städten und Märkten, die sich nicht selten um Sitze und Klöster gruppieren, und daraus ihre Existenzrichtung, vielfach auch ihre Nahrungsquellen schöpfen.

Das „Franziskanerkloster“ zu St. Veit in seinen Anfängen und in seinem Fortgang hatte zwar nie eine solche Bedeutung, wie die zuletzt angebeutete, vielmehr hatte es nur eine mehr untergeordnete Stellung, welche jedoch, da sie demselben von der damaligen Zeit gegeben wurde, als deren treuer Ausdruck gelten kann.

Eichhorn hat uns in der „Carinthia“, Jahrgang 1818, Nr. 45 und 46, die Geschichte des ehemaligen „Clarissenklosters“ zu St. Veit aus den ihm zu Handen gekommenen Urkunden gegeben. Die Cosmographie der österreichischen Erbkronland der „Franziskaner“, erschienen im Jahre 1740 zu Geln, im Latein, Folio, und ausgestattet mit Abbildungen, geht noch weiter, sie liest sich von Seite 592—606 nicht nur eine umfangreiche und dokumentirte Geschichte des „Franziskanerklosters“ zu St. Veit, sondern auch eine kurze historische Darstellung vom Ursprunge des Ortes und seinen Schicksalen. Eine Wiederholung dessen macht uns die im 6. Bändchen der „Kärntnerischen Zeitschrift“ erschienene Monographie von St. Veit überflüssig; doch der Rückblick auf den ersten Bau des Klosters und seine Veranlassung liegt immer den Grenzen dieses Aufsatzes.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, in welchem Zusammenhang das vormalige „Clarissen-Kloster“ zu St. Veit mit dem nachbarlichen Italien, insbesondere der Stadt Padua und dem damals von Venedig noch unabhängigen Gebiete derselben, stand. Bekanntlich hatte das Haus Carrara in diesem ehemaligen Freistaate sich der Herrschaft bemächtigt und seine Feinde, die Maracussi, daraus vertrieben. Seine mächtigsten Nachbarn waren die Can della Scala Perren zu Verona, so wie die Markgrafen von Este im Süden, während sich bei jeder Gelegenheit die Venetianer in ihre Händel mischten, und sie nach und nach bis auf die letzteren ihrer Herrschaft zu ihrem Vortheile beraubten\*). In dieser

Lage der offenen Feindschaft mit dem Can und zweideutiger Freundschaft mit den Venetianern war es Jakob von Carrara, welcher, von allen Seiten gedrängt, durch den Grafen Heinrich von Görz dem Herzoge Friedrich von Oesterreich, damals römischen König, die Oberherrschaft von Padua vertragmäßig übergab. Bald kam Ulrich von Wallsee aus Steiermark mit Böllern an, Carrara trat in das Privatleben zurück, und Graf Heinrich von Görz schlug mit 800 deutschen Reitern und den Paduanern (1320) den sonst so sehr gefährdeten Can in die Flucht. Marsilius von Carrara, der seinen Oheim Jakob aufserkte, suchte wie dieser Oesterreichs Freundschaft, um dem mächtigen Can das Gleichgewicht zu halten. Die Paduaner wählten König Friedrich um einen Reichshofrat, als welchen derselbe den Herzog Heinrich von Kärnten, seinen Oheim eruannte, der hinwieder neu durch seine Tapferkeit und sein Glück berühmten Conrad von Aussenstein, der ihm durch seine Treue Kärnten im Aufzuge vom Jahre 1292 erhalten hatte, dahin sendete. Aussenstein, den die Italiener (historia Cartusiorum bei Muratori T. XII. S. 829) de Ovenstagno nannten, Bergarius aber de Usticin, nahm dort als kärntnerischer Bischof in der festen Burg des ehemaligen Conrad von Aussenstein so berufenen Tyrannen Gzeliu von Romano seinen Sitz, umgeben von einer Schaar kärntnerischer Krieger. Auch er ließ die Gelegenheit, sich zu bereichern, so redeten ihm die Paduaner nach, nicht unterkühlt vorüber gehen; kesseneers schrieb man ihm zu, sich durch Eintreibung der Verzehrgeldsteuer, tozia nannte man sie dort, wie nachmals bei uns „den Tag“, vieles Geld gemacht zu haben. Um auch dieser Hilfsdiener los zu werden, gaben die Paduaner dem Herzog Heinrich 30,000 Goldgulden, und, wie die unserm Conrad feindseligen Cartulii, Bergarius und die Chronik von Este sagen, wollte er bei allen dem als ein Mann von großer Heiligkeit angesehen werden, indem er in seinem Lande von dem Gelde aus Padua Kirchen und Klöster baute. Er verließ schon im Jahre 1328 Padua, welches kurz darauf in die Gewalt des Can Scala fiel, um später und bald für immer in die Klauen Venedigs zu kommen; es taufchte seine Klau unter kärntnerischer Herrschaft mit der bei weiten härteren des Hund von Bern, wie ihn die Deutschen nannten, und der mit Dolch und Gift gefährlichsten venetianischen Schürzen. Padua, das große, von der Lagunenstadt aufgewunden und aufgezogen, wurde öde und brach; es behielt als Andenken seiner Vergangenheit nur den Ruf seines guten Brotes, pan paduan, seinen heiligen Auton, il santo, und seine Uinerrüst, die freigeibige, an welcher auch mancher Kärntner sein Diplom holte, deren Studenten lieber als in den Hallen Minerva's im Rasse Perrosi wohnen, dessen prachtvolle Räume europäischen Ruf genießen.

Darin also soll der Ursprung einer Stiftung liegen, die Aussenstein, wenn sein Sinn eigennützig und so hart gemessen wäre, wie es die Italiener glauben machen wollen, eher für seine Familie und Anhang hätte verwenden können.

\*) Die Paduaner verloren in einem solchen Kampfe gegen die Vicentiner ihren Carroccio. Dieses war ein großer oben flacher Wagen mit einer hohen Flaggenstange, auf welcher das Banner der Stadt wehte. Auf der Decke unter driffelten stand, wenn man zum Kampfe zog, der Bischof im vollen Ornat, Reiche mit Fahnen, auch geschmückte Jungfrauen mit Kränzen, kurz er war

auf das imponanteste geschmückt und galt als das Orisignum, gleich einer Orisamme. Den Wagen zogen auf Ahnliche Art vierzig Ochsenpaare. Noch jetzt wird zum Andenken jenes Sieges in Vicenza das sogenannte Rucast begangen, wo man ein Rad jenes Wagens, welches allein von seinen merkwürdigen Resten übrig geblieben ist, im Triumph in der Stadt herumträgt.

Um das Jahr 1393 nämlich baute Conrad von Aussenrein das Kloster und die Kirche von St. Veit, und stiftete dort den Convent der „Clarissennonnen“, als dem Orden des weltberühmten Anton von Padua anverwandelt, um so die Erinnerung dieses Heiligen auch auf kärntnerische Erde zu übertragen. Wir besitzen zwar Conrad's Stiftbrief nicht, wohl noch die beiden Aussenrein'schen Denksteine Conrad's und seiner Gemahlin Dismut in der Klosterkirche, die mit den nachherigen Stellen in Urkunden so viel Glauben verdienen, als gleichzeitiges Siegel und Brief.

Die erste Abtissin war Selben (Felicitas), wie sie eine Urkunde vom Jahre 1330 nennt. Unter der Abtissin Katharina II. Herwartin im Jahre 1383 stifteten die Brüder Conrad, Gotthard und Wilhelm von Kraigg dort einen Jahrtag und eine zweite Kaplanei, so wie wir auch die Herren von Nerwiz als besondere Wohlthäter finden\*).

Abtissin Katharina zählt uns Eichen von 1330 bis 1543 auf, doch mit Barbara II. Kernerin endete die Reihe derselben und das Kloster fiel dem Schicksale so vieler Institute seines gleichen anheim, in der Reformationszeit aus Mangel der Professorinnen aufgehoben zu werden. Es wurde in ein Spital verandelt, und wie ein Decretum vom 12. Jänner 1680 besagt, von drei Superintendenten, doch katholischen, dem Fürst-Bischof Christoph Andra von Gurk, dem Stadtpfarrer Lindtpainer und dem Edlen Hanns Passio zu Traunöberg vermalet. Auch diese Anstalt verdorbte; sie starb, wie die Franziskaner-Chronik sagt, in Folge einer pestartigen Krankheit aus, und da St. Veit obzihin ein wohl dotirtes Bürgerhospital besaß und besitz, wurde das Spitalgebäude sammt der sogenannten Zenegger-Gült vom Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1622 den „Jesuiten“ zu Klagenfurt übergeben, sowohl zur besseren Ausstattung ihrer

empfehlählichen Studienanstalt als zum Unterhalt von Conventisten aus der Stadt St. Veit.

Auf den Rath und mit Beihilfe des Gurker Weibbischöses Hieronymus Strasser, einst Ordensmitglied der „Franziskaner“, dann Commandator der Pfarrkirche St. Veit u. s. f. suchten die Bürger von St. Veit unterm 5. Juni 1638, da ihr der Ehre Mariens gemeintes Klostergebäude in der Feldkirchner-Vorstadt beschauerte, und sie der geistlichen Hilfe vielfach entbehrten, indem der Stadtpfarrer sich nur einen Kaplan erhalten konnte, bei dem Provincial der „Franziskaner“ in Wien um einige „Franziskaner-Priester“ an, deren berrtheimliche Anwesenheit sie vom Klagenfurter-Kloster aus bisher mit Erfolg angezogen hatten.

Unter einem verordneten sich die St. Veiter um Genehmigung bei dem Erzbischof Paris von Podron zu Salzburg, dessen Diözesanjurisdiction damals St. Veit, als zum Archidifanat Krassfeld gehörig, unterstand. Als diese erfolgte, ging ein drittes Gesuch unterm 7. Jänner 1640 nach Rom an Paps Urban VIII., mit der Angabe, daß bereits zwei Patres „Franziskaner“ in dem dortigen verlassenen Klostergebäude, dessen sonstige Güter anderweitig verpachtet seyen, wöhlten, dem Gottesdienst in der dabei befindlichen Kirche abwarteten, und sich sonst zum Unterricht und in der Seelgerge verwenden ließen. Die päpstliche Bewilligung erfolgte den 18. Februar 1640, so wie die kaiserliche am 1. Februar 1640 erfolgt war, und die erzbischöfliche den 7. Mai 1640 auf Grundlage der früheren Concession vom 27. October 1639 erlassen wurde. Ersterer sprach ihnen nicht blos das Klostergebäude, den Garten, sondern auch alle dort befindlichen Kircheinrichtungen zu, und schützte sie gegen allfällige Ansprüche des „Clarissereordens.“

Nun legte man, nachdem die feierliche Uebergabe am 28. Juni 1640 als am Tage des h. Anton von Padua stattgefunden, an die Herstellung des größtentheils in Ruinen liegenden Klostergebäudes Hand an, wozu dem ersten Marbian, P. Franz Gdstein, die Bürger, die kärntnerischen Stände, der bekannte Weibbischöf und Ortspfarrer, dann der Erzpriester vom Krassfeld, so wie viele Cole die Mittel spendeten, so daß achtzehn Ordensbrüder darin Platz fanden.

Der dreißigjährige Krieg hatte den Wohlstand von St. Veit tief herabgebracht; die Bürger sahen sich daher um ein Ausfunftsmittel, um doch ihren Eöhnen eine bessere Zukunft zu sichern. Zu einer Zeit, wo das Gymnasium zu Klagenfurt 4—500 Schüler zählte, wo das Land durch die vielen Klöster, Benefizien und andere Pfründen, durch zahlreiche Arkadonen, Herrschaff- und Gültverwaltungen der absolvirten Studenten eine große Zahl von Pflügen zur Versorgung both, war der Wunsch der Eltern, die männliche Jugend in die Schule zu schicken, ebenso allgemein und lebhaft, als das Unterrichten in Klagenfurt beengt und gefährdet. Die St. Veiter stellten daher an ihre „Franziskaner“ das Verlangen, wenigstens die Grammatikschulen zu übernehmen, wie man gegenwärtig es nennt, ein Unternehmungsmann in ihrem Kloster zu errichten. Sie thaten es; allein im Jahre 1666 unterm 21. April geboth ein Befehl Kaiser Leopold I. diese Schule wieder anzulassen. Man vertrittete, die „Franziskaner“ hätten darous angetragen, die herzogliche Burg daselbst als Schullocale zu übernehmen und ein tüchtiges Schulgeib zu beziehen, wogegen sie jedoch remonstrirten. Wahrheitslieblicher entsprachen die 24 oder 25 St. Veiter Grammatikschulen nicht den Forderungen, die man beim Aufsteigen zu Klagenfurt an sie machte; der Schulplan war dort ein anderer und so ging wie immer und jetzt.

\*) Im Mai 1451 zog der berühmte Franziskaner, Johann Capistran der Heilige, der Beth, durch Kärnten und lehrte, so wie zwei Tage in Willach, im Kloster seines Ordens in St. Veit mit seinen zwölf Schülern ein. Paps Nikolaus V. hatte ihn auf die Bitte Kaiser Friedrich IV. nach Deutschland gesendet, um die Abtrünnigen wieder mit der Kirche zu vereinigen, und nachdem er Friede unter den Christen gestiftet, die Türken zu bekämpfen. Capistran, zu Perugia, einer Stadt, die in neuerer Zeit oft genannt wurde, geboren, war heiliger Rechte Doctor, Vorkelsa seiner Vaterstadt, als ihn heiliger Eifer erfaßte, und er mit dem Feuer seiner Beredsamkeit, obzohn schmählich, bager, eine abgeordnete Gestalt, alles begeisterte. Wie er sein Sekretär Bruder Nikolaus de Ficca belehrte, besaß er die Wundergabe, indem er gleich bei seinem Eintritt in Kärnten, zu Pontafel, ein blindes Mädchen lebend machte, in Willach 14 Rabine und Krume heilte, daß sie mit lauten Besprechungen ihre Krücken und Stöhen in die Höhe hatten nach Hause zogen, was er in St. Veit, Gurk und Friesach wiederholte. In Wien sieht man noch an der Stephanskirche die steinerne Kugel, von welcher er italienisch oder lateinisch predigte, und doch so mächtig auf die Deutschen wirkte, daß man alles einte und verwerbliche Zeug ins Feuer warf, und 6000 Kreuzfahrer sich ihm anschließen, die auf der Donau nach Weizburg, der Vormauer der Christenheit, hinabsahen, wo Capistran, mit dem Kreuze in der Hand an deren Spitze, den Eroberer von Konstantinopel, Sultan Mahmud II. mit seinen zahllosen Schaaren, unterthöft in den Obernators Sünaid Ungarn, in schmähliche Stucht schlug. Capistran starb bald darauf zu Willach am Lagerbette.

Unser Geschichtsbuch gibt S. 602 und 603 die Gegenüberstellung der St. Veiter Bürgerchaft an den Kaiser, deren erster Punkt die Verarmung der Stadt war, in die sie durch seit mehr als 40 Jahren gedauerte Durchmärsche, besonders von Spaniern, und neuerlich durch Domonatische Einquartirungen und Verpflegungen von Rekruten verfallen, so daß unter zwanzig Bürgern nicht einer sey, der seine Kinder andermärs, besonders zu Klagenfurt, in die Studien schicken könne. Raam wird heut zu Tage ein gleiches Verhältniß in Hinsicht der Studirenden obwalten, so sehr drang sich damals alles zu den gelehrten Schulen, aus denen nicht immer lauter Theologen und Juristen hervorzielen, sondern oft einfache Gutbesitzer; daher Latein besonders am Schensitzige zu hören war.

Als denkwürdig ist in erwähneter Chronik die Angabe verzeichnet, daß der Hochaltar im Jahre 1648, in gleichen die Barbara-Kapelle 1646 renovirt und eingeweiht, und 1662 jene zum h. Anton von Padua, ebenso die Marien- und Kreuzkapelle neu errichtet wurden. Um gleiche Zeit wurde die Bruderschaft der Säulenträger (Chordigerorum) des Anton von Padua, so wie die des dritten Ordens eingeführt, und nachhin eine Zahl Kreuzwege von Mitgliedern des St. Veiter-Klosters geweiht, und zwar der zu St. Veit selbst am 17. März 1726. Das Kloster erhielt 1726 einen neuen Thurm, 1734 einen neuen Hochaltar, Kanzel und Glocken. Bemerket jedoch verdient es noch zu werden, daß jene uralte Marienstatue, wie angeblich vom Jahre 1323 her, in der Kirche aufgestellt, auch jetzt ihren Platz am Hochaltare behauptete.

Im Jahre 1734 ergab sich ein neuer Wechselfall, indem die Piaristen es anboten, in St. Veit ein Collegium ihres Ordens mit einer Studienanstalt zu errichten. Sie gewannen damit unter den Bürgern einen solchen Anhang, daß bereits eine bedeutende Kapitalsumme zu diesem Zwecke deponirt war; doch wie vorher bei „Franziskanern“, ging es auch ihnen; der Antrag mißglückte, da es sich herausstellte, daß an einem so kleinen Orte zwei Institute, rein auf die Wohlthätigkeit der Bewohner angewiesen, nicht bestehen könnten, und ein solcher Dualismus selbst der Sache, die sie gemeinsam verfolgten, mit allen Mitteln der Selbsterhaltung und widerstreitender Privilegien durchgeföhrt, nur verdrößlich sey.

So bestand das St. Veiter Franziskanerkloster bis zum Anfange dieses Jahrhunderts, wo es, während es im Jahre 1779 noch 26 Mitglieder gezählt, durch Rangel an solchen, da ihr Rest nach Judenburg überseidete, einging. Ein eigener Benefiziat verlor nun die Klosterkirche, an dessen Stelle nachhin ein zweiter Stabkaplan trat.

Wir geben zum Schluß dieser geschichtlichen Darstellung die der Lokalitäten, wie sie sind und aus der Hand des Herrn Geheimräthlichen Benefiziaten, Franz Franzisci, auf unser Ersuchen zum, dessen gewandter Feder wir so manche Aufsätze, die selbst in den Wiener-Blättern als beifällig nachgedruckt wurden, verdanken.

Die südwestlich von der Stadt St. Veit, in der Nähe der „Marktwiese“ gelegene ehemalige Franziskanerklosterkirche bietet in ihrer ähneren Erscheinung nichts besonders Beachtenswerthes. Ueber das neu eingedebte Giebeldach erhebt sich in mäßiger Höhe ein den „Franziskaner“-Klosterkirchen eigenthümlicher vierdiger gemauert Thurm. Die Schallöffnungen sind schmal, spitzbogenförmig mit aufgeschlittenen Sturzstößen untrahm. Das mit einem Vorbache bedeckte Portal der Kirche zeigt am Vogenfeld über dem Thürsturz ein Steinrelief — einen gut gemalten Christus-Kopf.

Ueber einige Stufen hinauf gelangt man in's Innere der Kirche. Man sieht sich beim Anblick der Höhe und Breite des Schiffes überrascht. Die Wände sind fast ohne alle Säulen und Pfeiler. Die Nordfacade ist von drei mächtigen Rundbögen, die in die Seitentapellen führen, durchföhren, die südliche gegen die, aus der hoch an die Mauer hinaufreichenden Erdanfschüttung eintretende, Feuchtsigkeit durch eine Breiterverföhallung geschöhrt. An den Wandflächen in der halben Höhe der Fenster findet man unfeinbare Säulen-Ansätze, von welchen die Grate und Rippen über das flache, lüth gepannte Gewölbe kreuzförmig in schönen Schlusssteinen zusammenfallen. Diese Schlusssteine, sechs an der Zahl, sind mit symbolischen Steinfiguren geziert. Am Schlussstein des Kreuzgewölbes im Presbyterium erblidt man ein „Agnus Dei“ mit der Siegesföhne“. Die übrigen Schlusssteine der Chörung zeigen: Eine segnende Hand, ein Thier mit offnem Rachen, ein Lamm in den Klauen, einen mit seinem Herzblut die Jungen tränkende Vogel (Pelikan), ein Sonne mit Flammenumfassung.

Die Fenster der Nordfront sind langgestreckt, mit dem gewöhnlichen Rundbogen ohne geschlossen; aber die der Apside und des Chores, dormalen halb und ganz vermauert, waren, wie es die an der Außenwand noch sichtlichen Leubungen und ein bis auf das Maßwerk im Innern zugemauertes Fenster andeuten — im reinen gotischen Style gehalten.

In der Mitle des Hochaltars, der wie das Antipendium des Altartisches mit Schnitzwerk überladen ist, schwebt das Bildniß der seligsten Jungfrau Maria aus Gyps (Steinguß?), an das sich zwischen dem empfortretenden Säulen einige mannhohe Statuen: Zacharias, Johann der Täufer, Joachim und Anna anreihen.

Zunächst dem Hochaltare an der Südseite des Chores, an welche, wie es scheint, die alte Sakristei und das Oratorium des Klosters angebaat waren, befanden sich in der Wand drei wohl gemittelte Steinbildmale aus uralter Zeit. Die zwei sich entgegen stehenden tragen das Wappen der Auferstehung: die Tule mit einer Randchrift (deren Charaktere ob Vermittlung und weniger Kunstfertigkeit fast unleserlich\*); das mittlere stellt ein „Agnus dei“ mit der Föhne vor, und hat ebenfalls eine Randchrift: „Agnus dei, qui tollis peccata mundi, misorero nobis“. Auch unter der Kanzel sind zwei Denkmale in die Mauer eingesezt, der obere Theil schein ein Wappen zu seyn, die Rapidarchrift ist, da bei oftmaliger Ueberfluthung die Letztere völlig verschwommen sind, kaum zu entziffern. Im Schiff der Kirche befindet sich nächst der Stufe des Presbyteriums eine Grast, in der man noch die irdischen Ueberreste der „Franziskaner“-Mönche, ihre halbvermoderten Habite und die Cingula ganz gut erhalten sehen kann.

Treten wir nun aus dem Schiff der Kirche in die Seitentapellen. — Auffallend ist es, daß sie in ihrer Bauform von der des Schiffes ganz und gar abweichen. An die Stelle der Kreuzgewölbe tritt hier der einfache Pfadmit mit einer runden Öffnung. Die Wände überkleiden angeleibte (in halb-jöhlicher Dide aus der Wand hervortretende) Pfeiler mit Kapitälern, Simsen und Fiesenen\*\*).

Die an die Nordfacade angebaute, sogenannte Antonikapelle wurde in neuerer Zeit in eine Sakristei umgestaltet,

\*) Die beiden Inschriften, wie sie der Verfasser später entzifferte, lauten: a. h. d. Anselmstino Dietmannis uxor sua fundatoris h. clausi. or. p. eis; die zweite: anno dom. MCCXXXIII. n. clausu. aedificavit nobil. conrat. ab Ansenstein.

\*\*\*) Wir haben ihnen neuern Ursprung in der Beschäftigung bemerkt.



und zu dem Besuche der hohe Rundbogen, der in diese Kapelle führte, bis auf eine kleine Thüröffnung mit einer dicken Mauer ausgefüllt. In dieser Kapelle wird unsere Aufmerksamkeit durch einen merkwürdigen wahrscheinlich dahin übersehten Altarstein aus grauer Porziet gefesselt. Er ist aus grauem Sandstein gemeißelt und trägt an der Vorderseite ein Relief-Bild, das die Himmelskönigin mit dem Christuskinde am Arme darstellt; vor ihr kniet, mit einem leeren Spruchbande in den zum Gebete gestakten Händen, ein Ritter, hinter diesen steht ein Schildknappe, dessen Waffenrüstung tragen, neben derselben kniet auf einem Polster eine weibliche Figur, in den gestakten Händen ein leeres Spruchband haltend, den Schluß des Bildes machen die beiden Apostel Petrus und Paulus, an ihren Emblemen erkennbar. An der Steindecke der Gruft in der Mitte der Kapelle liest man unter einem lateinischen Wibelpräpote: Johann Jakob Karner 1667\*).

Wenden wir uns nun zu den übrigen Kapellen an der Südseite. Jede derselben hat einen eigenen Seitenaltar, ohne künstlerischen Werth. Das Altarblatt der Mittelkapelle, ein schönes Marienbild\*\*), und das Gemälde von Frommüller: der heilige Franziskus sind für Sachmänner nicht ohne Interesse. Die, an die von ausgelesenen Säulen ohne Basis und Kapitäl getragene Empore angrenzende Seitenkapelle stand mit dem Kreuzgang des ehemaligen Klosters in Verbindung. Die nun beidseitig geschlossene Thüre ist auch sichtbar.

An der Außenseite der Südfrent der Kirche, zunächst dem Presbyterium, findet man noch die Spuren der Gemölbrippen von der ehemaligen Barbara-Kapelle, der Platz, wo sie gestanden, ist noch mit Schutt und Steinen bedeckt. Die drei an dieselbe sich fortlaufend anschließenden Seiten-

kapellen sind ein Zubau aus neuerer Zeit. Vermuthlich waren diese Kapellen, die jedenfalls schon ursprünglich bestanden haben, wie es die drei großen Rundbögen im Schiffe der Kirche beweisen, derart in Verfall gerathen, daß sie einer völligen Reupfstellung bedurften. Daraus erkläre ich mir die auffallende Verschiedenheit im Baustyle. Auch die Antonikapelle wurde, wie es scheint, mit Verbeibaltung der ursprünglichen Form in neuester Zeit vollkommen renovirt. Die Kirche ist jetzt im besten Bauzustande, und besonders an Marien-Heßen recht zahlreich besudt.

Das „Franziskanerkloster“, das an die Südseite der Kirche angebaut war, und derselben ein vollkommenes Biered bildete, stand noch im Jahre 1851 ohne Bedachung mit eingefallenen Mauern als Ruine da.

In neuester Zeit wurde der Flügel des Klosters, der den Hof, oder eigentlich den „Kreuzweggarten“ — denn der ganze innere Hofraum war mit blühenden Blumenbeeten bedeckt — vom großen Gemüße-Garten, der sich gegen die Stadtmauer hin ausdehnte, schied, ganz abgetragen, der der Südfrent der Kirche, an welcher man unter einer Sonnenuhr die Jahreszahl 1751 lesen kann, gegenüberstehende aber in eine Scheuer verwandelt. Nur an der Westfrent, die ebenfalls neu eingedeckt und renovirt wurde, und deren Zellen man zu Miethwohnungen umwandelte, findet man noch Spuren eines ehemaligen Klosters. Da sehen noch die Arkadenbögen, welche den ganzen Kreuzweggarten umschloßen und schauern mit ihren kausfälligen, nördtloseu Pfeilern in den nun als Wiese benutzten Klostergarten hinein, in welchen zu Zeiten an der Stelle, wo einst die Mönche in stiller Zurückgezogenheit wohneten, prächtige Volkshäuser (am Michaelimarkt) abgehalten werden.

Bei der Demolirung und Renovirung des Klostergebäudes wurde auch die Barbara-Kapelle, die sich an die Südwestwand des Presbyteriums anlehnte, und in der die Gruft der Grafen von Goss (nach der Grenzlinie des Andreas Mayer, Rathsherrn von St. Veit und seiner Familie) gestanden haben soll, gänzlich zerstört.

Im obern Arkadengange des noch übrig gebliebenen Theiles des Klosters sieht man, wo er sich an die Mauer der Kirche anschließt, eine Nische, in der vermuthlich ein Heiligenbild aufgestellt war. Auch die mit Holz ausgekleideten Oeffnungen, durch welche die Glocken von Thürnen herabreicheten, sind am Gemäölde des letzten Arkadenganges noch sichtbar.

Merkwürdig ist es, daß das Refectorium, welches gleich rechts beim Eingange in das Haus war, unterirdische Verbindung hatte, welche großartig gewesen seyn soll. Vor noch nicht vielen Jahren konnte man sie betreten. Ueberhaupt soll der Unterbau sehr interessant seyn. Bei dem langen Verfall dieses Gotteshauses und seiner Zugehör ist es ein Auerntenswürdiges Verdienst des kirchensamern Herrn Preuniger, seit 1833 unermüdet für dessen Erhaltung, bei man gelnder Detation, gesorgt zu haben. D.

## Sagen vom Wendigermundl.

1. Im Landschnidwalde\*).

Der langer Zeit kam alljährlich ein Wälscher nach St. Ulrich. Ohne sich lange da zu verweilen, ging er jedes-

\*) Ungelähr eine halbe Stunde von Feldkirch entfernt, liegt der Wald Landschnid, größtentheils den Ansassen der Pfarre

\*) Merkwürdig ist, was die ermittelte Chronik S. 604 von der Gruft sagt, sie habe Johann Freyh de Sotto, als er aus Indien mit großen Schätzen heimkehrte, errichtet, und zum Danke im Jahre 1668 den Hochaltar mit silbernen Leuchtern und die Seitenfriese mit silbernen Geräthschaften und dreifachem Ornate ausgehattet und die drei Nebentapellen erbaut.

\*\*) Zur Erklärung dieses Bildes sehe hier folgender Auszug aus meinem Reise tagebuche vom 14. October 1844: „In der von mir heute gesehenen einflügel Franziskaner-Kirche zu St. Veit befindet sich am Seitenaltare ein großes Gemälde, das meine Aufmerksamkeit besonders fesselte; es stellt die Gottesmutter dar. Maria hält mit der rechten Hand einen blühenden Lilienstengel. Keuchend liest erell ist ihr gegen Himmel gerichteter Anblick. Maria sieht auf der Westtafel, mit dem linken Fuße der Schlang, die den Apfel im Waden trägt, den Kopf zettelend. Vorhangig ist der Halmwurm des dunkelflaunen Mantels u. des bläulichen Kleides Marie's, um deren Hals ein gelbes Tuch malerisch und doch ungeschickt geschlungen ist. Die ganze Gestalt ist edel gedacht und ausgeführt. In den vier Ecken des Bildes schwebt überall ein Engel mit den symbolischen Zeichen der Sonne, des Spiegels (der Gerechtigkeit), eines Sternes (Vorgestern) und einer Woge (geistliche Woge). — In der vom Prof. Johann Michael Sattler herausgegebenen Lebensgeschichte des weiland akademischen Rathes, Professors und Mitgliedes der vereinigten bildenden Künste in Wien, Hubert Maurer (gest. zu Wien 1818) findet sich unter den von diesem angeführten kirchlichen Gemälden Seite 100 eines also bezeichnet: „Die unbesiegtte Maria“ ein ungemein schönes Bild, ganze Figur. Für Seine Majestät Kaiser Franz; nach Ä r n i e n“. Sollte damit nicht das besprochene Bild gemeint seyn? Es ist alle Wahrscheinlichkeit dafür. (S. W. W.)

mal in den Landtschneidwald und kehrte dann schwer beladen wieder daraus zurück. Niemand mußte, woher er kam, und was er im Walde zu thun habe, nicht einmal der Bauer, bei dem er übernachtete. Auch war von ihm gar nichts herauszubringen. Einmal aber hatte er doch ein Paar Worte fallen gelassen und gesagt: „Wenn die Menschen die Gegend kennen würden, so bräuchten sie sich nicht so zu plagen.“ Der Bauer aber, der ein geschickter Mensch war, hatte die Worte aufgefangen, und dachte sich: Warte, dich werd ich noch erwischen. Das nächste Jahr kam zur gewöhnlichen Zeit der Wälfche wieder und brachte einen jüngeren Gefährten mit sich. Beide machten nun den Weg in den Landtschneidwald, welchen sonst der Wälfche früher immer allein gemacht hatte. Der Bauer aber war ihnen diesmal unvermerkt nachgeschlichen, bis er sie vor einem Hügel Halt machen sah. Dann verbarg er sich im Dickicht und sah ihnen zu; der Wälfche murmelte einige Worte und berührte, nachdem er mehrere Zeichen gemacht, mit dem Stabe den Felsen. Der Felsen öffnete sich und bildete ein förmliches Thor, aus dessen Hintergrunde reicher Goldglanz emporstrahlte. Die beiden Wälfchen stiegen nun mit ihren Kraxen in die Grube hinunter, es dauerte nicht lange, so kamen sie auch schwerköpfig wieder zurück. Als der Bauer das Gold in ihren Kraxen entgegenzählen sah, konnte er sich nicht länger mehr halten; er trat aus seinem Versteck heraus, und schürzte mit drohender Miene vor die beiden hin. Erschroden über die unwillkommene Erscheinung beugen sie alles auf, den Bauer zu beglücken; aber es half nichts, der Bauer blieb unerbittlich und sie sollten ihm entweder ihre Schätze abtreten, oder erlangen, sich solche selbst aus der Grube zu holen. Sie wählten das letztere und der Bauer stieg in die Grube hinunter. Aber die beiden Wälfchen waren froh, ihres Drängers los zu seyn; der Alte berührte wieder, einige Worte murmelnd, mit seinem Stabe den Felsen, der sich wieder schloß, und den Bauer für immer zu begraben schien. Hierauf entfernten sie sich schnell von dem Orte, ohne sich weiter um etwas zu bekümmern.

Der Bauer aber war ganz erstaunt über den Reichtum der Grube, und nahm mit sich so viel als er tragen konnte. Als er rückkehren wollte, fand er nirgends einen Ausweg. Rathlos irrte er im Finstern herum, da hörte er von ferne ein Klauschen, ähnlich dem Klauschen eines stiehenden Wassers. Er ging dem Schalle nach und kam wirklich zu einem Bache. Dieses Wasser muß ja doch einen Ausfluß haben, dachte er sich, und verfolgte, so gut es ging, seinen Lauf.

Et. Ulrick gebrüg. Er hat zwei Stunden im Umfange und gleicht einem völlig stumpfen Regal, an dessen obere Ränder sich ein kleines Stöcken befindet. Sage und Uebersetzung wozu man denselben geheimnißvollen Ehler. Unter den Anwehner des Balbes ist durchgehends der Glaube verbreitet, daß hier ein Bergbau gestanden, und der Landmann erzählt mit ehrsüchtigerer Echeu von den Schätzen, die schon zu Tage gefördert wurden. Deutliche Spuren und Ueberreste befähigen diesen Glauben. Um den ganzen Berg herum befinden sich Gruben, Schutt- und Schladhaufen in der Follsprache „Etzig“ genannt, welche entweder von den alten Sturzbergwägen herühren oder Auswurf der Stollen waren. Ueber die Schicksale und Geschichte dieses Bergbaus ist und jedoch nichts bekannt. Vielleicht theilte er das Loos so vieler, welche während der Stürme der Reformation zu Grunde gingen.

Nach langen Wehen sah er in weiter Ferne ein Licht, zwar nicht größer als einen Punkt, dem aber der Dach zuweilen schien. Immer näher und näher kam er dem Punkte und überzeugte sich auch wirklich, daß da der Dach nach außen mündete. Die Öffnung war gerade so groß, daß er sich mit einiger Anstrengung durchzuarbeiten vermochte. Als er wieder das Tageslicht erblickt, sah er sich in einer ganz fremden Gegend. Er ging nun auf Geradehinfuhr weiter, und kam zu einem Hause. Hier wollte er sich erkundigen, wo er sey. Aber wie er zur Thüre hineintrat, war groß war seine Ueberraschung, als er die beiden Wälfchen wieder erblickte, welche eben ihre Schätze musterten. Als sie ihn ansichtig wurden, fielen sie vor Schreden auf die Kniee und boten ihm nun Verzeihung und trugen ihm alle ihre Schätze an. Der Bauer aber war ein guter Mensch und verzieh ihnen; ja, als sie ihm die Veranlassung des Stollens abtraten, schwur er ihnen sogar, Niemand vom ganzen Geheimniß etwas zu verrathen. So schieden sie von einander. Der Bauer begnügte sich mitzunehmen, was er einfinden konnte und kam in seine Heimath zurück, wo man über sein Verschwinden sich allerlei Vermuthungen hingab. Die beiden Wälfchen aber ließen sich zeitweilig in jener Gegend nicht mehr sehen.

Jahre vergingen, der Bauer benutzte den Stollen fleißig und wurde ein reicher Mann, so daß er den Ackerbau mit dem Handel verlaufte. Einmal kam er auch in eine große Stadt in Wälschland um Pferde zu verkaufen, und daßer Wein zu kaufen. Wie er so durch die Gassen ging, und sich die prachtvollen Paläste besah, fiel ihm vor Allen ein großes Gebäude durch seinen Umfang und seine Pracht auf. Er fragte einen Vorübergehenden, wem es gehöre und ersuhr, daß ein reicher Mann sein Eigenthümer sey. Noch stand er vor dem Gebäude voll Staunen, da trat ein reichgekleideter Lakai zu ihm und hieß ihm folgen. Der Bauer wußte nicht, wie es ihm geschah; er ging nach. Der Diener führte ihn in das eben bewohnte Palais durch eine Reihe von prachtvollen Gängen und an herrlichen Sälen vorbei zu einem Zimmer, wo ihn ein Mann freundlich empfing. Das Staunen des Bauers war kein geringes; er fand in demselben den Wälfchen wieder, welcher ihn früher jährlich besuchte. Hierauf zeigte der Herr ihm all seine Schätze, die Säle und Zimmer, und sagte ihm, daß er sich all den Reichtum aus dem Landtschneidwald geholt. Als sie alles besehen hatten, empfing sie eine reichbesetzte Tafel, bei welcher ihn der Wälfche auch mit seiner Familie bekannt machte. Zum Ende wurde ein verborgenes Gericht aufgetragen, welches der Herr dem Bauer abzugeben einlud. In der Schüssel lag eine gespannte Doppelpistole, welche der Herr herausnahm und mit den Worten dem Bauer auf die Brust setzte: „Früher hast du mich zweimal bedroht, jetzt gilt's Dir. Schwöre mir nochmals, das Geheimniß Niemandem zu verrathen.“ Der Bauer hatte sein Leben lieb und schwur hoch und heuer, was ihm der Wälfche versagte. Nachdem er sich von seinem Schreden ein wenig erholt hatte, besuchte ihn der Herr reichlich und entließ ihn, nochmals ihm unter fürchterlichen Drohungen Stillschweigen gebietend, aus seinem Hause.

Der Bauer hielt auch zeitweilig das Geheimniß und vertraute es Niemandem an. Er benutzte die Grube für seine Person, und sein Reichthum wurde tagtäglich größer. Als er seinem Ende nahe war, machte er mehrere fromme Stiftungen und verschied, ohne daß er Jemandem das Geheimniß des Eingangs und des Stollens überhaupt anvertraut hätte. Seit seinem Tode ist der Berg verschlossen und Niemand kennt den Eingang zu dessen Schätzen.

## 2. Aus Latfschach\*).

In Kärnten geht die Sage: Ein Italiener habe noch vor circa 100 Jahren sich oft auf der Trepca-Alpe südlich von Latfschach und südöstlich von Billaß eingekunden und aus einer jetzt nicht mehr wahrnehmbaren Grube etwas Metall hervorgeholt. Die Sennerin, in deren Hütte er sein Nachtlager zu halten pflegte, habe er — so heißt es — jedesmal mit zwei „Parten Thalern“ besetzt. Als dieß der Eigentümer der Alpe, ein Bauer aus Latfschach, erfuhr, beauftragte er die Sennerin, ihn von der Wiederkehr des Wälfchen durch ein an Rande des Gebirges angezündetes Feuer zu verständigen, bezog sich jedoch bei Wahrnehmung dieses Zeichens auf die Alpe und nächtigte den soldatengleich übercampelten Goldgräber mit vorgehaltenem Schießgewehre zur Theilung der von letzterem bereits gemachten Ausbeute. — Dieser soll es rüthlich gefunden haben, dem Bauer, um ihm Stillschweigen aufzuerlegen, die ganze Goldgräberei gegen die Verpflichtung zu überlassen, daß er alljährlich am Pfingstfeste den halben Gewinn nach Görz überbrächte. Als nun der Bauer das folgende Jahr zur selbigen Zeit nach Görz kam und einen Sack voll Gold dem Wälfchen abliefern, nahm ihm dieser unter stürzlichen Drohungen den Eid ab, daß er auch in Zukunft die bestimmte Frohne nach Görz liefern würde. Der Bauer hielt den so geschlossenen Vertrag gewissenhaft und ward dabei unermesslich reich. Am Sterbebette vertraute er das Geheimniß einem andern, vor 20—30 Jahren verstorbenen Latfschacher an, der daraus den gedachten Nutzen fortzuziehen nicht ermangelte, und da er große Mengen seines Geldes in den Verkehr brachte, in den Kauf eines eminenten Gynmcius kam. Inafolge ist, daß derselbe nicht nur seine Verwandten reichlich bedacht, sondern auch so viel Vermögen besaß, daß er die Kirche zu Latfschach neu ausbauen lassen konnte. Viele aber meinen, selbigen Mannes Reichthum habe nicht von Schatzgräberei sondern davon hergerührt, daß er aus alten spanischen Thalern, welche bekanntlich aus goldnen Silber geprägt wurden, reines Gold zu extrahiren verstand. — Obige Sage ist übrigens auch in der Gegend von Faal und Billaß verbreitet und ein Lieblingsdrama der Kelter auf dem dortigen Gebirgen.

## 3. Aus dem Rosenthal.

In der Gegend von Maria-Elend, erzählt man, ließ sich vor einigen Jahren oft ein Wälfcher sehen, welcher jedesmal aus dem nahe gelegenen Walde etwas in einem Krüge wegzutragen schien. Einmal aber war ihm ein Bauer nachgegangen, welchem der Wald gehörte; da sah er, wie der Wälfche vor einem im Gebüsch ganz verborgenen Helsen stehen blieb, und nach rückwärts drei Kreuze schlug. Darauf öffnete sich der Helsen und der Wälfche ging hinein. Als er mit vollgefülltem Krüge die Grube verließ, trat der Bauer mit einem Fingel bewaffnet vor ihn hin, und fragte ihn, was er hier auf seinem Grunde zu thun, und wer ihm hiezu die Erlaubnis gegeben habe. Da der Bauer ihm mit dem Fingel drohte, versprach der Wälfche, Alles zu entdecken und ihm die Ausbeute abzutreten. Er jagte dem Bauer, daß sich hier auf dieser Stelle eine reiche Quecksilbergrube befände, welche er schon seit langen Jahren benütze. Gegen das Versprechen, Niemanden etwas davon zu verrathen, wolle er ihm

das Geheimniß der Benutzung so wie den Eingang in die Grube entdecken. Der Bauer war damit zufrieden und ließ dem Wälfchen die gerade gemachte Ausbeute, der sich hierauf entfernte und nie mehr sehen ließ. Der Bauer bewachte das Geheimniß treu bei sich und unterließ nicht, dasselbe sich nutzbar zu machen. So wurde er bald ein reichreicher Mann, ohne daß Jemand wußte, woher er seinen Reichthum habe. Allgemein verbreitete sich der Glaube, er habe einen Schatz gefunden und sey dadurch plötzlich reich geworden. Noch vor mehreren Jahrzehenten soll er gelebt haben und jedesmal in der Woche einmal in die Stadt gefahren seyn, um seine Waare zu verkaufen.

## 4. Von der Stangalpe.

Auf der Stangalpe befindet sich eine Höhle, genannt die Freimannshöhle, in welcher unermeßliche Schätze verborgen seyn. Der Eingang in diese Höhle ist nicht jedem bekannt, und von einem schredlichen Ungeheuer bewacht, welches den frechen Einringling mit dem Tode droht. Wenn es einmal aber gelungen sey, in die Höhle hineinzutrommen, der sey jedesmal ungefährdet und mit Schätzen reich beladen zurückgekehrt. Die Entdeckung dieser Höhle geschah folgenderweise: „Ein Wälfcher, welcher sich öfter auf der Alpe sehen ließ, sagte einmal zu einem Bauer: „Wenn die Leute wüßten, welchen Reichthum sie unter ihren Füßen haben, dürften sie sich nicht so plagen.“ Hierauf entfernte er sich und wurde nie wieder gesehen. Der Bauer aber untersuchte die ganze Alpe und kam an einen Ort, der ganz verborgen war. Auf dem Boden herum lagen Steine zerstreut, welche er aufhob, und, als er sie für werthvoll fand, auch einsteckte. Beim Weitergehen kam er auch in eine Höhle, wo alles von Gold zu glänzen schien. Er nahm mit sich, was er tragen konnte, und kehrte damit nach Hause zurück. Aber er ergrübelte von seiner Expedition Niemanden etwas. Erst als sein Reichthum den Neid seiner Nachbarn erregte und die Augen des Verächtlichen auf ihn lenkte, sollte er sich, woher er all diesen Reichthum habe. Jedoch der Bauer sagte nicht aus, und wurde dafür zum Tode verurtheilt. Der Scharfrichter versprach ihm durchzubohren, wenn er ihm die Fundgrube angebe. Der Bauer gab nach und führte den Scharfrichter zur Höhle, die er als die Goldquelle bezeichnete; der Scharfrichter aber wollte seines Nebenbuhlers los seyn und tödtete den Bauer. Zur Strafe dafür muß er jetzt in der Höhle das Schwert schwingen über alle jene, welche Goldgräber verleitet, die Schätze der Grube auszubeuten. Seitdem heißt die Höhle die Freimannshöhle, und noch hier und da verirren sich Goldsucher dahin, die unter dem Schwerte des Freimanns erliegen.

Vielach ist in den Alpenländern dieser Glaube verbreitet, daß die ersten Anfänge und Entdeckungen der Bergbau von Italien ausgegangen seyen. Die Sagen, welche sich auf die Wälfchen und das sogenannten Benedigermannndl beziehen, sind so zahlreich, daß fast jede Gegend deren welche aufzuweisen hat, die bald mehr, bald minder umfangreich, im Ganzen doch nur Variationen eines und desselben Themas sind. Mögen diese angeführten Sagen, in denen sich manche Aüge fast ganz wiederholen, aufmuntern und anregen zur Sammlung und Veröffentlichung neuer bergmännischer Sagen und namentlich solcher, die von den Wälfchen oder Benedigermannndl handeln. Eine eingehende Würdigung derselben in kulturhistorischer Beziehung wird Schreiber dieses ein andermal bringen.

Valentin Pogatschnigg.

\*) Wiederholt aus der Carinthia Jahrg. 1857, Nr. 26 wegen der Richtigkeit in manchen Zügen mit ersterer Sage.

## Die Zahlbrucknera paradoxa.

Eines der vielen Räthsel, welche die Natur uns zur Lösung aufstellt, ist das Vorkommen gewisser Pflanzenarten an nur einem oder doch sehr wenigen Standorten. Obwohl jede Pflanze, mit Ausnahme weniger kosmopolitischen und Cultur-Gewächse, ihren bestimmten, horizontalen und vertikalen Verbreitungsbezirk hat, den sie selten überschreitet, so umfaßt ein solcher doch meistens einen ziemlich Raum, und vielfach muß man daher ein solches Vereingelteschweinen nennen. Gerade die drei Nachbarländer Kränen, Krain und Steiermark bieten Beispiele davon und sind dadurch Chorobos raritätenreichender Botaniker geworden. Wie die herrliche Wulfenia nur auf der Röhwegetalpe im Gailthale in Kränen, die Daphne Blagayana nur am Perenzberge bei Villachgraz in Krain erscheint, so sind auch von der Zahlbrucknera nie jetzt nur vier Standorte bekannt, nämlich drei Stellen am Fuße der Ghoralpe bei Wolfsberg, die Felsen an der Einsiedel bei Deutschlandsberg im Lahnthal, der Samograb bei Stainz und der Salla graben am Fuße der Stubalpe.

An den letzteren drei Standorten habe ich diese niedliche Pflanze selbst beobachtet, und zwar überall unter denselben auf Vegetation Einfluß habenden Bedingungen. In mäßiger Höhe über der Meereshöhe, unter gleichen klimatischen Einflüssen, in engen Schluchten des Schiefergebirges, die von klaren Gebirgsbächen durchströmt werden, erscheint sie dort an feuchten, schattigen Stellen auf Glimmerschiefer, rasanartig denselben überlebens, doch stets in äußerst geringer Verbreitung. Merkwürdigerweise fand ich als ihre stete Begleiterin die seltene Moehringia diversifolia.

Aber diese Bedingungen sind wohl häufig vorhanden, ohne daß man eine Zahlbrucknera gefunden hätte; das Schiefergebirge gehört zu den verbreitetsten Gebirgsarten, in ihm sind Gebirgsbäche in engen Schluchten und feuchte schattige Stellen nicht selten — es müssen also zu den begünstigten Bedingungen noch andere Verhältnisse treten, um das Vorkommen einer derartigen Seltenheit zu gestatten. Vermuthlich liegt der Grund dieses beschränkten Vorkommens in einer besonderen Zusammenfügung des Bodens, hier aber verliert der Botaniker sein Terrain und die Verantwortung der Frage fällt einzig und allein dem Chemiker zu. Es müßten genaue Analysen der Pflanze von allen bekannten Standorten und eben solche Bodenanalysen gemacht werden, und vielleicht genügen auch letztere nicht, da es leicht möglich ist, daß gerade die das Daseyn dieser Pflanze bedingenden Stoffe ihr durch das aus den Klüften und Sprüngen des Gesteins austretende Wasser aus entfernteren Stellen zugeführt werden.

Sollte dies Räthsel also nicht gelöst werden? Ich hoffe doch. Vielleicht findet sich ein Chemiker, dem, zugleich Freund der Botanik, es interessant genug erscheint, um sich mit dessen Lösung zu beschäftigen.

Graz.

Ferdinand Graf.

## F. M. Sigmund Joseph Freiherr von Novak.

In der Chronik Kränens verdient die biographische Skizze eines Mannes um so mehr einen Platz, der, wenn gleich nicht im Lande geboren, doch seine militärische Laufbahn in unserm heimischen Regimente begann, und später in dem-

selben in der Schlacht von Caldiero, wo das Landeregiment sich besonders auszeichnete und viel zum Siege der österreichischen Armee beitrug, sich den Maria-Theresien-Orden verdientete. Die „Militär-Zeitung“ bringt uns von diesem österreichischen Krieger folgende Lebensskizze.

„Zu Graz wurde am 15. Februar d. J. einer der ältesten Ritter des Maria-Theresien-Ordens, F. M. Sigmund Joseph Freiherr von Novak, nachdem er 86 Jahre alt geworden, zur Erde bestattet. Ein hochverdienter Krieger aus der älteren Zeit erlänste sich der Verdienste das Zeichen der Tapferkeit als Hauptmann in der Schlacht von Caldiero 1805. Wir lassen sein Wirken als Soldat in Kürze folgen. Novak's Geburtsstätte war St. Peter in Krain. Eine unbegrenzte Verliebe für den Kriegesstand veranlaßte ihn als 15jähriger Jüngling den Türkenkrieg in der Eigenschaft eines Gabelen bei dem Infanterie-Regiment Nr. 26 (damals d'Alton) mitzumachen; nach Beendigung dessen trat er als Praktikant in Staatsdienste, aber der Ausbruch der französischen Revolutionskriege hieß ihn wieder unter die Fahnen eilen und am 20. Februar 1793 begann er im 20. Infanterie-Regiment nochmals als Gabel die kurz unterbrochene Laufbahn. Bis zum Pünzler-Frieden nahm Novak thätigen Antheil an den meisten Vorfällen, that sich bei Zürich und Hohenlinden besonders hervor, und avancirte im Juni 1805 zum Hauptmann beim kränenschen Infanterie-Regimente Hohenlohe-Varthenstein Nr. 26. Mit diesem Regimente kämpfte er am 30. Oktober 1805 bei Caldiero und erwarb sich durch außerordentliche Entschlossenheit und Tapferkeit nicht nur die öffentliche Anerkennung des F. d. C., sondern auch, wie bemerkt, das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens. Zu gleicher Zeit, als am berühmten Tage die Angriffe der Franzosen bei Colongo abgewiesen wurden, strömte eine andere feindliche Colonne die Redoute Nr. 10; schon hatte sie im ungesühnten Drängen die Brustwehr des Laufgrabens erklimmt, als Novak, welcher mit einer Division zur Vertheidigung eines Abzuges bedacht war, dies bemerkend, unaufgesehrt mit seiner Compagnie der in der Redoute bedrängten Division des Regiments zu Hilfe eilte. Mit gefülltem Bajonnet führte er auf den Feind, tödtete den Commandanten desselben auf der Brustwehr und jagte die Stürmenden in die Flucht. In der Relation über die Schlacht bei Caldiero sagte F. d. C.: „Hauptmann Novak zeichnete sich vorzüglich aus, da er sich aus eigenem Antrieb mit seiner Compagnie mit gefülltem Bajonnet auf den Feind stürzte und auf diese Art den Laufgraben wieder eroberte.“ Er erkannte den tapferen Novak in weiterer Würdigung der entschlossenen That zum Major, eine Auszeichnung, die um so größeren Werth hatte, als Novak nur wenige Monate vorher Hauptmann geworden war. Später hatte der taplere Soldat die Befreiungskriege als Oberstleutnant im Erb- und Grenz-Regimente im 5. Armeekorps des F. M. Grafen Hardegg mitgemacht, sich bei Dresden, Kulm und Leipzig besonders heroorgehtan, wurde öffentlich belobt, bei Leipzig verwundet, jedoch auch zum Obersten und Commandanten des 1. Szeckler Grenz-Regiments befördert. 1814 finden wir ihn in Ober-Italien unter Primont gleichen Eifer und die gleiche Auszeichnung an den Tag legend. Im Oktober 1816 erhielt Novak den Statutenmäßigen Freiherrenstand, avancirte im März 1827 zum Generalmajor, im Jahre 1833 zum F. M., und trat nach 45jähriger, sehr eifriger und ersprießlicher Dienstzeit am 1. März 1836 in den wohlverdienten Ruhestand, der ihm noch durch 24 Jahre beschieden blieb.“

# Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

N<sup>o</sup> 6.

Sonnabend, den 24. März

1860.

## U s t r u f

am Grabe des am 6. März 1860 abgestorbenen

Herrn Gottlieb Baron v. Auferhofen.

Non omnis moriar, multaquo pars mei

Vitabit Libitinam. Hor. 3. Od. 30.

Inslgal CLIVs NYsac TV LaVDe Vlgebls:

Ingalno VIYcs CarVs In aeVa TVs.

Wie traure, weinet Pieriden!  
Ein Adept verließ hier aer'n Mund;  
Euer Freund ist nun dahin geschieden,  
Der für euch gegliht im Herzensgrund.

Und hat er nur stets sein edles Streben  
Seit des Lebens schöner Frühlingszeit  
Durch sein ganzes, doch zu kurzes Leben  
Umfig in dem Fortschreiten schön geweigt.

„Laßt mich in des Benedictus Hallen  
„Bieken, mich den Mufen still zu weih'n;  
„Laßt mich dort die Bahn des Strebens wahlen,  
„Durch die Wahrheit will ich glücklich seyn!

„In der edlen Mufenfreunde Bunde,  
„Wo des ernsten Wissens Fortschreiten ist,  
„Will ich unvers Vaterlandes Kunde  
„Schöpfen, wo die Luette reichlich fließt!“

Doch ein and'res Loos ist Dir gefallen,  
Gollst nicht weilen in der Einsamkeit  
Der so stillen Benedictus Hallen,  
Wo Du einsam wahltest kurze Zeit.

Und der Geist begleitet Deine Seele,  
Dem Du eifrig dort gehulbigt nur;  
Dürstest draußen nach der Wahrheit Luette,  
Trene Fortschung ward Dir zur Natur.

Un'res Vaterlandes einfig Blüthen,  
Un'rer frommen Mufen große That  
Zu erforschen, glühdest Du in Mäßen;  
S'ist reich'er Ernte edle Saat.

Was die Fürsten, was die Priester stiften  
Für das Vaterland in grauer Zeit,  
Was geschah in R'rtens schönen Triften,  
Uebergahst Du nun der Ewigkeit.

Und die Tempel Gottes selber steigen  
Aus bemooeten Zellmuren neu empor,  
Diese alter Andacht alten Zeugen  
Leeten mahnend aus dem Grab hervor.

Von der Thier bis zur Erde schreiet  
Nun Dein schönes Wirken ruhmvoll hin;  
Von der Schweiz bis Stambuls Mauern breitet  
Sich mit Ruhm Dein heller Fortschrittm.

Aus der Liebe zu den Mufenkinder  
Blüht Dir, Ehler! weicht der schönste Ruhm:  
Reichstest allen aus dem Fort des Schönen  
Deinen Schatz im Mufenheiligtum.

Blic' herab, Du un'res Landes Bieder,  
Den die Mufe stets wird preisen hier;  
Blic' herab in deiner Weisheitsmüde,  
Bis uns jenseit Gott vereint mit Dir.

Der Geschichte Kälblet schau' Du offen,  
Denn Du stehst dort an der Luette schon,  
Wo des Wahrheitsfreundes gläubig Hoffen  
Könt der Herr mit des Verbienstes Lohn.

T. C. F.

## Die Reinerne Hand.

Vollst Sage aus den Röllthalen Alpen.

Von Franz Franziosi.

Die norischen Alpen, diese mit schimmernden Gletschern bewehrten, mit Eiskluppen behelmten Meerwächter eines Theiles von Kärnten bilden mit ihren in südlicher Richtung ausgehenden Zweigen und Ausläufern, welche das ganze Röllthal mit einem vielfach verschlungenen Bergnetz bedecken, durch das sich das Längenthal der Wöll mit seinen geringen Ausweitungen fast wie ein dünner Faden bis zum Fuße des Großglockners hinzieht, viele wildromantische Schluchten und Gräben, deren reichhaltige Gold- und Silberminen, schon von den Römern vielfeitig ausgebeutet, noch in der Jetztzeit eine ergiebige Quelle des Reichthums seiner Anwohner waren.

Alle diese Gräben und Schluchten haben fast dieselbe Physiognomie: hoch auflackernde Felsmände, zwischen welchen ein Wildbach, über Steingerölle rauschend, größere oder kleinere Katarakte bildend in die Thalsöbste niederbraust; wenn auch einige durch besondere Wildheit und Zerrissenheit, durch schauerliche schöne Wallepartien, durch groteske Gruppierung der Felsen sich auszeichnen.

Zu diesen letzteren zählt der Rädengraben, der vom Reifegg (9364 Fuß Seehöhe), dem Ramped (7963), dem Schöder (8119) und Drifentzj (8006') umschlossen, bei Kolbnig am Fuße des Danielberges in's Längenthal mündet. In seinem tiefsten Hintergrunde fällt der Rädenbach, der aus einem kleinen Bilssee her vorquillt, über eine hundert Fuß hohe Wand in die Tiefe.

Um Rinnfall dieses Baches, der die Gegend um Kolbnig schon einige Male in ein trauriges Bild der Verwüstung verwandelt, findet man Kalksteine von den Gesteinsarten der Tauernkette. An seinen mit Sand und Schotter bedeckten Ufern liegen kolossale Trümmer von Onix und Granit.

Es war an einem heitern Mainachmittage, als ich mit meinem Freunde J. B. über die benachbete Anhöhe am Fuße des Danielberges, an der man Spuren eines Römerweges, der durch das untere Röllthal über den Korntauern führte, entdeckt hat, gegen Kolbnig hinarbeitete.

Die Sonne war bereits zu Riffe gegangen und der Schleier der Dämmerung saß auf die Alpenwelt nieder, als wir auf einem felsplateau gelegene Ortschaft Oberkolbnig erreichten. Wir sprachen, um uns einigermaßen zu restauriren, im dortigen Gasthause ein, in dem ein reges Leben herrschte; die Stube war mit Röllthalern erfüllt, deren Heiterkeit im vollen Zuge war. Durch die geöffnete Thür drang der Schall fröhlicher Weisen in das Sitzgemach, in dem wir uns niederzusetzen hatten. Der Wirth, ein verständiger, gesprächiger Mann, der sich, wie es Gepflogenheit im Röllthale und vielleicht auch anderwärts ist, mit freundlicher Miene an unsere Seite setzte, unterhielt uns, so gut es eben ging. Unter anderem erzählte er uns mit großer Lebhaftigkeit, ja fast mit Begeisterung eine Volkssage vom Rädengraben, die mir ganz neu war. Ich hörte sie später mit einigen Variationen wieder. Sie trägt mehr das Gepräge der Neuzeit an sich, bleibt jedoch in so fern beachtenswerth, weil sie, wie so viele Andere, auf den ehemaligen Goldreichthum Kärntens und vorzüglich des Röllthales hinweist.

Aus den benachbarten Tyroler-Marken herüber kam vor Zeiten ein Innthaler, er kaufte sich am Bergkäden ober Kolbnig ein Grundstück und zimmerte sich aus rohen Baumstämmen eine Hütte. Er sah sehr ärmlich aus, und die Leute im Orte bestimmten sich sehr wenig um ihn. Tagelang streifte er in den nahe liegenden Alpen umher, und oft sah man ihn über das „stille Wäldle“ des Rädengrabens hinauftimmen. Mehrmals des Jahres entfernte er sich aus dem Thale. Mit einem Knotenfas in der Hand, ein Lederfäßchen am Rücken, in einfacher schlichter Bauerntracht wanderte er die Straße, die in's Drauthal führte, hinab, undehrte erst nach mehreren Tagen in sein abgelegenes Häuschen zurück.

Dieser er weder pflügte, noch siet, noch eggte, hatte er doch immer vollauf zu leben. Das war Vielen aufgefallen. Die Neugierde machte einige verstoßene Blicke in seine einsame Stube; da fand man Gegenstände und Dinge, die sehr werthvoll seyn mußten, und die zu der übrigen Armutlichkeit der Hütte nicht sonderlich paßten. So geschah es, daß die wunderlichsten Geräthe von Mund zu Mund gingen, und der schlichte sonst wenig beachtete Innthaler in der ganzen Umgegend für einen reichlichen Mann gehalten wurde; aber wie er zu seinem Reichthum gekommen, das war Allen ein Räthsel. Einige glaubten, er habe mit dem Schwarzen einen Pakt geschlossen, Andre meinten, unter seiner Hütte müsse ein unermeßlicher Schatz verborgen liegen. Niemand wagte sich in seine Nähe, seine ganze Persönlichkeit war in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt.

Als dieser seltene Mann dem Tode nahe war, berief er seinen Sohn zu sich und übergab ihm das Häuschen mit dem Grundstücke und einen schweren Schrein, der bis zum Rande mit Gold- und Silberminen angefüllt war. Dem Sohne gingen vor lauter Erstaunen über diese Reichthümer, die er vor sich sah, die Augen über. Er meinte vor Freude und Schmerz am Sterbebette seines alten Vaters. Bevor dieser für immer sein Auge schloß, sagte er seinen Sohn bei der Hand und sprach: „Mein Sohn! Die Augenblicke meines Lebens sind gezählt. Ich habe Dir ein wichtiges Geheimniß zu entdecken. — Sieh, wenn Du sparzaam und rechtschaffen bleibst, wirst Du vom Hab und Gut, das ich Dir da hinterlasse, dein Lebtag zu zehren haben und nicht leicht in Noth geraten. — Aber Zeit und Weil find ungleich; es gibt gar arge Unfälle im Leben.“ — Nach einer kurzen Unterbrechung fuhr der Greis, der sich nur mit großer Anstrengung aufrecht halten konnte, seinen Sohn näher an sich ziehend, mit schwacher gebrochener Stimme fort: „Höre mein Sohn! Solltest Du je, was Gott verhängen wolle, in missliche Umstände kommen, so nimms das Lederfäßchen hier und gehe in den Rädengraben hinein zum „Ed“ hin — da wirst du eine Felswand sehen mit drei Rinnen, dabei einen weißen Fled und noch weiter hin eine „Reinerne Hand“. Zwanzig Schritte davon, in der Richtung, welche die Hand Dir andeutet, wirst Du eine „Lude“ finden und darinnen, wie Du die Steinplatte abhebst, ein Sieb und eine „Haut“. Mit der Haut trage die rotte Erde ab, siebe sie aus — den Sand, der im Sieb zurückbleibt, schütte ins Lederfäßchen und wenn es voll ist, gehe damit in die große Stadt am Werdersee, frage nach dem Hause, das die Zahl 285 ober dem Eingange hat, dort wirst Du für den Sand blankt Thaler und Goldstücke bekommen, so viel Du brauchst.“ Seine Sprache wurde immer leiser — „Bemahre das Geheimniß tief in deiner Brust — schwöre, schwöre —“ seine Stimme versagte ihm den Dienst, seine Lippen bewegten sich nur noch wie im stillen Gebete. — Er war auf sein Meos-

lager zurückgesunken — das anhaltende Weiden hatte seine letzten Kräfte erschöpft — seine Lebenspulse flackten. Der Sohn fiel auf seine Kniee nieder. Nach wenigen Augenblicken hielt er die kalte, thränenbenetzte Hand seines Vaters in seiner Rechten.

Der Sohn des Innthalers war nun aus einem armen Schluider ein reicher Mann geworden, darüber vergaß er gar bald den Schmerz ob den Verlust seines Vaters.

Der Glanz des Goldes verblendete ihn, der Geist der Hoffart schlich sich in seine Seele ein. Um sich vor den Leuten sehen zu lassen, eilte er mit klingenden Talschen in die Schenke und warf mit dem Golde um wie mit Sägespänen.

Er führte ein schwelgerisches Leben, brachte ganze Nächte bei Begehungen zu. Aber wie das Wachs am Feuer, schmolz sein ganzer Reichthum nach wenigen Jahren zusammen und die Armut pochte an seine Thüre. — Da gedachte er der Worte seines Vaters, er schmolte sich das Peterfäßchen um den Leib, nahm den alten Anetostod und wanderte, in der sicheren Hoffnung sein lustiges Leben bald wieder aufs neue beginnen zu können, am steilen Felsabhang in den Klüften zu graben. Als er die Höhe der Alpen erreichte, war ein schweres Gewitter im Anzug. Der Donner rollte im lauten Echo durch die Bergeschluchten, und Blitz auf Blitz fuhr in die Felsen nieder. Von Schweiß und Kälte triefend gelangte er endlich an den vom Vater bezeichneten Ort. — Er sah die Felswand mit den drei Nischen, ja er bemerkte sogar den weisen Fleck. — Sein Herz pochte in freudiger Erwartung. Angestrichlich forschte er nach der steinernen Hand, die ihm den Weg zu den verborgenen Schätzen weisen sollte — aber vergeblich war all sein Forschen; — die steinerne Hand war verschwunden.

Eine rubenscharze Nacht sank auf die Erde nieder und so mußte er unverrichteter Dinge und betrübten Sinnes über alle die lebensgefährlichen Stege und Abgründe wieder nach Hause wandern. So oft er auch den Weg in den Klüften graben machte — jedesmal kam er mit leeren Händen und mit seinem leeren Peterfäßchen in seine ärmliche Behausung zurück. Aus einem reichen Mann ist er nun wieder ein armer Schluider geworden und mußte sich durch harte Handarbeit sein Leben kümmerlich fristen.

Eines schönen Morgens fuhr ein prächtiger Wagen am Ufer der Mühl gegen Kolbnig heraus. Das „Gefährt“ hielt an, ein vornehm gekleideter Herr stieg aus, ging den seltsamen Bergpfad hinauf und blieb vor dem Häuschen des armen Innthalers stehen.

„Wo ist Der alte Innthaler?“ rief er durch die halb geöffneten Fenstersäden in die Stube hinein.

„Ach Herr! der ist schon lange unter der Erde“, erwiderte der arme Tyroler, der aus der Hütte heraustrat und sein Köpchen lästete.

„Ihr seyd wohl sein Sohn? Wie kommt’s?“ sprach der Herr: „dass Ihr ihm’s nicht nachhüt? Alljährlich brachte er mir Goldsand vom Klüften graben. Er hat sich dabei ein hübsches Stümchen erworben.“

Der arme Tyroler erzählte ihm nun seine Geschichte, entdeckte ihm das Geheimniß und wie all sein Forschen und Suchen nach der steinernen Hand und nach den verborgenen Schätzen vergeblich gewesen.

## Literatur.

Handbuch der Geschichte des Herzogthumes Kärnten in der Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern.

Von Heinrich Hermann.

III. Band. 3. Heft.

**Notte:** Unter menschliches Jahrhundert herbeizuzählen, haben sich, ohne es zu wissen oder zu regieren, alle vorhergehenden Zeitalter angeeignet. Unter sind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Verkunst und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich herbeigekocht haben. Aus der Geschichte erst lernen wir einen Werth auf die Güter legen, denen Gewohnheit und unangelegelter Besitz die Dankbarkeit rauben, lösbare theure Güter, an denen das Blut der Besten und Erbsen fließt, die durch schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen. —

Ein edles Betragen muß in und entspringen, zu dem reichen Vermögen von Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit, das wir von der Bernunft überkommen und reich vermehrt an die Folgezeit wieder abgeben müssen, auch aus unsren Mitteln einen Beitrag zu legen, um an dieser unergänglichen Seite, die durch alle Menschengelechter sich windet, unser stürbendes Daseyn zu bestigen.

Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit anzuweisen, in der wahren Unsterblichkeit, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Ueberdes hinter ihr zurückbleiben sollte.

Ed. Hiller.

Hermann hat nun sein Geschichtswerk mit dem 3. Hefte des III. Bandes, welches die Culturgeschichte Kärntens vom Jahre 1790 bis auf die neueste Zeit enthält, beschlossen. Bevor wir jedoch zur Besprechung desselben schreiten, sey es uns gestattet, wenige Worte über das vorliegende, zweite Heft des dritten Bandes zu sagen, welches die politische Geschichte Kärntens von 1835 bis auf die neueste Zeit enthält, und dessen Besprechung wir damals, auf einer größeren Reise abwesend, adern überließen. Der Geschichtsschreiber der Gegenwart verfällt in ein unangenehmes Dilemma. Er muß, will er nicht invidiosel seyn und noch lebende Personen compromittiren, Namen und selbst Thatfachen verschweigen oder darf sie nur andeuten, wodurch dann die Gefahr erwächst, daß die Nachwelt die dadurch nothwendiger Weise entstehenden Lücken nicht mehr auszufüllen im Stande ist, daß Ereignisse vergehen werden und die Geschichte nicht unverfälscht und in voller Klarheit erhalten wird. Wir glauben, daß der Verfasser diese Klippen so glücklich als nur immer möglich umschiffet hat, und die denkwürdigen Begebenheiten der Revolutionsjahre (denn um diese nur handelt es sich ja hier!) so genau als thunlich, angedeutet hat, ohne dadurch jemanden zu nahe zu treten. Vor Allem aber ging seine Absicht dahin, Kärntens Haltung in dieser Epoche im wahren Lichte zu zeigen, die leider nicht ganz vereinzelten Ueberreibungen, Unbejahenheiten und größeren Fehler nicht etwa zu beschönigen, oder zu bemänteln, aber doch, so weit sie es verdienen, zu entschuldigen, und dafür aber auch die zahlreichen Kundgebungen vom wahren, echten Patriotismus nach Verdienst zu würdigen und hervorzuheben.

Im Vorwort zum erschienenen Hefte sagt der Verfasser: „Wenn Schöler es sunvolles Wort: „die Geschichte ist eine fortlaufende Statistik und die Statistik eine stillstehende Geschichte“ auf die uns gestellte Aufgabe angewendet wird, ist es an uns, die Ausbildung der gegenwärtigen Culturzustände nach den ihnen zu Grunde liegenden Thatfachen, der Wechselwirkung von Ursachen und Folgen, den Einflüssen, welche die Strömung der Zeit, die seit 1789 begonnene und noch in ihren Ausläufen begriffene Revolution, wir reben nicht blos von jener der Gewalten, sondern auch der Geister, auf sie gelöst hat, nachzuweisen, zu schildern und daran, in so weit jene Bewegung bereits zum Stillstand und zur Vollendung gediehen ist, die Darstellung des innern und äußern Lebens unsres Vaterlandes im Kreise der Gegenwart zu knüpfen. Wie es sich leicht erweisen läßt, liegt die Schwierigkeit, etwas ganz Fertiges zu liefern, theils in jener noch fortwährenden Schwungung, theils in den Hindernissen, die dem Einzelnen entgegen, wo er sich, was eigentlich nur der a. h. Staat selbst vermag, eine genaue Uebersicht über alle die Factoren der Gegenwart verschaffen soll.“

Der Verfasser ist der, sich selbst der Art gestellten Aufgabe im hohen Maße gerecht geworden, er hat eine fortlaufende Statistik der vorliegenden Periode geliefert, aber nicht etwa ein todes Zahlen- und Namenregister, sondern eine höchst lebendige angehende Darstellung der Entwicklung der Culturzustände. Die Carinthia hat uns in der Zergliederung des Werkes schon wesentlich vorgebereitet, indem sie bereits manche der interessantesten Partien vorkührte. — Der Verfasser bleibt seiner früher angeführten Rechenfolge getreu und beginnt mit Land und Städten.

Die verschiedenen Phasen der verlernen und wieder gewonnenen administrativen Selbstständigkeit werden hier berichtet. Leider gehen wir wieder der Gefahr dieses Verlustes entgegen, möge sie glücklich vorbeiziehen.

Er läßt den Leistungen der gegenwärtigen ständischen Vertretung das vollste Recht wiederfahren, ohne darum die frühere Periode gänzlich zu verwerfen, indem er das Benehmen der alten Stände bei mancher Gelegenheit namentlich im Jahre 1848 vollkommen anerkennt. Die Steuer- so wie die Wehrkraft des Landes finden hier ihre Beschreibung.

Das zweite Kapitel ist der Darstellung der Gestaltung des Adels gewidmet. Wir erleben hier den Zuwachs des heimischen Adels in neuester Zeit, so wie die in derselben Periode ausgeforderten Familien und jene, deren Erlöschen nahe bevorsteht.

Kapitel III, der Bürger und Handwerker, ist bereits aus der Carinthia größtentheils bekannt.

Kapitel IV schildert die bäuerlichen Zustände, und verweilt vorzüglich bei der Darstellung des Einflusses der Entlastung von Grund und Boden, des Jagdgesetzes &c.

Kapitel V detaillirt die Gesetzgebung; wovon es ein getreues Bild liefert.

Kapitel VI charakterisirt die Religion und Kirche. Neu und von Interesse ist hier die Erzählung von den Wandharten und St. Michaelstrittern, so wie die von den Schwärmern in Weiberg.

Kapitel VII entfällt den Stand der Volksbildung und Wissenschaft und beginnt mit ihrer äußeren Pflege. Es wird hier die Geschichte des Lyceums zu Klagenfurt sowohl als der Gymnasien zu Klagenfurt und St. Paul erzählt, und dann des neuen Lehrplans und der Gymnasialreform erwähnt. Hieraus folgt die Abhandlung über Volksschulen. Wir machen hier vorzüglich auf die allmähliche Entwicklung des technischen Unterrichtes von seinen ersten

Anfängen bis zur gegenwärtigen Vollkommenheit der Real- schulen aufmerksam. Hier sind auch die wissenschaftlichen Vereine und zwar die „Landwirtschaftsgesellschaft“ der „historische Verein“, der „Industrieverein“ &c. eingetrichet. Den Beschluß des Kapitels bildet die Schilderung der Bibliotheken und Sammlungen, worunter vorzüglich das historische so wie das naturhistorische Museum zu bemerken sind, ferner die Beschreibung der politischen und sonstigen Journale und Zeitungen und endlich die Geschichte der Buchdruckerei und Buchhandlungen.

Kapitel VIII schildert das innere Gedeihen der Wissenschaft und ihre Produkte. Es beginnt mit der Literaturgeschichte im Allgemeinen, geht dann zur Theologie über; worauf die klassische, bereits aus diesen Blättern bekannte, Abhandlung über Philosophie und ihre Pflanze im Vaterlande folgt. Der folgende Abschnitt ist dem Geschichtskultus im Vaterlande gewidmet. Er reicht sich dem vorbergehenden würdig an. Der nächste Abschnitt berichtet über die Leistungen im Gebiete der Statistik. Es folgen hierauf die Abschnitte: Genealogie und Biographie, Rechtswissenschaft, Sprachkunde, Mathematik und ihre Anwendungen, Naturgeschichte, Meteorologie, Physik, Heilkunde, Bergwerke, Landwirtschaftskunde und endlich slavische Literatur. Wahrscheinlich, wenn wir hier den Uebersicht gewinnen, was in unrerer Pflanze für die Wissenschaft geschah, so dürfen wir uns höchst befriedigt fühlen.

Der nächstfolgende Abschnitt, mit der Ueberschrift: die heimische Kunst und ihre Träger, ist besonders anziehend. Es werden zuerst die Namen verschiedener Größen der Dichtkunst erwähnt, unter denen wir vorzüglich auf die Beurtheilung Sellinger's und Tschabuschnigg's aufmerksam machen.

Von Bildhauern werden Probst, Ruffbauer, Hanns Gasser und Gräber angeführt. Hanns Gasser's Schilderung gab die Carinthia.

Sehr interessant und dabei gemüthlich ist die Geschichte der Entwicklung der Malerkunst hier gegeben. Der Veteran Steinfels ist als eigentlicher Gründer der hiesigen Schule anzusehen. Seine beiden talentvollen Schüler waren Eduard Ritter v. Moro und Franz Melling, von denen namentlich Ersterer bis zu seinem leider sehr frühen Lebensende der Kunst treu blieb, während Letzterer schon früh die Palette niederlegte. Der Verfasser charakterisirt Eduard v. Moro als treuesten Nachahmer der schönen großen Natur, der sich seiner Täuschung und Manipulation überließ. Der letztere Dinnel war das treue Abbild seiner Seelenruhe und Gemüthlichkeit. Von seinen Schülern ist der vorzüglichste Martin Fernhart; aber auch Schülerinnen, wie Bertha Frein v. Roig geb. v. Moro und Karoline v. Moro geb. v. Rainer, leisteten und leisten als Dilettanten Vorzügliches. Als Historienmaler werden angeführt: Joseph Hermann, der Vater des Historikers, Ablassnigg, Bartl &c. und zum Schluß einer der um die Kunst verdienstvollsten unserer Landsleute, August Prinzhofer. Schließlich wird der wenigen heimischen Gemäldesammlungen so wie der Kunstausstellungen gedacht.

Das wichtigste, was im Abschnitte von der Baukunst erwähnt wird, kennen wir aus detaillirten Schilderungen in der Carinthia, als da waren die Beschreibungen der neu erkundenen Schöpfer Wolfsberg, Gmünd, Magerregg &c.

In der Mechanik gab es dann wieder einen ausgezeichneten Pionier, von dem sich viel sagen ließ, Franz Wurm; aber auch die Erfindungen Eduard's v. Moro finden ihre verdiente Anerkennung. Musik und Theater schließen in interessanter Darstellung das Kapitel.



Das geistreich geschriebene Kapitel IX „Sitten“ ist ebenfalls dem Leser dieser Blätter bereits bekannt, und gewiß verdienter Mahen gewürdigt worden.

Das Kapitel X berichtet erspähend über die Wohlthätigkeitsanstalten, und wir müssen bekennen, daß wir auch hier wahrhaftige Verengung empfinden können.

Kapitel XI ist der Schilderung der Boden- und Industrie-Erzeugnisse und des Handels gewidmet. Der Verfasser hat, wie sonst auch, besonders hier aus den besten Quellen geschöpft und gibt eine höchst umfassende, mit größter Sachkenntnis abgefaßte Darstellung dieses wichtigen Theiles unseres nationalen Lebens.

Die Lagererinnerungen und Anmerkungen ergänzen den Text und liefern noch viele höchst interessante Daten.

Es würde zu weit führen, die Quellen, welche Herrmann benutzte, hier ausführlich anzugeben, es genüge daher die Erwähnung, daß die Aufführung derselben für die Periode von 1780—1859 dritthalb Eriten kleinen Druckes einnimmt. Noch sey es uns vergönnt, Einiges aus seinem Schlüsselworte anzuführen.

„Was der Verfasser kot, war die Frucht seines durch vier Jahrzehnte fortgesetzten Suchens, des Fruchts und Vergleichens, und getreu seiner Widmung hat er nicht sowohl den Weisfall der gelehrten Welt als sein Vaterland und die Substraten vor Auge gehabt, um auch von dem nicht streng wissenschaftlich Gebildeten verstanden zu werden und die Dauer der Herausgabe so wie den Kostenpunkt nicht auf die Spitze zu treiben. Es war ihm daher, da alles „Wissen“ allein nicht kommt, hauptsächlich um die fätsliche Darstellung der Zustände der einzelnen Bezirke zu thun, damit Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde, Anhänglichkeit an die Dynastie und Monarchie durch das Andenken der seit mehr als fünf Jahrhunderten mit ihr getheilten Schicksale und belebende Erfahrungen genährt würde. Dieses konnte selbstverständlich desto mehr geschehen, je mehr man sich der Gegenwart näherte.“ —

„Das Wahre gesucht und das Beste ohne Nebenabsicht gemollt zu haben, wird des Verfassers lohnendstes Bewußtsein und der Gedanke, daß sein Buch noch nach Jahrhunderten jene Anschauungen und Gesühle wecken soll, die ihn bei seiner, unter so vielen Mühen und manchen Widernütigkeiten zu Ende geführten, Arbeit besetzten, sein spätester Trost seyn.“

Wir können nicht umhin, die sichere Hoffnung auszusprechen, daß schon die Zeitgenossen ihm die verdiente höchste Anerkennung und den wärmsten Dank für sein so würdig vollendetes patriotisches Unternehmen zollen werden, welche ihm die Nachwelt gewiß nicht verlagern wird.

P. F. v. F.

## Die Hundschau des Groß-Glockners.

Der mechanische Theil der Glockner-Steigungen wurde in diesen Blättern bei Reproduirung der Darstellungen derselben aus dem „Glocknerbuche“ Nr. 2 est genug beschrieben, und es sieht eine der andern, von Witterungsoberflächen und den größeren oder kleineren Föhligkeiten des Bestigeres abgesehen, so gleich wie ein Ei dem andern. Das Panorama aber des Glockners selber wurde von Niemanden in Schrift so detaillirt niedergelegt, als vom Herrn Dr. Star im Jahr-

buche der I. I. geologischen Reichsanstalt, 1855, VI. Jahrgang, Nr. 4. — Es sey uns gegönnt, dasselbe hier wiederzugeben.

Vom Glockner nach Süden erblickt man die Kirche von Rals, nach Südosten die von Heiligenblut. Zwischen diesen beiden steht nach Süden das Felsch und seine beschneite Umgebung, die Gähny und der Schober. Gerade in entgegengesetzter Richtung, nach Norden, steht rechts das Wiesbachhorn, links das Rißsteinhorn, beinahe gleich weit entfernt. Die Vertiefung zwischen diesen beiden entspricht dem Kaprunerthale. Im Osten sehen wir ganz nahe noch den Hohen-Äar, die Gletscher der Fleiß, und hinter diesen etwas weiter den Anzogl.

Im Westen sieht vor und der Benediger mit seiner beschneiten Umgebung, der Dreißerenspitze und der Kesselspitze oder Ochsenleithe-Tauern, die in westnordwestlicher Richtung nach einander folgen. Von der Benediger-Gruppe durch einen tiefen Sattel getrennt, im Westnordwesten, aber beinahe mit dieser gleichweit entfernt, steht der Hoch-Gall, auch Krieler- und Passer-Äerner genannt, nach dem Glockner und Benediger der dritte am meisten impendirende Ries.

Von dem Sattel aus, der die Benediger-Gruppe vom Hoch-Gall trennt, läuft ein Rücken nach Osten, der seine Abhänge südlich in das Tessereder-Äthal, nördlich in das Preggratner-Äthal hinabsetzt. Sein letzter südlicher Punkt ist der Burnig; unter diesem liegt Windisch-Matrey. Südlich vom Tessereder-Äthale läuft vom Hoch-Gall entspringen bis in die Gegend von Rienz eine abfallende Reihe, in der die Rothwandspitze bei Anzlach, der Böckstein, die Weiße-Wand und endlich das böse Weibele bei Rienz leicht zu erkennen sind. Nördlich vom Preggratner-Äthale ist das Birgner-Gebirge; vor dem Benediger die Krystallant; rechts vom Benediger die Gletscher des Gschlöß und der aus diesen hervortretend Kesselsogel, dann der Tauernkogel des Heiber-Tauern zu sehen. Von Rals nach Westen sieht man das Kreuz des Kaiser-Windisch-Matreyer-Thörl, südlich von diesem die Spichgraben und den Kottelesel; gleich nördlich davon sieht man den Ganag, Gammuniz (Ramenny me), den Gröbbs-Äerner bis an den Kaiser-Tauern ziehen. Von Rals südlich sieht man den Kar-Verg, die hohe Wand, die Freiwand und die Gähny.

Zwischen dem Hohen-Äar und dem Beget, also im obern Röllthale, überseht man das Gebiet der Gähny und ihrer Gletscher, die Zieihen, das Wildhorn, das Kreuzel, in der Umgebung von Winklern; den Sadny zwischen Pragant und der Ästen; das Ästner-Gebirge zwischen der Ästen und der Birkniz; die Birkniz- und Fleiß-Gletscher, das Hochthor, den Brennkogel, die Draherin (Wasserodkops), den Spielmann, die Pandedlscharte, das Sonnibald, die Fuserstahrbühle, den Johannesberg und die Pasterge mit ihrer „Johannesbühle“; die drei Leiterspitze, das Schwarze und die Hohenwarte.

Zwischen dem Wiesbachhorn und dem Hohen-Äar konnte ich in der nächsten Nähe nur den Gamstahrtogel errathen.

Zwischen dem Wiesbachhorn und dem Benediger ist die Aussicht in die nächste Nähe vom Kaiser-Tauern und seiner Umgebung verdeckt.

Dieß wären die in der nächsten Umgebung zwischen der Salza und der Drau einerseits, zwischen dem Benediger und dem Hohen-Äar andererseits leicht erkennbaren Punkte.

Nun wollen wir die entfernteren aufsuchen, indem wir die vier Punkte, die jedem Glocaner-Führer genau bekannt sind: das Wiesbachhorn, den Hohen-Kar, das Begeh, die Benediger-Gruppe und den Hochgall als Orientirungspunkte benützen.

In der Vertiefung zwischen dem Wiesbachhorn und Rißsteinhorn ist das Virnhorn, der Hochfalter und ein Theil des Hundstob zu sehen. Unmittelbar neben dem Wiesbachhorn rechts erblidt man das kleinere Meer, und rechts davon in gleicher Entfernung den ewigen Schneeb-berg. Rechts von diesem bedeutend weiter entfernt das Tannen-Gebirge. Rechts von diesem, gerade in Nordosten liegend, sieht man das Dachsteingebirge ausgebreitet. Zwischen dem Tannen- und Dachstein-Gebirge wird in weiter Ferne das Außer-Gebirge mit dem Groß-Priel sichtbar. Rechts und östlich vom Dachstein sieht man den Gromning und die Kammspitze. Dann folgen noch weiter nach Osten die nördlich von Liegen und Amont liegenden Gebirge mit dem Warcheneck, Bargas, Buchstein, und der Raibling südlich bei Ament. Ueber diesen sieht man den Hochschwab, dann folgen die immer niedriger und zugleich grau und unendlich werdenden Gebirge bei Märzjuskogel, aus denen die letzte, gerade über dem Hochschwab stehende Erhebung der Schneeb-berg bei Bloggnig ist. Alle die bisher erwähnten Höhen sind weisse oder graue Kalk-Gebirge, sie sind alle in dem Gesichtsfeld zwischen dem Wiesbachhorn und dem Brennkogel zu entdecken.

Nun wollen wir genau im Osten anfangen und gegen Nordosten fortschreitend die Aussicht im dunkleren Schiefer-Gebirge im Gesichtsfeld zwischen dem Brennkogel und dem Hohen-Kar durchmustern. Gerade im Osten über den Bergbauern auf der Goldzack sieht man den Antogel, eine nachschiefe beschnittene Spitze; gleich links hinter ihm schwer vordeckt ist das Palnered. Dann verdeckt die Umgebung des Hohen-Kar die Aussicht, bis man in weiter Ferne das Weisgen in der Wur, den Preber und Hoch-Gelling im Lungau erblickt. Links davon kommen die weissen Kalk- und Dolomit-Spitzen des Radschädel-Tauern; hinter diesen tritt der Hochwildstetter und der Juchspitze sehr auffallende Hochstein hervor. Hinter dem Hochstein und rechts vom Raibling, in gleicher Ferne mit dem Pegetern, das Bösenstein- und Griesstein-Gebirge bei Rottenmann. In dem abgehauelten Gesichtsfeld ist der Schneeb-berg der weiteste von mir gesehene und erkennbare Punkt; von der ungarischen Ebene und dem Böhmerwalde habe ich nichts gesehen.

Gerade nach Süden gesehen, erklidet man über der Gähnlig die zwischen der Trau und der Gail liegenden Lienzer-Gebirge: die Demler-Höhe, den Eckerkogel, den Spitzkogel, das hohe Kreuz und die Unholde. Links davon, also nach Osten, etwas entfernter die Zauden und den Reiskogel bei Ober-Drauburg, und rechts vom Sabinig sehr weit entfernt die Willacher-Alpe.

Dann überblickt man den nächsten südlich an das Gailthal sich anreihenden Zug und seine Höhen: gerade rechts am und hinter dem Spitzkogel erblidt man den weissen Monte Paralba, östlich davon folgen nach einander die Wolaper-Felswand, die Gebirge auf der Pleden, der Vollinig bei Mautzen, der Mittagskogel bei Pontafel, der Manhart bei Tarvis, die Burzen bei Villach und endlich der Terglou. Der Berggrün vom Sabinig über die Zirklerner-Berge zum Hohen-Kar verdeckt die Aussicht in die Ebenen von Klagenfurt.

Vom Monte Paralba weiter gegen Südwesten erscheint der Cima Grande, weiter die Dollbrucker Berge, worunter Monte Silvella und Monte Funnione. Dann folgen die Sextner Berge, unter welchen die schönste Form der Bärkerkogel ist. Von diesem rechts weit entfernt sieht eine Gletscher-Parthie, die Vedrotta Marmolata, hervor, und noch weiter westlich in gleicher Entfernung das Schleren-Gebirge bei Bogen. Ueber diesem hat Herr Major v. Sonklar bis auf den Monte Baldo gesehen. Zwischen Südtirolen und Westten, rechts neben dem Schleren-Gebirge aber in sehr weiter Ferne liegt die Gletscher-Gruppe des Monte Adamello, und der Ortleser-Spiz ausgebreitet. In die dieser Gruppe am meisten nach Norden vorgedrückt riesige Spitze, die gerade rechts über den Hoch-Gall zu sehen ist, ist der Ortleser.

Vom Ortleser weiter rechts, gerade im Westen, aber etwas näher hervortretend, breiten sich die Gletscher des Des-Zales aus; Herr v. Sonklar erkannte den Similaun, Weiskogel und die Weisse-Spize, alle drei im südlichsten Theil dieser Gruppe befindlich. Die nördlichsten Höhen dieser Gruppe sind die Stubaier-Alpen.

Zwischen dem Ortleser und den Deitzthaler Gebirgen bemerkt v. Sonklar, vom Wetter außerordentlich begünstigt, eine langgestreckte Reihe eisbedeckter Spitzen, die er vermittelt der Karte als die Kette der Lepovdinischen Alpen mit dem Veruna und dem Monte delle disgrazio bestimmt.

Vor den Deitzthaler Fernern, gerade in der Öffnung zwischen der Benediger-Gruppe und dem Riefer Ferner breitet sich die Kette der Zillertthaler und Tauferer Gebirge aus.

In der Linie zu den Stubaier-Fernern, weit jenseits derselben, konnte v. Sonklar mit dem Fernrohr die Grenzgebirge zwischen Sorarb-berg und Graubünden entdecken; die Radspitze, Albin-Kopf und die Liegner-Spize sind seine höchsten Gipfel. Die Gegend der Innsbrucker-Gebirge ist vom Benediger verdeckt.

Nun erübrigt noch die Gegend zwischen dem Benediger und dem Rißsteinhorn zu durchblicken. Rechts vom Benediger erblidt man die erste bedeutende Höhe, das Hinter-Sonnenwend-Joch, und in derselben Linie, aber viel näher, die Hebe-Salve bei Hopfgarten; weiter rechts den Hochkaiser, das Rißschädel-Horn, das vom vorstehenden Döfnerhorn keine verdeckte Weisshorn, endlich in der Vertiefung zwischen dem Rißsteinhorn und dem Wiesbachhorn, unserem Ausgangspunkte, den Virnstein, den Hochfalter und Hundstob. Zwischen dem Weisshorn, Hellhorn und Hochkaiser ist der Ghemsee und die bayerische Ebene sehr deutlich zu sehen. v. Sonklar unterscheidet selbst noch das Wirttembergische Hügel-land.

Ueberdies hat das Auffuchen der Namen der gesehene Höhen manche Schwierigkeiten zu überwinden; daher waren mir die Angaben des in den westlich vorliegenden Alpen trefflich orientirten Herrn Majors v. Sonklar zu wichtig, als daß ich sie hier hätte übergehen dürfen.

Mögen daher die Glocaner-Besitzer dieses Panorama mit Nachsicht aufnehmen und die vielen Lücken desselben wo möglich mit genauen Beobachtungen auszufüllen suchen.

Diesem Wunsch könnte unter allen Glocaner-Besitzern der Reuzitz nur unser vaterländischer Künstler, Herr Markus Bernhart, entsprechen, da keiner der Besitzer mit so gränzenloser Geduld helle, klare Witterung erwartet, und dieselbe benützen so oft den diesen Besitz und so lange auf selbem verweilt.

## Al. Fernhart's Panorama vom Großglockner.

Der im vorstehenden Aufsätze ausgesprochene Wunsch, von unserm verdienstvollen Landmann W. Fernhart eine Beschreibung des Panoramas vom Großglockner zu besitzen, als demjenigen, der bisher vor Allen im Stande sey, und das trueste Bild dieser so großen und eine so weite Ferne umfassenden Rundschau zu liefern, sehen wir jetzt, wenn gleich nicht mit Worten aber auf eine noch vorzüglichere Art, nämlich in der Wille dem Auge dargeboten.

Groß ist gewiß die Zahl jener Naturfreunde, welche sich jener vier Silber Fernhart's in der Mai-Anstellung der hiesigen Kunstvereins-Filiale im Jahre 1858 mit vielem Vergnügen erinnern; — diese damals gebotene Rundschau vom Großglockner war in dem kleinen Maßstabe von 15 Zoll Höhe, und die vier Bilder an einander gereiht, von 160 Zoll Länge. Nun sehen wir dieses Panorama in dem größten Maßstabe von zehn Ellen Höhe und zehn Klafter Breite, und mit einer Selbstständigkeit bis in jede sichtbarste Tiefe, mit einer Genauigkeit und, man möchte sagen, mit einer künstlerischen Vollendung, die nichts zu wünschen übrig läßt. Um dies zu bewerkstelligen, unternahm Fernhart im Herbst 1858 und 1859 noch mehrmalige Glockner-Besteigungen, von denen die am 3. September 1858 sowohl durch die Zeitdauer auf der höchsten Spitze von fünf Stunden (bisher und vielleicht für lange Zeit die längste), als auch wegen der gewagten Uebernachtung, keine ohne Schutz gegen ungnädiges Wetter, auf der 10,700 Fuß hohen Adlersruhe, gemäß die merkwürdigste war, und deren Beschreibung Referent in der Carinthia Nr. 38, Jahrgang 1858, mit noch Mehreren als Augenzeuge den Lesern mittheilte.

Wenn man das Unternehmen so oftmaliger Glockner-Besteigungen, die mit so vielen Gefahren verbunden waren — abgesehen von den damit verbundenen nothwendigen Auslagen, den bei einem längern Verweilen auf einer über 12,000 Fuß hohen und beschränkten Vie-Ruppe auf die Gesundheit, besonders auf das Augenlicht nachtheiligen Einfluß, und die bewundernswürdige Ausdauer, die ohne Beispiel ist, erwägt, so muß man gestehen, daß diese Unternehmung bei einem so herrlichen Gelingen eine Anerkennung verdient, wozu es an einem Maßstabe fehlt, so wie wir glauben, daß diese Rundschau einzig dastehet und nicht selbst unter ähnlichen Verhältnissen Nachahmung finden dürfte.

Die Genauigkeit der Höhen und Fernen im gegenseitigen Verhältnisse sind nach Stundenmaß und Kompaß mit einem mühevollen Fleiße sicher berechnet und wiedergegeben, wie es der im Saale vorliegende Erklärungsbogen bezeugt.

Der Gedanke: der Beschauer steht am Gipfel dieses österröschischen Bergknigs, er sieht hin bis in die fernsten Schweizer-Alpen und Gletscher — gegen Süden hin, wo das adriatische Meer brandet — wenn gleich der weiten Entfernung wegen nur bei äußerst günstiger Beleuchtung sichtbar\*, er sieht höher als Taufende ihn umgebende Ruppen,

Binken und Hörner, auch mächtiger über 10,000 Fuß hoher Alpen mit ihrem im Sonnenglanz schimmernden Gletschern — so ferne vom niedrigen Treiben der hier kaum bemerkbaren Thäler, alles dieß muß ein Gefühl erzeugen, das den Menschen erhebt und zur Andacht begeistert, wie es kaum das unermessliche Meer vermag.

Englich bemerkten wir, daß nebst dieser herrlichen Rundschau vom Großglockner, die seit dem 16. März im großen ständischen Wappensaal ausgestellt ist, — auch wie bei der früher bezichtigten Kunstgemälde-Ausstellung in vier Bildern die bei einer Besteigung des Glockners merkwürdigsten Punkte dargestellt zu sehen sind, nämlich die Salzhöhe, die Pöhenararische, die Adlerruhe und die erste Glocknerspitze, doch sind die drei ersten in einer andern Tagesbeleuchtung aufgenommen, und wir müssen gestehen, daß diese Darstellungen jetzt noch mehr ansprechen, da bei denselben die Tageszeit vorzüglich herdsichtig ist, in der man bei Besteigungen gewöhnlich diese Punkte betritt; was besonders bei dem dritten Bilde, der Adlerruhe, der Fall ist, wo die interessante Form der zwei Glocknerspitzen, und die durch die Beleuchtung vorzüglich gut dargestellte Schneeweile einer besondern Beachtung werth ist.

Englich machen wir die verehrten Natur- und Kunstfreunde aufmerksam, daß diese Ausstellung nur einige Wochen dauert, indem Fernhart dazu eine Reise nach Wien unternimmt, um diese einzige Rundschau auch den Restenbewohnern zu zeigen, — und wir sind überzeugt, daß er auch dort gerechte Anerkennung finden und ihren Ruhm erneuert wird, den er gewiß mit allem Rechte verdient. W.

## Sehnsucht eines Andalusiers.

«Herr! ich wieder doch den blauen  
Staubdunstwogen Himmel schauen  
An des Cuabacquivir's Strande!  
Lied und traurig ich geworden  
Mir im nebeligen Norden,  
In dem feuchten kalten Lande.

«Woh! ins Land der stillen Werten  
Bieder zieh'n, wo's Lieb der Hirten  
Lied mit Klang der Mandolinen,  
Wo in lustigen Geseiten  
Südens wellustreiche Weisen  
Jitternd mälig meereverts rinnen;

«Wo Egyptens brannte Truppen  
In fantastisch schönen Gruppen  
Lagern auf den weichen Kissen,  
Und in holdgeschlungenen Reigen  
Räuchernd Wuchs und Schönheit zeigen,  
Gestaltungstret an den Hüften;

«Seh'n Sevilla's Prachtpaläste,  
Denen ewig neue feste  
Kaisern, Ambrabus umsähet;  
Wo dem stählern Wespänge  
Einer betteten Menschenmenge  
Ewig klar der Himmel lächelt.

\*) Vom Markosthurm in Venedig sah ich an einem sehr heißen Sonntage 1826 — verglichen auf einer genauen Karte — in der Richtung gegen den Glockner die nordischen Alpenkuppen deutlich aus dem Meere aufstehen — also dürfte die Besichtigung einiger wohl mehr als bloße Fantasie seyn, daß man von der Glocknerspitze auch einen Theil des adriatischen Meeres sehen kann.

Wo in mitternächt'ger Kühle  
Schlummernd in dem Rosenpflüßle  
Die Kischandra Märchen träumet,  
Wie an ihren prächtigen Thoren  
Einst die goldumflürzten Nerven  
Ihre Schladentanz' gesäumt.

O ihr Gau'n, ihr reizreichen,  
Erzd an Euren zu vergleichen  
Einem köstlichsmüthigen Altar,  
Trauf von Eudens hehren Eöhnen  
Weihrauch duftet heitern Eöhnen  
Von Murena bis Gibraltar.

—ng—

## Die Stürme des heurigen Winters.

Seit sechzehn Jahren war in hiesiger, in mehr als 3,200 Fuß Seehöhe gelegenen Gebirgsgegend, welche von allen Seiten frei und besonders gegen den rauhen Nordwind wenig geschützt, ein Lieblings-Tummelplatz der Winde ist, kein Winter so abnorm, so reich an Wind- und Schnee-Bewegungen, als der heurige.

In der Nacht vom 19. auf den 20. Dezember 1859, von 9 Uhr Abends bis etwa 7 Uhr Morgens, also binnen 10 Stunden, fiel in dichten Flocken ein 2 Schuh tiefer Schnee bei NW-N- und Nord-Sturm. Die Bewegungen erreichten eine Höhe von 4 Fuß und gingen bis an die Brust. Der Verkehr mit der Außenwelt war gänzlich gehemmt, denn die Communalwege waren drei Tage vollständig gesperrt und mußten ausgehauelt werden, weil man sonst nicht einmal mehr von einem Hause zum andern vor der Hand hätte gelangen können. Kirche und Schule blieben leer. Im Monate Jänner 1. J. war es weniger arg. Der Februar aber zählt nicht weniger als 4 heftige Stürme. Der schlimmste davon war der vom 21. und 22., der ohne Unterbrechung 42 Stunden mit gleicher Intensität wüthete, in den nächsten 6 Stunden sich etwas milberte und erst mit 48 bis 50 Stunden gänzlich aufhörte. Aber die erst mühsam kurz vorher restituirten Wege? Sie waren unkenntlich, denn die Bewegungen erreichten nun eine Höhe von 2—2½ Klaftern. Natürlich aber nur an solchen Stellen, welche dem Winde vorzugsweise klaggestellt sind. Der Andrang des Sturmes gegen die Lungen am Aschermittwoche war so heftig, daß die Feute, welche dem Sturme und aufgewühlten Schneemassen entgegen gehen mußten, zur zeitweiligen Umkehr des Leibes gezwungen waren, um der Gefahr der Erstickung auszuweichen. Ein Menschenleben wurde nur wie durch ein Wunder gerettet. Dächer und Fenster erlitten Beschädigungen; eine wahre Bagatelk im Aufbruch der Elemente, wo man froh seyn muß, wenn überhaupt nur noch das Haus stehen bleibt. Von höher gelegenen Punkten der Felder und Wälder wirkte der Wind den trocknen und lockeren Schnee in tiefer gelegene Fuß- und Fahrwege massenhaft zusammen, wodurch manche Strecken ein ganz fremdartiges Aussehen gewannen.

Nachdem die Wuth des Sturmes an einigen Stellen der Felder, welche dem Anpralle am meisten ausgesetzt waren, den Schnee hinweggefegt und die Erde bloß gelegt hatte, riß er die Herbstfurchen (Wurf) auf und steuerte die lockere

feine Erde weithin über die Bewegungen, um dem Landmann eine Arbeit zu ersparen. Die Natur weiß wieder zu heilen, wo sie Wunden schlug.

Vögel, von allerlei Gattungen bunt durcheinander und vom Hunger getrieben, Rebel- und Saathäben, und Holzheher, Meisen, Finken und Aemmerlinge wagten sich in die nächste Nähe der Gehöfte und sogar zu den Fenstern, um ihre kümmerliche Nahrung zu suchen. Diese armen Geschöpfe führen gerade dazumal, wo der Mensch in Restaurationen, in Ueberflusse und Vergnügungen aller Art schwelget, ein wahrhaft jämmerliches Leben. Frost und Hunger seten ihnen gleichmäßig zu, um sie aufzureiben. Gewiß, der Mensch würde sich nur selbst ein ehrenvolles Zeugniß für seine Humanität anstellen, wenn er an stürmischen, für das Wild erst so verhängnißvollen Tagen denselben einige Klüßle seiner Küche und Scheuern preisgeben würde. Sie vergelten es ihm ja reichlich wieder in der ganzen übrigen Jahreszeit als Sicherheitswache und Sanitätspersonale. Zudem wäre es überdies nur eine gerechte Entschädigung für schon früher geleistete Dienste. Und wie dankbar sind diese unerbundenen Krieger der Natur für gesendete Wohlthaten! Wie genau erkennen sie ihre Freunde und schenken ihnen unbedingtes Vertrauen! Man sehe mir diese meine Apologie für unsere hilfbedürftigen Verbündeten gütig nach. Nur zu häufig geschieht es, daß leichtsinnige Menschen, im grundschlechten Verständniß ihres eigenen Nutzens, gegen diese harmlose Geschöpfe wüthen, sie martern und tödten. Sehen wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an unsere Gegenden und Wohnungen auch zur rauhen Jahreszeit verdienten sie unser Mitleid und Vorzorg, abgesehen vom wüthenden Hunger, von dem sie im strengten Winter heimgesucht werden. Rebel- und Saathäben (*corvus cornix* und *corvus frugilegus*), sonst immer in Frieden unter sich und mit einander lebend, sah ich in diesem Winter öfter als einmal im heftigen Kampfe mit einander begriffen. Vielleicht eines Rederbissens wegen? Ganz und gar nicht von dem, sondern nur einziger elenden Excremente wegen, welche sie sich gegenseitig am Wege streitig machten, um vielleicht noch etwas Brauchbares für sich heraus zu finden.

Die Kälte überstieg zwar hievorts noch nie in diesem Winter 15 Grade, aber die gewöhnlichen Weideplätze für die Vögel sind doch alle miteinander unter tiefen Schnee begraben. Wohl wenige Wochen vergehen ohne Stürme und noch immer fort schneiet es bei steigender Kälte und fortwährenden Bewegungen. Finken, welche am 1. März zu „schlagen“ anfangen, und tangende Wäldchenfüßen vom 2. verfluchten sich wieder, nachdem am 3., 5., 8. und 9. März neuer Schnee fiel \*).

St. Jakob ob Gurf, Anfangs März 1860.

K. Kaiser.

\*) In der Nacht vom 9. zum 10. d. war abermals ein Hochsturm mit starken Bewegungen.

Berichtigung. Im letzten Blatte der Carinthia Seite 36, Spalte 2, Zeile 4 von oben soll es heißen: Die Salsacabe ist von drei mächtigen Rundbögen, die in die Seitenkapellen führen, durchbrechen, die nördliche Wand gegen die, aus der hoch an die Mauer hinaufschreitenden Erbauung eintretend, Feuchtigkeit durch eine Bretterverschallung geschützt.

# Carinthia.

(Fünfzigster Jahrgang.)

N<sup>o</sup> 7.

Sonnabend, den 7. April

1860.

## O fern.

O fern komm, der Winter endet,  
Es zerfällt sein eich'g' Band,  
Und der junge Frühling sendet  
Klingend seine Boten aus.

Und den Veten auf den Trüsten  
Folgt ein Chor von Sängern nach,  
Diese ruhen aus den Lüften  
Die erharteten Herzen aus.

Sieh' das Glöcklein dort am Schnee,  
Hörst du was das Villäch'n spricht:  
Ob dich Kälte rings umwehe,  
Laß des Herzens Wärme nicht!

Und was ruht dort auf der Föhne  
Still der Jasminen Chor?  
Mit der Hoffnung dich umleide,  
In dem Himmel schon empor!

Und der Beltchen Raute bringen  
Duffig her vom nahen Kain:  
Trochte nicht nach eisen Dingen,  
Schaffe still im Kämmerlein!

Sieißt der kleinen Anemone  
Reißt die Zunge nicht, die lacht:  
Zweife nicht, es kommt die Sonne,  
O fern komm, sey unverzagt.

Von den Sängern will ich schweigen,  
Nur die Perle zeig' ich dir;  
Sieißt du sie zum Himmel steigen,  
Schwing dich auf, und folge ihr!

(Aus des Drs. J. C. Gallisch Nachlaß.)

## Lebensbild aus der Vergangenheit.

### Erzherzogin Maria von Oesterreich.

(Die Bedeutung dieser hohen Frau an sich und für Kärnten; ihre Herkunft und wie sie des Erzherzogs, Herrn von Innerösterreich, Gemahlin, geworden; Vermählungsfeier und Kärntens Festgeschenk; Ihre Ehe; des Erzherzogs Absterben und ihre Wittwenhaft; Maria bei ihres Sohnes Erz. Ferdinand Huldigung zu Klagenfurt; Ihre Reise nach Spanien durch Kärnten; der Abschluß ihrer äußern Schicksale.

Wenn wir eine in unserm heimischen Vaterlande öfter wiederkehrende Aufschrift einer Lebensskizze voraussenden, die als solche nicht etwa bloß einzelne Züge und demselben, sondern in einem, wenn auch im kleinern Verhältniß gehaltenen Rahmen ein großes Leben enthält, thun wir es, weil wir der Kürze wegen eben nur davon Bruchstücke wählen, um es in seinen Eigenthümlichkeiten zu charakterisiren.

Deutschland, wie vor andern Ländern Frankreich, erfreuet sich einer Gallerie solcher Bilder des Frauenlebens, welche theils eigene Biographien eingehend beschreiben, theils eingewebte Darstellungen in Encyclopödien und historischen Romanen, wie die der bekannten L. Mühlbach, vorführen. Wer erinnert sich nicht in erster Hinsicht an die Persönlichkeiten einer Herz. Stegmann, Bettina, Rachel u. s. f. und welch' großartige Charaktere von Frauen sind uns Oesterreichern in den mehrfältigen Lebensabrisse der Kaiserinnen Eleonora, Maria Theresia und Josephin der Ungarinkönigin Gysela zugegangen.

Die neueste Erscheinung in diesem Fache der Literatur ist Hurter's Werk: „Bild einer christlichen Fürstin, Maria Erzherzogin von Oesterreich, Herzogin von Bayern.“ Schaffhausen 1860. Und Kärntnern ist diese Erscheinung desto interessanter, als dieselbe, Gemahlin des Erzherzogs Karl von Innerösterreich, und Wirtzenant nach seinem Hinscheiden, in engster Bedeutung uns angehört, und daher mit Kärnten in vielfältige unmittelbare Verbindung kam. Die „Wiener Zeitung“ lieferte in ihren Blättern von der Mitte Decembers 1859, Seite 6319 und 20, dann 5339—41 einen Auszug aus Hurter's trefflichem Buche, den wir jedoch nur theilweise benutzen, da darin ihre Beziehung zu Kärnten nicht gemüßigt, sondern ihre Charakteristik nur im Allgemeinen gehalten ist. Aber nicht bloß in vaterländischer Be-

ziehung weckt das Vortreten dieser hohen Frau in uns mannigfaltige Erinnerungen; ihr Leben hat die Bedeutung einer vollendeten Weiblichkeit als Gattin und Mutter, als Mutter in jeder häuslichen und Familienbeziehung, ohne Anspruchnahme der Meinung der Zeitgenossen, ohne dem trügerischen Glanz jener Salonfrauen und Romanheldinnen, die nur um Anbetung, um die Vergötterung der Welt bufften, an deren Horizont sie sich als Gestirne erster Größe mit einer hohen Trabant und Wandelsternen zu zeigen bemüht waren. Ihr Leben verkörperte die christliche Gesinnung, von der es keine Weihe, keine innerste Bewegung und Kraft erbleibt.

Um uns nicht zu wiederholen und die Wirkung zu zerstören, geben wir zuerst die äußeren Umrisse ihres Lebens, ihre Stellung in der damaligen politischen Welt, nicht ohne für und bedeutsamen Einzelheiten; dann ihr persönlisches Wesen für sich, und in allen jenen gesellschaftlichen Beziehungen.

Maria war das vierte Kind Herzog Albrecht's V. von Bayern und der Erzherzogin Anna von Oesterreich, dritten Tochter K. Ferdinands's I. — Sie kam zur Welt den 21. März 1551. Ihre Kindheit und Jugend fällt in jene Zeit, wo am Hofe von München Mühl und Malerei bereits aufblühten, wo in ersterer Orlando Pasco den Sinn für das Schöne weckte und als Meister im Schlangewie in den Instrumenten dazu mitwirkte, den katholischen Gottesdienst zu heben. Herzog Albrecht und sein Bruder Wilhelm wandten alles an, um, wie hier das schlichte Bewußtsein durch Unterricht und Pödagogie zu völler Krafterwidlung kam, durch Festlichkeiten Tag und Nacht zu befriedigen, wozu Trunk, Spiel, Tänzeleien und stöhlische Ausschweifungen von ihrem Hofe verboten waren. Unter solchen Einwürden wuchs Maria auf, und in dem Maße ihr Geist sich von dem eifigen Belagerte abwendete, waren Anstand und stöhlcher Ernst verbunden mit Kunstsinne in Ausstattung, die sie am eckerlichen Hofe empfing.

Ihr nächsteriger Gatte K. Ferdinand's I. dritter Sohn, Karl, geboren in Wien den 3. Juni 1540, war unter ähnlichen Verhältnissen aufgewachsen, nur daß in seines Vaters Nähe noch mehr spanischer Ernst und Etiquette herrschten, die er im noch höhern Grade sich eigen machen mußte, als er bei Antritt seiner Mündlingsjahre an König Philipp's II. von Spanien Hof seine weitere Ausbildung erhielt; doch seine natürliche Gutherzigkeit und Freundlichkeit hatten darunter nicht gelitten und milderten jene Stöfite.

Es gehört unter die Merkwürdigkeiten der Jugendzeit Karl's und Marie's, daß sie durch Heirathsanträge sponer gepörrt wurden. Erzherzog Karl war als Gemahl jener Elisabeth zugedacht, die als England's Königin in Europa eine so große Rolle spielte, wie sie noch jetzt in der dramatischen Welt und im Roman eine klebende Gestalt ist. Vom Jahre 1559 bis 1570 zogen sich die Unterhandlungen fort, bis es sich herausstellte, daß die jungfräuliche Königin, wie sie genannt zu werden liebte, den Thron mit Niemand theilen wollte.

Ebenso einen harten Stand hatte Maria. Auch ihr mußte die Politik es zu, Johann Sigmund Zapolya, dem Weiwoden von Siebenbürgen und Präzidenten von Ungarn, die Hand zu reichen, damit er auf legerter verzierte; doch an des zugedachten Gatten unstattholicher Gesinnung geriet der Fövd-diplomatischer Verhandlung. Erzherzog Karl hatte die Prinzessin bei den Vermählungsfeierlichkeiten ihres Bruders Wilhelm kennen gelernt und Neigung zu ihr gefaßt. Vergeblisch vertraute er damals ihrem Vater seine Wünsche; jene Verhandlungen standen beiderseits im Wege.

Der Himmel hatte jedoch für die Herzen gesorgt, und sie fanden sich gegen die Absicht der Menschen.

Nach dem Aufgeben jener Heirathsprojekte trat Karl offen hervor und warb durch Georg Freiherrn von Rheydenhiller, Landeshauptmann in Kärnten, und den Hofmarschall Panzra von Wintischgrätz in Wärdien um Marie's Hand. Herzog Albrecht, dem es mehr als um bloße Formalitäten zu thun war, nahm seine Tochter mit nach Gastein, damit sie dort mit Karl sich verständigen, der, seit dem Tode seines Vaters, Herr von Innerösterreich, sich nun von dem Druck befreit fühlte, welcher von Seite seines Oheims Kaiser Maximilian's II. auf ihm gelagert hatte. Der heilige Vater, Pöppst Pius V. ertheilte wegen der nahen Verwandtschaft die Dispense, so daß am 20. August 1571 in Wien die feierliche Vermählung vor sich gehen konnte, welche der Erzbischof von Salzburg vollzog.

Den Glanzpunkt der Festlichkeiten bildete ein großartiges Schauspiel von Verköhlungen, welche in sinnvollen Allegorien diese Verbindung verherrlichen sollten. Wie die Leopoldstadt ist, verbrannte sich auf offenem Plan die Zuberhefsatz, und die Götter des Olymp, die Repräsentanten der Welttheile und vorzüglichsten Reiche Europas, der vorzüglichsten Flüsse: der Donau, des Po, der Rhone, — der Tugenden und freien Künste, selbst König Artus und die Ritter der Tafelrunde erhallten ihre Föhrung. Graf Ehrenfried von Ortenburg, Salamanca aus Kärnten und Vilas von Salzuogen durch ihre Darstellung, durch die Pracht ihrer Gewänder und die Kunst ihrer Spielwerke die Augen aller auf sich. Ein Ringelrennen machte den Beschluß.

Innerösterreich wollte die Vermählung seines Landesfürsten noch nachträglich feiern. Bei dem feierlichen Einzuge des Erzherzoglichen Pöpels in Graz am 10. September erschien Kärnten's Adel zahlreich vertreten und brachte als Hochzeitgeschenk außer 10,000 karnen Gulden, jenes ganz aus massivem Golde, mit Kärnten's Wappen in Email verzierte, gearbeitete Weisbeden sammt gleicher Kanne dar, welches annehm in der kaiserlichen Schatzkammer zu sehen ist, und bisher zur Taufe der neugeborenen Erzherzoge und Erzherzoginnen diente. Es wiegt 20 Mark, und die allgemeine Ueberlieferung schreibt es dem berühmten damals lebenden Künstler Benedetto Cellini zu, von dem es die Kärntnerischen Stände aus Föhrung bestellt haben sollen.

Sieben Tage dauerten die Festlichkeiten, von denen keine so sehr überraschte, als das von den Kärntnerischen Ständen durch Italiener bereiteite „föhlsame Feuerwerk, dergleichen man nie zuvor gesehen“: Schiffe mit feurigen Rudern, durch feurige Wellen ziehend, und durch Kriegselen mit feurigen Waffen bewehrt, Reiter mit feurigen Helmbüscheln und dergl. iden Speifen aus dem Gebösch hervorbrechend, ein Schloß, aus demselben Streiter mit flammenden Schwertern hervorplözend, endlich ein solches Schießen, Schlagen, Feuerwerfen, daß es „erschrecklich zu sehen“, bis die Schiffe das Schloß verbrannt hatten und wieder an die vorige Stelle zurückkehrten. So die Verköhlung.

Nicht immer gestalten sich die Dinge so glänzend und zur beiderseitigen Zufriedenheit. Die Türken standen seit Szigeth's Fall demasinet und drohend an der Grenze, fast jeder Tag brachte Nachrichten von Streisereien und drohenden Einfällen. Dieses benutzten die Presehtanten, um bei dem Abgange aller Hausmacht, dem feten Geldmangel und den der Dynastie in den Niederlanden und von den Türken zugesessenen Unfällen, ihre Forderungen stets höher zu spannen.

Zu Brnd wurden von 1571 bis 1575 permanente Landtage der drei Länder gehalten, über deren Verhandlungen,

wie in unserem Blatte angeführt, in unserer I. I. Gymnasialbibliothek zahlreiche Akten hinterlegt sind. Die Medaillen und Städte errangen sich gegen das Verprechen der Türkenhilfe, deren sie doch für sich selbst bedurften, zahlreiche Privilegien, und es galt nun nur, daß die Katholiken nicht aus dem ihnen bisher gebührenden kirchlichen-Hohe und ihrer Stützenanhalten sich entziehen sollten.

Karl suchte fluger Weise mit den einzelnen Fürstern zu unterhandeln, und begab sich daher, mit der Erzherzogin Maria und sonstigen Geselge, Schluß 1576 nach Klagenfurt, wo er bis 16. Mai verweilte. Maria hatte dabei Gelegenheit, das Laut, seine Naturschönheiten und Bewechnen kennen zu lernen, welches, so wie letztere den Bayern stammesverwant, durch See'n und Gebirge mit jenem so viele Ähnlichkeit hat.

Der Landeshauptmann, Georg Freiherr von Rhevenhiller, obwohl Protestant, war eine beim Hofe beliebte Persönlichkeit, und seine schönen Besigungen: Oesterwitz, Wernberg und Landöron boten die ernstlichste Gelegenheit zu läublichen Besuchen, so wie er ob seiner Anhänglichkeit an dem Erzherzoglichen Paare das Andringen und den Oppositionsgeist seiner Glaubensgenossen um vieles wäpigte.

Unter diesen Eindrücken fortwährender Augenbestrehungen und den wiederkehrenden Mutter sorgen verzogen für Erzherzogin Maria die siebziger Jahre.

Im Monate Mai 1581 reiste Karl mit ihr zu seinem Vetter, dem Kaiser Rudolph II. nach Prag. Nach der Rückkehr empfing Karl zu Brunn an der Mur die Braut des Erzherzogs Albrecht, Bruder des Kaisers, Isabella von Spanien, wo auch Erzherzogin Maria mit ihrem kleinen Sohne Ferdinand und den beiden Prinzessinen Maria und Katharina sich einfindet.

Im selbigen Jahre finden wir beide Gatten beim Hochzuge zu Augsburg, zwei Jahre darauf zu Innsbruck beim Bräutigam Ferdinand, und nicht lange nachher zu Prag, wo der Erzherzog das „gelbene Bließ“ empfing.

Auch im Mai 1590, wo Karl an der Gicht und am Gries leidet, und mit einem Fieber behaftet im Wannersdorfer Bad bei Pöschensburg Kinderung suchte, begleitete sie ihn mit den Kindern. Ein Orager Religionssturm, von dem er durch Eilboten Nachricht erhielt, ließ ihn seine Wadeler nicht vollenden; er wollte die Kugel hefteln, fuhr nach Prag zurück, wo er unterwegs zu Maria Zell verweilte. Hier empfing die sämmtliche Erzherzogliche Familie die h. h. Sakramente, es war dazu der gewählte Augenblick; denn Karl erreichte nur nach Orag, um dort am 10. Juli 1590 zu sterben. Eine treue, innigstgeliebte Gattin und eifrig Kinder, (eines sollte in dem vier Wochen später gebornen Erzherzog Karl noch hinzuzunehmen) acht Töchter und drei Söhne beweisen den Hinschied eines vielkeregten Vaters.

Gleich als hätte Maria das so frühe Hinscheiden ihres Gemahles geahnt, brang sie noch ein halbes Jahr früher, als er starb, darauf, daß ihr Erstgebörner, der nachherige Kaiser Ferdinand, damals im dreizehnten Jahre, an die Hochschule zu Ingolstadt geschickt wurde, wo er unter Aufsicht ihres Bruders, Herzogs Wilhelm, stand. So wie diese Trennung der Mutter bei Karl's Tode doppelt schmerzlich fiel, deren Nothwendigkeit sie andererseits erkannte, war es noch mehr ihre Lage und Stellung als Witwe gegen Land und Leute, gegen den Kaiser und die Erzherzogliche Familie, welche ihr Leben trübten. Im Testamente und Erbwillie hatte Karl für den Fall der Minderjährigkeit des Erstgebornen, nebst der Gemahlin, den

Kaiser, seinen Bruder Ferdinand und seinen Schwager, Herzog Wilhelm von Bayern, zu Vormündern ernannt. Der Kaiser stellte die Witwe Erzherzogin als Regentin auf; doch als sie wahrnahm, wie sehr die Stände, besonders die protestantischen ihr mißtrauten, widerlegte sie zwar die Annäher der letztern, dath jedoch um Veffestlung des Erzherzogs Ernst, Bruder des Kaisers, als Vampfleger. Ernst verwaltete sein Amt nur kurz, indem er am 6. Mai 1593 zur Verwaltung der Niederlande abging, und sein Bruder, der Deutschmeister Erzherzog Maximilian, folgte ihm als Landpfleger Innerösterreich's, bis ihn der im Jahre 1596, als mit 18 Jahren großjährig gewordene, Erzherzog Ferdinand ablöste. Von nun an sehen wir die Witwe Erzherzogin an der Seite ihres Sohnes, dessen Regim sie bald durch nachdrückliches Auftreten und durchgreifende Reformen leuchtend hellte.

Um der für Kärnten auf den 20. Jänner 1597 anberaumten Landtagversammlung und schließlichen Huldigung beizuwohnen, verließ sie sowohl der Erzherzog Ferdinand als seine Mutter Maria, seine Brüder Maximilian und Leopold und drei der Erzherzoginnen nach Klagenfurt, wo sie den 19. Jänner eintrafen. Die Frage, ob der Landeshauptmann oder der Burggraf den Hüften den Sid vorlesen solle, verzögerte die Huldigung, bis Maria mit ihrer Ansicht die Entscheidung für den Burggraf durchsetzte. So geschah es, daß die Huldigung am Salzfeld, die letzte, welche ein Erzherzog von Oesterreich dort persönlich annahm, erst den 28. Jänner vor sich ging, wobei die Erzherzogin mit zwei Erzherzoginnen gegenüber dem Herzogstuhle auf einer mit Goldschiffen bedeckten Tribüne Platz nahm.

Jene 16 metallenen, von Hilger in Orag gegossenen, prachtvoll verzierten, achtzehnfüßigen Säulen, welche die Franzosen gerade 200 Jahre nachher von dannen führten, gaben dabei die Säulen. Der Erzherzogin Eleonora Uebelbesinden, sie wurde von den Wallatern befallen, verzögerte des Hofes Abreise nach Laibach bis 13. Februar.

Erzherzogin Maria, die Mutter einer zahlreichen Familie, inebstendens von sieben damals noch lebenden Töchtern, hatte nach dem alten so oft bewährten Spruche — „und du glückliches Oesterreich heirathe“ — keine angenehme Sorge, als die Verheirathung derselben. Ihre älteste Tochter Anna hatte sie bereits den 1. Juni 1592 an den Bräutigam von Schweden und König von Polen Sigmund vermählt, und, als sie im Jahre 1598 starb, durch die Erzherzogin Genstantia ihre jüngste Tochter erlost gesehen. Drei Jahre darauf wurde die Erzherzogin Maria Christina an den Hüften von Siebenbürgen Sigmund Vahori verheirathet, und, im Jahre 1597 verlebte sie ihre dritte Tochter Maria Maximiliana an den König Philipp III. von Spanien, die jedoch gleich darauf starb. An ihre Stelle trat ihre jüngere Schwester Margaretha, welche, erst 14 Jahre alt, die Mutter dahin zu begleiten kräftlich. Von dieser im Spätherbste 1598 gemachten Reise erbliegen noch die Briefe der Erzherzogin, die daher, da die Reise durch Kärnten und Tirol nach Mailand, Genua und von da an der französischen Küste nach Valencia ging, für uns in erster Erzählung manches Interesse haben.

Den 2. October 1598 trafen die hohen Kneipen in Unterdrauburg auf Kärntens Boden ein, kamen jedoch erst am 4. nach Klagenfurt, von wo die Erzherzogin an Ferdinand schrieb: „Ich lasse Dich wissen, daß wir Gott „Lob wehl auf sind; aber wir haben so ein böses Wetter, „daß man weinen möchte; so ist der Weg böß, daß es nicht

„zu sagen ist, solche Pläden und schieß“). Morgen wills Gott  
„ziehen wir nach Willach über den tiefigen See nach St.  
„Wartlmä (Welden?); es ist weit. Die Landtschaft (die  
„Stänke) hat der Margaretha heute 1000 Dukatn  
„geschenkt. — Wie es mit dem Geist zu Böckermarkt  
„steht, hab' ich seltsame Sachen erföhren. — Der Dreiner  
„sagt, er wolle den Geist mit einem Bügel wohl beschwören,  
„ihr werdet gewiß genug lachen. — Don Clemente (der  
„spanische Botschafter in Prag) hat mich heute zu einer  
„spanischen Merenda (Jause bei uns) ins Landhaus geladen;  
„er läßt die neue Tapizereien aufziehen; es wird gar stattlich  
„zugesehn. Der Cit\*\* ist Hofmeister; der von Attimis  
„(Attens) will sich freut lachen, daß es so fürnterlich  
„zugeht (!)“

Ein ferneres Schreiben erhielt der Erzherzog mit der Sig-  
natur „Datum auf dem See, den 6. October Anno 1598\*\*\*.“  
Wir lesen darin nebst vielem andern: „Ich habe heute einen  
„Handel mit den Berordneten gehabt, wie Dir der Harrer  
„(Sekretär der Erzherzogin) zuvor geschrieben hat, von wegen  
„der Schlüssel zu der Pfarrkirche. Heute bevor ich wegge-  
„hen bin, habe ich sie vor mich gefohert.“ (Die  
„Schlüssel zur Stadtpfarrkirche St. Egidien, welche seit 30  
„Jahren die Protestanten inne hatten, die nun die Berordneten  
„der Erzherzogin zurückgeben mußten, welche sie dem Dekan zu  
„Maria Saal als berechtigten katholischen Pfarrer zustellte\*\*).  
„Mein Ferdinand! jetzt bin ich auf dem See auf Welden  
„(Welden) zu; wir haben gleich die Pstanei gehungen, der  
„P. Anton, Caspar der Tonmeister, der Vub Valentin,  
„Harrer, Dreiner, Eggenberg, Sibonia (Nieder,  
„Börsam, später in Spanien vermählte Wäsin Paraja)  
„es ist eine gute Pstanei gewesen. Ich wollte, ich könnte Dich  
„zu mir wünschen, es hat gar viele Enten, Du hättest wohl  
„zu schießen.“

Von Spittal schrieb die Erzherzogin den 8. und 9.  
October, im letztem betrifft der Böckermärker Spud-  
geschichte: „Ich schide Dir hiemit, was den Geist zu Bö-  
„ckermarkt anbelangt. Du wirst seltsame Sachen sehen; ich  
„glaube, daß es ein rechter Betrug-Geist ist, der die Seelen  
„verführen will.“ In der Nachschrift: „Die Beschreibung  
„vom Geist wirst Du noch empfangen; dieneil aber ein heil-  
„loser Vube, ein Zinnzieher, darin vermeldet wird, so glaube  
„ich, es wäre gut, daß du denselben zu Dir nach Gray  
„forterest, doch unwogesehener Dinge, daß er nicht wisse,  
„warum er vorgefohert wird, und daß man ihn recht wohl  
„und fleißig examinire, ob es ein rechter oder böser Geist  
„ist; denn der Vub weiß viel.“ — „Hätte ich in Willach  
„um einen Tag bleiben können, ich wolle gewislich die Kirchen  
„auch eingenommen haben, wie zu Klagenfurt.“

Von Wien; und schrieb die Erzherzogin Ebendenselben  
am 12. October: „Die Wasser sind gar nicht groß (troy des  
„vielen Regens), der Weg aber graufam böß. Wir ziehen auch

„wie die Schneden. — Ich wollte, ich könnte Euch die Perchen  
„fangen sehen. Des Geists halber wirst Du schon empfangen  
„haben; ich glaube, der Zinnzieher wird wohl wissen, wer er  
„ist; ich will gern hören, was Herr Ray (von Schra-  
„teubach, der Erzherzogin Oberhofmeister) davon halten  
„wird. — Ich verwunnere mich, sehr, daß Du keine Reb-  
„hühner finden sollst. — Da Du zuhieden wärest, wenn ich  
„gar nach Spanien zöge, so traue es mir; ich will sehen,  
„wie es sich thun läßt, ziehe ich mit.“ Maria die Erzher-  
„zogin Mutter that es, um ihrer Kinder und Desterreich  
„willen, das mächtige Spanien mit ihm zu verbinden, und  
„achtete nicht zahllose Beschwerden und Gefahren zu Land  
„und Meer!

Noch eine Freude sollte die Erzherzogin Maria  
erleben, neben so vielem Schmerz; denn zwei blühende Töchter  
waren geboren, die eine als Braut, die andere als Gattin;  
Maria Christine fand sich genöhigt von ihrem bösen  
Gatten Sigmund Bathori sich zu trennen; sie und ihre  
Schwester Eleonora verschloffen sich in Klosterinsamkeit.  
Die Erzherzogin Maria Magdalena jedoch wurde im  
Jahre 1608 an den Großherzog von Florenz, Cosmas II.  
von Medizis, vermählt — die erste des Hauses, die ihren  
Ehden betrat, von dem die Nachkommen eines Erzherzogs  
Leopold, dessen musterhafte Regierung in Europa zum  
Sprichworte wurde, in neuester Zeit auf die bekannte Weise  
wieder fortziehen sollten.

Ihr Einfluß bei allen Reformen Ferdinand's war  
entscheidend, ihr Scherzlicht erkannte schnell die brauchbaren  
Leute, und ihre Klugheit wußte die Feindseligkeiten unschädlich  
zu machen. Letztere bemühte sie besonders in dem traurigen  
Bruderzwist zwischen dem Kaiser Rudolph II. und seinem  
Vater dem nachherigen Kaiser R. thias. Die Protestanten  
in Ungarn hatten sich mit denen in den deutschen Erklä-  
ndern verbunden, jener Zwist ihnen in die Hände gearbeitet und  
der Tag war nicht ferne, wo Ferdinand II. von den  
Rebelln auf die Zimmer in der Burg zu Wien beschränkt  
seyn sollte. Erzherzogin Maria warnte ihren Sohn, den  
Einladungen und Versprechungen beider Theile zu folgen und  
hat ihn, nach der römischen Königskrone, die man ihm bot, nicht  
zu langen. Obwohl schon krank, erntete sie bei dem heranna-  
henden Sturm in Ferdinand's Abwesenheit zu Regens-  
burg in Innerösterreich die Landesbewohnung, suchte  
in Spanien und Florenz Geldhilfe, schrieb an den heiligen  
Vater und den Erzbischof von Salzburg und drückte, ohne  
den Sohn mehr zu sehen, am 29. April 1608 ihre Augen  
im Todeschlummer zu. Christlich standhaft und ergeben, wie  
sie gelebt, nachdem sie das 58. Lebensjahr bezogen hatte.

Ihr Charakter als Gattin, Mutter und Frau bleibt der  
Bortwurf unseres Beschlusses.

## M a r t u s

am Grabe des Fräuleins F\* W\*.

Frei und doch düstern Ordenslebens nun entsunden,  
In jenen Klümen, wo kein Schmerz, kein Leid dich quält,  
Lebt nun Dein etler Geist; im Grab die Hölle rührt. —  
O senf' herab, unraucht von selgen Harmonien,  
Mit dem seht ein Ehor von Engeln Dich entzünd,  
Ein Wort des Trostes noch, der Mutter grabebeugt,  
Noch einen Bid, den Fremden, die Dich erwidert liebten,  
Er stillt den Schmerz, nährt Hoffnung uns auf Wiederseh'n.

— n —

\*) Unangenehm, garstig; damals erstirbt der Postweg, die Landstraße  
nach Wardenburg noch nicht, die erst unter Kaiser Karl VI.  
von Klagenfurt aus dahin angelegt wurde.

\*\*) Ein hanischer Bettmann, welcher der Braut des Königs en-  
tauensgeschickt werden war.

\*\*\*) Wenn man vieles liest, wie die Mutter des nachmaligen Kaisers  
und zweier Königinnen, damals die Fahrt über den See dem  
Landwege vorzog, wird man unwillkürlich an die nahe Vergan-  
genheit und eben so nahe Zukunft erinnert, die uns den Genuß  
der Dampfschiffahrt entziehen soll. Wohl ist kaum ein zweiter  
Brief an dieser Stelle geschrieben worden, am wenigsten von so  
hoher Hand.

\*\*\*\*) Handbuch der Geschichte Kärntens. II. Band. 2. Heft. S. 213.



## Märchen aus Kärnten.

### 1. Vom Königshofe, der im Paradies gewesen\*).

Ein alter König hatte einen einzigen Sohn, den er sehr gut erzieht. Da geschah es, daß der König in eine schwere Krankheit fiel und dem Tode nahe war. Und da ließ er auf Totenbetten nochmals seinen Sohn zu sich rufen, gab ihm Ermahnungen und Lehren und bat ihn, daß er gnädig seyn solle gegen seine Untertanen. Hierauf verschied er und ward allgemein betrauert. Als nun der Königshof den Thron bestieg, reedete ihm die Mutter zu, sich ein Weib zu nehmen. Aber der Königshof wollte das nicht und weigerte sich eine Weile standhaft. Aber so sehr er sich auch weigerte, seine Mutter und sein Volk drangen in ihn und er mußte endlich nachgeben. Er heirathete eine Prinzessin, die so schön war, daß sie das ganze Volk anbetete; und es wurde die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert. Nach der Tafel entfernte sich der junge König aus dem Saale und ging in den Hof, um frische Luft zu schöpfen. Da sieht er im Hofe ein weißes Pferd stehen und einen jungen Burshen daneben, und der junge Bursh sagt zum Königshofe: „Sehe Dich auf den Schimmel und reite mit mir, Du wirst was sehen“. Und der Königshof setzte sich aufs Pferd und reitet mit dem Burshen fort. Er reitet und reitet weit, weit, und kommt zu einem großen Gartenher. Da blieb der Schimmel stehen; sie stiegen ab und gingen hinein. Da war dann ein großer Garten und eine Menge Leute und eine Menge Blumen und Obst. Und die Leute waren alle so freundlich untereinander und sie gaben ihm Obst zum Essen und Blumen zum Schmucke. Von da kamen sie in einen zweiten Garten, der noch größer und schöner war als der erste. In diesem sind sie auch eine Weile gegangen und dann kamen sie zu einem dritten. Dieser aber war der allerhöchste. Nachdem sie nun auch hier eine Weile sich aufgehalten und von den köstlichen Früchten des Gartens gegessen hatten, sagte der Bursh zum Könige: „Zeit gehe nur wieder nach Hause“. Wie der Königshof wieder zum Gartenher kam, stand der Schimmel noch da. Und er setzte sich auf denselben und ritt wieder fort. Aber wie er zu seinem Schlosse kommt und da absteigt, kommt ihm ein ganz fremder Förstner entgegen und fragte ihn, was er wolle. „In mein Schloß“ sagt der Königshof; der Förstner aber erwidert, daß dieß Schloß ein Kloster wäre, das wollte der Königshof nicht recht glauben und der Förstner führt ihn dann zum Abte. Der Abt aber schlug alle Väter nach und findet endlich in einem uralten großen Buche, daß der vieler Zeit der letzte König verloren gegangen sey, und an diesem Tage waren gerade dreihundert Jahre seitdem verstrichen. Hierauf veranstaltete der Abt dem Königshof zu Ehren ein großes Fest und es wurden Viele dazu eingeladen. Aber so viele Speisen auch da aufgetragen wurden, der Königshof genoss nichts davon. Da gab er denn endlich den vielen Drängen nach und ob. Wie er aber nur ein Bäcklein von der Speise auf die Zunge gebracht hatte, wurde er sogleich ein Steinallte

\*) Vgl. *Wannbar's Germanische Mötchen* pag. 394—520, wo über die germanische Anschauung vom Paradies und Himmel (Engelstanz) und den Umgang zu denselben (Gartenher) ausführlich gesprochen wird; — ferner noch die Sage: Das Brautpaar von Tilleda bei Gottschalk's Riederburgen und Beschlager's Deutschlands, pag. 242; *Bühling's* Wellfagen, Mäthen und Legenden, Leipzig 1821, pag. 351. *Weglein's* Sagenbuch des Böhmerlandes IV. 23; — die Sage vom Fiegenbirten am Koffhäuler, bei *Ottmar's* Wellfagen, pag. 163 und *Bühling*, l. c. p. 327.

Männchen und das Gewand begann an seinem Leibe zu faulen. Da ließ ihn der Abt in ein Bett bringen und mit den Sterbsakramenten versehen. Bald darauf ist er auch gestorben. — Wo ist er gewesen? — im Paradies.

### 2. Vom Balzmannnd\*).

(Im Glantzhaler Distrikt).

U Stiasmuatar w'ar an Nabl feind und schickt si mit'n in Wintar in Wald aufse Koapar zan Klamb'n. S' Diabl grad w'anander furt aufse in Wald. Da himmt of an'af an ungreger W'anne zuege und fr'agt se: Diabl wo geast hin? — „Nai, ma!', Koapar sell i klamb'n geast hiaz in Wintar, i' jagt's Diabl und verzöfft ihm h'alt, w'as g'schegn war. Ne, — der W'anne haift se mitgean und stahret se a biol eine in Wald of a Fratt. Und do bl'ast er in Schnea w'ad, und bl'ast und bl'ast h'alt, bis laner mehr dort w'ar. Da w'ars lei roat w'ar Koapar. Und s' Diabl nunt h'alt mit, w'as es neaman f'ann. Wie se ab'r j'hans himt und d'as der Stiasmuatar bringt und verzöfft, schickt d'as glei ihr agne Tochter, d'as g'hastig's Diabl war, in Wald aufse an Koapar. Nichts himt der W'anne wider zueg'n und fr'agt's Diabl: „Diabl, wo geast hin?“ S' Diabl aber sagt: „W'as brauchst du d'as w'eiß'n, i geast bi j'a nir an.“ Af d'as hat aber d's Rannle se geis'n.  
Valentin Pogatschnigg.

## Auszüge aus den Memoiren des Prinzen Eugene Deuabarvais, Vizekönigs von Italien.

Veranlaget von Du Cassé.

Uebersetzt und für die Carinthia insamengekelt von  
Paul Freiherrn von Herbert.

(Fortsetzung von Nr. 2.)

VIII. Band. 22. Buch.

Zum Schlusse dieses Buches reasumirt Du Cassé das Vernehmen des Vizekönigs während der unheilvollen Campagne von 1812, so wie seine der Armee geleiteten Dienste und die neuen Ansprache auf Ruhm, die er sich erworben, wie folgt.

Eugen, ohne Groll über die Trennung seiner Mutter vom Kaiser, ohne andern Ehrgeiz, als verwendet zu werden, wie es Napoleon gut dünkte, ohne andern Wunsch als sein Leben mit seiner Familie in dem Lande, wo er um seiner hohen Tugenden willen geliebt und geschätzt war, zu enden; Eugen, vor Allen der Mann der Pflicht, widmet sich zu Ende des Jahres 1811 vorzüglich der Organisirung seiner Armee für den bevorstehenden Feldzug. Zum Anfange des Jahres 1812 ist alles bereit, 40,000 gute, durch ihn gebildete Soldaten überschreiten die Alpen, 40,000 Andere sollen die innere Ruhe im Königreiche Italien erhalten. Im März hat er Befehl, sich nach Paris zu begeben, um seine Instruktionen zu empfangen; er trennt sich von den Zeugnissen, verläßt ein ruhiges, glückliches Leben, ohne den geringsten Schmerz zu zeigen.

\*) Die Idee, welche in diesem Märchen liegt, findet sich, wenn gleich in etwas anderer Form, in der Sage vom Ritterknecht auf dem Koffhäuler bei Ottmar's Wellfagen, pag. 134; *Bühling*, pag. 320 — die fremde Stiasmuatar in *Wimm's* Kinder- und Faunmärchen: Bräuerchen und Schwesterchen.

Schon hat er die vielleicht unmäßige Ruhmbegierde, welche sein jugendliches Herz zu heftig pochen ließ, bejähmt. Das Gefühl der Ehre, der Pflicht, der Dankbarkeit gegen seinen Gönner, den er immer dafür anah, wohin seinen auch eine herzlose Politik reifen mochte, geboten ihm alles, was er liebte, zu verlassen. Eine glänzende Zukunft, die Aussicht auf den Thron von Polen, konnten ihn nicht verführen. Ganz seinen Pflichten als Soldat und General sich weibend, fährt er mit vollendetem Talte, mit wunderbarer Kriegserfahrung und befähigter Eorgfalt die 80,000 Mann, die ihm anvertraut sind und welche ihn anbeten. An ihrer Spitze überschreitet er den Niemen und trachtet mit Eifer und Energie den ihm gewordenen Auftrag zu erfüllen. Seine Abneigung gegen den König von Neapel überwindend, unterstützt er ihn, aus vollen Kräften, und mit eben so viel Umsicht als Glück, in den drei Tagen des Kampfes, den Murat mit dem Feinde bei Drowno kämpft. Er nimmt Theil an der Niemenschlacht an der Woskewa, erobert die große Redoute, und trägt wesentlich zum Erlolge bei. Beim Rückzuge bildet er die Avantgarde. Napoleon will durch Malu-Zarodskoy vorbringen. Eugen kennt die Wichtigkeit, welche der Kaiser auf die Einnahme dieser kleinen Stadt legt, er erobert sie, und hält sich mit 18—20,000 Mann einen ganzen Tag gegen die ganze 80,000 Mann starke Armee von Kuturow. Einige Tage später sichert er den Sieg Davonoff's bei Wasna durch seine trefflichen Dispositionen und durch seinen persönlichen Muth. In Kraonó durch 25,000 Russen abgeschnitten, kämpft er, nachdem er den ganzen Tag an der Spitze von 6000 Mann, aber durch Ermattung zu Grunde gerichteten, Soldaten gekämpft, die Wädhamslet des Feindes, dem sich zu ergeben er verweigert hatte, entschlossen lieber zu Grunde zu gehen, als den Generalen Alexander's seinen Tegen zu übergeben. Durch eine der kühnsten und geschicktesten Bewegungen vereinigt er sich in Drowa mit dem Kaiser, und steigt dann dem Marschall Ney zu Hilfe, unelkümmer, welche Gefahren er mit dem schwachen 4. Corpé gegen den Feind marschirend zu bestehen hat. Zu Smorgoni erlebte er die Abreise des Kaisers, er ist genöthigt unter den Verfehlen Murats zu bleiben, und gehorcht mit schwerem Herzen. Er kämpft, das Gewehr in der Hand, wie ein Soldat, um den Russen in Wilna einige Opfer zu entreißen, während es ihm leicht wäre, Rowno mit dem König von Neapel zu erreichen. Er seht, ohne sich je von dem Rest seines unglücklichen 4. Corpés zu trennen, einen fürchterlichen Rückzug des Marienwerder fort, indem er mit gewissenhafter Genauigkeit die Wädhle eines Opfers, den er nicht liebt, ausführt. Endlich weigert er sich in Posen ein Commando feindlichen Streitkräften zurückzugeben; ihre Märdten verlassen sie; sie muß neu organisiert, mit neuen Waffen versehen, vom gänglichen Unter gange gerettet; ihr Meral muß wieder ausgerichtet werden, sie muß so weit erhalten werden, daß sie die Verstärkungen noch erwarten kann.

Eugen wagt sich an diese schöne aber schwere Aufgabe, er fühlt den Muth und die Energie, sich dieser neuen Pflicht zu widmen, wozu Napoleon's Schwager, der berühmte Murat, nicht die Charakterfestigkeit besaß. Aber es ist eine Pflicht, und das ist Eugen genug.

Und doch bleibt Thier's eifrig kalt in seinem Urtheile über Eugen. Aber es liegt ja schon Anerkennung in den Worten Napoleon's: „Mein Genb, übernehmen Sie das Commando der großen Armee: ich bin betrübt, daß ich es Ihnen nicht bei meiner Abreise übergab; ich schmeichle mir, daß ich dann nicht so große Verluste erlitten hätte ic.

23. Buch.

Am Schluß folgt wieder eine kurze Betrachtung über das Verhalten des Kaiserthums in den ersten Monaten des Jahres 1813, welche mir würdig scheint, hier aufgezeichnet zu werden.

Der Prinz Eugen hatte also mit eben so viel Glück als Talent die schwere Aufgabe, welche ihm durch die Abreise des König von Neapel zu Theil geworden war, erfüllt, eine Aufgabe, der er sich im Dienste Frankreich's zum Heile der Armee gewidmet hatte. Er hatte es erreicht, mit 10,000 Mann zerstückter Truppen die russische Armee aufzuhalten, im Angesichte eines zahlreicheren Feindes einen gefährlichen Rückzug zu bewerkstelligen, indem er nur Schritt für Schritt das Terrain preis gab. Endlich nach 6 Monaten, unangeseht im Gelechte, glorreicher Kämpfe und geschickter Wandervers, hatte er eine so starke Armee bilden können, daß er dem Kaiser 80,000 Mann kriegstüchtige Truppen übergab. Er war so glücklich, entscheidend zum Erlolge eines der schönsten Siege des Kaiserreichs beitragen zu können (Pögen); und begab sich nach Italien, um auch dort Frankreich und seinem Adoptivvater mit derselben Treue, Hingebung und Umsicht zu dienen, mit der er stets seinen Obhliegenheiten nachgekommen war.

(Werden fortgesetzt.)

## Eine Husarengeschichte.

(Aus dem österreichischen Soldatenkennb.)

Wenn dich der Zufall, lieber Leser, in die freundliche Garnisonstadt Klagenfurt führt, so wirst Du wohl nicht verschlen, den nur eine Stunde von der Stadt entfernten Werdersee zu besuchen, an dessen rechtem Ufer sich die Heerstraße nach Italien hinzieht, während drüben am andern Seerande mächtige Alpenhäupter und dunkle Fichtenwäldungen ihre Schatten auf den stiefelauen Wädherspiegel werfen, der statt und funkelnd wie eine Kristallkugel in seinem grünlichrauhem Bette ruht. — Fast am Schloße Veretta, das auf einer kleinen Anhöhe am untern Seerande liegt, mündet ein Canal, der sich bis Klagenfurt erstreckt, der zu den sogenannten „Holzflößen“ und zu einem Baarentransporte von den nächsten Wädhersähen am See nach der Stadt benützt wird. An der linken Seite des Canals — von der Stadt aus läuft in einer geraden Linie zwischen einer Pappelallee die Heerstraße nach Italien, worauf sie aber, etwa eine Viertelstunde von dem Schloße Veretta entfernt, den Canal verläßt, und über eine Brücke führet, sich, wie früher erwähnt, dem rechten Seufer anschmiegt. Vor dieser Brücke erklüdt jedoch der Wanderer näher der Stadt noch eine zweite Brücke, und in fernem derselben an der Chausée gelegen, ein Wirthshaus, jetzt der „Schattenhof“ genannt. Geht er nun von diesem der Stadt zu, so bemerkt

\*) Eugen weigerte sich, den Murat das Armeecommando definitiv anzunehmen, aber er übernahm es provisorisch bis zur Befähigung des Kaisers.

er zur Rechten etwa hundert Schritte von der Barrière ein ebenerdiges Häuschen, gleichfalls hart an der Hauptstraße gelegen, mit grünen Fensterläden und einem morschen Schindeldache, in so ferne nämlich dasselbe seit meiner jetzigen langen Abwesenheit von jener Gegend nicht ausgebessert oder durch ein Ziegeldach ersetzt worden ist. Dieses Häuschen, welches vor vielen Jahren eine Schenke gewesen, ist nun der Schauplatz unserer „Husarenfeste“.

Es war nämlich in dem denkwürdigen Jahre 1809, als sich die französischen Heerführer aus Italien nach dem Inneren Oesterreichs wälzten, und bei Malborghetto und am Predel die von den Hauptleuten Hensel und Hermann heldenmüthig verteidigten Blockhäuser überwältigten. Das österreichische Corps, welches in und um Klagenfurt stand, rüstete sich zum Rückzuge, denn es konnte der französischen Armee unter dem Bickönig von Italien, die schon in Villach eingedrungen war, wegen der Minderheit seiner Zahl unmöglich nachhältig widerstehen. Nach dem Abzuge der Truppen herrschte eine Leidenstille in der Stadt. Nur hier und da wurde noch ein Wagen mit werthvollen Effecten oder Breviant eiligst gepackt und der kaiserlichen Artilleriegarde nachgeschickt, während die Bewohner in ängstlicher Spannung dem Einzuge des gefürchteten Feindes entgegenfabten. In jenem erwählten Häuschen aber, das damals eine Bier- und Branntweinbende war, bot sich ein eigenthümliches Schauspiel dar. Vor dem Hause, an einem Platze angeordnet, standen drei vollständig gekläumte Husarenpferde und ließen sich das frische Heu wohlkühnend, während drinnen in der Schänke ein Husaren-Corps und zwei Husaren saßen, die den Müßiggängern verschiedener Art wieder zusprachen und ein munteres Ungarisch mit Sperr- und Schelzler-Compagnament sangen. Vergebens bemühte sich der leidenschaftliche Wirth, seine Gehäufte und ein paar Hausgenossen den Husaren begreiflich zu machen, daß „die Franzosen gleich da seyn werden, und dann das letzte Stündlein für die tollkühnen Reiter so wie für die Hausbewohner und ihre Habe geschlagen habe“. — „In der Stadt“ bemerkte der Wirth im weinerlichen Tone weiter — „sich kein einziger kaiserlicher Soldat mehr, der letzte Rest sich schon vor drei Stunden dem Hauptcorps nachgezogen, und die Ankunft der Franzosen könne jeden Augenblick erfolgen.“

Die Husaren aber lachten zu allen diesen Vorstellungen und meinten, ihre Säbel seyen so scharf und ihre Pferde so schnell, daß sie sich durch die ganze französische Armee durchhauen und selbst noch ein paar Gefangene mitnehmen könnten.

Der Wirth wollte es eben versuchen, ihnen die Unmöglichkeit der Ausführung einer solch abenteuerlichen Idee einzulehend zu machen, als das Schänkenmädchen mit dem Ausrufe: „Jesus Maria! Sie kommen, sie sind schon da!“ in die Stube flüchtete.

Im Nu waren alle Bewohner des Hauses verschwunden, um sich in alle Winkel zu verziehen, während die drei Husaren ruhig an ihrem Tische sitzen blieben, und die dampfende Pfeife im Munde der Dinge harrten, die da kommen sollten. Von der genannten „ersten Bräde“ her wirkelte auch in der That eine Staubwolke auf, und wenige Augenblicke später sprengte im gestreuten Galopp eine sieben Mann starke französische Reiterpatrouille aus Chasseurs à Cheval bestehend mit gespanntem Karabiner gegen das Wirthshaus der Stadt zu. Als die Chasseurs in die Nähe des ersten kamen, und die Husarenpferde mit den kaiserlichen Schabracken vor dem Hause erblühten, hielten sie an, und bemächtigten sich, als sie die drei Husaren am Fenster sahen

sahen, sofort der Pferde. Hieraus forderten die Franzosen mit angeklagtem Karabiner die Husaren zur Uebergabe auf, die auch willig dem Rufe: „Rendez les armes“ Folge leisteten und ihre Waffen den Chasseurs überreichten, um durch eine Zeichenrede um die Günstigkeit, ihre Pferde zur Reize trinken zu dürfen. Die Chasseurs, selbst vom Durste geplagt, willigten ein, und traten, nachdem sie einen Wappstein draußen bei den Pferden ließen, in das Schänkenzimmer. Die Haupttruppe der letzteren war noch eine starke halbe Stunde entfernt, und sie glaubten sie Zeit genug zu finden, einen lebenden Trank zu sich nehmen zu können.

Die Husaren priesen den Chasseurs, als besonders erfreulich, das in Kärnten eigenthümliche „Steindier“ an, welches dort in großen massiven steinernen Krügen freezug wird, und begaben sich — da kein Hausbewohner zu sehen war — mit ihren Ueberwürfen in den Keller, wo sie ein Duzend solcher Krüge füllten.

Nach der Schänke zurückgekehrt, brachten die Chasseurs, zuerst über ihren „Auszug“, einen Test auf ihren Kaiser Napoleon an, und leerten die Krüge bis zur Nagelprobe, worauf sie natürlich von Neuem gefüllt wurden, während welcher Operation der Husaren-Corps mit seinen zwei Kameraden schnell einige Worte in ungarischer Sprache wechselte, die mit einem befälligen Kopfnicken aufgenommen wurden.

Mit den frischgefüllten Krügen in der Hand erhoben sich nun die drei Husaren und gaben ihren Feinden zu verstehen, daß sie — nachdem sie — die Husaren mit „auf die Gesundheit des Kaisers Napoleon“ getrunken hätten, — nicht mehr als recht und billig sey, wenn jene, die Chasseurs — nun auch einem Test zu Ehren des Kaisers Franz I. Bescheid thäten.

Die Chasseurs stimmten laudend bei, worauf die drei Husaren sich erhoben und unter lautem Geknurre die gefüllten schweren Steinkrüge mehrere Male in Kreise schwenkten, worauf sie dieselben — statt zum Wande zu führen — schnell wie der Witz und mit aller Kraft den nächsten drei Chasseurs an die Köpfe schmetterten, den Verletzten im Ru Säbel, Pistolen und Karabiner entriffen und mit diesen Waffen drei andere der feindlichen Reiter tot zu Boden streckten. Die Wache draußen bei den Pferden schoß zwar durch das Fenster in die Stube, traf aber zu ihrem Unglücke in dem Getümmel ihren eigenen Kameraden, den einzigen — der von dem Steintrug munter getroffen — noch auf den Füßen stand, und sich gegen die drei Husaren wie ein Bergröcher wehrte.

Als nun der Posten durch seine eigene Ungeheuerlichkeit auch diesen legten der sieben Mann starken Patrouille fallen sah, — gedachte er auf seinem Pferde gegen die Richtung seiner Haupttruppe Reißzug zu nehmen, als er in dem Augenblicke, wo er sich in den Sattel schwingen wollte — von den aus dem Hause stürzenden Husaren umringt nur entwafrnet wurde. Diese waren sich nur mit ihren Gefangenen und den sieben erbeuteten Pferden schnell auf ihre künftigen leichten Kasse, und fert ging es im wilden Karrierte durch die Stadt der österreichischen Nachhut nach, die auch von den verwegenen Reitern mit ihrer Beute glücklich bei Friesach erreicht wurde! —

Leider wollte es und nicht gelingen, die Namen dieser drei Braven und des Regiment, welchem sie angehörten, in Erfahrung zu bringen; indessen möge auch ohne diese Ergänzung dieses lässigen Husarenstück — das wir frei von jeder novellistischen Aufschmückung hier nachzählt — ein Blatt in der reichen Heldengeschichte dieser Väter füllen! — Ehre und Ruhm dem Andenken dieser drei Braven! (X. J. Br.)

## Literarisches.

### Udalrich II. von Kautzka und Otto von Reitenbuch.

Unter dieser Aufschrift lesen wir im 21. Band des Archives für Kunde der österreichischen Geschichtsquellen, herausgegeben von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften; Wien, 1859, Seite 293—350, unter Anführung der Quellen über diesen, aus dem Grafengeschlechte von Treffen entstammenden, Patriarchen eine Abhandlung, welche uns um so mehr interessieren muß, als wir bereits in der Carinthia vom Jahre 1829, Nr. 1, einen Aufsatz über dieses, wie wir aus unklaren Gründen dafür hielten, heimliche Grafengeschlecht, besonders jenen so ausgezeichneten Kirchenfürsten einige ansehnlicheren biographischen Daten lasen. Da dort, des Blattes wegen, die beweisenden Urkunden und chronistischen Stellen aus Kubeis, Neugart, Eichhorn, Hornmayr, den Gurker-Urkunden und den sonstigen Saal- und Cepialbüchern n. c. nicht wörtlich angeführt werden konnten, welche wörtlichen Citate jedoch allein den nicht im Besitze besagter Urkunden Stehenden zur Controle dienen, glauben wir auf die bis zu jenem Zeitraume hinaufreichenden Urkunden-Regesten zur Geschichte Kärntens“ von Gottlieb Freiherrn von Antershofen, wie sie im dritten Theile, dann II. und XI. Bande jenes Archives und auch besonders abgedruckt erschienen, verweisen zu können, und zwar auf die Nummern 259, 283, 284, 330, 332, 349, 356, 379, 396, 420, 421, 426, 433, 454, 457, 463, 481, 483, 490. Die von uns hervorgehobenen Nummern kennzeichnen vollkommen die in jenem Anlasse der Carinthia aufgeführten, in einem Zusammenhange gebracht, Thatfachen und stellen sie über alle Zweifel heraus. Wenn wir hingegen die neuestem im besagten Archive dießfalls erschienene Abhandlung lesen, finden wir (Seite 299 und 314), daß Patriarch Ulrich der Sohn des Grafen Welfrad von Treffen in Krain, und Emma einer gebornen Gräfin von Reitenbuch aus Bayern gewesen sey, während doch die Urkunde Nr. 259 vom Jahre 1141 es darthut, daß Emma eine Tochter Erigand's, Bruders des Markgrafen Starhants von Soune war, so wie die Nr. 420 vom Jahre 1168 es besagt, daß die Besigungen keider, die Schlösser Treven und Tiffen unfern des Dissaacher See's, folglich in Kärnten, lagen. Seite 300, Nummerung 18, finden wir die Behauptung: Herzog Heinrich von Kärnten wäre ein Dentenburg Sulzbacher, Sohn Berthold's, der 1154 starb, auch Markgraf von Berona war, gewesen. Was würde Trudpert dazu sagen, der uns in seiner Geschichte der Spanheimer doch etwas ganz anders darthut? Indessen es wäre zu weitläufig, so einen großen Irrthum widerlegen zu wollen.

Seite 316 wird behauptet, das Eberherrensitz St. Georgenberg in Kärnten (Seite 350) habe zu Eberndorf gehört, dieses durch Patriarch Ulrich, zu Lieb seines Ojtes, Probst von Reitenbuch, welcher zugleich Probst zu Eberndorf gewesen seyn soll. Trudpert ist in seinem das Eberherrensitz Eberndorf betreffenden Nachlasse, welchen der Verfasser sehr Antershofen's Regesten so oft citirt, weiß nicht davon, wie der Verfasser auch sonst diese Regesten mit dem „Archive“ vielfältig zusammenwirft (S. 315, Anmerk. 81.)

Wir glauben, ob der vielen Angaben über die Herzoge Heinrich und Hermann von Kärnten, die Erz Bischöfe von Salzburg, die Bischöfe von Gurk n. s. f. diese Abhandlung dem Verfasser der I. Abtheilung des Handbuchs der

Geschichte von Kärnten empfehlen zu sollen, da wirklich viele auffallende Behauptungen über ihre damaligen Besitzungen, Handlungen und Einrichtungen auf die Beitzerrnisse darin vorkommen. Jedenfalls gibt das Gesagte den Beweis, wie schlecht man auch bei aller Unklarheit von Citaten, Regesten und Dokumenten beraten ist, wenn man von einer vorgefaßten Meinung ausgeht und ohne Zurückziehung der Geographie und Kenntniß der mitgehenden Geschichte eines Landes Hypothesen aufstellt, ja solche geradehin als Thatfachen behandelt.

### Neueste Karte von Kärnten.

Ein wesentliches Kriterium zu einer näheren Kenntniß eines Landes ist eine Karte desselben, die durch Richtigkeit, Genauigkeit und möglichste Vollständigkeit sich auszeichnet. Eine solche haben wir, was unser Land betrifft, durch ein Unternehmen bewerkstelligt, das uns gegenwärtig die hiesige Johann Leon'sche Buchhandlung darbietet. — Es liegt uns eine Spezial-Karte des Herzogthums Kärnten, entworfen und auf Stein gezeichnet von J. J. Paulian, k. k. österreichischem Offizialen im militärisch-geographischen Institute in Wien (Druck von Reiffenstein und Kolsch in Wien) vor, die nach Mäßigkeit die obigen Erfordernisse erfüllt. Die Karte ist 20 Zoll breit und 11 Zoll hoch, umfaßt also 220 Quadrat-Zoll, der Maßstab ist ein Wiener Zoll gleich 5000 Wiener-Klaftern, oder das Verhältniß wie 1 zu 360,000 natürlicher Erden. Beim Entwurf derselben lag die Generalkarteabteilung zur Grunde. — Wie reichhaltig diese neue Karte Kärntens ist, bezeugen vor allen: die richtige und reine Darstellung unserer Hohegebirge sowohl als der kleineren Berge, sogar bedeutender Hügel; die Zeichnung nicht bloß der Städte, sondern auch der Bezirksgrenzen; die Richtungen der Verbindungsmittel, als: Der Gassen, der Landstraßen, ja selbst der vorzüglicheren Fußwege; außer den Städten, Marktflecken und Dörfern auch der einzeln stehenden Kirchen, Kapellen und auch der gemauerten Kreuze; der bewohnten und verlassenen Schlösser, selbst der noch sichtbaren Burgruinen; der bestehenden Berg- und Hammerwerke und Glasbläsen; der Heilbäder und Gesundbrunnen, und, was für Touristen in einem Alpenlande wie Kärnten gewiß willkommen, bedeutender Seehütten. Auch finden wir die Punkte des großen trigonometrischen Netzes mit der Höhenangabe in Wiener-Fuß — ebense die durch historische Ereignisse wichtigen Orte mit der Jahreszahl versehen, endlich die Richtung des Juges der im Vauze begriffenen Kärntner-Eisenbahn bis Villach. Wegen Bequemlichkeit beim Gebrauche der Karte wurde der angegebene kleinere Maßstab vorgezogen, der bei dem großen Berg-Terrain Kärntens zwar die Zeichnungen etwas zusammenbrängte, was aber der Deutlichkeit keinen Abbruch macht. Um aber dem Auge eine schnelle Orientirung zu verschaffen, sind nebst den Landesgrenzen auch der Hauptstrom unserer Heimath, die Draava, die vielen See'n, die Gassen und Landstraßen verständiglich gezeichnet. Noch ein Zug dieser Karte ist, daß auch die angrenzenden Ländertheile bis zum Rande derselben vollständig angeführt sind.

Wir glauben nicht zu viel gesagt zu haben, wenn wir dieser gelungenen Unternehmung unsern vollständigsten Beifall zollen, und uns freuen, dadurch auch den Fremten eine Gelegenheit geboten zu sehen, unser Heimathland zahlreicher zu besuchen, wie daselbe bei seinen geographischen, pittoresken, aber auch lieblichen Schönheiten es gewiß verdient. W.

# Carinthia.

(Fünzigster Jahrgang.)

N. 8.

Sonnabend, den 21. April

1860.

## Lebensbild aus der Vergangenheit.

### Erzherzogin Maria von Oesterreich.

(Wie sie ihren Beruf auffaßt. Ihre Erziehung. Ihr Benehmen gegen Eltern, den Gatten, und als Mutter; gegen die Dienerschaft. Ihr Charakter und sein Ausdruck in Briefen. Ihre Kleidertracht und Vergnügungen. Religiosität und Wohlthätigkeit. Ein kleines Portrait von ihr.)

Das Bild einer Frau zu entwerfen, hält schwerer als jenes eines Mannes. Wie in dem körperlichen Wesen bei diesem die Züge weit kräftiger und ausgeprägter hervortreten, während bei jener die Zartheit der Formen, ihre Rundung und Weiche jede scharfe Zeichnung ausschließen und vorzüglich nur Auge und Mund den äußern Charakter ausdrücken; so ist es auch in geistiger Hinsicht, bei Entfaltung des Lebensprozesses, wo der Mann im Kampfe mit dem Schicksale bei freiem Eingreifen in die Speichen des Lebensrades eine Hülfe von Kraft, Einsicht und weitstehender Klugheit entwickelt, während die Frau, mehr beschränkt auf den häuslichen und gefelligen Jirrel, nur ein sehr bescheidenes Maß jener Eigenschaften anschaulich machen kann.

Wir haben bei Gelegenheit, wo wir die äußern Schicksale der Erzherzogin Maria schilderten, Anlaß genommen, ihre Wirksamkeit, ihren Einfluß zu würdigen, die sie zur Veredlung der Gemüther, zur Erhaltung der Eintracht auf ihre Angehörigen, denen damals die ersten Rollen auf dem Welttheater, wenigstens in Deutschland ungenossen waren, verwendeten. Von einem weitem Ausdehnen zog sie sich vorzüglich zurück. Wenn sie daher in der politischen Geschichte, welche einer Königin Elisabeth von England, einer Kaiserin Katharina II. und andern bedeutenden Frauen gleicher Art, ihre Blätter weicht, nur einen untergeordneten Rang beansprucht, steht sie durch wahre Religiosität und Sittentreinheit, die jenen mangelten, weit über ihnen, und verdient in der Geschichte der Menschheit einen vorzüglichen Platz, welchen jenes, Eingangs angezogene, ihr gewidmete Werk würdig ausfüllt, wovon wir jedoch hier rein die Umrisse und diese im bescheidensten Maße andeuten, und daher das Bild dieser christlichen Fürstin in ihren verschiedenen Beziehungen nur im kleinsten Mignone erscheinen lassen können.

Von Marien's Erziehung am bairischen Hof haben wir bereits Eingangs Mehreres erzählt. Außer Musik und Malerei war die Kenntniß der lateinischen Sprache, damals die

noch gangbare in der gebildeten Welt, in der Diplomatie, die, so man ihr eigen machte; in seinen weltlichen Arbeiten erhielt sie ebenfalls einen hohen Grad Ausbildung. Die Fragen des Tages, die gemaltige Zeit der Reformation, die Parteilämpfe in Deutschland machten auf das jugendliche Gemüth der empfänglichen, reglosen und geistloskaren Prinzessin einen tiefen Eindruck; sie entschied sich mit jenem Ernst und unwandbarer Standhaftigkeit für das Festhalten des Glaubens ihrer Väter, den sie als den wahren erkannte, der die Charakterstärke und Entschiedenheit, welche sie durch das Leben begleiteten, zum Ergebniß jener Eindrücke machte. Was das Verhalten jugendlicher Eindrücke, die Tiefe des Gemüthes, das Beseyn der, dem Menschen am theigsten seyn sollenden, Gefühle der Dankbarkeit und der Gegenliebe, jener Pietät, mit welcher Bezeugung schon die heidnischen Römer den Inbegriff kintlicher Pflichterfüllung gegen Eltern kennzeichneten — am meisten beweist, finden wir bei der Erzherzogin Maria im vorzüglichsten Grade hervortreten. Noch als Gattin, als Regentin eines fremden Landes blieb sie mit Vater, Mutter und Geschwister im engsten zärtlichen Verhältnis. Was nur immer der Liebe Freundliches zu Gebote steht, was kintliche Aufmerksamkeit Angenehmes zu erwinnen weiß, womit einer Schwester Zuneigung und Vertrauen sich bewähren kann, dessen Allen geben die zahlreichen Briefe an ihre Eltern und Geschwister viel-faches und volles Zeugniß. Der Briefwechsel der „unterthänigen Tochter“ mit dem „Durchlauchtigen Hochgebornen Fürsten, gnädigsten Herrn, Herzallerliebsten Herrn Vater“ begann alsbald mit Marien's Ehestand und endigte nur mit Herzog Albrecht's Leben. Ebenso lebhaft war der Briefwechsel mit der Mutter, von welcher Letztern eine Zahl Briefe übrigblieben, die hauptsächlich Sachen verhandeln, welche Frauen betreffen. Dem ältesten Bruder Herzog Wilhelm schrieb sie nach des Vaters Ableben mit eben solcher Liebe und achtungsvoller Obsequenz, besonders als ihr Sohn Ferdinand zu Ingolstadt studirte, indem sie nichts ohne seinem Rath ohne seinem Willen unternahm. Der Ton ihrer Briefe ist ein so herzlich, inniger, daß man im Gegensatz der Geschraubtheit so mancher unserer Tage, von ihrer liebenswürdigen Einfachheit und Treuherzigkeit unwillkürlich gerührt und ergriffen wird.

Maria hatte ihren Gatten, den Erzherzog Karl, aus herzlichster Neigung geheiratet; ein Fall, der auch in spätern Zeiten nicht häufig war; man erinnere sich, daß selbst der Kaiserin Maria Theresia Tochter, wie die Königin Antonia von Frankreich, die beiden Königinnen von Neapel ihre Gatten nie geliebt hatten, und eigentlich nur Maria Christina von Preußen den Prinzen Albrecht von Sachsen-Teschen aus Neigung heirathete. Indessen die

Geschichte der Höfe und großen Häuser und auch so vieler Kleiner beweiset es nur zu sehr, daß selbst aus Reizung geschlossene Eben bei den vielen Zerstörungen, besonders wo nicht erste Sorgen die Bemühte an der Lebensorgie bilden, nicht sehr religiös-moralische Grundsätze als deren Fundament ihren Gang regeln, leicht erkalten, rein sinnliche Aufwallungen bald andern Leidenschaften Platz machen, und die Eigentliebe nur im Wechsel ihre Verdrängung findet. Von allen dem finden wir im ehelichen Verhältnis Carl's und Marien's keine Spur. Maria rieg es an nichts fehlen, wodurch sie des Gemahls Reizung gewinnen, erhalten konnte. Sie nahm Theil an seinen Jagden, nebenbei wohl auch aus eigener Vorliebe. Durch den Bruder verwickelte sie ihm Hunde zum Waidwert. Selbst die Kleidung ihrer Dienerschaft richtete sie nach seinem Geschmack; überall hörte sie auf seinen Rath, seine Ansicht und nahm Bedacht auf alles, was ihn erfreute. Dem Erzherzoge fiel daher jede, noch so kurze Trennung von seiner Gemahlin schwer. Dieses Gefühl drückt sich besonders lebhaft in den Briefen aus, die er im November 1582 von Wien derselben schrieb. Am 7. November traf er dort ein; schon am 9. darauf schrieb er Marien nach Graz, die kaum erst das Wochenbett verlassen, daß ihm das Nichtempfangen eines Kindes von ihr vieles Nachdenken verursachte und er sich nicht eher beruhigen werde, bis er solchen vor sich liegen sehe. Nach drei Tagen besaß er zurückzulehren, er finde nicht Worte es auszudrücken, welche lange Weile ihm noch ihr sey. Er empfand sich „zu tausendmal in ihr treues frommes Dey hinein; Weine in den Schuß und Schirm des Herrn“. Leider, daß der frühe Tod des Gemahls ihr so wahres Mitleid geschäde, von dem ihr noch die Zeugen: ihre Kinder, größtentheils geblieben.

Als Pulschschlag aller Sorgfalt, Aufmerksamkeits, aller Vorkehrungen der Erzherzogin, als oberster Beweggrund aller Gemahinungen an ihre Kinder und der Weisungen an die Lehrer darf mit Recht die Ueberzeugung vorangestellt werden, daß dieselben nicht ihr, sondern demjenigen angehört, der sie als Geschenk ihr gegeben, als sein Eigentum ihr anvertraut habe. An diese Ansicht knüpfte sich die zweite: „wir sind nur zur Mühe und Arbeit geschaffen“. Kraft dieser zwei Richtungen ihrer Lebensanschauung räumte sie Heimlichkeiten und Lehrern die erste Stimme ein, und trat ihrer Strenge und ihrem Anordnungen nie entgegen; so ließ sie es in der Folge geschehen, daß die Erhaltungstage der Erzherzoge auf einen einzigen in der Woche beschränkt wurden.

Zur Arbeitsamkeit wurden die Erzherzoginnen gleichfalls erzogen. Hierzu wirkte die Mutter nicht allein durch Rede und Aufsicht ein, sondern durch eigenes Vorgehen, wie sie selbst vielfältig für die Armen arbeitete. Die Anberrettung von Speisen, das Desillieren von Kräutern und die Compoziererei waren Nebenaufgaben für die Prinzessinen, in welchem zweiten Fache der Hofapotheker Unterricht gab.

Doch auch die Freude der Kinder fand in Marien's Herzen den reinsten Wiederhall. Ihr Bruder Wilhelm überschickte dem kleinen Ferdinand schönes Spielzeug. „Ich vermag es Dir nicht zu schreiben — antworte sie — wie der Bube beim Anblick der schönen Sachen gesprungen ist; er wird je länger desto närrischer; er singt und springt, daß ich oft aus vollem Herzen über ihn lachen muß. Gott behüte ihn mir.“ Dieses war jener Ferdinand, welchen eine Nachwelt so finster dachte, weil er erst an seinem Glauben hielt. Vor allem benötigte sie den Mitleidstag, um den Kindern etwas einzulegen. „Wie wird — schrieb sie — der Bube eine Freude haben? Er spricht unangenehm von dem heil. Mikolau; nur fürchtete er sich, derselbe könnte auch eine Ruthe einlegen.

Das hört ich vom Herzen gerat“. Ferdinand mußte sie fühlen, weil er in seiner kindlichen Unbesonnenheit anerbietige Ausdrücke über seinen Oheim hatte entschlüpfen lassen. So war ihre Erziehung auch mit Furcht verbunden. Für die Erzherzoginnen sollten von Augsburg zwei schöne Rieder zu fünfzig Gulden enttreffen; doch sie kamen nicht — zu rechter Zeit. Jedensfalls mußte in Behandlung der Kinder die größte Einfachheit vormalten, wenn demjenigen des ersten Fürstentums schlechter der Erziehung noch mit Aepfeln konnte göttlich gethan werden, um deren Auspehnung an die Kleinen in seinem Ramen sogar Ferdinand, von Regensburger aus, seine Mutter bittet. Wie sehr sie des Erstgeborenen Erziehung und Ausbildung zu Jungferndt sich am Herzen liegen ließ, haben wir in der Geschichte dieses unfernen Landesfürsten bei einer andern Gelegenheit gelesen\*).

Ihren Töchtern widmete die Erzherzogin nicht nur eine vortreffliche Erziehung, sondern die ansehnlichste Sorgfalt, wie sie standgemäß zu versorgen und in ihrem Gesande aus den reichen Erfahrungen ihres eigenen Lebens zu belehren und zu stärken. Den thatschäfflichen Beweis ihrer Mutterliebe gab sie durch ihre Reisen. Auf der Reise mit ihrer Tochter Margaretha nach Spanien haben wir sie anfänglich begleitet. Doch was waren die geschicktesten Beschwerden derselben durch Kränken der erogen jene in Italien, Spanien und besonders auf der oft stürmischen See bei der Ueberfahrt von Genna. Damals gab es keine Eisenbahnen, keine ordentlichen Poststraßen, Wädhöfe und Sicherheitsanstalten, alles lag noch in der Kindheit, und eine Reise durch die Pisten Lugarns heut zu Tage ist noch eine Annehmlichkeit gegen die Wege, welche die Erzherzogin machte, und zu ihren Kindern zu kommen, wovon und ihr theilweise Begleiter, der berühmte Fürstbischof von Lavant, Stobäus von Palmburg\*\*\*) in seinen heilich kurz gehaltenen Aufzeichnungen einen Begriff gibt. Maria reiste zu ihrer unglücklichen Tochter, Bathori's Gemahlin, 1595 nach Siebenbürgen, dreimal zu ihren beiden Töchtern nach Polen und, wie wir gehört, nach Spanien. Die Rechnungen des Fürstbischofs, welcher das Hofmeisteramt besorgte, lassen uns entnehmen, wie elend, gegen unsere Gewohnheit, man auf diesen Reisen zehrte und zehren mußte, und wie noch weit elender man sich unterbrachte; doch Mutterliebe konnte weder Entbehrungen noch Beschwerden.

Ein nicht minder herzliches und vertrautes Verhältnis fand zwischen der Erzherzogin ihren Hofleuten und Dienern bis zur letzten Stufe herab, statt. Wir besitzen eine Zahl Briefe, wo dieses auf die auffallendste Weise hervortritt. Da diese Stellung gegen Kinder und Untergethene ihrer Rede weder ihrer Urtheile oder Empfindungen den hemmenden Biegel des Wortes anlegte, liegt in denselben Marien's Innerstes vor unsern Miden offen wie ein aufgerolltes Blatt. Unverdeckt gab sie ihres Herzens Gedanken zu erkennen, und man wäre geneigt zu sagen, einerseits die natürliche Empfindung, andererseits das Gefühl, was sie als Fürstin sich erlauben dürfe, hätten sich gegenseitig gesteigert. Diese Saite aber, sollte sie klingen, mußte von außen her berührt werden; der natürliche Grundton war Zartheit, Wohlwollen, eine Herzogswärdigkeit, die auch in dem niedrigsten Diener den Mitdriffen achtete, nach dessen Wohl oder Wehe nicht im Verhältnis der äußern Stellung oder des gesellschaftlichen

\*) Handbuch der Geschichte Krätzens, I. Abtheilung, II. Band. 1. Theil, Seite 106—116, behandelnd Ferdinand's Jugendjahre.  
\*\*) Rede der Bischöfe von Lavant; von Dr. Carlmann Tangl. Klagenfurt bei Proh 1841. Seite 237—242.

Kanges zu fragen sey. Sie trägt nicht nur allein an ihre Kämmerer, sondern auch an ihre Kammernfrauen und Diener Grüße auf, und führt die Dienstbothen des Kindkammers, denen diese sollten ausgerichtet werden, mit Namen an. So schrieb sie z. B. von Unterebrauburg unter 2. October 1596 an ihren Sohn Ferdinand: „Ich schicke Dir hiemit ein Paar Handschuhe, und der kleinen Kathelr (ihrem Ziefhute) und dem Wschl und der kleinen Kestl jebem einem. Größe wie die Martha, Annchen, die Frauenerin“. Wo sie immer konnte, nahm sie sich ihrer Diener und deren Angehörigen an und sorgte, selbst von weiter Ferne her in Krankheitsfällen und Familienleiden für Abhilfe.

Andere anerkennenswerthe Eigenschaften der Erzherzogin waren Geradsinnigkeit, Verschwiegenheit und Förderbarkeit in allen Geschäften. Deutsch seyn, deutsch reden, deutsch herausfagen, waren bei ihr nicht angewöhnt, sondern das eigene Wesen bezeichnende Ausdrücke, zu denen sich die Belege in allen ihren Briefen finden. Wie jeder Bestellung fremd, so war sie auch jedem unethlichen Worte feind. Wir finden daher in ihren Briefen keine geschneitelten, fremdartigen Andeutungen, kein Französisch oder Latein, obwohl sie dessen Vorkommen mächtig, nicht jenes Fettpourri, Gemengsel, vollen wir uns — wir müssen es mit Schamröthe bekennen, — vielfach in unsern Briefen, Journalen bis auf die Kanzeln bedienen und welches oft ebenso der Ausdruck der inneren Zerfallenheit wie der verloren gegangenen Deutschheit ist.

Eine gewisse Heftigkeit, Terheit, aber immer eine heitere Laune und scherzhaftige Ausdrücke salzen und wärmen ihre Briefe. So schrieb sie z. B. an den kaiserlichen Rath Mump; sie gönne dem Erzherzog Albrecht vom Herzen sein Wisthum (Tosch); es sey wahr, daß weder in Kärnten noch in Steiermark viele solche Pfarreien zu finden seyen. — So an Ferdinand: „ich höre gern, daß dem Hanpshauer der Bart wächst, der wir rouschen, wie der Adams; komme ich nach Hause, so will ich sehen, wer dessen mehr hat, Du oder er.“

An Maria gingen die Worte der Schrift in Erfüllung, mit denen sie in Salemons Sprichwörtern (31, 10—30) ein „starkes Weib“ charakterisirt. Eine gewisse Männlichkeit tritt allenthalben in Mariens Charakter hervor. Was sie ergriff, verfolgte sie mit Folgerechtigkeit und suchte überall der Sache auf den Grund zu sehen. Die wenigen Stellen aus ihren Briefen, die wir im vorigen Blatte von ihr anführten, bewiesen es in Bezug auf die Geistesgeschichte zu Böhlermarkt, nach der sie noch von Mailand aus sich erkundigte.

Noch müssen wir, um ihrem ganzen weiblichen Wesen gerecht zu seyn, zwei Beziehungen und vergegenwärtigen, wo dieses in seiner Eigenthümlichkeit herretritt. Vergnügungen und Kleidung bilden von jeher daten die sichersten Probesteine, wenn auch nicht die hervorragendste Licht- oder die Schattenseite des Charakters des andern Geschlechtes. Maria suchte in der Kleidung weniger die Auffälligkeit und jene Auskultation, womit die dem andern Geschlechte angeborne Gewaltsamkeit sich ziert und darin eine der verächtlichsten Lebensaufgaben erldit; bei ihr war hauptsächlich das standesgemäße der äußern Erscheinung das Grundfalsche im Anzuge. Bekanntlich erschien, von ihrem Gemahle ausgehend, im Jahre 1578, als ein wesentlicher Theil der damaligen Polizeigesetze, eine eigene Kleiderordnung, welche vom gemeinen Bauer an bis auf den Grafenstand die bei jedem Stande erlaubte Anwendung von Stoffen und die Verzierung mit Gold, Silber und Perlen regelte. In dieser Hinsicht mochte die Erzherzogin, was das weibliche Geschlecht betraf, eine maßgebende Stimme

gehabt haben, und wie streng sie darauf hielt, damit die bezeichneten Schranken niemand übertrat, beweiset, daß sie einer nicht vom Adel stammenden Kammerfrau, die ihr Bruder Herzog Wilhelm von München sendete, ausdrücklich zum Bedingnisse machte, sie dürfe als solche keine feidnen Kleider tragen.

Maria, so viel wir aus ihrer Ausbildung entnehmen, trug sich in damals üblichen spanischen Costüme, mit langem Mieder, geschlossnem mit Kraus verziertem Halse, Pausche an der Hüfte, gefridten Kermeln, ein Kappchen mit einem niedern weissen Federbusche am Haupte. Wie die spätere Kaiserin Eleonora, die mit ihr große Aehnlichkeit hatte, trug sie unter dem Hofsteide den Buschgürtel und Armkürdner von härten Striden. Was sie jedoch mehr als schalen Kleiderprunk liebte, waren Kreislief und Schmucksachen jeder Art, echter, werthvoller Natur. Johann Freiherr von Rhevenhiller, unser Landmann, kaiserlicher Gesandter am spanischen Hof, welcher aus America dergleichen am fählichsten sich verschaffte, war der Erzherzogin Vorkant.

In Bezug auf Vergnügungen liebte sie Hofeste mit sinnvollen Ausstattungen, Aufzügen und Mummenschanz, ritterliche Spiele, Musik und Gesang; doch dieses nur zu Zeiten, wo sie es angemessen und gebeten fand, bei ausfallenden Veranlassungen, Einigkeit und Aufwand zu entwickeln. Auch hier zeigte sich ihre Verliebe für das Männliche; besonders stellt sie sich uns vielfältig als erfahrene und rüstige Jägerin dar. Schrieb sie dem Sohn, „die Vergnügden sind viel lustiger als jene auf der Ebene, aber auch mühsamer“, sehen wir das Gesagte bestäigt. Ihre Briefe, aus denen wir nur einzelne Bruchstücke liefern, kamen meistens auf diesen Gegenstand zurück. In Mailand, wo sie sich übrigens gar nicht heimlich fühlte, ob der kühlerischen Commedien, Hofart und Leichtfertigkeit und weissen Falschheit — sehte sie sich nach dem Gebüge von Weinburg und freut sich, „daß der Sohn die große Eau einmal ertrapy habe“. Sie schoß intessen auf ihrer Heimreise von Spanien bei München ein großes Thier und holte aus dem spätern Hirschenjagden bei Inzenburg das Versäumte nach.

Auch die Landwirthschaft, diese Hauptaufgabe des damaligen adelichen Landlebens, hatte für sie besondern Reiz. In der Carl an bei Graß, zu Tobel, hatte sie eine Schweizerei. Sie ließ sich auch aus Bayern, selbst den Niederland ein Vieh kommen.

Zwei Eigenschaften, die Krene aller übrigen, dürfen wir, ehe wir schließen, nicht übergehen: ihre Religiosität und Wohlthätigkeit. Ersterer durchdrang ihr ganzes Wesen; ihr Toseyn war ein fortwährendes Leben in Gott, ein Trachten und Sehnen, ihm ähnlich, gefällig zu werden, und diese Ehrfurcht vor dem Heiligsten und Höchsten drückte sich bei jeder Gelegenheit, besonders auch beim öffentlichen Gottesdienste, PrezeSSIONen durch Unmigkeit, Antacht und Demuth aus. Es würde zu weit führen, wollten wir so viele Kundgebungen ihres Eifers für die Ehre Gottes, ihre Anhänglichkeit an Gott geweihte Personen, ihre Ehrerbietung gegen sie und sofort schildern und eingehender beschreiben, welchen überwiegenden Antheil sie an der Wiederherstellung des alten Glaubens in unserm Lande hatte. Damit verband sie eine unbeschränkte Wohlthätigkeit, und es läßt sich schwer sagen, ob ihr Glaube tiefer und glühender oder ihre christliche Liebe umfangreicher und wärmer gewesen sey. Ihr Grundsatz war: „Almosen geben macht nicht arm, Kirchengelien verkmnt nicht.“ Alle Hilfsbedürftigen in Graß liebte sie schlichtweg „die Mutter“. Sie öffnete ihre milde Hand gegen Jeden, der sie ansprach, denn sie war überzeugt, daß die Unmüdigkeit des Empfangenden dem guten Willen des Gebenden keinen

Abbruch thun könne. Sie that wohl, auch mit persönlicher Aufopferung, Gebährden ohne Unterschied des Standes stand sie bei; sie wich nicht von bannen, bis sie nicht geboren, nahm auf einem Strohlager bei ihnen Platz und leistete ihnen geistlichen und leiblichen Beistand. In Spitälern trug sie den Kranken Speise zu, half sie heben, legen, machte ihre Betten zurecht, pflegte und verband ihre oft noch so edelhaften Wunden und scheute sich des niedrigsten Dienstes nicht. Besonders in ihrem Witwenstande trug sie die Sorge um den Gemahl auf die Kranken und Leidenden über. Dieser Anblick des menschlichen Elends ließ sie oft so schweren Prüfungen, des Gatten frühen Tod, der Kinder Verlust, die Leiden einer unglücklich vermalten Tochter, nicht minder die politisch traurigen Ereignisse und Gefahren des Hauses standhaft und mit Ergebung in den Willen Gottes ertragen.

Die Erzherzogin war mittlern Wuchses, länglichen Angesichts. Ihr blaues Auge blickte freundlich an, so wie dieses war ihr kleiner wohlgeformter Mund der lebendigste Ausdruck ihres Gemüths. Ihre blonden Haare, entsprechend dem weissen Tone ihrer Haut, spielten etwas in das Röhliche. Annuth, Beweglichkeit so wie ihr Zustand ließen auf die Lebhaftigkeit ihres Geistes schließen.

Möge dieses ihr Bild, wenn auch nur matt und in Umrisen gegeben, auf fernverwandte Gemüther einen bleibenden Eindruck machen, und die, so als Frauen und Mütter ihren Beruf theilen, sich daran erbauen. S.

## Aus meinem Tagebuche.

Von Gastein ins Anlaufthal bis zum Anloß.

Jeder Freund großartiger Naturscenen, der Gastein mit seiner Heilquelle, dieser Königin aller Thermen, besucht, wird es gemiß nicht unterlassen haben, auch Ausflüge nach den merkwürdigsten Punkten dieses alpenumgürteten, oft wilden und doch lieblichen Hochthales zu machen. Zu diesen interessantesten Punkten gehören vor vielen andern das Köfischachtal, wo man genau die Scharte sieht, durch die man nach Äarnten über den Gletscher des kleinen Glend's ins Kaltathal gelangt, — ferner das imposante, weidenreiche, große Raxfeld mit seinen Gletschern, ausgezeichneten Wasserfällen und vielen Alpenblüthen, wo man von der Straubinger Senkhütte aus mit freiem Auge die Wandterer schon vom Punkte des Uebergangs an beobachten kann, die den Malnigertauern überfliegen, um von Obererellach nach Gastein ober von hier zurück zu gelangen, — dann der 7800 Fuß hohe, nicht sehr beschneit zu ersiehende Gamsstahrlögl, dessen günstige freie Lage eines der lohnendsten Alpenpanoramas darbietet, — endlich das Anlaufthal, das seiner ganzen Länge nach, von Gastein bis in den Raxfeldkessel, fünf Gehstunden und eben so viele zurückfordert. Die ersten Stunden hatte ich mehr als einmal als Ziel meiner Ausflüge gesehen und in ihrer Großartigkeit angefaßt, so wie auch einmal von der höchsten Kuppe des Gamsstahrlögls die herrliche Rundschau in diese unermeßliche Alpenwelt unter günstigen Verhältnissen bewundert, — doch noch immer blieb meine Sehnsucht, auch das Anlaufthal in seiner ganzen Länge zu durchwandern, unerfüllt, wozu vor Allem ein durchaus schönes Wetter erfordert wird, da man auf einer so weiten Strecke kaum zwei Punkte findet, wo man sich bei einem hereinbrechenden Hochgewitter, welches man bei der Enge des Thales nicht vorherseht und das oft die

gräulichsten Verwüstungen anrichtet, geschützt retten kann. Die Begleitung eines vom gleichen Wunsche erfüllten Freundes, und einige vorhergegangene heitere Tage, die auf noch mehrere gleich schöne schließen ließen, brachten meinen Wunsch in Erfüllung.

Es war ein heiterer Morgen, als wir am 12. August 1851 in einer leichten Kalesche unsern Auszug dahin begannen. Eine immer reinere Alpenluft wehte uns entgegen. Der Wasserfall oberhalb der Schreckrüde über die Ache begrüßte uns zuerst mit seinem Donnerrauschen, während die Sonnenstrahlen in seinen Wasserlauf ein wunderbares Farbenpiel zauberten, und der Eiseschein, einst durch die Acheschluten ausgehöhlt, auf der andern Straßenseite das Rauschen des fallenden Wassers so läuschend wiederbegab, als ob der Wassersturz über unserm Haupte donnere. Bei einer zweiten Brücke, über die wir hinüberfahren mußten, öfnete sich das Böcksteinertal, welches sich eine Stunde ausdehnt, und an dessen Ende auf einem lieblichen von der Ache durchschnittenen Wiesenplan die Pfaffenstättlein mit ihrer schönen Kirche, einer hohen, lichten Rotunde auf einem ringum freien Hügel, liegt.

Die Hauptstraße geht nun am rechten Ufer der Ache beinahe immer eben fort. Der Anblick der von beiden Seiten hoch aufsteigenden Alpen gewährt ein schönes erhabenes Bild. Zur Linken ragt der von dunkler Waldung bedeckte hohe Stuhl empor, — im Hintergrunde zieht der schwarze, einst so goldreiche Raxhansberg die Aufmerksamkeit auf sich; ungefähr am dritten Theile seiner Höhe sieht man in der Nähe des Christophs-Stollens das Knappenhaus mit der Aufzugsmaschine, einem 50 Fuß hohen, durch das Stollenwasser getriebenen Rade, dessen sprühende Wasserfunken im Sonnenscheine wie Diamanten blitzen, wodurch mittelst eines 750 Klafter langen Seiles auf einem Kollwagen Kohlen und die sonst eben nöthigen Fahrtsachen hinaufbefördert werden, welcher schwindlichen Fahrt sich auch die Knappen und nicht selten selbst fremde Gäste unterziehen.

Blickt man in die Schlinge, welche der Raxhansberg und das Dirkslahrgebirge, über dessen höchstem Grad die scharfentagte schwarzliche Granitspitze des Tische hervorsticht, bildet und die ins Raxfeld führt, so starrt einem tief im Hintergrunde der blendende Schnee des Schareck's und das schimmernde Gletschereis der Schlapperebene entgegen.

Bevor man zum Patscher, einem großen anscheinlichen Meierhofe, kommt, überseht man auf einer Brücke den Bergbach, der aus der Rohlgrubenerschucht, nachdem er einen nicht unbedeutenden Wassersturz gebietet, der Gasteiner-Ache zuläuft. Zur Rechten über der Ache entfaltet sich ein neues Bild: aus hohem schwarzen Felsenriffe springt der Dirkslahrbach hervor, in der Ferne wie ein flatterndes Silberband erscheinend, und stürzt über mehrfache Felsenvorsprünge auf den Wiesenterrace herab.

Schon nahe dem Raxhansberge, nachdem man die Ache, die aus dem Anlaufthale, das sich nun zur Linken dem Auge zeigt, hervorfließt, und im raschen Zuge der Gasteiner-Ache heult, mittelst der Poffabücke überschritten hat, theilt sich der Weg, deren einer rechts nach Böckstein, der andere links ins Anlaufthal führt — welchen letztern wir einschlugen.

Der Stuhlkloß und der Raxhansberg sind gleichsam die Grenzsäulen beim Eingang ins Anlaufthal. Nachdem wir bei einer Sägemühle und den nun verlassenem einzilgen Berggebürden mit den Helmazoginen verweilt waren, kamen wir am linken Ache-Ufer zum ersten Alpensthor (Gatter-



thor). Hier sahen wir zuerst vor uns die mit Eis und Schnee bedeckten Ruppen des Schindretkopfes und des Hohen Tauern. Etwas über das Alpenthor hinaus verließen wir den Wagen, das Pferd wurde mit einem Sattel versehen, auf dem wir nun abwechselnd bis zur letzten Seehütte im Thale unsern Weg fortsetzten.

An einer großen Koflhütte vorüber kamen wir zu den drei Voralpenhöfen, darum so genannt, weil sie erst dann von der Scannin mit dem Viehe bezogen werden, wenn im September schon Schnee und Eis die höher liegenden Weiden deckt. Diefen drei Höfen nahe fällt der Rathhansberg schroff ab, und bildet eine hohe röhrlige Felsenwand, die das Thomased heißt, neben welcher im Hintergrunde das Höbthaher emporragt. Hier trafen wir in einzelnen Gruppen gelagert oder wandernd viele vornehme Jagdgäste, da eben Sr. kais. Hoheit Erzherzog Johann an der Feuerfäng eine Gensinnsjagd veranstaltet hatte. Unter diesen hohen Gästen waren Sr. kais. Hoheit Erzherzog Rainer, Fürst Lambert und General Gordon.

Der Weg fuhr nun an steinig zu werden, bis wir ein amnatürliches Wäldchen erreichten, das mit einem zarten Wohlgeruch erfüllt war, welcher von dem Byssus Jolius, des ähnlichen Duftes wegen gemeinlich der „Veilchenstein“ genannt, verbreitet wird, mit welchem Moose viele Steine überzogen sind.

Ein zunehmendes häßliches Tosen, wodurch selbst das Rauschen der schäumenden Ache überdort wurde, verkündete uns nun die Nähe eines mächtigen Wasserfalls, den wir auch beim Austritte aus dem Wäldchen zur rechten Seite erblickten, und seine Mächtigkeit in seiner großartigen Umgebung anfaunten. Im Hintergrunde eines Felsenamphitheatres stürzt zwischen den hohen Steinwänden des Thomaseds und Höbthahers das Wasser von einer schwindelnden Höhe, die mit Nadelholz gekrönt ist, über dunkle Felsen weißschäumend herab, und höhle einen tiefen weiten Kessel in dem Felsenrunde des Höbthaherthales aus. (Bei einer späteren Exkursion bis hieher stieg ich über die herabgeschlagenen Felsenblöcke bis zu diesem Bassin hinauf, wo ich ganz in Wasserfall eingehüllt wurde, um den steilen Felsenfang zu sehen, der auf das Höbthaher an dem untern Höbthahersee vorbei über die Wäldchenscharte in die Malniz nach Kärnten führt. Beim beschwerlichen Rückwege, den ich oft von Stein auf Stein springend machen mußte, um das Wasser zu übersteigen, überraschte mich bei einem zufälligen Blicke nach Osten von einem ziemlich hohen Steine aus die Entdeckung: daß man schon von hier aus das bei der Sonne glänzende Schneehaupt des Antolgi sehen kann, das früher vielen Touristen nicht bekannt gewesen zu seyn scheint.)

Im Verfolge unseres Weges, der eine Weile sehr steinig und ermüdend war, kamen wir wieder auf ein Wäldchen, das mit einem grünen Graatpflanz prangte, und gleich einem Monumente in seiner Mitte einen ganz isolirten hohen Gneissfelsen hat, an dessen einen Seite ziemlich hoch ein Angloname mit rother Farbe eingezeichnet:

Devonshire  
Sept. 2. 1841.

Von dieser grünen Dase an wurde der Pfad, wenn gleich nicht steil, doch immer beschwerlicher, denn Steingerölle überdeckt denselben. Das Thal verengt sich immer mehr, die Hie und da stehenden Fäulen und Föhren sind kleiner und verkümmert — ungeheuerer Felsblöcke verstreut oft scheinbar den Fußsteig — mit einem Berd, hier erblickten wir nichts anders als Verwüstung und Verwüstung, die wahrscheinlich Folgen furchtbarer Erdbeben, welche die Felsenwände spalteten

und mit Steinrümern das Thal übersätteten. Ermattet kamen wir endlich wieder auf einen Alpensteig, der zu einer aus unbekanntem Baumstämmen bestehenden Brücke über den Klauzbach führte, die aber auf ihrer Mitte, wahrscheinlich des jenseitig weidenden Viehes wegen, ein geschlossenes Gatterthor hatte. Ueber diese Brücke gekommen ist man nun am rechten Achenfer, wo man den pyramidalischen Spirauekopf in seiner Mächtigkeit erblickt und den Pfad sieht, der von hier über die Feuerfäng in das Rättschachtal hinüberführt.

Doch nicht immer dauert dieser ermüdende und bei nicht gehöriger Aufmerksamkeit auch gefährliche Weg; unvermuthet gelangt man bei einer Wendung wieder in einen stillen, auf seiner grünen Decke zur Luft einladenden Thale, der zugleich einen kühnenden Schatten gewährt, wandert man hier zu einer Tageszeit, wo die Sonne über unsern Scheitel steht, und die erpönten Felsenwände die Sonnenstrahlen auf den Wanderer zurückwerfen.

Nach einer kurzen Ruhe verließen wir diese einladende Dase, und bald darauf erblickten wir ein Naturwunderspiel, das nicht viele ähnliche hat — es ist der Tauernwasserfall, ein von schwarzer, waldbegrenzter Felsenwand herabstürzender Katarakt. Er gewährt ein eigenenthümliches Bild. Der Tauernbach stürzt von der Höhe des Bergrückens, woher er kömmt, daher unmitelbar vom Firmament überblüht — anfangs mit einem Strahle herab, brant dann, in zwei Arme getrennt, die eine zitternde Baumgruppe umschließen, der Tiefe zu, fällt nun wieder vereint an eine Felsabstufung, die er sich anzugewöhnen hat — von da wie ein richter Schiefer auf einen neuen Felsabfah, endlich vereint doch bald wieder vielfach getrennt in das Thal hinab, das er in einen allgemeinen Stauerbein einhüllt. Was dieses Bild noch großartiger macht, ist die ganze Umgebung, in der sich der Wanderer befindet. Alles umher ist wildschön: Zur Linken die grauhaft zerfäulerten Felsen der Feuerfäng, — im Hintergrunde ein dichter finsterner Wald, — zur Rechten, wo der Wasserfall braust, steigen die grauen, in ein mattes Grün spielenden Felsenklippen des Spiraue- und Rauschkopfes, der Steinlahrspeige und des Hochziegltopfes himmelan, — und ist von wechselliegenden Hochwintern der Tauern nach sehr wasserreich, so gewährt dieß Alles ein produktvolles großartiges Gemälde, das gesehen zu haben, gewiß alle Beschwerlichkeit einer Wanderung dahin im vollsten Maße aufwiegt.

Merkwürdig ist diese Gegend auch darnu, da von hier aus Verbindungssteige sowohl über das Steintal als die Felsensteige zwischen der Feuerfäng und der Schobertlahrspeige am Tischlahr hinüber auf die Kadalpe am Reichebengebirge und hinab in die Pagan im Rättschachtal, als auch am linken Ufer des Klauzbaches (bezeichnet durch eine Kreuztafel, am Tauernbache aufwärts über des Steingerölle zwischen dem Rahr- und Hochziegltopf) auf die Schneide des Tauernkogels, die man in drei Stunden erreicht, und nach Kärnten in's See- oder Malnizthal hinab führen. Dieser letztere ist der Weg über den sogenannten Korntauern — auch der Heidenweg geheißen, weil man auf diesem noch die Ueberbleibsel einer breiten Felsenstraße findet, auf welcher zuerst die Urbevölkerung und dann die Römer nach Kärnten hinüber ihren Verkehr unterhielten. Dieser Weg steigt noch jetzt die Anwohner oft mit einer zentnerschweren Last beladen bis zur Scharte des Schindretkopfes empor, wo sie sich dann auf eigene Weiden setzen und mittelst derselben so schnell den Bergabgang ins Malnizthal hinabdrücken, daß sie die Strecke, zu der sie aufwärts vier Stunden brauchen, in einer Viertelstunde zurücklegen, und daß, wie Koch-Stern-

feld sich ausdrückt — „bei dieser Fahrt der pfeilschnell neben fahrende Sehn den eigenen Vater nicht zu erkennen vermag.“ Nach dieser besondern Art zu reisen, hat man auch den Bergabgang Scheinbretzopf, und die neben stehende Felsenkünde des Korntauerns die Breterwände genannt. Dieser Straße, wenn man sie so nennen will — ist von Gastein noch Malnig in Kärnten die kürzeste, und zu jeder Zeit gangbar, was aber wegen den ungemehr großen Schneemassen, Schneelavinen und Wasserfällen aus der, sonst im Sommer gewöhnlich kinstigen Straße durch das weite Raßfeld über den Malnigertauern nicht rätzlich, ja unmöglich ist.

Vom Tauernfalle weg erreichten wir nach einer Vierteltunde einen leeren Viehstall, den Punkt bezeichnend, wo man das eisige Schneepaul des Ankogls, das durch Baumgruppen durchschimmert, erschaunt. Noch mußten wir ein dunkles Wäldchen, aber auf einem moerigen Boden, wo unser Pferd einige Male nicht unketend einlank, durchziehen, und freudig begrüßten wir die letzten drei Senzblüthen am Rande des Radeckessels. Ueberraschend war uns die freundliche Aufnahme der Sennin, die noch ziemlich einem irdischen Bilde Geyner's glich, so wie ihr Antrag, womit sie uns Chocolate anbot, — die ich auch kann in dem besten Strohhaushalte besser fand.

Nach kurzer Raß und Stärkung beschleßen wir, ganz bis in den Radeckessel hinein zu wandern, der wegen seines Reichthums an Mineralien und Pflanzen berühmt ist, und den wir nach einer kurzen Stunde erreichten — und wahrlich reich, ja überreich für unsere Anstrengung belohnt wurden.

Es war Nachmittag's halb drei Uhr, als wir am Fuße des Ankogls standen und zu seinem im Sonnenglance blendend weißen Schneehaube emporstauten. Zur Linken des Beschauers reichte sich an diesen Bergkamm, wie er dort allgemein heißt, der Tischlahrgletscher und die Döllthorpspize, zur Rechten der Plateaukogel, verbunden durch den Ankoglgletscher, dann die Luggauerhärse und Scharte und der Scheinbretzopf. Wir drangen tief in den Alpenstiel hinein, in dem damals gegen 20 Rühr, von einem Hirten bewacht, weilerten. —

Der Ankogel gehört Kärnten und Salzburg vereint an, indem sein Fuß auf dem Grnide beider Länder ruht, und über sein höchstes Schneepaul die Grenzlinie derselben gezogen ist. Von den Erzeigungen des Ankogls, im Salzburgerischen auch der „Unkogel“ genannt, sind mir folgende bekannt: Dr. Muzhar berichtet in seinem Werke über Gastein, daß Se. Kai. Hecht Erzherzog Johann den Gipfel desselben zum erstenmale am 6. August 1828 bestiegen habe; Dr. Anton Rattner beschrreibt seine eigene Erzeigung am dritten August 1843; unser verdiente Landmann, der Kunstfänger Markus Fernhart, der die wichtigsten und höchsten Alpenispitzen Kärntens durch Erzeigung derselben wie kaum ein anderer kennt, war mit dem bekannten Gletscherjäger Neuschäfer bei einer Reise, die er vom kleinen Glend aus, bei der warmen Quelle hoch am Gletscher — (einem Eiskratzer, der einem umgekehrten Trichter gleicht, ob dem Morgens und Abends ein leuchtbares Wäldchen schwebt, welchem Krater man sich aber nicht nahen kann, da fortwährend Eisküde in seine Tiefe, aufgelöst durch die Ausdeffnung der warmen Dämpfe, tellern, und in den Fernhart von einem höheren Standpunkte mit einem Fernrohre sah, und diese Wahrnehmung machte) — verehr nach Malnig machte, im Jahre 1846 zum erstenmale auf der höchsten Kuppe des Ankogls, — wie späterhin zum zweiten Male im Jahre 1852 mit einem andern grätisch Letrou-

schen Revierjäger; — und während meiner Anwesenheit im Heilbade Gastein bestieg ihn am 14. August 1854 eine Gesellschaft von sechs Personen, unter denen der damalige l. l. Bezirkskontrollor von Böckstein sich befand, mit dem ich am folgenden Tage über diese Erzeigung sprach, und der sich unter andern dahin äußerte, daß ihm das Säuleck höher schein als der Ankogel, was aber nach Fernhart's Urtheil eine Verwechslung mit dem Hochalmispiz sey, der in der Nähe des Säulecks emporsteigt.

Die mir vorliegenden Beschreibungen der Rundschau vom Ankogel sind von Dr. Muzhar in seinem schon bezehnten Werke über Gastein, und die des unermüdeten Alpensteigers Dr. Anton Rattner in der Wiener-Zeitung vom Oktober 1843, die sich gegenseitig ergänzen, und die ich durch Fernhart's mündlich mir gemachte Berichte vernehmt, hier einzuschalten mir erlaube, denn der Standpunkt der Rundschau gehört Kärnten und Salzburg gemeinschaftlich und ist folglich auch für unsere Heimath nicht ohne Interesse. —

Das breite, Tod und Ersterben starrende, Haupt des Ankogls fällt nach Süden, Osten und Norden zu beinahe senkrecht ab, und ist rund mit Gletscheris umpanzert. Die etwas gekrümmte Spitze hat an der Vöngenseite ungefähr zehn Klaster, die von Westen nach Osten geht, während sie scheinlich gegen Nord und Nordost umgeben den Ankogel zunächst der Felsenstiel des Radecks, der eigene Gletscher, und die vom Tisch- und Kesselfahrt sich herzubehenden Eisfelder, aus welchen die Zinnen des Hochthors und Tischlerispizes emporragen. Nach Osten und Süden dehnen sich diese Eisfelder fort gegen das große und kleine Glend und in die Malnig hinabhängend. Südlich zieht sich weiter hinaus ein Berggrüden gegen das Schwarzhorn und erhebt sich zum Säuleck und Hochalmispiz hinaus, die zum Theil von Eis umgeben sind und höher schein, als die majestätische Berg selbst. Senft ist alles nahe und entfernte Land, alle Gipfel und mit grünen Alpenmatten bedeckte Berggrüden gegen das Müll- und Drauthal niedriger. Nur die Felsenreihe zwischen dem Gailthale und Italien erschaut man in weitefer Ferne mächtiger wieder emporsteigen, — und in der Richtung nach Tiroel aufwärts immer höher und höher werden.

Der Anblick des unermesslichen Landes gegen Südwest, West und Nordwest ist ungemein erregend und erhaben. Vom Scheitel des Ankogls mag man die Kette der westlichen Urgebirge über den hohen Korntauern, das Schwarze, den Hohen-War, den Sonnenklid, das hohe Wiesbachhorn, zwischen Kaprun und Fusch, die schmale Glednerin, die hohe Kliffel, den Brennkogel — bis zu dem, alle andern Gipfel umher weit überragenden herrlichen Großglockner verfolgen, und schauen, wie zu beiden Seiten dieses Gebirgsstodes die großen Eis- und Schneefelder im Morgenroth glimmern, aus welchen vorzüglich als den Matreier-Eisfeldern der untere Sulzbacher- oder Benedigerispiz emporstarrt, während der Großenebiger vom Großglockner verdeckt ist. Den fernsten Hintergrund schließt eine lange hohe Bergkette zwischen der Krinmel, zwischen Taufer und dem Zillertthale, deren weiße Bände und nebelgrauer Ferne herüber glänzen.

Nach der südlichen Richtung erkennt man auch deutlich die Alpen am Kals und Lienz, die höhern Berge von Birzen und Telferregen, das lange Stromthal der Drau und die ausgezogenen Kalkgebirge gegen Italien, südlich von Kartitsch und Sexten.

Gegen Nordost liegen im Hintergrunde die hohen Berge des oberen Pinzgau's mit schönen breiten Alpenmatten, das hohe Rißbichhorn, die Wände des Kaisergebirges, die Joseferalpen und das Thal der Saale, der hohe Wagman mit ewigem Schnee, der hohe Göhl, die Gotsbergerberge und der mächtige lange Stock des Tännengebirges. Durch den Puez hinaus erblickt man den Geisberg bei Salzburg. Innerhalb desselben — über das Tischfaher hinaus überrascht angenehm der Anblick des Marktes Hofgastlein in der Tiefe, wo man mit dem Fernrohre die Kirche und einen Theil der Ortschaft in ihren einzelnen größeren Bestandtheilen, Fenster etc. vollständig untersuchen kann. Alles andere nähert nördlich und nordwestliche Land, Grestarl, Kleinarl, die Glashau, St. Johann, Hiltan, Katsch und alles mit grünen Weiden überdeckte Gebirge verfließt in nebelgrauer Tiefe. An das Tännengebirge schließt sich die Felsung der Abtenau, dann kommen nordwestlicher die Filzmoserberge und der hohe Thorstein.

Nach Osten zu, in etwas gekrümmter Richtung, fällt die Bergkette ab, verfließt sich zu beiden Seiten in grüne Alpen, hat nur einige Schnee- und Eisefelder bis zum Kurwinkel, und nur die Gipfel des Weißtöds, die Umgebungen des Tappentahrs, das Rothhorn, der Faulkogel, das Mosermandl bemerkt man als ausgezeichnete Berggruppen. Gegen den Katschäckertauern zu überschaut man die Buntschuher-, Turacher-, Judenberg- und die dreigipfligsten Seehaler Alpen.

Gerade gegen Osten erheben sich Land und Berge bedeutend wieder: der hohe Gelling, der Preberspiz, der Hezenstein, die hohe Windstelle, der Pessenstein, und weiter noch in grauer Ferne über die Eisefelder am Thorstein hinaus erkennt man die Alferseeberge, den Gröbmung, den hohen Priel, die Stoderergebirge und die Felsen bei Admont.

Gegen Süden werden endlich bei einem heitern Tage der Grenzzug südlich von Klagenfurt gegen Kraun, die Peye, der Dbiar, der Mittagskogel, die entschieden geformte Gruppe des Terglen, der Manhart und die Grenzberge zwischen Kärnten und Italien sichtbar. —

Kehren wir nun wieder zu unserer Wanderung und in den Kadeckessel zurück. Lange Stunden wir brüderlich vereint im Anschauen dieses schwer zu beschreibenden großartigen Naturgemäthes verweilen, ohne an die weite Strecke, die wir auf dem Heimwege noch zurücklegen mußten, zu denken, bis wir von der sich schon tiefneigenden Sonne aus unserer Betrachtung geweckt, erwachten; und nachdem wir noch einige Blumen, darunter blühende Alpenanemonen als Andenken gepflückt hatten, wobei ich einen graulichweißen Berggryll fand, traten wir den Rückweg an.

In der Seenhütte angekommen, wo der Führer mit dem Pferde unser harrte, verkehrten wir mit besonderem Appetit den Rest der mitgenommenen Biers, und kamen nach wiederholter Beschauung des am Vormittage Gesehenen, Beide zu Fuß, gegen 7 Uhr bei dem Punkte an, wo wir unsern Wagen zurückgelassen hatten, den wir nun wieder bestiegen, und langten, nachdem die Sonne schon lange hinter die Berge hinabgesunken war, in Badgastlein an, höchlich zufrieden mit diesem so vollständig gelungenen Ausfluge, von dem wir uns noch spät in die Nacht hinein in unserm Zimmer unterhielten, und der gewiß immer frisch in unserm Gedächtnisse bleiben wird.

W.

## Arabesken von Friedrich Marr.

(Fortsetzung von Nr. 4.)

### 5. Beim Aue.

Aebenglieden in der Runde,  
Voller, weidmuthreicher Klang!  
Friedensbeschall, Engelskunds,  
Schlummerlich und Lobesfang!

Beidnd macht der Pflüger Panse,  
Schaut empor in's Aendred,  
Und wie eilst im Vaterhause  
Ber' ich zu dem alten Gott —

Der mich hier so theure Baude,  
Wie der Tod sie dort gerich,  
Knäupfen und im fremden Lande  
Eine Heimath finden tief.

Bist du einst beim Aue einsam,  
Schläft im Grab, der dich getödt,  
Bete, Kind, bis Er gemeinam  
Uns den ewigen Himmel gibt!

### 6. Erdenfreunden.

38 die Gedichte nach so eigen.  
1847, ein Hühnerl sagt heraus.

Ei, mein Dörflein, schund und eigen  
Pfeigt du in der Berge Kranz!  
Friedlich schallt Gelang und Reigen  
Bom Gelag und Entetang.

Rech mit Stundenglas und Sippe  
Aus der Gräber stümm Pan  
Lautsch das graue Steingerippe  
Bom Festal, der Knochenmann.

Mag ich auch den Tanz versuchen,  
Baden mich in Laß und Wein,  
Freundlich nicht er durch die Buchen  
Wir den Bettlergruß herein. —

Wenn sich nicht willfährig zelgen  
Mir der Freudenbecher will,  
Denk' ich an den Entereigen,  
Und an dich, du Rabner still!

## 7. Die barmherzige Schwester und der sterbende Krieger.

„Weige, theures Jugendbild,  
„Ueber mich dich, süße Nacht!  
„Mit dem Tuge glaubensmüth  
„Diese letzte Schmerzensnacht!

„Heimathliches Himmelblau  
„Ghünt darin wie sonnig klar;  
„Nochmals seh' ich in der Au'  
„Uns als glücklich Kinderpaar.

„Wieder ist's, als ich' barans  
„Mich ein an' der Himmel an,  
„Als ob strahlend Seltes Haus  
„Seine Werten aufgestan!

„O so laß im Tod mir nur,  
„Laß im Tod für's Vaterland,  
„Mir gelobt mit Kindesstimm,  
„Fromme Schwester, deine Hand! —

Und er lächelt süßen Dant,  
„Wie den Tod sein Ange biht;  
„Auf des Sterbelager sanft  
„Nach die Kiste, sturmgetriht.

### Aus Paris\*).

Ein hierzeitiger Ausenbalt beträgt nun bereits sechs volle Monate und ich möchte am liebsten ganz hier bleiben, denn von diesem Leben und Treiben, von diesen tausend geistigen Anregungen, von diesen wohlfeilen oder ganz unangenehmen Genüssen ist Aug' und Ohr hat man wo anders gar keine Vorstellung. Die Frauen sind ganz bezaubernd und unwiderstehlich. Sie beherrschen durch ihre Schönheit, Lebendigkeit, durch ihr liebenswürdiges Benehmen, so wie durch ihren Geist und Witz die ganze Männerwelt; sie übernehmen alle möglich-; männlichen Beschäftigungen; in allen Handlungsgewisheiten sieht man mehr weibliche als männliche Gemüthe; sie erlernen auch die doppelte Buchhaltung; und erhalten dann als Handlungsbuchhalter sehr gute Bedienungen; man findet sie als Commis selbst in Buchhandlungen, in Verkaufsläden, in Zeitungs-Comptoiren, in Wechselstuben, mit einem Worte: sie können und leisten Alles so gut wie die Männer. Bei allen Eisenbahnen, bei allen Theatern trifft man als Kassiere und Billetter's nur Frauen. Sie besuchen auch die öffentlichen Collegien über Geschichte, Philosophie, Poesie, Literatur u. c. Sie haben sich schon vollkommen emanzipirt, und sich den Männern ganz ebenbürtig gleichgestellt, sie sind in Allem und Jedem das beweisende Princip in Paris.

Ich habe diesen Winter höchst interessante Studien gemacht über Frankreich's Geschichte, Geographie, Statistik, über seine politische Einrichtungen und seinen kommerziellen Verkehr. Eigentlich ist die Rücksicht gewisser Bedienungen, wie z. B. der Notare, Senzale, Waarenzähmeister u. c. Nicht ein Notar, ein Senzal u. c. zu verkaufen seine Erben die erste Stelle für 50,000 bis 100,000 Franke und oft noch theurer; der Käufer muß sich natürlich bei Gericht anweisen, daß er die vorgeschriebenen Prü-

fungen, und überhaupt die gesetzlichen Bedingungen für diese Stelle besitzt. Gewöhnlich kann der Käufer den Kaufschilling nur ratenweise erlegen, und muß sich deshalb schwerere Kaufbedingungen gefallen lassen. Eine eigenthümliche sehr wohlthätig wirkende industrielle Einrichtung ist das Institut der Prud'hommes, das fünf Friedens- und Schiedsrichter zwischen Meister und Gesellen. Diese Prud'hommes werden von den gewerbetreibenden Klassen aus ihrer eigenen Mitte ernählt, und zwar sowohl aus dem Stande der Meister als der Gesellen für die Dauer von mehreren Jahren. Der schiedsrichterliche Ausspruch dieser Prud'hommes hat in geringfügigen Angelegenheiten gesetzlich verbindliche Kraft, nur bei bedeutenden Interessen ist ein weiterer Refers an die öffentlichen Behörden gestattet.

Seit 1. Jänner d. J. ist das Stabtopcomium von Paris bis zu seinen Fortifikations-Mauern zurückverlegt worden; dadurch hat man 16 große Gemeinden mit einer Gesamtbevölkerung von 500,000 Menschen zur Stadt einbezogen, so daß Paris jetzt 1,700,000 Einwohner hat; daher nehmen hier alle Verhältnisse, ganz außerordentliche Dimensionen an. Laut dem kommerziellen Adressenbuche von Paris bestehen hier: 1000 Architekten, 600 Maurermeister, 620 Bildhauer, 1600 Schneidemeister, 1200 große Hotels und überdies noch 300 hotels garnis, wo man nur wohnen aber nicht speisen kann, ferner 900 Weinhandlungen an gros, 3800 Weinhandlungen, 800 Restaurateurs (Kostgeber), 2000 Ärzte und Chirurgen, 220 Zahnärzte, 700 Buchbinder, 160 Verkaufsläden, 650 Apotheken, 140 warme Bäder u. c. — In Paris werden 500 Zeitungen gedruckt, darunter 76 politische Blätter, 30 streng juristische, 35 medicinische, 27 theologische, 42 allgemein wissenschaftliche Blätter, 39 kommerzielle u. c. — Es gibt eigene Journale für Schneider, Schuhler, Maurer, Lebrer, Ostmacher, Friseur's, Bräuer u. c. — Laut amtlichen Erhebungen hat man in den letzten Jahren in Paris 350 Millionen Franke im Durchschnitt jährlich für Bauten ausgegeben. Diese enorme Summe vertheilt sich unter 20,000 Maurer und Steinmetze, ferner unter 6000 Zimmerleute, 7000 Schloffer, 15,000 Bauarbeiter, 4000 Holzer, 2000 Dachbeder, 3000 Pfahler, im Ganzen genommen unter 80,000 Arbeiter. Uebrigens ist zu vermuten, daß ein gutes Drittel davon in den Sad der großen Bauunternehmer fällt. —

### Literarisches.

Seit 1. d. Monats erscheint bei Reber und Markgraf in Prag dreimal im Monate eine neue Zeitschrift unter dem Titel: „Von Haus zu Haus. Illustrierte Blätter für geistige Erholung und Anregung“. Aus dem Programm ist zu ersehen, daß mit diesen Blättern lebendige das österreichische Interesse vertreten werden soll, daß in vorzüglichem Ausmaß die kaiserlichen Oesterreich's Geschichte und Kulturzustand, dessen Industrie, Wissenschaft und Kunst, dessen Land und Leute bekannt und geachtet gemacht werden sollen. Zur Erreichung dieses schönen Zweckes sind die besten Kräfte gewonnen worden. Eine eigene Beilage werden die monatlich zu einem erlöblichen Preise erscheinenden Stabtschilde bilden. Es liegt uns die erste Nummer vor; sie enthält den Beginn der Erzählung: „In einer stillen Straße“, von Edmund Decker; — „Die Welt der Frau“, von Julie Burem; „Maria Antoinette von Frankreich“, von Schmidt-Weissenfels mit einem gelungenen Stabtschilde, der „Wärde dieser unglücklichen Königin“ nach Paul Delaroché; — einen naturwissenschaftlichen Aufsatz: „Die Sonne“ und kleinere Notizen unter der Aufschrift: „Wunde Welt“. Die Mannigfaltigkeit dieser interessanten Aufsätze begründen die Empfehlung dieser Zeitschrift.

\* Wir geben hier den Auszug eines Briefes, der von einem ungenannten Kenntnisse unter dem 5. April d. J. von Paris nach Klagenfurt geschrieben, am 10. hier angekommen und uns zur Mittheilung in diesem Blatte gütigst überlassen wurde.  
H. d. Red.

# Carinthia.

(Fünfundzigster Jahrgang.)

N<sup>o</sup> 9.

Sonnabend, den 5. Mai

1860.

## Ein deutscher General.

1.

„Dieb' hin, zieh' hin noch Oesterreich!  
Ich will den alten Regen  
In Siegen und an Ehren reich  
In Eure Hände legen!“

„Umarmt mich denn ein letztes Mal,  
Ihr seyd aus meinem Noth!“  
So sprach ein deutscher General  
Mit väterlichem Stolz.

Die beiden Jungen sehten brav  
Am Po und am Ticino,  
Doch eine Frankenfugel traf  
Das Paar bei Solferrino.

Es sank mit beschwörung'nem Schwert  
In jugendlicher Schöne:  
„O Vater, wie sind Deiner werth,  
So sterben Deine Söhne!“

2.

„Ten ich vor fünfzig Jahren bot,  
Den wollest du nicht haben,  
O Vaterland, den Olyctod!  
Nun nahmst du mir die Knaben!

„Rast sch'n — so spricht der hohe Oeris —  
Was uns der Kaiser sandte!“  
Zwei Kreuzlein sind es silberweiß  
Am weiß- und rothen Bande,

Die sich das Paar im Sturmelauf  
Erwang zur letzten Stunde, —  
Zwei große Heiden treten d'rauf,  
Er hält sie tang am Munde —

Und schnallt die Kreuzlein, schlüß und stein,  
An seinen Riemen, ergen:

„Hier soll der Tapfern Grabmal sein,  
Sie ruh'n im Vaterhergen!“

Friedrich Marx.

Anmerkung. Es war der herzoglich nassau'sche General & la Suite, Anton Philip von Creidbach-Bärresheim, k. k. Kämmerer, der seine beiden Söhne, Carl, Hauptmann im Erzherzog Carl's. Finien-Infanterie-Regimente, und Franz, Lieutenant im Kaiser Jäger-Regimente, für die gerechte Sache Oesterreich's dem Helvetende weidete. Seine Apostolische Majestät der Kaiser geruhete dem Vater der Gefallenen im erhabenen Hofsinne die von denselben am Schlachtfelde erworbenen Decorationen des k. k. Militär-Verdienstkreuzes huldvollst zusammen zu lassen, wie seiner Zeit die Tagesblätter berichtet haben. Der Verfasser.

## Die alte Herzogburg in St. Veit.

Der allgemeine Umstellungsdrang unseres Jahrhunderts in allen Gebieten des Lebens, der Kunst und der Wissenschaft, erstreckt sich auch auf die Werke der Architektur. Das Alte in der Bauform muß dem Neuen weichen. Die Städte verjüngen sich. Die festlosen Ringmauern mit ihren Vertheidigungswerken haben ihre militärische Bedeutung verloren; allenthalben sinken sie in Schutt zusammen. Die aufgeworfene Wälle mit ihren Bastionen verwandeln sich in Glacien und angenehme Promenaden. Die feudalen Thürme verschwinden, und an ihrer Stelle erheben sich prachtvolle Triumphthore mit Steinbildern und glänzenden Inschriften. Auch für die im weiten Thalbeden am Fuße des St. Lorenzenberges höchst materisch gelegene, ehemalige Hauptstadt von Kärnten wird sie schlagen, — die Stunde der Metamorphose.

Dermalen trägt sie noch vollkommen den Charakter des Mittelalters. Der Anblick ihrer hohen Ringmauern mit ihren Schießscharten und Umgängen, mit ihren gewaltigen hoch über alle Dachgiebel emporsteigenden Wirthürmen verlegt uns um mehrere Jahrhunderte zurück in die Zeit der Treubauere und Meistersänger.

Doch diese alten grauen Bauentmale einer längst verschollenen Zeit haben etwas Ehrwürdiges an sich. Wie viele historische Erinnerungen knüpfen sich nicht daran! —

Dies gilt vorzüglich von der Herzogburg in St. Veit. Ihre eigenthümliche Bauart beurkundet ein hohes Alter. Nach Balzator wurde sie vom Herzog Ulrich I. (1134—1144) vom Grund aufgebaut.\*

Ihre Glanzperiode war unstreitig unter den Sponheimern-Herzogen, die fast ausschließlich in St. Veit, mitunter im Sommer aus ihren Schloßern Freiburg ob St. Veit oder Himmelberg bei Feldkirchen residirten. Unter diesen zeichnet sich Herzog Vornhard aus (1201), der die Erlen des Landes in schönen Kranze um sich versammelte und den Glanz des böhmischen Hofes unter Ottokar I., wo er längere Zeit verweilte, auf seine einsame Herzogswohnung übertrug. Er war ein Freund des Gesanges und lauschte mit seiner Gemahlin Jutta, Ottokars Tochter, den Liedern Walter's von der Vogelweide, der, wie später Ulrich von Liechtenstein und Zachäus von Himmelberg, bei ihm zu Gast war. Er hielt sich einen eigenen Hofarzt, zwei Hofkapläne und einen Hofmeister. Die Herzogin glänzte wie der Mond unter den Sternen mit ihrem zahlreichen Gesolge. Die Hofämter: der Truchseß von Kraig, der Mundschent von der hohen Oesterwiz und der Mar-

\*) Balzator. Beschreibung des Erzherzogthums Kärnten. Seite 234.

schall von Karlsberg fanden hier ihre Beschäftigung bei Festen und Empfängen, und der jährlich in der Umgegend seßhafte Adel Gelegenheit, seinen Glanz zu entfalten. Urkundlich finden wir bereits im Jahre 1149 auf 14. Mai den von Pfalsgräfina heimkehrenden römisch-deutschen König Conrad am Hofe Herzogs Heinrich II. zu St. Veit. Den Beweis, wie sehr die Burg zu St. Veit gepflegt und besucht wurde, gibt uns die vom Herzog Ulrich III. und seinem Bruder Bernhard den 31. März 1199 für das Nonnenkloster St. Georgen am Längsee ausgestellte Urkunde, womit bestimmt wurde, daß alljährlich zwei und zwei Klosterbauern in den Stall (der Burg) zu St. Veit ein Hundert Bau und decimal des Jahres aus dem herzoglichen Walde Holz in die dortige Küche bringen sollten.

Als das Herzogthum auf die Grafen von Tyrol überging, war die herzogliche Burg der Schauplatz klugiger Fehden, wobei sie theilweise zerstört und vielseitig beschädigt wurde. Ludwig, Heinrichs Sohn, wurde vor dem Burgtore (1292) von den Kärnthenern gefangen, nach Taggenbrunn und zuletzt nach Werfen im Salzburgerischen abgeführt.

Mit Herzog Heinrich kam wieder der Friede ins Land und neues Leben und neue Lust und Freude in die herzogliche Behausung. Feste und Bankete wechselten mit frühlichen Spielen; so schildert uns der Dichter Suchenwirth den damaligen herzoglichen Hofstaat zu St. Veit.

Die Herzoge, dann Erbherzoge von Oesterreich, als Herzoge von Kärnten, verweilten bei Gelegenheit der Huldigung, so Otto der Fröhliche im Juni 1335, Albrecht der Kahne 1338, Rudolf IV. im Jahre 1360, mitunter nur auf ihrer Durchreise in der alten Hauptstadt des Landes, und bezeichneten ihren, wenn auch nur kurzen Aufenthalt durch besondere Akte der Gnade und Humanität; aber die herzogliche Burg verdedte durch die lange Entfernung des Hofstaates immer mehr und mehr. Im Jahre 1409 war sie derart in Verfall gerathen, daß die Bürger Hand anlegen mußten, um ihren gänzlichen Einsturz zu verhindern.\*)

Im Jahre 1414 zog Ernst der Eiserne in die nun wieder neuhergestellte Burg feierlich ein, und 1444 empfing dort selbst Kaiser Friedrich auf seinem kaiserlichen Throne die Huldigung der Kärntner.

Nach jenem unseligen Zwiespalt der Stände und Bürger begab sich der Adel nach Klagenfurt, und baute dort dem Herzoge von Kärnten eine neue Burg, wodurch die alte in St. Veit überflüssig und bedeutungslos wurde. Kaiser Ferdinand II. schenkte sie (1619) dem Bischofe von Gurk, Johann von Lamberg; nun ist sie ein Eigenthum des Grafen von Goss.

Nach dieser städtischen historischen Uebersicht wollen wir die Burg selbst näher beschreiben.

Wenn man durch das, mit dem aus Stein gemauerten herzoglichen Wappen, das die Jahreszahl 1529 trägt, geschmückte Portale, der den Hofraum abgrenzenden Umfangmauer, in den mit einigen Säulen besetzten Burghof eintritt, kommt es einem vor, als ob man von unsichtbaren Händen emporgetragen, plötzlich in einer jener verfallenen Verfestungen stehen würde, welche die Hügelleiste unserer Heimath mit ihrem Mauerwerke krönen. Man fühlt sich um so mehr überrascht, da man nur wenige Schritte hat, um von dem, wenn auch nicht sehr belebten Platze der Stadt zu diesem alterthümlichen Bau zu gelangen.

Vor uns steht die Hauptfront der herzoglichen Wohnung, wovon ein Theil bereits niedergebrosen ist; an diese schließt sich am westlichen Ende ein Seitenflügel, in dem sich der Ritteraal (Palas) und noch zwei Gemächer befinden. Zur Rechten erhebt man das Wehrhaus mit dem Eckthurm.

Durch ein mit behauenen Steinpfosten umrahmtes, rundbogiges Thor gelangt man in's Erdgeschoß dieses Gebäudes. Es bietet ein über 30 Klafter langes süsseres Gemölde von massiver Konstruction, das auf gemauerten, an die Ringmauer angelehnten, Pfeilern ruht. Vor Zeiten war hier der von muthigen Koffen besetzte Marksalz des Herzogs. Nun wird diese Räumlichkeit als Waarenniederlage und Wagenremise verwendet. Zwei steinerne Treppen führen zu ihren beiden Enden in die obere Etage. Da sieht es etwas freudlicher aus. Die drei aneinanderstehenden Gemächer, verbunden durch zwei spitzbogensförmige Mittelthüren mit Steinpfosten, an welchen man noch die gelbe Ueberflüchtung und die mit Pinselstrichen markirten Fugen der Steine sehen kann, sind licht, hoch und geräumig. Die Hinterwand, ein Theil der Stadtmauer, ist vollkommen geschlossen, die Fensteröffnungen sind in der Vorderseite gegen den Hofraum hin angebracht. An den Wänden bemerkt man rote Flecken, die letzten Ueberreste der ehemaligen Wandmalerei. Die Oberdecke ist aus Holz gebauet. — Diese Gemächer werden nun als Getreide-Speicher benützt.

Ueber eine hölzernen Stiege gelangt man in die zweite Etage, die der ersten völlig gleich, nur daß sie, durch keine Zwischenmauer getrennt, eine große weite Halle bildet mit vielen trichterförmig sich ausmündenden Schußlöchern in der Hinterwand, durch welche man auf die Wäiden von Taggenbrunn, auf das im neuern Geschmacke erbaute freundliche Schloß „Kölnhof“ und die bewaldeten Anhöhen, welche St. Veit gegen Nordost umgeben, hinaussehen; sie war vermuthlich der Waffensaal und der Sammelplatz der bewaffneten Mannschaft, der Knappen und Keisigen, wenn es galt die feindlichen Scharen von den Mauern der Burg abzuwehren.

In den weitläufigen Koladaten des Wehrhauses wurden vor mehreren Jahren zwei Compagnien des 1. Regiments von „Deutschmeister“ untergebracht, welche diese alten Gemäuer nach dreihundertjähriger einsamer Stille mit Trommelschall und Waffenspektir wieder belebten.

Der an das Wehrhaus angebaute vierstöckige Eckthurm, ein mächtiges Bollwerk, zeichnet sich durch eine besonders feste Bauart aus. An den Leubungen seiner Fenster im untersten Lammengewölbe erkennt man die Dicke der Wände, die einen Durchmesser von fast zwei Klaftern haben. In neuerer Zeit wurde er um ein Stodwerk verfürzt und zugleich mit dem Wohnhause und der herzoglichen Wohnung mit Ziegeln neu eingedeckt. Er enthält nichts Sehenswerthes, selbst die Aussicht, welche durch die kaum schußhohen Oeffnungen der Schießscharten sehr beschränkt ist, lohnt kaum das Bestiegen der obern Etage.

Die Hauptfront des Wehrhauses, an dessen Verwurf e man Spuren von angefallenen Kugeln bemerkt, zeigt eine Senneneuwr mit der Jahreszahl 1529.

Vor einigen Decennien konnte man noch aus dem ersten Stodwerke des Eckthurmes durch eine spitzbogensförmige Pforte in die Gemächer des Herzogs hindrücken, nun aber ist der an diesen Eckthurm angrenzende Theil der Burg abgetragen. Er war schon sehr baufällig und dem Einsturze nahe, die Gemölde, von kurzen gedrungnen Säulen getragen, waren stellenweise durchstürzt.

Im Jahre 1815 wurde unter denselben noch das beliebte Schauspiel von Friedrich Schiller: „die Räuber“

\*) S. Hermann's historisch-topographische Darstellung von St. Veit. Kärnten. Zeitschrift, 5. Band, Seite 99; worin das Umständlichere.

von Dilettanten vor einer im Hofraum versammelten Zuschauer-  
menge aufgeführt. Der Hofraum, der gegen 400 Quadrat-Klafter  
beträgt, wurde erst im Jahre 1529 mit einer Umfangsmauer  
umgeben.

Der Platz vor der Burg hieß der Burgplatz, er bil-  
dete ein großes Quadrat, das die zu den festlichen Aufzügen  
der Herzoge herbeiströmenden Volksschaaren kaum zu fassen  
vermochte. In der Nähe des Wohnhauses erblickt man im  
Burghofe eine runde Vertiefung im Boden, die uns die  
Stelle errathen läßt, wo einst die Burgcisterne gestanden.

Das Erdgeschloß der herzoglichen Wohnung und des  
daran stehenden Hügels war vor Zeiten eine offene Halle  
mit hohen, runden, auf Sockeln gestellten Säulen; nur die  
des Seitenschlages, an welchem ein durch ein Verdach geschützter  
Aufgang in die obere Etage angebracht ist, steht noch offen,  
die andere wurde in der Neuzeit vermauert und bildet dormalen  
als Strebemagazin.

Schreiten wir nun über die steinerne Treppe hinout  
zu den herzoglichen Gemächern; ihr hehlen Fenster, ohne  
Glas und Balken, schauen so melancholisch aus und herüber.  
Wir befinden uns auf einer gewölbten Gallerie von  
fein Arkentbögen mit kurzen an den Kanten abgestumpften  
Stümpfen auf hohen Valsstraten.

Ein Gefühl der Wehmuth erfüllt unsere Brust, wie  
wir die kaufällige Herzogswohnung, die ehemals der Rahmen  
eines vielbewegten Lebens war, betrachten.

Die Dämmerung war bereits eingetreten, wir hatten  
uns im Wehrhanse zu lange aufgehalten.

In Erinnerungen an die Vergangenheit verloren, dachte  
ich an Jutta, die mit ihrem Gemahl Herzog Vernerhard  
in grauer Perzei hier viele schließliche Jahre verlebte. — Ob  
ihre Geist nicht vielleicht noch in diesen irden Räumen umher-  
wandelt? Wie Grillparzer's: „Abnsru“, im weissen walden  
einmal Gewande stand sie plötzlich vor meinem geistigen Auge.  
Mein Begleiter, ein Greis mit warkirten Hagen, den stets  
schädeln Rand von einem dichten grauen Schnurrbart  
besahalt, ein abgegriffenes Sammtlappchen am silberweissen  
Haupte, machte meinem leeren Traumspiel ein Ende, indem  
er nicht ohne Gedäch eine Thüre aufschloß, die von der  
Gallerie in die innere Kämmlidstie führt. Siehe da! eine  
Nische — und der schwarze Anflug vom anqualmenden Kande  
an den Wänden ist wohl nicht aus den Zeiten Jutta's;  
blankgelegtes Küchenschiff hängt symmetrisch geordnet an den  
Wänden. — Ehe wir uns verabschieden, stand ein Hräulein vor  
uns — nicht im weissen walden Gewande und geist-  
haften Gesicht — sondern nach französischer Mode gekleidet,  
mit einer recht freuntlichen Miene.

„Das ist die Tochter des Burgherren“ — sagte mein  
treuer Geleitmann; so nannte man den alten „Bar tolo“,  
der noch vor wenigen Wochen die Aufsicht über das Burg-  
gebäude und in diesem Hügel freie Wohnung hatte. Er war  
ein getreuer Diener des hochherzigen noch allseitig im guten  
Ansehen stehenden Grafen Peter von Goos, der sich in  
den schwierigsten und verhängnisvollsten Zeiten, vergrößert  
als Gouverneur von Venedig, durch seinen Opfermuth  
und seine Anhänglichkeit an das Kaiserhaus um den Staat  
verdient gemacht hat. Die Ansicht unseres Erscheinens  
errathend, eilte sie, nach einer kurzen Begrüßung durch die  
Nische und öffnete eine niedere Pforte. Das ist der Ritter-  
saal! liepste sie, sich zu uns wendend, und ließ uns ein-  
treten. Der nicht besonders große Ritteraal bildet ein län-  
glichtes Viereck. Der Obertheil ist eingestürzt, daß man die  
Dachstuhlung sehen kann und unter dieser hart an der Ring-  
mauer ein schmales Stempelförmchen, das die Burg mit dem

um die Mauer der Stadt gehenden Laufgang (Zwinger)  
in Verbindung setzte. Die Wände sind weiß überlänkt, nur  
in der nördlichen Ecke, in der eine gewundene Steintreppe  
auf den Dachboden führt, findet man noch einige Fresko-  
malereien; zwischen breiten, rothen Streifen die Contouren  
von cerinthiföhen Säulen in voller Farbenfrische, sechs an  
der Zahl, deren Kapitäle mit herabhängenden grünen Gur-  
landen geschmückt sind. Die vier unregelmäßig angebrachten  
Fenster verbreiten ein spärliches Licht.

Da sahen vor Zeiten an der Tafelrunde die Erben  
des Landes, da stritten die Befehle, da standen die Ritter in  
ihren Stahlgewändern — und jetzt — sieht man da in danti-  
scher Verzierung alle erdenklichen Handwerkszweige übereinander  
gelagert — an langen gespannten Schnüren schaukeln Krim-  
linen; wie sich die Zeiten doch ändern!

Durch ein finstres Gewölbe, nächst dem Ritteraal,  
kommt man in die herzoglichen Zimmer; leider sind diese  
der am meisten schadhafte Theil des ganzen Burggebäudes;  
der an den Südthurm angrenzende, in dem sich ein großer  
Prunksal mit Fresken befand, ist, wie oben erwähnt wurde,  
bereits vollkommen niedergebrosen. Die beiden noch stehenden  
Gemächer bieten nichts Interessantes. Der getäfelte Flafend  
des einen ist dem Einstruz nahe, mit vielen Baumstämmen,  
die unregelmäßig neben einander stehen, unterfüßt, während  
der des daranstehenden, das wie das erstere zwei Figuren in  
den Hof hinaufschende Fenster hat, bereits eingestürzt ist.

— Eine Bierselbunde von St. Veit entfernt, an der Straße  
nach Friesach, bei der sogenannten „Schönmühle“ am Ufer  
der Wicem, soll nach der Volkstradition das Rathaus des  
Herzogs gestanden haben. Ob man noch Spuren davon zu  
entdecken vermag, ist mir unbekannt; das gegenwärtig dort  
stehende Haus, eine Mühle, hat an seiner Außenseite, welche  
mit vielen mythologischen und humoralischen Figuren verziert  
ist, eine Semnaner mit der Jahreszahl 1621. Unter diesen  
Figuren, die nach Art der Federzeichnung mit einem scharfen  
Eist in den Märdelteilwurf eingravirt sind<sup>\*)</sup>, fiel mir ein tär-

\*) Grafittmalerei, mehreremalige Mauermalerei. Faber in  
seinem „Lezicon für bildende Künstler“ gibt hierüber folgende Erzäh-  
lung: „Die im Mittelalter bis in's 16. Jahrhundert gelübte,  
später fast ganz vergessene oder vernachlässigte Technik also „graf-  
fitto“ — wo über dunkelartigen Maueranstrich eine hellere Farbe  
gelegen, und die Zeichnung mit spitzem Eisen so eingegrift wird,  
daß die dunklere Farbe wieder hervortritt — ist so vornehmlich für  
architektonische Verzierung der Außenwände von Palästen und Häuser-  
n geignet, daß ihre Wieder Aufnahme und weitere Ausübung  
nicht genug empfohlen werden kann. Große Meister in Grafitt  
waren: B. der Florentiner Maturino und der lombardische Polidoro  
Caldara (da Caravaggio), deren an römischen Häusern gemalte  
Ornamente, Frieze etc. einen wohlthätig klassischen Geist erstukaren.  
Fitzenz, wo die Grafittmalerei vorzüglich im Schwunge war, hat  
sie auch heut zu Tage wieder in's Leben gerufen. Mit Versehen  
in solcher Verzierungsmalerei ist man nun auch in Deutsch-  
land vorgehritten; die Ötzezen-Apelleke zu Hamburg von  
Dreßner Architekten Semper bietet ein reizendes Beispiel, daß  
die Grafittzeichnungen einen positiven Schmad für deutsche Ge-  
bäude ausmachen, der selbst in unserm nördlichen Klima — besser  
als Fresco — Stand hält.“ — Referent erinnert sich außer der eben  
bezeichneten Mühle verschiedne Grafittzeichnungen in den ersten  
Jahren dieses Jahrhunderts auch in dem Hause zur gelbenen  
Gans“ in Klagenfurt, Nr. 8 „am oberen alten Platz“ gesehen  
zu haben, als bei einer neuen Verputzung der Front dieses  
Hauses der obere Märdel abgehoben wurde, unter dem sich  
dann viele ältere Verzierung des Hauses, Figuren darstellend,  
zeigte. (Nun. der Ab.)

kischer Streiter auf, der seine Hellebarde neben sich aufpflanz, ein gefaltetes Pferd am Baume hält. Eine Erinnerung aus der Zeit der Türkenfälle in Kärnten.

An der Straßenmauer in der Nähe der Mühle bemerkt man ein kleines alterthümliches Steinbild, „Maria Verkündigung“ darstellend, das am oberen Theile ziemlich beschädigt in früheren Zeiten aller Wahrscheinlichkeit nach einem andern Bestimmungsorte hatte.

Wie am Ufer der Wiemig sich hinziehende Wiese war weiland einer der beständigsten Vergnügungsorte in der Umgebung von St. Veit, wo man sich mit Scheibenschießen, Regelschießen, Hahnenkämpfen und Sackspringen, in anmutigster Weise unterhielt, während die muntere Jugend im bunten Getränke den hohen, an seiner Spitze einen lebenden Siegespreis tragenden, Maibaum zu erklettern beehrte war.

J. Franzisci.

## Altes und Neues aus dem kärntnerischen

### Volkleben.

Die Wälder hängen und halten fest am Bergabhang; wir werben ihre Ueberlieferung und ihren Aberglauben niemals lassen, wenn wir nicht nicht ein Wort noch auf heimischen Grund und Boden unterbreiten. Jakob Grimm.

Das Volksleben der Alpen ist so reich an auffallenden Erscheinungen und interessanten Zügen. Lebte auch hier nicht wie im geschloffenen Leben der Großstädte, in dem von materiellen Interessen bewegten Menschenwürde die wilde Macht der Leidenschaften und setzt sich der Mensch hier auch nicht über die Schranken hinweg, welche Gesetz und Religion zu den Grundpfeilern der Ordnung gestellt, so fehlt es deswegen noch nicht an großartigen Momenten, welche an der scheinbaren Monotonie desselben aufsenhaft heraustreten und das Auge des Beobachters fesseln. Aber nicht allein dieß ist es, was und so anspricht; mehr noch sind es gewisse Erscheinungen, welche in der irdischen Hülle desselben meist unbeachtet sich erhalten haben, und als das theure Erbgut ihrer Ahnen vom Vater auf Enkel und so weiter sich verpflanzen. Ich meine nämlich, die Sitten und Bräuche, Märchen und Sagen, Aberglauben und Meinungen, welche man gewöhnlich unter dem Gesamttitelfrage „Volksüberlieferungen“ zusammenfaßt. Mag man auch immerhin gegenwärtig über die in ihnen niedergelegte Volksanschauung den Stab brechen und sie als unvereinbar mit dem Geiste unserer Zeit erklären, so sind jene doch nichtdestoweniger sprechende Zeugen und Denkmale und als solche unserer Beachtung und unseres Studiums werth. Wer einmal den Kern gefunden, den wird es immer gereuen, die harte Schale durchbrochen zu haben.

In seinen Sagen und Märchen, seinen Mythen und Bräuchen, seinen Aberglauben und Meinungen malt sich das Volk. Sie sind die treuesten Formen, in denen sich dessen ganze Gemüths- und Bewußtseinswelt äußert; sie machen dessen nationale Eigenthümlichkeit aus. Hervorgegangen aus einem Bedürfnisse des Menschens, das Unergründliche in der Natur, den Zusammenhang der Dinge und Erscheinungen zu erklären und eine Vermittlung zwischen Geister- und Sinnen-

welt herzustellen, sind sie eine Art naiver Volkspolosophie, bei der auch der angeborne poetische Sinn seine Befriedigung findet. Das Volk treibt Astronomie, Physik und Geologie auf seine Weise, und es gilt mitunter davon, was Goethe sagt: Der Philosoph, er weiß es nicht zu lassen.

Das treu gemeine Volk allein begreift,  
Und läßt sich im Begriff nicht fügen;  
Ihm ist die Weisheit längst gereift.

Aber auch Geschichte und Moral finden in dieser Weise ihre Pflanze unter dem Volke. Was die Sage von der oder jener Persönlichkeit erzählt, und wäre es auch bloße Uebertragung, nicht mehr und nicht minder wird unerbürdlich geglaubt, als ob es gar nicht anders seyn könnte, und die Gewißheit ihm durch irgend eine Ursache verbrieft wäre. Räumlich und zeitlich Getrenntes wird hier bunt durcheinander geworfen und in Einen Rahmen gefaßt. So begehen wir an historischen Persönlichkeiten, wie Demetrius, Margaretha Kaulasche, Salamanka u. eine Reihe von Zügen, welche bloße Uebertragungen sind, und den historischen Typen des Alterthums, wie sie Professor Usschak nachgewiesen, gleichkommen. An den Vorbildern in Sage und Lied erbaut sich das Volk. Es schreift zurück, vor der Strafe, die den Frevel und jeden erteilt, der gottvergessen lebt und handelt; es erblickt in Allen und Jedem, in den großartigen Elementarereignissen wie in dem Gang der Geschichte die leitende Hand der Vorsehung, die jene so wie die Geschichte der Menschheit lenkt und bestimmt. — So schön auch im Ganzen diese Volksüberlieferungen sind, so bleiben sie doch nur Erzeugnisse einer veralteten und poetischen Weltanschauung, daher wird es erklärlich, daß sie nur da bestehen können, wo die Wissenschaft mit ihrem erhellenden Lichte nicht hindringen ist, und die Menschen genöthigt sind, den unabweislichen Forderungen ihres Geistes auf andere Weise gerecht zu werden. Je mehr die Wissenschaft ins Volk dringt, desto mehr muß jene alte Anschauung verschwinden, und mit ihr schwinden auch die Blüthen, die sie während ihres Bestandes getrieben. Treffend bemerkt J. Franzisci: „Die heimathlichen Berge sind reich wie an Sagen so an eigenthümlichen, mannigfachen Gebräuchen, an Liedern und Volksspielen. Die heranströmenden Wogen der Civilisation haben freilich schon viel davon hinweggepflückt, und nicht ungegründet ist die Vermuthung, daß bei dem Altes unvollkommenen Geiste unseres Jahrhunderts noch wenigen Zeugnissen die letzten Spuren der guten alten Zeit und mit dieser die alten Ueberreste der Poesie aus dem Volksleben verschwinden werden. Wir wollen darüber nicht klagen, eine neue Zeit bringt neue Sitten, neue Besie und neue Bewegung ins Leben“.

Schon von diesem rein ethnographischen Standpunkte verdienen daher diese Volksüberlieferungen unsere Beachtung; noch mehr aber, wenn man bedenkt, daß sie (wie schon eben angedeutet wurde) das Resultat geschichtlicher Entwicklung sind und sich in ihnen Gegenwart und Vergangenheit berühren. Sie wurzeln tief in der Anschauung früherer Tage, in uralten verschollenen Traditionen, deren Radklänge noch aus jenen, wiewohl oft kaum mehr vernehmbar, zu sich herüberübersen. „Als der kräftige Stamm der Naturreligion abderrie, — schreibt Bernaleken in der Einleitung zu seinen Alpenjagen — und die warme Sonne des Christenthums seine Sprossen hervorbrachte, trieb die alte Wurzel noch einzelne Schößlinge, deren Blätter wie auflesen, um uns, so gut es noch geht, ein Bild zusammenzusetzen von alten Dämonen.“

Je doch nicht gleichmäßig rein und intensiv hat sich in den Volksüberlieferungen jene alte Anschauung erhalten. Es



lassen sich hierin gewisse Schichten unterscheiden, die um so schmäler und ärmer werden, je mehr sie sich der Gegenwart nähern. In manchen erlischt man nur mehr einzelne Streifen, und es gehört oft ein scharfes Auge dazu, sie wahrzunehmen. Am reinsten ist sie in den Mythen und Märchen, Bräuchen und Meinungen niedergelegt, denn in ihnen gibt sich ein höheres Alter kund, als in den jüngeren Sagen. Sie lehnen sich fast durchgehend an die alten Festzeiten (Winter- und Sommerjohannisweide, Osterfest etc.), die drei Hauptmomente des Lebens (Geburt, Hochzeit, Tod) an, und kommen da am häufigsten vor, wo früher Kultusstätten des Heidenthums waren, denn es ist bekannt\*, daß die christlichen Glaubensboten auf Gregor des Großen klugen Rath bei der Belehrung der heidnischen Germanen so viel als möglich die Sitten und Gebrauche derselben respektirten und sie, falls sie nicht geradezu den christlichen Prinzipien zuwiderliefen, äußerlich bestehen ließen, die zu Grunde liegende Idee aber umwandeln und menschaffend. Jakob Grimm sagt pag. 31—32 der Einleitung zu seiner deutschen Mythologie: „Neue christliche Feste zumal der Heiligen scheinen mit Bedacht und ungefähr auf heidnische Feiertage gelegt. Kirchen pflegten gerade da anzuführen, wo der heidnische Gott oder sein heiliger Baum gekürzt worden war. Das Volk trat seine alten Wege nach der gewohnten Sättte. Nicht selten wurden die Mauern des heidnischen Tempels zur Kirche umgewandelt; es kommt vor, daß Götzenbilder noch in einer Wand der Vorhalle Platz fanden, oder außen vor die Thüre gestellt wurden, wie am Hamburger Dome slavisch-heidnische Thiergefalten mit Hünen beschrien liegen. Heidnische Verge, und Taculen schufen den Klauen um nach dem Heiligen, auf den ihre Verehrung überging, die heidnischen Götter wichen den Heiligen, die an ihre Stelle traten, oder wurden in Teufel, Bezangen und Gespenster verwandelt. So wird es erklärlich, warum einerseits in den Legenden mancher Heiligen und dem fremden Glauben des Volkes an sie sich so viele mythische Reminiszenzen finden, und warum ferner gerade Kirchen mit solchen Heiligen mit zu den ältesten zählen“). An sie schließen sich die meisten Sagen, Bräuche und Meinungen an; bekannt ist, daß der Zug des wilden Heeres (wildes Jgad, wilde Fährte, wilder Mann, Wildling) meist da verläuft und durch die Lüste sauft, wo St. Martins, St. Leonhard's und St. Georg's Kirchen stehen; hier hört man den rollenden Wagen bald mit feurigen halb weißen Pferden vorüberrennen; hier hält der Karl seine Umzüge noch; hier werden mitunter noch Martinzüge gepropt und Martinshörnd gebaden. Bei Margarethen- und Gertraud-Kirchen so wie an älteren Mariengotteshäusern gehen die weißen Frauen, Witwe, die weißen Frauen (bila), Wasserfrauen umher und warnen das Volk; hier sind die Hegenagen in Bläthe und jeder Landmann zeigt mit Ehen auf die Höhe (Hegenkegel, Hegenlanzel) hin, wo jene ihre Seiden halten; hier ist die Perchtel, slav.

Perchtawaba mit ihrem unheimlichen Gefolge und Attributen (Eisenhandschuh, Dfengabel, Buckelstod etc.) noch immer Umzüge für Kinder, und werden noch mitunter ihre Umzüge mit bachanalischer Hege gefeiert. — Auf diese Weise erklärt sich auch die Bedeutung des Tenfels, die er in den meisten Sagen spielt; Teufelssagen sind meist mythischen Inhalts und daher von großer Wichtigkeit, ihr häufiges Vorkommen deutet auf einen ausgebreiteten altheidnischen Götter- (Dämonen-) Kult hin“).

Nach dieser kurzen Entwicklung des Werthes und Ursprunges der Volkserlieferungen erträgt nur noch der Wunsch, daß jeder, der Zeit und Gelegenheit hiezu findet, solche aufzeichnen und sie entweder in diesem heimatlichen Blatte mittheilen oder zu einer größeren Sammlung zusammenstellen möge. Denn nur auf diese Weise können sie vor der ihnen drohenden Vergessenheit verschont und gerettet werden. Was aber ihre Wichtigkeit selbst betrifft, so ist es nicht allein wünschenswerth sondern sogar nothwendig, sie mitzutheilen, wie mau sie dem Munde des Volkes abgelaufen, unverändert, ohne eigene Zufüge und Motivirungen. Jeder Zufug ist ein Trevel gegen die Wahrheit und daher eben so verabschungs-würdig als die Verfälschung einer Urkunde. „Wer diesen (Zufug) wagen wolle, — sagt Grimm — möge, um seine Blöße zu geben, in die Unschuld der ganzen Volkspoeie eingeweiht sein, wie der ein Wort zu erlömen ausginge, in alle Sprachgeheimnisse“. Jedoch es genügt nicht bloß Nichts hinzuzufügen, man trachte auch jenen vertraulich naiven Volkston wiederzugeben, der dieser Volkspoeie jenen unüberstehlichen, nie zu nehmenden Reiz verleiht. Dieß könnte um so leichter geschehen, wenn man sich zur Darstellung der Mundart bedienen würde, die ganz und gebe ist. „Der Dialekt — sagt Öbthje — ist ja doch eigentlich das Element in dem die Seele ihren Athem schöpft“ — und die Sage ihren Duft. Mögen diese Wünsche und Winke vom gehofften Erfolge sein!

Valentin Bogatschnigg.

## Der Reinigungsprozeß.

Der partizanige und edelherzige Verfasser des Werkes: „Das Leben der Vögel“, J. Mikolek, Berlin 1859, sagt auf Seite 9 folgende bemerkenswerthe Worte:

„Morgens, nicht gerade in der Dämmerung, sondern wenn schon die Sonne am Horizonte ist und die Blätter der Kofuspalme sich halb öffnen, machen aus den Zweigen dieser Bäume hien, wohl zu 40 bis 50 an der Zahl, die Urwab (leine Eier) ihre schönen rubinfarbenen Kugeln. Der Tag ruht sie an die Arbeit. In dem trägen Afrika warten hundert schwarze Dörfer auf sie; in dem schlaftraunten Amerika, im Süden von Panama oder Caraccas, müssen sie als flinke Krücker die Straßen der Stadt kehren und reinigen, bevor noch die Sonne die Cadaver und den Moder in Gährung versetzt hat. Wenn sie nur einen einzigen Tag aussetzen, so wäre die Gegend verpestet und verwüthet. — Wenn es in Amerika Abend ist, und nach vollbrachten Tagewerk der Urwab sich wieder auf seinen Kofusbaum setz, dann werden die Rinarete Kiens von den Straßen des Morgengrothes umgossen. Von ihren Altanen kommen dann, nicht minder päntlich als ihre Brüder in Amerika, Geier, Krähen, Störche, Ibis herabgeflogen und gehen Jeder an sein Geschäft: diese hier säubern die

\*) Bode Venerabil. hist. ecclesiast. gent. Angl. lib. I. cap. 30. — Schindler, Aberglaube des Mittelalters (pag. 257—258.)

\*\*\*) St. Margaretha, in Tirol die böse Oret, oder die Bettersfrau genannt, trat an Stelle oder Percht's Stelle; St. Gertraud, über deren mythische Züge vgl. Netiberg Kirchengeschichte Deutschlands II. 334.339. Mambart Germanische Mythen 319. Ann. I. trat bald an Percht's, bald einer anderer Öthin Stelle. St. Martin, St. Georg, St. Leonhard, St. Daniel an die Stelle Bontans und Iher (Zin) und Hertaus.

Felder von Insekten und Schlangen, andere fallen auf die Straßen Alexandriens und Kairo's herab, und betreiben schnell die städtische Straßenreinigung. Wollten sie sich eine Weile Ferien geben, würde die Pest bald unumschränkter Herrscher des ganzen Landes seyn. — Die Natur hat ihnen dazu einen vortrefflichen Apparat gegeben, der ohne Aufhören, unermüdet, ohne genug zu bekommen, aufsummt, zerfährt, umwidelt. Sie verzehren ein Milzpest und kleiben hungrig, gebt ihnen einen Elephanten, es ist eben. Die Seegeier halten einen Walfisch für einen ganz bezwingbaren Bissen; sie fressen ihn, und lassen ihn mit einer Schnelligkeit verschwinden, die unsere Walfischjäger nicht erreichen können.

— In Amerika beschützt das Gesetz diese öffentlichen Wohlthäter. Egypten ist noch weiter gegangen, dort verzehet und liebt man sie. Ist ihnen auch nicht mehr jener alte Cultus gewiebt, so finden sie doch noch beim Menschen dieselbe freundhaftliche Gastfreundschaft, wie zu den Zeiten der Pharaonen. Daher macht das allgemeine Interesse, die infimtmäßige Bärtlichkeit für alles Lebende mehr als alles andere den Reiz des Orients aus. Der Occident hat andere Ausziehungskräfte, Amerika ist nicht wider glänzend in Bezug auf Boden und Klima ausgestattet, aber der hohe Zauber des Orients liegt in dem Gefühl der Einheit, das uns in einer Welt überkommt, wo der Mensch sich noch nicht mit der Natur hat scheiden lassen, wo das ursprüngliche Bündniß noch ganz anrecht erhalten ist, wo die Thiere noch nicht wissen, was sie von dem menschlichen Geschlechte zu erwarten haben. Was darüber lachen, wer Lust hat; aber es gewährt ein großes Vergnügen, das Jutrauen der Thiere zu beobachten, zu sehen, wie auf den Ruf des Braminen die Vögel in Scharen herbeikommen und ihm aus der Hand fressen, wie auf den Dächern der Pagoden ganze Affenfamilien schlafen, spielen, ihre Jungen fangen mit so vollständigem Gefühl der Sicherheit, als ob sie sich im Dickicht der tiefsten Wälder befänden. — In Kairo, sagt ein Reisender, wissen die Turkelstaben sich so sehr unter dem öffentlichen Schutze, daß sie ganz gefesselt mitten unter dem lautesten Gemwühl leben; die Aler schlafen sorglos auf dem Balcon der Minarete. — Was trey so vieler Schicksalswechsel immer noch Indien und Egypten gerettet und fruchtbar erhalten hat, das ist weder der Nil noch der Ganges, sondern die Ehrfurcht vor dem Thiere, die Sanktmuth und Gutherzigkeit des Menschen. Verachtet man die Thiere, so ist die Gegend nicht mehr bewohnbar.

— So weit Herr J. Micheliel im citirten Werke. — Und was geschieht denn dieweil in unserem Occident, der seine erste Bildung vom Orient erhielt und mit Amerika zweifelsohne berufen ist, zur rechten Zeit sie wieder dorthin zu verpflanzen? Ahmt er jene religiöse Pietät gegen unsere öffentlichen Wohlthäter nach und das schöne Beispiel, das wir in den Annalen von Egypten und noch mehreren andern Ländern schon seit Jabrtausenden verzeichnet finden? Unsere Vogelherde, Neze, Kintien und Schlangen, Krioten und Falten und überhaupt das ganze Arsenal von Waffen zur Vertilgung nützlicher Vogelgattungen gibt hierauf eine genügende leidet aber nicht befriedigende Antwort. —

Man wußte vielleicht denken, das sey auch in unseren Gegenden, wo es der sondersten animalischen Stoffe viel weniger gibt, nicht notwendig. Allerdings sind wir in unseren kälteren Klima der, aus diesen Gährungsstoffen sich entwickelnden, Pest weniger ausgesetzt, dafür gibt es aber andere Feinde einer Menge, welche unsere Gärten, unsere Felder und Wälder und so mittelbar auch unsere Erzißnen bedrohen, und gegen

welche der Mensch, wenn er nur allein ist und der Bundesgenossen aus dem Reiche der geflügelten Welt entbehrt, vergeblich zu Felde zieht.

Mancher Landmann könnte uns artige Proben erzählen von den Zerstörungen, welche aus seinen Feldern und Wiesen durch Engerlinge, in seinen Forsten durch die Larven von Nachschmetterlingen und in seinen Gärten durch allerlei Käfer sind angerichtet worden. Wiederholen sich solche Calamitäten öfters, so können sie beinahe seinen Ruin herbeiführen.

Man sage nicht: der Winter kommt und zu Statten, er wird den Feind tödten. „Allerdings — spricht der vorerwähnte Autor weiter, — tödtet er ihn. Aber bevor er stirbt, sichert er wohlweislich seine Nachkommenschaft, indem er deren Keim geschickt an den geeigneten Stellen versteckt. Theils als Eier oder in Larvengehalt, oft sogar auch in eigener erwachsener Person schlafen diese unsichtbaren Krieger einwillen im Schooße der Erde und erwarten ihre Zeit, während Schaaeren von Mäusen und philosophischen Ratten aus den Höden in einem Haufen von Getreide sich über die Jahrezeit trösten. Aber dann im Frühjahr wird alles lebendig, oben, unten, von rechts und links kommen in hellen Haufen diese Plagevöller, die sich flationeweise ablösen; jedes hat seinen bestimmten Monat, seinen Tag, und alle zusammen bilden ein riesiges Angebot, welches die Natur ins Feld schickt gegen die Werke des Menschen. Jeder weiß seinen Posten voraus und irrt sich nie; jeder geht gerade auf seinen Baum, seine Pflanze los. Was beginntst du nun, armes Menschlein? Wie willst du dich vertaufensachen? Hast du Mittel ihnen zu folgen, ja nur Anzügen, sie zu sehen zu können? Du kannst so viel tödten, als du Lust hast, das klümmert sie nicht; tödtet du sie zu Millionen, leben sie zu Milliarden fort. Laß ihnen den Willen und freuze die Arme, denn es sind zu viel, was kannst du als Einziger gegen diese allgemeine Verschöderung thun? „Es sind zu viel.“ — Aber Tu bleibst eigensinnig; dort sind Felder, welche alle Hoffnung geben, dort eine fruchtbare Weide, wo es schön ist, meine Dohlen im Grabe fast verschwinden zu sehen. Ich werde die Heerden hinführen. O man wartet schon auf sie. Was sollte denn ohne sie aus der Unzahl von Insekten werden, die nur Wut trinken? Das Blut des Ochsen schmekt gut, das des Menschen noch besser. Sey' dich also nur bei deiner Heerde wieder, man wird dich sehr gerne sehen, denn du bist, wenn kein angenehmer Gast, doch ein lederes Wahl. Alle diese Stachel, Nügel, Langen werden sich's in deinem Fleische wohl sehn lassen. Und wenn dein ganzer Körper blutet, mit geschwollenen Angerben besetzt ist, hoffe doch nicht auf Ruhe. Es kommen ungeter und stets wieder andere, ohne Ende. Denn wenn das Klima milder glutlos ist, als in den südlichen Zonen, so ist dagegen der fertwährende Regen vom süßen lauen Wasser, das auf unsere Gegenden hernieder strömt, von einer verweilten Fruchtbareit an diesen habgierigen Wesen, welche die höchste Eile haben, in die Welt zu kommen, sich zu entwickeln und durch Zerföderung von höherem Leben sich anzubilden.“

Und nun die Nutzenanwendung aus diesen Erfahrungssagen, welche die Natur uns immerfort predigt und vor Augen hält?

Man hege und pflege, man schone und begünstige die so treue Schorte, welche sich mit uns in lohnenswertem Eifer und Ausdauer vereinigt, um den zwar kleinen aber gefährlichen — wegen ihrer Unzahl gefährlichen — Feind aufzusuchen, um ihn möglichst den Garaus zu machen, oder welche animalische, schädliche Gase entwickelnde Ueberreste, im Schmelztiegel ihrer kräftigen Verdauung in des Stroma des heilsamen

allgemeinen Lebens zurük zu führen weiß. Man schene die Insekten fressenden Vögel: Krähen, Raben, Störche, Heber, Drosseln, Amseln, Sperlinge, Ammern, Zinken, Meisen, Aldermännchen, Schwärzen, Grasnäcken, Kletterwenzel (Schwarzblatt), Lerchen, Nachtigallen, Nachtseulen, selbst Geier und Falken, welche eine Menge Nachschmetterlinge, Mäuse, Schlangen, Kröten u. s. w. verzehren.

Wenn also der Landmann einen Habicht oder eine Nachtseule, welche er tödtet, auf das Thor seiner Scheune hinsetzt, so hat er nur seinen eigenen Vortheil damit angezogen, und seiner eigenen Unwissenheit ein öffentliches, leicht zu lesendes, schon aus weiter Ferne sichtbares Zeugniß angesetzt. Denn auch die Tag- und Nachtrauvögel sind nöthwendig im Haushalte der Natur, und erweisen dem Menschen oft weit mehr Nutzen, als er sich einbilden mag. Wenigstens ist der Nutzen gegen den Schaden, den sie anrichten, bei weitem überwiegend. Unparteiisch für alle ihre Kinder spricht die Natur: Meine Geier und Habichte, meine Sperber und Falken wollen auch leben und werden euch anderseits schadloß halten.

Und kommt dann der harte Winter mit seinem Frost und seinen fürchtbaren Stürmen, und sehen sich dann unsere Mäuren genöthiget, zu unsern Wohnungen zu kommen, und um Brod, um Schutz zu bitten, soll dem noch sühlenden Menschen der schöne Spruch aus der Bibel zu Herzen gehen: „Gebet, und es wird euch gegeben werden.“ — Wir athen Brod den hungrigen und wü untergeordneten — Wätkrädern — hätte ich kalt gesagt, und sie — erhalten es uns.

A. R.

## Broncebüste des Grafen Szecsenyi von Hanns Gasser.

Wien, den 24. April.

Zeit einigen Tagen ist Hanns Gasser's Broncebüste des Grafen Szecsenyi im Kunstverein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. — Ich muß gestehen, es haben mich wenige plastische Werke so mächtig ergrißen, als dieser Kopf. Da athmet Leben und heroische Kraft! — Die hohe Stirnwölbung und die strengen Falten zwischen den Augenbrauen deuten auf die Macht und Größe der Gedanken, die dieß Gehirn bewegten, und auf der schöngeformten Lippe spielt noch das gewaltige Wort, das so oft die Gemüther des Reichthages erschütterte. Der durchdringende und von Gasser ängstlich lebendig gefasste Blick zeugt von der Energie des Willens, mit der er seine großen patriotischen Ideen ins Werk setzte. — Die gedankenvolle Erhabenheit dieses Antlitzes wird noch gehoben durch den äppigen Vollbart, der um die Waden wuchert. Der ganze Mann macht den Eindruck einer heroischen Gestalt, eines Ritelungshelden, und wirkt wie eine heroische Dichtung überwältigend und kräftigend zugleich auf moderne Gemüther. — Der Künstler hat mit dieser Büste nicht nur dem ungarischen Patrioten, sondern auch sich selbst ein Denkmal gesetzt; denn nur ein verwandter Künstler'scher Genius kann den großen Mann der That so würdig nachbilden. — Nach Gasser's Büste ist bereits eine meisterhafte Lithographie von Kriehuber erschienen, und wie man hört, sind beim Künstler bereits 200 Bestellungen aus Ungarn eingetroffen.

A. E.

## Frühlingslaß.

Heider Fröhling bist gekommen  
In das Jüngst noch die Thal;  
Seh und tausendmal willkommen,  
Bringst uns Freude senter Zahl.

In der G'ne, auf den Bergen  
Freut sich alles, klein und groß,  
Selbst aus taubvermorrhden Särzen  
Küßst sich neues Leben los.

Fröhlich tonen Silberwellen,  
Geiter laßt der Blumen Flor;  
Frohstimmt ist aus allen Reuten  
Kunst'rer Säng'er lauter Gber.

Nach auch ihr, ihr Seelenkranen,  
Vom der Schwermuth löstern Traum,  
Wollt doch jetzt nicht traurig wanken  
Durch den lusterfüllten Raum.

Nach' und fern' könnt' ihr lelen  
Un'res gütigen Schöpfers Güt,  
Wollt ihr nicht von euerm Gram geteilen,  
Iß' es gewiß dann eure Schuld.

— n —

## Waldlieder.

1.

Schön ist die weite Wettererde,  
Wenn sie vom Schale aufsteht,  
Wenn durch das Land die freie Kunde,  
Der tieze Hauch des Frühlings weht.

Da wick' im Herzen wieder heße,  
Vergessen ist der lange Darn,  
Ein süßes Achen, Fragen, Träumen  
Nacht seinen Schlag so voll und warm.

Im Wald bin ich dann immer gerne  
Umraucht von duftendem Gesträuch,  
Da mich zur Raß die Moose laden  
Mit ihrem Saamt, so grün und weich.

Es hat der Lenz den Bann des Winter's  
Nun überwunden allgemach,  
Froh hüßt der Quell an mir vorüber  
Den wilden Jugendträumen nach.

Es singt der Wald von allen Zweigen  
Ein tausendstimmig' Minnelied,  
Das auf der freude selzen Schwingen  
Die jugendliche Welt durchsieht.

Auf grünem Wipfel lecht der Katal  
Ein Lieb mit Ruf und Hüßelgeschlag,  
Es liegt in einem ein'gen Kianze  
Sein ganzes inn'res Seyn zu Tag.

Da süß' ich stes ein süßes Schönen,  
Das laßt die Seele mir beschleichen,  
Es wie der wüß'ge Duft der Tannen  
Den süßen Waldtraum durchschieht.

Oft ließ ich da den Ruf erschallen:  
„Du Herz, das mich gebären soll,  
„Nur mir allein auf dieser Erde,  
„Mein höchstes Glück, mein einzig Wohl —

„Ich grüße dich aus tiefster Seele,  
„Mit meinem wärmsten, treuesten Gruß,  
„Und sende dir im Waldesrauschen  
„Mein Minnelied und Trüb'n und Ruß.

„Tu weißt vielleicht in weiter Ferne,  
„Doch kenne ich dich wahr und ganz;  
„Ich habe dich erkannt als Sonne  
„In meinem Hantastentanz.

„Ich liebe dich mit allen Sibern,  
„Du Herz, das meines wieder lücht,  
„Das mir auf manche leise Frage  
„Oft heimlich 'Neu' und Antwort gibt.

„Könnt ich dich wie den Kukul rufen,  
„Umschläge mich dein teuer Arm,  
„Wie würde dann mein süßes Leben  
„An dir auf einmal frisch und warm.

„Doch wann, wo werden wir uns finden?  
„Neu' ich so ganz dich mein einmal?“ —  
Die Antwort gibt der Wald, die Biegel,  
Es ruht das Echo fern: Einmal! —

Da wird's im Herzen wieder heile,  
Bergehen ist der lange Harz,  
Ein süßes Ahnen, Fragen, Träumen  
Nacht seinen Schlag so voll und warm.

## 2.

Ich schreite gern im dunkeln Waldesraume,  
Wenn aus der schlanken Wipfel goldnem Saume  
Bereizt nur die Sonnenstrahlen steigen,  
Die Zweige, wie zum Grusse, sich verneigen.

Da wird mir wohl im tiefsten Grund der Seele,  
Es eilt das Herz, daß es die Schätze zähle,  
Die es im wirren Leben sich geborgen,  
Die manchen schönen Augenblick ihm borgen.

Da denk' ich gern an sie mit süßem Gange,  
Und, wie im Märchen wird der Sinn besangene,  
Ich seh' sie langsam mir verüberrücken,  
Wie eine Nymphe durch die Büsche gleiten.

Tu heb' mein Herz vor süßem Wohlbehagen,  
In alle Welt möch' es den Jubel tragen,  
Und alle Leiden, alle Schmerzen heilen,  
Daß alle Menschen seine Freude theilen. —

D'rum schreit' ich gern im dunkeln Waldesraume,  
Wenn aus der schlanken Wipfel goldnem Saume  
Bereizt nur die Sonnenstrahlen steigen,  
Die Zweige, wie zum Grusse, sich verneigen.

## 3.

Wenn voll von Segen rings die Felber drängen,  
Von Höhe weit die Blumen niederhangene,  
Da ruht sich's laust im lästern Waldeschoße,  
Auf sammtnem Pfähl' aus jartem Moose.

Da naht das Herr der Träume, der Gedanken,  
Sich durch die stille Seele bunt zu ranken,  
Gleichwie die Blume wirr zur Höhe streben,  
Und mit des Himmels Blau ihr Grün verweben.

Im Wald hab' ich geruht zu tausendmalen,  
Und bin in ernstes Sinnen oft verfallen,  
Gleich einem Raben! schien ich dann zu lauschen  
Dem Weh'n der Lüfte und der Zweige Rauschen.

Es klang wie aus dem Jenseit eine Stimme,  
Als ob sie aus den Wolken niederstüme,  
Da dachte ich an sie mit stillem Gange,  
Die lieb mir waren, — und die heimgegangen.

Und tief im Herzen drängten sich die Fragen:  
Wo sehd ihr? Wird ein Wiedersehn und tagen? —  
Die Bäume wiesen mir den Weg nach oben, —  
Zum Herrn hat betend sich mein Geist erhoben. —

Ich hab' geruht im Wald zu tausendmalen  
Und bin in ernstes Sinnen oft verfallen,  
Doch immer war's ein Hochgenuß der Seele,  
Zu träumen in des Waldes tiefster Stelle.

## 4.

**O Waldbesuche, Waldbesuchen,**  
Wie lange hab' ich dich entbehrt,  
Lunwegt vom Treiben wüster Städte  
Hab ich nur stets nach dir begehrt.

Wie ist mir wohl in deinem Gange,  
In deiner stillen Einsamkeit,  
Befreit von all dem eiteln Lunde  
Dehntst du das Herz mir groß und weit.

Mit deinem ruhig stillen Janber  
Rachst du mich wieder gut und fromm,  
Mir ist, als ob ich betend nierte  
In einem steten, deutschen Dom.

Da steigt die Seele mächtig aufwärts  
Am schlanken grünen Tannenbaum,  
Bis Geist und Wipfel leicht verduftet  
Hoch in der Sterne Reicherraum.

Und trunken steigt sie abwärts wieder  
An süßem Frieden überreich,  
So wie die Vögel aus dem Wolk  
Zu ihrem Nest zart und weich.

Nun bin ich wieder wahrhaft glücklich  
Zum ersten Mal nach langer Zeit, —  
O Wald, dürst ich dich nimmer wissen  
Mit deiner holden Einsamkeit!

Gustav Hogenberger.

# Carinthia.

(Fünfzigster Jahrgang.)

N<sup>o</sup> 10.

Sonnabend, den 19. Mai

1860.

## Erlösung.

Im stillen Thau, beim Dämmerlicht  
Kniet eine Jungfrau andachtsvoll,  
Dem tiefen Schmerz ihr Auge spricht,  
Und Thrän' auf Thräne ihr entquell!

Am Christuskbilde ernst und bleich  
Hängt siehend der unsterblich Bild,  
Dem Gotteslehne gnadenreich  
Empfiehet sie bangend ihr Gesicht.

Du armes Kind, noch hat kein Tag  
Dir eine Freude abgelauscht,  
Des Todesengels Hülgeßschlag  
War früh an dir verkeimgesucht!

Und wie sie in Ergebung müd  
Das engelsschöne Haupt gebeugt,  
Da schien's mir, hat das Christusbild  
Sich sanft zu ihr herabgeneigt!

Die Krone vern' am Hochaltar  
Entstammte ihrem matten Glanz,  
Wie war's, als steht er in des Haars  
Der Jungfrau einen Wärtor-Kranz —

Dem strahlend war ihr Angesicht,  
Als sängen Engel sie zur Ruh',  
Die Seele schwebte rein und licht  
Der unbekanntem Heimath zu! —

Wozig Siegerist.

## Der lehte der Freiherrn von Kholnig.

(Sein Grabmonument zu St. Martin im Grabnighofe; die ihm verwandten Thonhausen und Hallegg; die verheirathete Anna von Thonhausen, geborene Neumann.)

Wir besprechen diesen Gegenstand, dem Herr Gustav Joseph Bergmann in den „Mittheilungen der k. k. Central-Commission der Bauentwarte“ (Wien 1859, IV. Band, S. 140) eine archäologische Notiz widmet, mit Benutzung derselben in den Nebenbemerkungen über die beiden dem Geschlechte der Kholniger verwandten Familien von Thonhausen und Hallegg, um die bisher darüber in unserm Blatte über dieselben bekant gemachten Thatsachen mit einigen interessanten Angaben zu vermehren.

Das Grabmonument des letzten Freiherrn von Kholnig oder Kolnig, der als ganz achternischer Ritter dargestellt, in der Rechten eine Fahne und in der Linken seinen auf dem Weben aufsteigenden vierfeldigen Wappenschild (Wegiser, II. B., S. 1727) hält, befindet sich in der Kirche St. Martin unserm dem Stifte St. Paul. Die Höhe beträgt 6 Fuß 9 Zoll. Unten am Grabstein liest man folgende Inschrift:

„Hier liegt begraben der Wolgeborene Herr Leonhart von Kholnig, Freiherr auf Kholnig, Kholberg und Saldenhofen. Oberster Erblandjägermeister in Kärnth(en) Für. dur. (Fürstlichen Durchlaucht) Erzherzogens Carl's zu Oesterreich Rath und Cammer. Der legte seines Namens und Stammes, der gestorben ist den XXIII. Tag Septembris des MDLXXXVII. Jars. Dem und uns allen Got gnetig und barmherzig sein welle. Amen.“

Oben hat der Grabstein im Rundbogen in Relief die Verstellung Gottes des Vaters, der seine Rechte segnend aufstreckt und in der Linken die Weltkugel hält; an jeder Seite einen Engel, dann die Worte:

„Alse hat Gott die Welt geliebt, das er seinen eingebornen Son gab, auf das alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sonder haben das ewige Leben.“

Auf der rechten obern Ecke des Grabsteines steht die Inschrift: „Elisabeth Geborne Frin (Freiin) von Thonhausen sen (sein) Gemahl (Gemahl).“

Herr Dr. und Professor Tangl hat in der „Carinthia“ vom Jahre 1833, Nr. 36—40 die Geschichte der Kholniger, urkundlich bereits im 12. Jahrhunderte vorkommend, in ihren Verzweigungen und Geschieden dargestellt. Noch steht man die Reste ihres Stammeschloßes nordwestlich von Stifte

St. Paul, welches dieselben neuentend einer Reinigung vom umgebenden Schutte unterzogen, so sichtlich gestellt und mit einer schönen Anlage, wo aus man eine herrliche Umlicht auf das umgebende untere Karantthal genießt, versehen hat. Diese Ruine und jener Grabstein sind die noch erkennenden Denkmale einer großen Vergangenheit eines der edelsten heimischen Geschlechter, welches durch ein Jahrtausend vor seinem Aussterben mit Leonhart im Jahre 1587 in Krieg und Frieden eine hervorragende Rolle gespielt hatte; so die beiden Brüder Dauic und Andrs von Kolnig im Kriege Kaiser Friedrich's IV. mit König Mathias von Ungarn, so letzterer am Hofe Kaiser Maximilian's I. — In Freidats (R. Maximilian's) Turnierreden in der I. I. Ambroser Sammlung ist auf dem Blatte Nr. 79 „Der Andre Kolniger“ im Aufstumpfe mit dem Kaiser vorgestellt.

Bei der Belagerung von Wien im Jahre 1529 ritten unter Ulrich Reisser, Sr. künigl. Majestät Ferdinand I. Kriegsrathe, welcher 74 Büchsenmeister unter seinem Befehle hatte, als Kriegsrathe Christoph Kolniger, sammt einem Weisenegger und Christoph von Ertau aus Kärnten.

Das Geschlecht der von Tonhausen, aus Thauhausen, welches sich bis zum Grafenstande (am 26. April 1624) emporgeh, große Stiftungen machte, unter andern die Jesuiten-Collegien zu Stadt-Steier und Judenburg gründete, und erst im Jahre 1687 im Wamsstamme erlosch, wurzelte in der nachbarrlichen Steiermark, deren Gebiet sich auf den Friesacher-Seen hereinreicht, wo sie auf der Burg Dürrenstein sesshaft waren, während Kärnten bei Willeu auf gleiche Weise sich nach Steiermark ausdehnt, wo die Burg Silberberg das diesseitige Gebiet abschließt. Die Thauhausen waren daher vielfach in Salzburgerischen Diensten und Wästen, wie früher die Silberbergs, Abgang des 15. und mit Beginn des 16. Jahrhunderts, in Friesach ihre Grabstätte. In einer Nebenkapelle der vorliegenden Dominikaner-Kirche finden wir jenes herrliche Grabmonument, dessen Abbildung und Sprünge in seiner V. Versicherung von „Oesterreichs kirchlichen Kunstdenkmälern der Vorzeit“ gibt. Es stellt einen Ritter in voller Rüstung mit Schwert und Fahne stehend auf einem Löwen, mit 4 Wappenschildern in den Ecken, vor, mit der Umschrift: „Hic leit begraben der Edl und gestrenge Ritter Herr Walthar Thauhausen zu Tiernstein, Hauptmann und Wigium zu Friesach, der gestorben ist am XVIII. tag des monaths July nach Christi Geburt MDXVI jar, dem Gott genad“.

Ebenso war sein Sohn Franz, Karl's V. und Ferdinand's I. Rath, Hauptmann und Bicomed zu Friesach, den so wie seinen Bruder Walthar der Kaiser am 5. September 1530 zu Augsburg in den Freierherrnstand erhob. Franz starb zu Friesach 1548, war ein reicher Gewert und oberster Bergmeister in den niederösterreichischen Landen. Sein Sohn, Johann Jakob, der ebenfalls als Salzburgerischer Bicomed 1560 zu Friesach\*) starb, erzeugte mit der reichen Anna Neumann von Wasserleoburg zwei Töchter, Elisabeth, Gemahlin des Freierherrn von Kolnig, wie wir bereits erwähnten, und Barbara.

Anna Neumann von Wasserleoburg war wie die ihr verwandte aber spätere Katharina Gräfin von Salamanca-Ortenburg, oder kurzweg Gräfin Salamanca genannt, eine der besten Frauen des Landes der früheren zwei Jahrhunderte. Beide zeichnete der Nachruf ihrer Hochthat aus; Anna Neumann noch insbesondere der ihrer Schöngest. Sie war am 25. November 1535 geboren, Tochter des reichen Wilhelm von Neumann zu Willsa und Herrn zu Wasserleoburg, und ehelichte zuerst Johann Jakob Freierherrn von Thauhausen dem sie jene zwei Töchter gebar. Nach seinem am 23. September 1560 erfolgten Hinscheiden heirathete sie noch fünf Männer: Christoph von Lichtenstein-Mura 1566, Ludwig Freierherrn von Ungnad 1582, Karl von Teuffenbach 1586, Ferdinand Grafen von Salamanca-Ortenburg 1611 und in ihrem 82. Lebensjahre Georg Ludwig Grafen von Schwarzenberg 1617, dem sie die ehemalige Lichtensteinische Herrschaft Mura zu brachte. Sie starb am 18. December 1623 zu Mura 88 Jahre alt, wo sie ruhet.

Ueber ihr Leben hängt ein schwarzer Schleier, so wie über ihr Ende. Wir können ihn nicht lüften und nur die Sage davon geben, womit man sich so eine seltsame Thatfache, daß eine Frau sechs Männer (das Samaritanische Weib hatte deren fünf und der sechste war es gesetzlich nicht) — mitunter nach längern Pausen heirathete, erklären wollte. Man erzählt sich nämlich, die Kammerfrau der Gräfin habe ihrem letzten Gemahle, dem Grafen Ludwig von Schwarzenberg, für den jene eine besondere Zuneigung fühlte, entdedet: Anna pflege im Verlaufe der Ehe eine Salbe geheimnißvoller Zusammenetzung zu bereiten und sie bei ihrem Gemahle zum Gebrauche zu bringen. So oft sie dieses gethan, sey jederzeit das Hinscheiden ihres bisherigen Gatten erfolgt. Das Gleiche bemerkt sie jetzt, und sie warne daher den Grafen, selbe sich anwenden zu lassen. Nicht lange, so wußte Anna wahrscheinlich durch ein veranlaßtes Hautübel desselben Gelegenheit findend, ihn zuzurücken, er solle der Salbe sich bedienen; — doch Ludwig zwang Anna, sich dieselbe anzulegen.

Was an der Sache was immer seyn, ungewisshaft bleibt, daß, wenn Anna beschuldigt würde, sich ihrer Männer nach einander zu entledigen, um sie aufzuerben, dieselben ebenfalls dem Verwurfe nicht entgehen, daß sie, wenigstens die letzten vier, so eine weit über das Verhältniß zu ihnen alte Frau wohl doch nur um ihres Reichthumes wegen heiratheten. Elisabeth, der Neumann Tochter, verlor wie besprochen im Jahre 1587 ihren Gemahl, den von Kolnig; sie heirathete hierauf den Ritter Adam von Hallegg. Eine Schlagsuhr in der Ambroser-Sammlung vom Jahre 1598 führt die Anfangsbuchstaben ihres Namen. Die Klagenfurt nachbarrlichen Hallegg haben wie bereits bei der Geschichte dieser Hauptstadt von dem Chronisten Abt Johann von Birktrung um das Jahr 1220 als Ritterbau der selben oder eigentlich ihrer Mauer angegeben gesehen. Seit von Hallegg war einer der Helten unter Karl V. Er diente bei der Belagerung von Parma, der Eroberung von Siena und Livorno und 1556 zuletzt bei der Belagerung von Sigetitz, war Kaiser Ferdinand's I. und Maximilian's II. Kriegsrath und oberster Feldhauptmann an der windischen Grenze. Dieses am 2. November 1705 in den Freierherrnstand erhobene Geschlecht wird mit dem pensionirten I. I. Obersten Maximilian Freierherrn von Hallegg, wie Bergmann bemerkt, erlöschten. D.

\*) Wie erinnern uns noch sehr gut, in dem ehemaligen städtischen Zeughaus, welches die Franzosen im Jahre 1809 gänzlich auslöschten und wegschifften, mehrere Harnische gesehen zu haben, welche mit der Überschrift „Thauhausener“ beschriftet waren; womit ihre Theilnahme an Kärnten, dessen Landesverweser 1576 Pant von Thauhausen war, Wechselsamung satzbar erwiesen ist.

## November-Erinnerung.

„Es war in traurigen Novembertagen —  
Ich ging auf alten, oft betretenen Wegen  
Der tiefen Waldeseinsamelt entgegen,  
Die Schmerzen meines Innern auszulagen.“

Die Jugend ist dahin, — sey's denn! kein Jagen  
Dieß schlußdovell noch ihr mein Derg sich regen,  
Die meine zeichnete seiner Liebe Segen,  
Ich seh' ihr noch mit lärglichem Wehagen.

Doch eines hat das Schicksal mir genommen,  
Ich seh' Dich nimmer gehen, nimmer kommen,  
Wein alter, trauer, mein bedärrter Freund!

Um Dich hab' ich im Walde dort geweint,  
Der uns vereinigt est hat wunden sehen  
Im Frühlingsblüthen und im Blüthenreihen.  
Pant Kenn.

## Asmolan.

Eine Geschichte der Herzogin.

Nach einer persischen Handschrift.

Von

Hermann Waldenreit.

Schach Neghir beherrschte Persien. Schiras, das prächtige Schirad, damals der Wohnsitz dieses Monarchen, hatte ihm seine Pracht und seinen Reichtum zu verdanken. Schach Neghir selbst hatte große Eigenschaften, aber auch große Fehler, die jene oft verunkelten; er war tapfer, oft wild und grausam; er achtete und liebte die Tugend, aber wollte sie da nicht beherzigen, wo sie mit seinem Despotismus im Widerspruch stand. Eines hatte dieser mächtige König mit seinen Unterthanen, so wie überhaupt mit allen Menschen gemein, daß er immer glücklich zu seyn wünschte. Er, ein stehhafter Fürst, dessen Haupt mit Lorber umwunden war, umgeben von Schwächlern, die ihn gleich einer Gottheit anbeteten, Vestiger eines prächtigen Cerais, in welchem die schönsten Frauen seiner Wänsle harrten, hatte das volle Recht, sich den glücklichsten aller Sterblichen zu nennen, und dennoch war er es nicht. Lange Weile und Ueberdruß, gewöhnliche Begleiter jener im vollen Maße genossenen Freuden, an denen ein richtigeres Gefühl, des Herzens reinere Stimme, seinen Antheil hat, hielten seinen mit Gold, Purpur und Edelsteinen verzierten Thron unlagert; umsonst war es, die Art seiner Unterhaltungen mannichschal zu verändern; man veränderte die Form, aber für unsern Schach hatten sie immer dieselbe Gestalt.

Das eintönige Lob seiner Höflinge, die Gesänge seines Ruhmes, das schmeichelnde Kosen seiner Mädchen, nichts konnte ihn überzeugen, daß er glücklich sey. Daher sein finsternes Ansehen, daher seine Grausamkeit. Persien seufzte bald unter dem Joch der härtesten Tyrannei; keineäe verdreht war dieses schöne, blühende Land durch graue Verdrückung, und doch durfte keine mißfällige Aeußerung hierüber laut werden, denn sie wurde mit dem Tode bestraft. In schändlichem Solde stehende Spione drängten sich unter der Maske eigener Unzufriedenheit in die Privat häuslicher Familien, um die geheimten Gedanken der unglücklichen Unterthanen zu

erforschen. Man seufzte im Stillen, und fürchtete die Tränen sehen zu lassen, welche die Grausamkeit des Wäthrichs erzeugten. Schach Neghir schien folgende Gedanken zum Grundsat seiner Handlungen gemacht zu haben: „Weil ich nicht glücklich bin, so soll es auch kein Anderer seyn; Keiner meines Volkes stehe in dem Wahn, einen Schach zu besitzen, den zu gewinnen mir selbst unmöglich.“ Aber stolz, wie er war, wünschte er nicht, daß auch nur einer seiner Schlachtopfer diesen schändlichen Gedanken ertrage; denn er fürchtete in sein Inneres blicken zu lassen, und indem er sein Unglück an keinem armen Völkte rächte, ging sein ganzes Bestreben dahin, für den Glückseligsten aller Menschen gehalten zu werden; sich selber keiner Täuschung fähig, war die Täuschung Anderer sein Bemühen. Daher die Zahl so vieler Unglücklichen, die seiner Tyrannei erlagen, und sey es Klage- oder Freudenten, nicht laut durfte er werden, ohne der Strafe Neghir's gewärtig zu seyn.

Es gab in Schiras einen jungen Mann, der sich Asmolan nannte, den die Natur und das Glück mit allen Vorzügen überhäufte. Den schönsten Gebärde dieser Stadt war sein eigen, auch besaß er Reichthum genug, um ein fürstliches Leben führen zu können. Seine Liebeshärtigkeit, sein freies und edles Benehmen, sein Frohsinn, und vor Allen die Güte seines Herzens, gepaart mit einer Sanftmuth, die ihn nie verließ, veranlaßte, was nur Anspruch auf vorzügliche Bildung machte, sich um ihn. Einst bei einem prächtvollen Mahle, das er seinen geliebten Freunden gab, und durch besondern Froh- und Freisinn entflammt, indem er sich von Menschen umgeben sah, die er alle ihm aufrichtig zugehan glaubte, rief er im Uebermuth der Luft: „Kein König ist so glücklich, als ich es bin! Und ich halte mich für das glücklichste aller Menschen.“

Diese Worte gingen einem Menschen nicht verloren, der ein Mittel beschien, sich in diese würdige Gesellschaft einzubringen. Er hieß Abterab: längst schon ein heimlicher Neider Asmolan's, fand er hier ein sicheres Mittel, ihn zu stürzen.

Zwölf darauf, am frühen Morgen schon war Asmolan zum Schach bestiegen.

„Unvorsichtiger Jüngling!“ sprach dieser ihn im strengen Ernste an: „Du hast es gewagt, Dich glücklicher zu nennen, als ich, ich, der ich ein Auserwählter des Himmels bin, und den unser großer Freyheit mit allen Wohlthaten des irdischen Lebens überhäuft. In meiner Hand liegt das Schicksal Persiens, mein Willkür genügt, dich zu vernichten. Deine Jugend in Betrachtung ziehend, will ich diesesmal Dein Völk schonen und Dein Verbrechen Deiner Unersahenheit zuschreiben; doch werde ich sehen, ob Du, Thor! genug beklonnen seyn wirst, Dich künftig glücklicher als Deinen Veberräcker zu glauben.“

Mit großer Anhe hörte Asmolan die Worte des Schachs. Entlassen, eilt er schnell aus dem Palaß, um seinen Freunden eine beruhigende Nachricht von sich zu geben; aber erstaunt sieht er seine Wohnung auf Befehl des Tyrannen von Grund aus zerstört; auch erfährt er, daß alle seine Güter in Verloßung genommen sind, und daß man seinen schändlichen Angeber damit belohnen. In dieser Lage nahm Asmolan zu seinen Freunden Zuflucht, und wurde gern empfangen. An ihm selbst konnte man nicht den Schatten eines Mißmuthes wahrnehmen; so wie immer war seine Stirn heiter, und Zufriedenheit strahlte aus seinen Augen.

Wohl Tage nach dieser schrecklichen Begebenheit wurde er neuerdings vor den Schach bestiegen, und von ihm gefragt: „Nun, unversinger Jüngling! prähsst Du noch, glücklicher zu seyn, als ich? Sieh, zur tiefen Armut bist Du

herabgesunken, und Dir bleibt nichts in dieser Welt, als Reue und Demuth."

"O König! Dir ist", entgegnete sanft Asmolan: "mein Reichthum machte mich nicht übermüthig, und meine Armuth macht mich nicht demüthig; Du lebst im Wahn, mir Alles geraubt zu haben! Schach Rehir! Wie muß ich Dir danken! Du hast mich einen Schach futen lassen, der uehrl der Tugend mir unschäpbar ist. Ich habe jetzt die volle Ueberzeugung, daß ich wahre Freunde besitze, Freunde, die es nicht wegen meines Wohlstandes waren, die mich nicht, so wie dieser verlassen haben. Mehr sauh ich in ihren Herzen, als Du mir nabst, und es war umsonst Dein Wille mich unglücklich zu machen: Du hast nur mein Glück vergrößert."

Schach Rehir erstaunte über solchen Muth, über diese seltene Seelengröße; unschlüssig schwieg er einige Augenblicke; sein Blick ist gedemüthigt, er findet sich von einem Berwogenen beschimpft, er seiner Macht, seinem Zorne trogt; aber auch zugleich rührt ihn die Tugend, die Saufstimm vieler Jünglings. Erben will er ihn entlassen, schon das Wort der Gnade sprechen, als ein kreischender Höfling seinen Zorn neu entflammt, indem er ihm Asmolan als einen stolzen übermüthigen Jüngling schildert, der es wagt selbst den hohen Beherrscher Persiens Troz zu bieten. "Paß ihn in Fesseln schmieden, hoher Herr!" sagte er dem Tyrannen: "er fühle Deine strenge Macht, sey es auch nur, um zu sehen, wie weit seine Berwegbarkeit ginge, und um einen Uebermuth zu strafen, den man Anstube nennen könnte."

Der König, durch diese Worte gereizt, erhöhte über seine Rührung und betrachtete das bessere Gefühl, das ihn ersaßte und ihn zweifeln machte, als einen Sieg, den Asmolan über ihn davon getragen. Dafür will er ihn doppelt strafen; in den tiefsten Kerker besetzt er ihn zu schließen, alle Quäl will er auf sein Haupt laden, um seine Standhaftigkeit zu ermiteln, und ihm endlich das Gefängniß seines Unglücks abzuwingen. Asmolan wird in ein unterirdisches Gefängniß gemoren; seine Frau zu vernehmen, gibt man ihm zum Unglücksgefährten seinen Feind, seinen Angeber, den Ueberher seiner Leben, den Verräther Abderab.

Dieser, lange genug ein Liebling des Schachs, fiel in Ungnade, und war verdammt, für immer in diesem Kerker zu bleiben. Schredlich war seine Verweisung, er verfluchte sich und sein Schicksal; Asmolan hingegen betrachtete mit Ruhe seinen jetzigen Aufenthalt, und sagte: "Lieber wäre es mir freilich, in meinem Hause, an meinem guten Tisch mit meinen Freunden zu seyn; aber des Himmels Willen ist nicht zu widerstreben, und wenn ich mir das Alles zu Herzen gehen ließe, würde ich meine Lage dadurch verbessern? Höre mich Abderab!" fuhr er fort, sich zu diesem wendend: "Unser Tyrann hat es nicht so böse gemacht, indem er uns zusammen sperren ließ, als er wohl selber geglaubt hat. Ein getheiltes Unglück ist nur ein halbes Unglück, und ich werde mein Schicksal nicht beklagen, wenn ich nur zur Vberung des Deinen etwas beitragen kann."

Die Stimme Asmolans war die Herzengüte, die in diesen Worten lag, da, wo die gerechtesten Verwürfe zu erwarten waren, ergriffen Abderab mit solcher Gewalt, daß er laut aufschrie, und zu Asmolans Füßen stürzte. Er beschwor ihn, gerechte Rache an ihm zu nehmen, ihn zu tödten, ihn von der Last seines Unglücks, und seiner Gewissenbösigkeit zu befreien.

"Vergagenderer Abderab! Darum Dich quälten mit der Erinnerung des Vergangenen? Paß, was vorüber ist, dahin seyn. Der Himmel gab dem Menschen die Gegenwart

zur Freude, die Zukunft zur Hoffnung. Wir sind beide gefangen, und unser Gefängniß, man muß es gesehen, ist nicht schön, aber Verwürfe und Paß würden es wahrhaftig nicht schöner machen. Vergiß Dein Unrecht, so wie ich Alles, was Du mir gethan, vergesse, und ich habe nichts davon empfangen."

Tiefe Reue ergriff Abderab, ein Thränenstrom nabm ihn die Sprache, nochmals sank er zu Asmolans Füßen und beneigte seine Kniee mit seinen Händen. Dieser ließ ihn lächelnd auf und umarmte ihn.

Von nun an suchten sie sich durch allerlei Erfindungen die Zeit zu verlängen; doch Abderab ergriff nicht selten eine tiefe Schwermuth, das Andenken des Vergangenen versegelte ihn überal, und die Zukunft stellte sich ihm ohne Trost, ohne Hoffnung dar. Asmolan ermunthigte ihn oft und lehrte ihn, daß das, was er seine Zukunft nannte, eine Zukunft wäre, die sich nicht über die Grenzen des Lebens verbreite; er überzeigte ihn, daß die Zukunft des Menschen nicht irdisch, und daß alle Hoffnung hienieden Täuschung sey, daß manchmal der Tag des Glücks der Morgen des nabenden Unglücks sey, kurz, er sprach mit ihm von Tugenden, lehrte sie ihn kennen und daher auch lieben; und so erhebt neue Kräfte Abderab, die Stürme seiner Leidenschaft sind beschwichtigt, und weniger hart drückt ihn die Vergangenheit. Nicht kann er jetzt begreifen, wie er sich dieser erhabenen Aussicht von Leben und Zukunft, dieser Wahrheit, so einfach und schön, entziehen konnte; alles Leid, das ihn getroffen, bringt er als Sühnepfer seines ehemaligen Glücks dar, und er weiß es noch dem Tyrannen Dank, durch dessen Ungnade er zur Erkenntniß gelangt.

Es mochte wohl ein Monat seit der Gefangenschaft Asmolans verlaufen seyn, da wollte Schach Rehir doch einmal sehen, ob die Hartnäckigkeit des jungen Persers noch nicht gemieden wäre. Er läßt ihn kommen, im Angesicht des ganzen Hofes, schwer gefesselt einem großen Verbrecher gleich. Berächtlich wirft er einen Blick auf ihn und fragt ihn bitter lächelnd: "Nun Asmolan, bist Du jetzt glücklich?"

"O Gebieter!" rief dieser: "So mich ich immer Deiner neuen Wohlthaten wegen Dir Dank sagen; denn wisse, ich hatte nur einen einzigen Feind, und nun kann ich ihn, Dank sey es Dir, unter die Zahl meiner treuesten Freunde rechnen. Abderab, den Du mir zum Unglücksgefährten bestimmst, sonnte meinen Aukid ohne marteroelle Gewissensqual nicht ertragen, gerechte Schuld drückte ihn darnieder; ich hab ihn aufgerichtet, ich lehrte ihn die Tugend kennen, lieben; und die Hoffnung einer bessern Zukunft erlichtert ihm sein Schicksal. Daher bin ich Dir Dank schuldig, denn Du gabst mir Gelegenheit, solche Wohlthat anzunehmen."

"Es sey!" rief in voller Wuth der Schach: "Führt diesen Wahnsinnigen zum Schaffot, er sterbe durch Henkershand im Angesichte meines ganzen Volks; wir wollen sehen, stolzer Jüngling! ob Du mir noch auf dem Bloß unterm Henkerschwert trogen wirst!"

"Ich troge Dir nicht, Schach Rehir, und gern füg ich mich einer strafenden Macht, die Dich ermächtigte, Böses zu vollziehen! Ich liebe Gottes Strafgericht, das er nur zur Besserung der Menschheit sendet; aber nochmals sag ich Dir's, daß es fern von mir gewesen, Dir Troz zu bieten; Du wolltest wissen, ob ich glücklich sey, und ich sagte Dir die Wahrheit."

Aufgerichtet war das Blutgerüst und das Volk von Schiras versammelte sich umher. Auf hohem Throne saß der Schach, und vorüber wurde Asmolan von des Königs Leibwache dahin geleitet. Ihn umstrahlte die gewöhnliche Heiterkeit seines Antlitzes; er schreiet ohne Stolz und ohne



Furcht, und bestiegt ruhig das Schaffot. Gehoben ist des Henkers furchtbares Beil — da sagt Schach Refir fast spottend: „Nun, Asmolan! bist Du noch glücklicher als ich?“

„O König!“ sprach dieser: „Vergebens ist Dein Streben, mich unglücklich zu machen; Du entsetzt Dich von Deinem Ziele immer mehr. Du weißt es nicht, was mich wirklich hätte unglücklich machen können; im Tode will ich Dir's entdecken: So lange Du nicht im Stande warst, mich zu einer niedern That, zu einem Verbrechen zu verleiten, so lange konntest Du mich nicht unglücklich machen. Göttes Gerechtigkeit legte des Menschen wahres Glück in seines andern Menschen Hand, und Wahn ist nur der Glaube, es könnte des Tyrannen Eigenschaften den Menschen wanken machen, den Bewußtseyn seiner Tugend trüben. Ich werde sterben! und im Tode frage Du mich, ob ich glücklicher sey, als Du? und ich sage Dir: ich bin's! — O konntest Du in meines Person's Tiefe kliden, Du wüßtest dort mein Glück erleben. Ich habe die kurze Zeit meines Lebens zur Ehre mancher Wohlthat angewendet, insof Du Deine Lebenszeit mit Grausamkeit und Blut begehrest. Nahe bin ich dem Moment, wo mich in einer bessern Welt der verheißene Lohn der Guten erwartet; auch Du bist nicht sehr entfernt, den gewissen Lohn der Bösen zu empfangen; nachdem Dein Herz ohne Unterlaß von Gewissensqual zerrissen, aufgezehrt von Verrath und Traurigkeit dem Schmerz erlegen seyn wird. Meine Seele geht, von Hoffnung reich erfüllt, zu Gott hinaus; darum antworte mir, Schach Refir, jezt im feierlichen Augenblick des Scheidens, wo der Mensch nichts mehr von der Erde zu hoffen, noch zu fürchten hat — sprich, ich bin's, der Dich fragt: Schach Refir! bist Du glücklicher, als Asmolan?“

Es erhebet sich bei diesen Worten der Schach von seinem Throne, nähert sich Asmolan und spricht: „Herab vom schlechten Bluterguß, wohin Dich meine blinde Wuth gekammt; Deine Stauhaftigkeit hat mich überwinden, Deine Seelengröße mich Dir verpflichtet; sey mein Freund, sey mein Rathgeber, hinfort soll nichts mich von Dir trennen; das Glück ist mit Dir, ist um Dich, ist in Dir; ich sehe, es besteht in Seelengröße und Glaubensstärke, als der einzigen Kraft, die kräftiger als alle Macht der Erde, die uns über jedes widerige Geschick erhebt. Komm an meinen Hof, Du bist mein Großvezier; Deine Weisheit sey mein Schutz, ich theile mit Dir meine Macht, theilst Du doch Dein Glück mit mir!“

„O Schach Refir!“ sagte Asmolan: „Was Du mir anbietest, ich nehme es dankbar an; vielleicht werb' ich in meiner Größe nicht unglücklicher seyn, als ich im Gefängniß war. Wir wollen an Glücke Deines Vorgesetzten, das heißt, an Deinem eignen Glücke arbeiten. König! Leicht ist das wahre Glück zu finden, denn es ist überall, und findet man es nicht, so ist man selbst Schuld daran.“

## Die drei vergangenen Jahrhunderte eines deutschen Gutsherrn.

Jedes Jahrhundert hat seine Eigentümlichkeiten. War für uns Deutsche das sechzehnte Jahrhundert das der Reformation, das siebzehnte das der Fremdenherrschaft und der Zerrissenheit, verbiene sich das achtzehnte den Namen des philosophischen. Weniger in Städten, wo ein Gemische von

Bevölkerung wie von Sitten herrschte, und das alte Bürgerthum immer mehr der Bureaukratie und der früher spanischen dann französischen Sitten wich, als am Lande kennzeichnete sich der Unterschied jener Jahrhunderte, besonders der den Gütern der Edele, wo sie ganz nach Gutdünken, im Geßichte des Selbstregimentes gebarten.

Ein Gemälde dieser Art liefert uns Gustav Freytag in seinem vorigen Jahr in Leipzig erschienenem Werke, betitelt: „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ gleich in der Einleitung des ersten Theiles. Wir wählen es, da wir darin mitunter ja größtentheils das Leben aus den Gütern und Sitten unserer heimiſchen Edele kopirt, und das, was wir in der Geschichte Ärtens summarisch und überflüssig von den Sitten dieser Jahrhunderte lesen, hier in lebendiger Frische auf der kleinen Schaubühne des ländlichen Lebens dargestellt finden.

„Man versuche, sich in die Geßichte eines reuſchen Gutsherrn zu denken, den ein Kön seines Hauses mit harter Geißelband zu das Jahr 1559 jurüdzicht. Statt des Hauses, das er sich jezt in aldreuſchem Etel, unter englischen Anlagen aufgeführt hat, würde ihn der alte Bau selbst umschließen, dicker, gefüß, unwohnlich, entweder auf wasserarmer Höhe in scharfen Zug des Windes geßet, oder rings von überirdendem Strahlenhimm umgeben. Zwar hat schon die dritte Generation vor seiner Zeit trübe Seden in die kleinen Fenster geßt!“ und große Raschheit, die mit Holzleben aus dem nahen Walde genährt werden, halten die große Winterkälte von dem Wohnzimmer ab. Aber der Raum ist enge, denn noch gilt es, ihn bei Gelegenheit gegen einen gewaltsamen Ueberfall zu vertheidigen, wenn nicht in einer Fehde mit den Bürgern der Nachbarstadt oder einem feindlichen Junker, doch gegen eine streifende Bande von Meerbrennern, oder gegen zuchtloses Kriegsvolk, das auf Raube denkt, weil es vom nächsten Landesherrn um einen Theil des Goldes betrogen wurde. Unwohnlich und unsauber ist das Haus, denn es heberbergt außer der Familie des Grundherrn noch viele andere Bewohner, jüngere Brüder oder Vettern mit Weib und Kind; zahlreihe Knechte, darunter manch' unheimlichen Geßell mit frischerer Vergangenheit, und als erprobte Kriegsmänner auch einzelne narbige Landknechte, um 1559 schon ruckliche Vohnsoldaten. Von dem Düngröhansen des kleinen Burghofes töm das Geschrei zankender Knaben, und um den Herd der großen Küche nicht weniger mißtönend das Hahren der Frauen. Die Kinder des Hauses schreien auf zwischen Fierzen, Hundten und dem Geßinde, spärlichen Unterrichts finden sie in der Dorfschule, dann hören wohl die Knaben die Gänse und das Kleinwied der Mutter\*\*), oder sie ziehen mit den Dorfleuten nach dem Wald, Holzbirnen und Pilze zu sammeln, welche zur Winterfest geßort werden. Die Schloßfrau selbst ist die Schaffnerin, die erste Köchin und der Arzt des Haushaltes, längst gewöhnt, mit wilden und zuchtlosen Männern zu verkehren, wohl auch den Mißhandlungen des trunkenen Gatten zu widersehen. Sie ist

\*) Erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert werden Glascheiben, wenigstens in den Städten, allgemein, erst seit dieser Zeit kommt das Belegen der Stuben und die Freude am wohnlichen Raum in das Volk.

\*\*) Der kleine Hanns von Schwelmischen wurde 1560 als Gänsehirt abgeßet, weil er die Schußel aller Gänse mit einem Fischen aneinander gespannt hatte, um sie zur Ordnung zu bringen.

ten, wirtschaftlich, stieg auf Wappen, Geldkette und Goldbrocat des Hauſes, sie sieht argwöhnisch auf Gernand und Schmid der Kathedrauen in der Stadt, welche Warter und Zobel, sammtene Kleider, Perlen im Haar und Gesehne im Halsband nicht tragen dürfen. Sicher verkärt auch ihr Liebe und weiche Empfindung in vielen Stunden Antlig und Gesehne; aber was damals in den Hänern der Gesehne, ja an Fürstenthöfen noch als süchtig und dem ehrbaren Weibe erlaubt galt, in Rete und vertraulichen Eberz mit dem eigenen Mann, das mühte jetzt an der Frau des einfachen Wanderecks nicht selten als unanständig verurteilt werden.“

Das Tagesleben des Gesehners ist ein Wechsel von Müßiggang und wilder Aufregung. Zwar die Jagd ist verpöndlich. Wo der regellose Artfchlag nicht den dort vermüßtet hat, wachsen die alten Stämme des Waldes noch zum Urmalß ineinander, selten in Schenngen und Schlüge eingeheit; noch hört man das Gesehne des Waldes in der Winternacht, mit Speer und Armbrust sich in die Jäger aus gegen Raubstier, Hirsch, Reh und Schwein, zu Reß mit den Hundten werden die Hosen im Garne erlegt, und sorglich wird auf jeden rehen Waldmannsbrauch gehalten. Aber wer in den eignen Wald zur Jagd zieht, der mag sich noch gegen andere Feinde waffnen, als gegen Hegerimm oder gegen den alten Gesehner des deutlichen Waldweides, den jetzigen Wä. Denn wenig Jagdgründe gibt es, um welche nicht alter Habere mit dem Nachbar oder Lebensherrn hängt, Streit über die Grenzen und über das Recht der hohen Jagd. Und außer dem Nachbargrafen, der den Anspruch erhebt, mit Reute und Jagdzeug die Hirsche bis an den Fuß der Schloßmauer zu verfolgen, trampet den Hunter auch der Bauer aus den nahen Dörfern, er, ein Tobschind der Hirsche und Schweine, die seine Saaten verunflüßt, und nicht weniger Feind des Schloßherrn, der ihn schlug, in hartes Gefängnis setze und verflümmelte, weil er auf der Wildbahn umherfich. Nicht selten schwirrt im Waldedunkel ein täschiger Bolzen, der nicht auf ein Wild angelegt war, oder ein gewappneter Hauße Friede in die Vichtung, dann beginnt unter den Menschen selbst die Jagd um Freiheit und Leben.“

„Ist aber das Wild eingebracht und in dem Schloßhof zerlegt, so folgt das Gelage, entleesete Brintrinken, wüßtes Gesehne, selten eine Nacht, wo die Gesellschaft ohne Raufsch auseinander geht. Das Trinken ist gerade zu dieser Zeit ein nationales Weiden geworden, es verbirbt fürsten und Gesehnherrn, Mägern und Vandenteuten die Mannschafft. Die Wüste bei Jagd und Trunk sind Stanteseuoffen des Gesehnherrn, theils ältere Stegerfäuler, welche hinter dem Wehder den fürsten unendlich finden und von Reiterhöfen erzählen, die sie im grünen Wald gegen das Krämerwoll der Städte verkärt, theils jüngeres Gesehnecht, das sich gewöhnt hat, den Raden vor großen Lebensherrn zu feugen, hochmüthig tragen viele das Barock mit vergoldeter Tresse, welches der fürstliche Hof bei einem feierlichen Aufnahme seinen Dienern löhnt.“

„Müßig und unregelmäßig ist der Verkehr mit der Fremde, neugierig lauft der Gesehnherr von wandernden Händler, was damals neue Zeitung hieß, wenige Dwarthändler, welche bei besondrer Veranlassung in den Städten getradt werden und ungenane Munde geben von einer graumamen Schlacht, welche die Söhne des türkschen Kaisers einander liefern, von einem besessenen Mädchen, oder: wie der König von Frankreich durch einen von Arel in den Helm gestochen werden. Zuweilen hört der Junker auf das Lied eines Bantelfängers,

der im alten Volksten ähnliche Reuigkeiten abfingt, darunter das willkommenste, ein Spettgebrät auf einen benachbarten Herrn, wesfür der Säger von der Gegenpartei bezahlt und in's Land geschikt wird. Und was im Hauße am liebsten gelesen wird, das ist der afrologische Unfinn einer Prophezeiung des alten Wilhelm Kriese, des Gottfried Phyller und Hekenkreit, eine Beschreibung der Augsburger Tedenfeier Kaiser Karl V., oder vom gottseligen Ende des fremden Christian, Königs zu Dänemark.“

„Solches Weiden, eintönig und arm, troy zahlreicher Aufregung, wird zuweilen unterbrechen, wenn ein gedöter Mann in der Hur gefunden wird, oder wenn die vom Schloße ein altes Mitterlein des Dorfes bezüchtigen, Hererei getrieben zu haben. Dann beginnt ein Rechtsverfahren im ersten Fall saumselig und gleichgältig, im andern leidenschaftlich, grausam, voll Blutdurst. Und ein Kerger fehlt dem Gesehnherrn jener Zeit selten, Proffesse und Gelbverlegenheiten. Sein Vater hatte noch im Streß und Steigebügel auf der Pantstraße das Geld zur Zahlung seiner Schulden gesucht und in der letzte Nacht genumm für sein gekränktes Recht; jetzt erhebt sich widerwärtig über die Willfür und Selbsthilfe des Einzelnen das Recht der neuen Zeit, ein unsicheres, langames, verkröpftes Recht, das den Mitterlein schen, den Wohlhabenden nur zu oft begünstigt. Aber schon ist der Proceß um Mein und Dein ein aufregendes Spiel geworden, welches viel Zeit und Geld kostet und den Gesehnherrn zum stillen Diener des Juristen der Stadt oder eines reichen Bucherecks macht. Noch reitet der Junker im Harnisch mit Lanze und Faustwehr auf schwerem Ritterpferde, aber er ist nicht mehr eifrig im großen Kriege Ruhm und Beute zu suchen. Der bürgerliche Feindstich mit Espieg und Feuerroß hat ihm den Rang abgelassen, auch auf den Pferden sitzen zuweilen leichte Reiter, nicht mehr Ezhne und Knechte der abelichen Grundherrn, selbst im Turnire wird am liebsten nach Wehrentopf und Ring gestochen, und wenn ja der Junker gegen einen vornehmen Herrn in die Schranken steigt, so ähnet er nütlicher, sich durch diesen vom Pferde setzen zu lassen, als ihm manhaft zu widerstehen“. Der Bauer freilich muß Vieles dulden und Vieles liefern. Die Ähnen des Gesehnherrn haben ihn, auch wo er sonst frei war, zum unfreien Manne herabgedrückt, und was er zinsen muß an Getreide, Freuden und Geld, verschlingt den größten Theil seiner Arbeit. Und doch frommt das dem Gesehnherrn wenig, die Landstrafen sind schlecht und unsicher, ein weites Verfahren der Frucht unmöglich, er erhält sich und seinem Haushalt das Leben, aber die baaren Einnahmen sind gering. Alles ist theuer geworden in der letzten Generation, das neue Gold, das aus America nach Europa herübergebracht wird, sammelt sich in den großen Handelsstädten, aber es kommt weniger davon auf sein Gut, als er für sich und seine Familie zum standesmäßigen Schmuck gebraucht.“

„Eigennützig sieht er auf Allen, was er für sein Recht hält, und sucht keinen Vortheil bald im Anschluß, bald in Widerfichlichkeit gegen seinen Lebensherrn. Im Gesehne desselben zieht er auch wohl zu einem Reichstage, er arbeitet eifrig unter den Ständen seiner Landtschaft gegen die Anflage neuer Steuer, aber ein warmes und sütes Gefühl für sein Land hat er nicht. — Auch die Landtschaft seiner Heimath ist keine politische Einheit, der Staatsbau seines Lebensherrn ist noch ein schwaches Gerüst, seine Treue und Anhänglichkeit sind nur zufällig; danehest und fest ist nur der Egidismus

\*) Lebensbeschreibung Sebastian Schärtleins zum Jahre 1560.

\*) So läßt sich Georg Schwemmelich 1564 dem Kurfürst August zu Ehren vom Pferd fallen.

seines Standes. Ein nachter, häßlicher Egoismus, der ihn kaum noch zu verzweyter That treibt, nicht einmal zu festem Anschluß an seine Standesgenossen. Nur in einzelnen Stunden abet ihm das Gefühl einer bevorzugten Stellung die Sprache, Haltung und That; aber seine Bildung, sein Verhältniß der Welt, ja sein Pflichtgefühl und seine Reklivität sind nicht größer, als jetzt etwa bei einem Fuhrmann oder Kofpändler."

„Ein Jahr hundert ist vergangen, man schreibt 1669, seit zehn Jahren ist der große deutsche Krieg beendet. Die Mauern des alten Herrschaftsleßes sind geborsten, est hat fremdes Kriegsvolk darin gelagert, ihr Feuer hat die Trümmerhausen geschwärzt, ihre Wuth Speicher und Kisten geleert, allen Hausrath zerfchlagen. Jetzt hat der Gutsberr aus den Steinen des alten Gebäudes ein neues errichtet, ein kahles Haus mit dicken Mauern ohne Zierrath. Die großen Fenster sehen herab auf ein ärmliches Dorf, dessen Hütten erst zum Theil aufgebaut sind, und auf eine Fzur, die erst seit einigen Jahren wieder in der alten Fruchtordnung bestellt wird. Die Schafherde ist fast ergängt, aber noch seht es an Pferden; die Derstute haben gelernt, mit Köthen pflügen. Der Schloßherr ernähet nicht mehr Reiske und Ritterspede; in dürftigem Schuppen steht eine Kutsche, ein ungeschlagener Kasten in Lederriemen, aber der Stolz der Familie. Noch ungeschlichen Mauer und Graben mit Zugbrücke das Haus, große Schüssler und starkes Eisenwerk schügen die Zugänge, denn noch ist die Gegend unsicher, Buzenner und Räuberbanden nisten in der Nähe, die Tagesunterhaltung sind Einbrüche und gränliche Mordthaten, die durch Männer mit geschwärztem Gesicht verübt worden. Es ist größere Ruhe und Ordnung im Hause und große Ruhe im Dorfe. Der Besitzthum ist mächtig geworden in Deutschland und der Gutsberr selbst hat ein scharfes Auge auf Kinder, Diensthethen, Bauern. Die Dorfschule ist im traurigen Verfall; aber ein armer Kandidat unterrichtet die Kinder des Gutsberrn. Noch geht man die wilde Gestalt im Schloßhese aus und ein, nicht mehr fahrende Söldner, aber entlassene Soldaten, die in bürgerlichen Dienst getreten sind als Förster, Gerichtsboten und Trabanten des Landesherrn. Wenn der Hausberr über die Schwelle schreitet, fällt fremdes Haar in großen Locken von seinem Haupt, statt des Ritterschwertes hängt der schlanke Degen an seiner Seite, steif und förmlich sind, wo er repräsentirt, Bewegung und Sprache, „Euer Gnaden“ nennt ihn der Bürger aus der Stadt, das unverheirathete adliche Frauzimmer ist „Fräulein“ und „D. Heile“ geworden. Noch trägt die Schloßfrau das Schloßelbund an der Seite, sie ist stark in Recepten und abergläubigen Hausmitteln und leidet an Geisteserschimmungen in einem alten Schloßthurm, der den Krieg überbaut hat. Aber schon wird das Spinnrad verstedt, wenn ein Besuch nah; dann wird schnell ein plümcrautens Kleid übergeworfen, der dürftige Familienchat, silberne Bedner und Kannen auf den Tresor gestellt, ein Stallknecht oder Diener, befähigt Keuerenz zu machen, wird in ein Vorstellblek gestekt und in dem Zimmer ein wöhrtrichender „Koch“ hervorgebracht. Der besuchende Junker erscheint als atambde Galan in Treffentleid und Perücke und wechselt mit den Frauen vom Haus weischwellige Complimente, er ist der unterthänigste Sklave der tapstern ansiehlichen Damen, rühmt die Tochter als englische Gestalt und Herzogsbewinglerin und hört mit unwilligen Ohren. Aber diese gedrehten Complimente sind schlechte Länche über rohen Sitten, noch werden sie durch gemeine Stallwörter und flüche unterbrechen; und wenn die Complimente ausgegeben sind und die Lutterhaltung behaglicher läuft, dann

richtet sie sich am liebsten auf Dinge, die nicht mehr zweideutig sind, und die Frauen sind genöthigt, darauf zu hören und zu antworten, nicht mit der naiven Unbelegtheit früherer Zeit, sondern mit heullichem Vergnügen an dem Cernaigen solcher Unterhaltung, denn es gilt, schmutzige Anekdoten weidlich zu erzählen, oder durch Räthselfragen mit arger Verung die Frauen zu artig affektierter Verlegenheit zu bringen. Aber auch selches Gespräch ermüdet; bald übt der Wein seine Wirkung, die Lustigkeit wird lärmend, das Ende ist ein „richtiger“ Raufch auf alte deutsche Manier. Und dazu wird aus Cavaipfeifen Tabak geraucht, und ist der Grundherr ein Cavalier von Erucation, so schnuppert er aus silberner Dose. Weiter ist das Maidwerk die männlichste Unterhaltung des Gutsberrn, er führt den letzten Verthigungskrieg gegen die Wölfe, welche wegen des Krieges zahlreich und frech geworden sind, und er zeigt unter seinem Jagdzeug Firschreibe und gezeigene Nidre. Aber er zeigt nicht mehr als bewaffneter Keueremann zu Pferde, sein Harnisch ist verroftet, sein Unabhängigkeitssinn ist gebrochen, die Soldaten des Landesherrn führen den Krieg, er führt zu Hofe als seines durchlauchtigsten Herrn genueuer Diener.“

„Noch ist er ein gläubiger Mann, der streng auf sirdliche Brände hält; vor der Wahlzeit wird nie das Gebet vergessen, aber schon sieht er auf das theologische Wesen der Geistlichen zuweilen mit der Ironie eines Vekennans herab.

Wöbentlich einmal fetet der Krämer aus der Stadt dem Gutsberrn die Postzeitung, welche mit ihrer Beilage aus vier kleinen Blättern besteht; sie geht aus dem Schloße zur Pfarre, dann wohl zum Schulzer und Förster. Was sonst im Schloße gelesen wird, sind, heweilige Remane, in denen edle Liebende des tartarischen, oder eines nie dagewesenen Veldes sich mit Peride und Schönpflästerchen über die Annehmlichkeit ihrer Keuerung unterhalten; oder Geschichten von Abenteueren und groben Schelmestreichen, vor Allem Anekdotenram, Kuriositäten, Geisteserschimmungen, gezeuene Schätze, Mordthaten, aber auch schon Erörterungen über Naturereignisse, die ersten Anfänge der Aufklärungsliteratur. Der Grundherr politisirt; er misbraut den Schmetzen; er bewundert Pariser Perücken, Degen und Complimente. Schon längt hat die Abhängigkeit von französischer Münze und Sitte begonnen, wer von Paris erzählen kann, ist ein gebeter Gast. Er spricht mit Abscheu von dem föhnigwürderlichen Wesen in England, aber fast mit Gleichgültigkeit von den Türkenkriegen des Kaisers. Als Mitglied der Panchschaft reist er noch zum Ständtage, aber es sind nur die Privilegien seines Standes, die er in schwacher Widerständigkeit gegen die fürstlichen Räte zu erhalten sucht; er beugt sich antimachambrirend und bestcht, um seinen Verwaunden eine Stelle bei Hofe zu sichern oder ein Amt, welches wenig Kenntnisse fordert. Nur schwer entschließt er sich, einen seiner Töhne das Recht studiren zu lassen, damit dieser einst als fürstlicher Rath das Interesse der Familie fördere. Hof, Regierung, Panchschaft sind ihm wie Weinfässer, die er ansticht, sich daraus einen Trunt zu holen. Deutschland ist ihm eine unsichere geographische Ersgemeing, liebend und haszend denkt er selten daran; auch er hat nichts als seine Familie, den Egoismus seines Standes und die zufälligen Persönlichkeiten, an welche ihn Dienst und Keueing binden. Und wenn man hohe Ansprüche und Selbstgefühl von seinen Wesen abzieht, und den Kern derselben vergleicht will mit einem Leben unserer Zeit, so würde jetzt der eigenständige Junstmeister einer kleinen Stadt wahrscheinlich mehr Inhalt, Thätigkeit und Reklivität besitzen als er.“

„Wieder sind hundert Jahre verfloßen, eine leere Zeit, arm an Erhebung und Volkskraft, und doch hat sich Vieles geändert. Das Jahr 1759 liegt in der Jugendzeit unserer Großeltern, noch haften in unserm Herzen zahlreiche Erinnerungen und es genügt, an Einzelnes zu erinnern. Die Talle Front des Herrenhauses ist umgeformt, ein Portal mit Säulen von Sandstein, an dem Giebelnde der obere Freitreppe runderkuppige Balen, über der Thür der Hausherren ein Engel, der in geschmückter Muffel den lateinischen Wahlspruch des Hauses hält. Auf der einen Seite des Gebäudes liegt der Wirtschaftshof, auf der andern ein Garten, darin beschnitene Buchenbänke und Delisolen aus Tarns. Die einfach getünchte Zimmer haben fast alle Gypsocken, und einige sind mit Stuck verziert, doch ist schon ein Reichthum an Hausrath sichtbar, gute Möbeln von Eichen- und Nußbaumholz, viel verschürfelt, von sorgfältiger Arbeit. Und neben alten Familienportraits hängen kleine neue Pastellbilder, vielleicht die Tochter des Gutsheeren als Schürerin, in der Hand den Stab mit Resabändern. In der Ecke der Hausfrau steht nicht der Perzellantisch, an ihm buntemalte Kannen, kleine Tassen, Möpfe und Liebesgötter aus der neu erfundenen Masse. Jetzt ist die Zucht im Hause durchgebildet, ein hartes, strenges Regiment; Frauen und Dienstkleute sprechen leise, die Kinder lassen den Eltern die Hand, der Hausherr nennt seine Gattin *mon chère*, und redet, wenn er vornehm wird, zuweilen in französischen Phrasen. Das Haupt ist gepudert, die Frauen umgibt Steifrock und hohe Frisur, heftige Bewegungen, große Leidenschaft stören die Ruhe des Hauses und die gerade Haltung selten.“

„Der Grundherr ist sparsamer geworden, er ist gewöhnt, ein wenig um die Landwirthschaft zu sorgen. Er sucht durch Gutsverhältnisse die Welle seiner Doretten zu verfeinern und kauft im Prachtsel noch mit Besorgniß die neue Knollenfrucht, welche unentliche Nahrung für Menschen und Vieh geben soll. Es ist ein stilles, einfaches und pedantisches Leben im Hause, die Mutter stüllet den Kopf über Gellerts's Leben der schwedischen Gräfin, die Tochter liest entzückt in Kleiße's Frühling und singt an Clavier vom Weilchen und vom Lamm der Natur, und der Vater trägt die Pieder des Grenadiers in der Tasche. Dem Besuchenden werden Schälgen Kaffee vorgesetzt, noch ist es Brauch, zur dritten und vierten Tasse zu nöthigen; an hohen Festtagen erscheint der anmuthige Trank der Chocolate. Es ist eine harte Zeit, viel wird dem Hausherrn zugemüthet, die Bedröden sind die Herren, welche das Vax regieren, er hat zu steuern, zu zahlen, ohne daß er irgend gefragt wird. Noch gilt er mehr, als der Würger, aber doch über ihn hat sich die Majestät seines Souverains erhoben, und vor dem großen Herrn bekennt auch er sehr wenig, auch er hat zu besorgen, daß sich seines ungnädigen Herrn Sted gegen ihn erhebe. Die Schreiber in der Hauptstadt kümmern sich sogar um seine Wirtschaft, sie befehlen ihm, einen Graben zu ziehen, eine Mühle zu bauen, ja sie verordnen ihm Maulkeerbäume zu pflanzen und senden ihm Eier von Seidenwürmern in's Haus um der Forderung, daß er die gefraglichen Kanpen groß zücht. Es ist eine freudensere Zeit, zwischen dem Könige und der Kaiserin brennt der dritte Krieg. Und jetzt gerade geht der Gutsheerr mit gerungenen Händen in seiner Stube auf und ab, und zieht manchmal das Sackthum aus der Tasche, seine Thränen abzuwischen. Wie kommt es, daß der feiste, treuere Mann so sehr die Fassung verleren hat? Der Brief aus dem Tische meldet

ihm doch, daß sein Sohn, Officier im Heere des Königs, aus der Schlacht bei Cunnerdorf unversehrt entkam. Warum weint der Mann und ringt die Hände? Sein König ist in Noth, der Staat, zu dem er gehört, in Todesgefahr. Er hat ein Vaterland, um das er sich grämt, er ist groß, reicher und besser als irgend einer von seinen Ahnen war. Kauch ist die Zucht seiner Generation, umwidt die Sitte, despotisch die Regierung; Bildung und Belistenniß des anspruchsvollen Kenntnissers sind noch nicht gebräuchlich, als jetzt Bildung und Kenntnisse eines kleinen Subalternbeamten, aber schon hat er für Leben und Sterben, was ihn zum Manne macht.“

„Sehr viel härter und ärmer als jetzt ist das Leben in jeder Periode deutscher Vergangenheit. Aber nicht einzelnes Unerträgliches macht uns die alte Zeit so unheimlich, in der ganzen Methode zu leben, in allem Denken und Empfinden ist etwas Grundverschiedenes.“

## Die Mittelschulen Kärntens.

G. A. Schimmer veröffentlicht im neuesten Hefte der „Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik“ (7. Jahrg.) einen umfassenden Bericht über den Stand der österreichischen Mittelschulen in den Studienjahren 1851—1857. Wir entnehmen daraus folgende in Bezug auf Kärnten: Das Krenland besitzt ein Obergymnasium in Klagenfurt und ein Untergymnasium in St. Paul, beide von Beneficentern besetzt. Das erstere wurde im Jahre 1857 von 232, das letztere von 39 Schülern besucht; darunter waren 207 Deutsche und 64 Slowenen. 43 wurde durch Stipendien unterstützt, die einen Gesamtbetrag von 3032 ausmachten. Die Schülerzahl schwankt in der Periode von 1851—57 an beiden Gymnasien; im allgemeinen ist eine Verminderung eingetreten. Im Jahre 1851 sind für Kärnten noch 300 Gymnasialisten verzeichnet, dann folgen die Zahlen 261, 237, 251, 271, 263; im Jahre 1857 erhebt die Zahl sich wieder auf 271.

An Realschulen besetzen in Kärnten die L. I. Oberrealschule in Klagenfurt und die Unterrealschule in Villach, die aber als mit der Hauptschule vereinigt von Schimmer nicht in Rechnung gebracht wurde. Die Oberrealschule trat erst 1851 mit 2 Klassen ins Leben, und kam bald in Aufschwung. Sie begann mit 114 Schülern; die nächstfolgenden Jahre zählten sich seit Vernehmung der Klassen 152, 188, 171, 211, 234 Schüler ein, und 1857 war die Anzahl von 245 Zöglingen besetzt. — 12 von ihnen genossen Stipendien im Betrage von 1499 fl. Oester. W. — 172 waren deutscher, 71 slowenischer Nationalität. —

Sämmtliche Mittelschulen Kärntens werden vom Staate nur theilweise erhalten. So erhält das Gymnasium in Klagenfurt aus der Staatskasse nur 1543 fl. jährlich, wegegen ihr das Schulgeld im Betrage von beiläufig 1000 fl. abgeliefert wird. — Zur Erhaltung der Oberrealschule trägt der Staat 6296 fl. bei. —

Wit der Realschule in Klagenfurt steht seit 1853 eine Schule des Gewerbevereines in Verbindung, welche im ersten Jahre von 57, und 1858 von 61 Zöglingen besucht wurde. — Sie besteht aus drei Klassen, und der Unterricht wird in einem Semestergangs mit je 3 Stunden ertheilt. —

A. E.

# Carinthia.

(Fünfzigster Jahrgang.)

Nr. 11.

Sonnabend, den 2. Juni

1860.

## Festgruß

zur Enthüllungsfest der Reiterstatue Walland  
Sr. kais. Hoheit des Herrn

## Erzherzogs Karl,

in Wien am 22. Mai 1860.

Die Hülle fällt! Im heitern Aetherblauen  
Sey und gegrüßt, in gold'ner Sonnenpracht  
Du Helmbild, daß wir verklärt Dich schauen,  
Wie Dir die Väter jauchzten in der Schlacht!  
Die Fahne steigt! Dem gläubigen Vertrauen  
Sey Du ein leuchtend Sternbild in der Nacht,  
Und gib uns Erz geworden stolz die Kunde  
Von De's Reich's größter Kampf- und Siegestunde!

Wie das Geschick, das dort vom Rand des Walles  
Im Donnerliebe, wie einst zu Aspern, dröhnt,  
Sey Du die Glode uns, die mächt'gen Schalles  
Der Ehre Ruf in alle Herzen tönt;  
Daß in des Vaterlandes Gau'n sich Alles  
Im schönen Bruderkunde neu versöhnt:  
Der Kranz, der jene Heldenstirn umschlungen,  
Er ward mit aller Stämme Blut errungen.

Die Eintracht harret im weißen Priesterleide,  
An ihren Fuß schmiegt sich der Doppelaar!  
Vertrauensvoll, daß festlich unserm Eide  
Des Helden Standbild werde zum Altar!  
Daß der Geschichte Richterpruch entscheide,  
Ob dies Geschlecht des Tages würdig war,  
An dem der Väter Blut den Baum begossen,  
Großßterreich, den Sterbend sie umschlossen!

Und er wird steh'n! Noch wölbt sich seine Krone,  
Ob auch der Sturm manch' schöne Blüthe brach!  
Daß Jugendkraft im alten Stamme wehne,  
Bezeugt bald herrlich neu sein Blätterdach!  
Ergeht ein Ruf von Sabburg's Kaiserthone,  
Dann wird der Geist des Regiment's von Zach  
Auf's Neu' empör in tausend Flammen schlagen,  
Ruhmvoll und vor das Siegesbanner tragen!

Ihm folgten wir, als sich gewitternachten  
Der Horizont des Vaterland's umzog!  
Noch war's das Heer, das Hebermacht verachtend  
Wie einst allein zum Cyperode flog!  
Wenn diehmals auf der Völler Fiehn nicht achtend  
Der Herr und kränend die Geschicke zog:  
Auch das erträgt sich! Nur wer schicklich verathen,  
Der Schande mißt nach dem Erfolg die Thaten!

Bezeug' und Du, daß werth wir zu erscheinen,  
Vor Dir, Verkürter, einst und Deiner Schaar!  
So wie wir hier und brüderlich vereinen  
Der Lanzenreiter, Jäger und Husar:  
Ein Bild des großen Vaterland's im Kleinen,  
Germane, Slave, Wälsher und Maggar:  
Das ist das Reich, und das sind uns're Farben,  
Für die auf Aspern's Feld die Väter farben!

Der Lüge Geist verucht die Welt zu knechten,  
Und Freiheit heißt der Völler trübe Host!  
Wir kennen eine Sache nur, des Reich's ten,  
Und schöpfen nur aus diesem Vorn die Kraft!  
Wag dann wer will an un'rer Seite sehten,  
Wir buhlen ja um seine Führerschaft:  
Der Löwe ruht, und leckt die blü'ge Wunde;  
Doch seyd gewiß, es kommt noch seine Stunde!

Friedrich Marx,  
I. I. Oberlieutenant.

## Die österreichische Volksschule.

(Von Joseph Alexander Freiherrn von Helfert. Prag 1860.)

Mit Beziehung verzüglich auf die Normal-Hauptschule  
zu Klagenfurt.

Wir haben aus der I. I. Gymnasial-Bibliothek den ersten Band dieses geschichtlich statistischen Wertes vor uns, welches die Periode der Gründung unserer Volksschule unter der Kaiserin Maria Theresia behandelt, und finden uns durch diese Aeußerung der Regierungswissenschaft der großen Kaiserin, so wie der von ihrem humanen Geiste besetzten Behörden besonders angeregt. Einen Auszug aus dem 679 Seiten in sich fassenden Werte zu liefern, wie nämlich die Monarchin dazu kam, das Bedürfnis einer geregelten Volksschule einzusehen, zu würdigen, die brauchbaren Organe zur Durchführung ihrer erhabenen Ansichten aufzusuchen und zu verwenden, würde zu weit führen; wir können sohin nur auf

die Lesung des Werkes selbst verweisen, und einzig dasjenige hervorheben, was einen willkommenen Beitrag zur Darstellung des Ursprungs und Fortganges unseres heimischen Volksschulwesens, in so fern es aus der Mutter- oder Normal-schule seine Organisation, Pflege, fortwährende gleichartige Ausbildung und Leitung empfangt, liefert.

Es geht mit zu den Vorurtheilen unserer Tage, zu behaupten, daß die eigentliche Volksschule, das ist der Unterricht in und durch die Muttersprache, in früherer Zeit völlig darniederlag, und erst durch die Reformation zum Leben gewekt und in Thätigkeit getreten sey. Wahr ist es, die eigentliche gelehrte Bildung, mitunter auch die derjenigen, welche davon im geistlichen oder Rechtsfache keinen Gebrauch machten, war im Mittelalter in den Klosterschulen vorherrschend, die durch lateinische Schriftsteller, daher diese Sprache die vorzüglichste Schriftsprache; daß sie es aber ausschließlich gewesen, findet in offensichtlichen Thatfachen seine Widerlegung. Die heimischen Minnesänger, deren Weisen und Lieder so eigentlich der Ausdruck des Volkslebens waren, sangen deutsch, und noch ererbigen Geistes- und Gemüthsbezeugnisse, wie die eines Ulrich von Liechtenstein, eines Walter's von der Vogelweide, eines Conrad von Tüßlein und des Ritters von Sennede, und mehrere unbekannter Dichter, welche uns Sighorn und andere auffanden, die uralten Weisnachs-, Passions- und sonstigen Volkspiele und Dichtungen nicht erwähnt, die deutsch gedacht und geschrieben auf uns gekommen; ebenso verfaßte Otifalar von Hornel seine Rheinchronik, und Harzer Lureß sein Geschichtsbuch in deutscher Sprache: Beweise genug, daß man unsere Muttersprache schon im Mittelalter pflegte, und ihre Schreibweise im Allgemeinen nicht fremd war.

Wir lesen außerdem in unserer vaterländischen Geschichte\*) eine Anzahl Angaben von Stadt- und Marktschulen zu Friesach etc. Zeit, Bölkermarkt, Klagenfurt, Grmünd, Villach, Oberveleach, Fribirgen etc., wo Schulmeister unermüdet verkommen, lateinische und deutsche Schulen ausdrücklich unterschieden sind. Unter Kaiser Maximilian war das deutsche Kanzleiwesen bereits förmlich organisiert, und wie schon Kaiser Rudolph I. seine Landesverordnungen, gaben seine Nachfolger bis zu jenem herauf alle ihre Erlässe, Gesetze und Verordnungen fast nur in deutscher Sprache, was auch bei den in so vielen Tausenden noch vorhandenen Privatverträgen mit weniger Ausnahme der Fall: Beweise, wie sehr der Unterricht in der Volkssprache sich schon ausgedehnt hatte. Die wendische oder slavische Sprache, war freilich noch weit zureichend; aber abgesehen von dem, was schon Cyrillus und Methodius für sie gethan, haben wir vom Herzogthum an, manche Proben slavischer Inschriften auf Stein und Pergament, wie z. B. die Inschrift auf der Ewigleichenkirche von Maria Saal, den slovenischen Huldigungsbrief.

Die Reformation beschäftigte sich dieser Vorbildung in der Muttersprache um so eifriger, als sie ihrem Wesen und ihrer Richtung nach jeder romanischen Bildung, weil katholisch, kirchlich feindlich entgegentrat, obson sie der lateinischen Sprache nicht im Mindesten entzehen konnte. Luther's deutsche Bibel war bekanntlich nicht die erste aber verbreitetste, und dem deutschen Katholicismus eines Canisius war seiner kurz vorausgegangen.

Wir haben in unserer heimischen Geschichte\*) das Schulwesen der Protestanten und ihre Aufgaben vor der Gegenreformation eingehend dargestellt gesehen, und in der Sittengeschichte Gelegenheit gehabt, den Einfluß der Schule auf das Leben zu würdigen. Wie sehr besonders die Bildung des weiblichen Geschlechtes in jenem Zeitalter noch zurück war, beweist, daß Paul Rhepzig in seiner Rheinchronik als eine Seltenheit es erwähnt, eine der Bauberei und der Herrerei ergebene Weibsperson (Ende des sechszehnten Jahrhunderts) habe schreiben und lesen gelernt.

Von der Zeit der Gegenreformation an bis in die Zeiten der großen Kaiserin machte, bei der ungenügenden Ausdehnung des Kanzleiwesens, der Unterricht im Deutschen rasche Fortschritte. Im sechzehnten wie im siebzehnten Jahrhundert bildete sich eine eigene Recht- und Schön-schreibung aus. War im fünfzehnten Jahrhundert die deutsche Schrift gothisch edig, fing sie im darauf folgenden an eine Curivschrift zu seyn und blieb es fortan. Man muß gesehen, daß die Schreibweise im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, und selbst noch im achtzehnten eine deutliche, mehr stehende und abgerundete wenn noch keineswegs schwunghafte war. Die Rechtschreibung war die allgemein gebräuchliche, wenn auch nicht geregelte und behielt sich eine Freiheit vor, wie sie auch heutzutage mehr und mehr sich dazu berechtigt. Am Laube gab es an den Stiften und Klöstern Schulen, besonders für Sänger und Obermaben; auch die Wefner, vielfach zugleich Schulmeister, thaten, aber nur, wie man sagt, privatim das Ihrige zur Anziehung von Schreibern bei Gerichten, Pflegen und Gewerkschaften.

Wer am wenigsten von der Schule empfing, war der gemeine Landmann, besonders in unsern dünn bevölkerten Gebirgsgegenden, während in dem flachen, und viele Verbindungen habenden, Norddeutschland der Schulbesuch weniger Schwierigkeiten hatte. Der Mangel der Schulbildung bei dem gemeinen Manne machte sich am meisten kenntlich bei dem Militärstande. Bis vor einem halben Jahrhundert war daher die österreichische Militärverwaltung, eigentlich das Armeecommando gänzlich, durch Werbung im „deutschen Kerne“ schreibfähige Individuen für Unteroffiziersstellen aufzubringen, was daher vom dreißigjährigen Kriege herauf bis auf die Zeiten des Erzherzogs Carl der Armee eine ganz eigene Sprache unter den Chyrgen gab, welche die reichsständischen Soldatenfrauen auf Geschlechter fortzupflanzen, so daß der gemeine Soldat fast nur dem Mechanismus des Gamaschendienstes anheimfiel. Dieses war ein Hauptgrund, warum in früherer Zeit mit weniger Ausnahme Ausländer sich die Befehlshaberstellen zuerwählten, und man dem Einheimischen die soldatischen Eigenschaften kaum zutraute, so ein Reichthum von Mut, Tapferkeit und Kriegsfähigkeit in denselben vorhanden seyn mochte.

Wir wären damit an die Regierung der großen Kaiserin gekommen, welche alle jene Uebel in ihrem State verstand, die theils einer mangelhaften, vielfach gänzlich fehlenden Volksbildung, theils einer schiefen, fremdartigen entstemten. Wir meinen mit lezterer den verderblichen Einfluß, den schon damals die französische Erziehung und Bildung, besonders auf die höhern Volksschichten nahm. Französische Hofmeister und Gouvernanten, Bonn's und Kindsmädchen fanden sich in den meisten ansehnlicheren Familien, besonders da, als selbst lotharingische Bauerndienern zahlreich die Donau herabgefahren

\*) Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten, II. Abth. I. Band, Seite 492 und 493 u. f. — II. Band, 2. Heft, Seite 291 u. f. f.

\*) Obiges Handbuch II. Band, 2. Heft, Seite 296—303 dann 339—342.

namen, die, wie ein damaliger Schriftsteller sagt, sobald sie sich ein wenig „angefressen und angeleitet hatten“, zu Gouvernanten von gnädigen Fräulein aufgenommen wurden. Diese fremdartige Bildung verträugte die heimische so sehr, daß bei Höhern, nicht mit Benennungstufen sich besessenden Adelichen vorzüglich vom andern Geschlechte die deutsche Sprache weber correct<sup>\*)</sup> gesprochen, noch weniger geschrieben wurde.

Wie in den letzten vorigen Jahrhunderten, vorzüglich dem sechzehnten, alles von lateinischen Preden in Briefen und Aufträgen wimmelte, ging es jetzt mit dem Französischen. Und die Wahrheit gestanden, wenn die Zeit Gellert's, Lessing's, Goethe's u. d. bis zu Schiller herauf ein reines Deutsch zu schreiben verstand und schrieb, haben wir nun, wenn leider die Tagblätter den Reigen begannen und das köj: Beispiel geben, fast keine Zeile mehr, die nicht von fremden Ausdrücken wimmelt, so daß ein Fremd- Wörterbuch ein unerlässliches Bedürfnis geworden, und ein solches mit 20,000 fremden Wörtern noch dem Bedürfnis nicht völlig genügt; alles Auerwähltes der Endt gelehrt und sprachkundig scheinen zu wollen, und ein Vorbethe der wieder nahenden Fremdberrschaft!

Die Kaiserin legte, wie verdient, den größten Werth auf die religiöse Bildung, und daß sie diese dem Volke im vorzüglichen Grade durch Unterricht zu Theil werden ließ, beweiset nicht so sehr, als die Errichtung einer großen Zahl von Missionstationen und in Ärärnten, welche die unentgeltliche Verteilung von deutschen Missionsschatschienen, wovon vor einem halben Jahrhunderte in der hiesigen Priesterhaus-Bibliothek noch ganze Stöße sich vorfinden, und die Entsendung aus wärdiger Missionäre, als welcher sich unser Landsmann der Grafen Steiner, Oswald Gutsmann, nennt, der sowohl durch mündlichen Unterricht als durch, in den Jahren 1770—1789 herausgegebene Volkstexten, Sprachlehren und deutsch-wärdige Aufschlagsbücher für diesen Theil der Bevölkerung wirkte.

Was am meisten die Kaiserin zum Entschlusse brachte, für das Volksschulwesen eine allgemein gültige und gleiche Vorkehrung einzuführen und dasselbe den Regierungs-Organen unterzustellen, war die Willkür und Verschiedenheit, die sich im Unterricht bemerklich machte. Es war, wie man zu sagen pflegt, ein allgemein herrschender Dilettantismus, der gerade hierin sich geltend machte. Die Schulmeister hatten weder selbst eine feststehende geregelte Vorbildung noch eine ordentliche Verloerung; der Vorkursdienst war mit allen seinen vielen damaligen Ansprüchen auf Welterläuten u. s. f. die Hauptlaste, der Lehrer aber war, um bestehen zu können, Krämer, Quackfalken, Wirth, am wenigsten eist das, was er seyn sollte; und ebenso mangelte es an ordentlichen Schulzimmern, so daß man genöthigt war, in Gemeinde- und Wirthshäusern Schule zu halten\*\*).

Außerdem gab es eine Menge Winkel- und Privat-Schulen, wo abgedankte Soldaten, Welteludenten, untaugliche Schreier und dergleichen Unterricht erteilten. In Klagenfurt war der vorzüglichste Schulmeister zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia ein gewisser „Alt“, und für die weibliche Jugend eine gewisse „Weserin“ Schulmeisterin, (Helfert, S. 406) deren Wärdenslebensart mit Heftigkeit und vom Jahre 1777, gegen Scholteshaltung, aufgebüßt und ihre Schülerinnen den Klosterfrauen der h. Ursula dafelbst zugewiesen wurden.

Auf welche Art die Kaiserin den allgemein als Wasser gelten sollenden Velleunterricht durch den Zähler Keltziger, Alt von Sagau, einführte, wie sie dabei die Rathschläge eines Graf Fergen, eines Sonnenfels, Webler, die Verwendung eines Niesmer, Zippe, Hägelin, Bauer u. d. benutzte, darüber gibt uns Helfert eine umfassende Schilderung. Die am 28. September 1770 erlassene a. h. Entschliesung setzte unter andern fest, daß in Ärärnten die Wegner und Schulmeister, wenn sie in einer Person beständen, in erster Hinsicht bloß von der Geislichkeit abhängen sollten, „das Schulwesen aber bleibe allezeit ein politicum“, daher von beiden Autoritäten abhängig.

Im Bezug auf die innere Einrichtung der neuen Normal- und Trivialschulen galten die Gemeinshaftlichkeit und Einförmigkeit im Unterricht als leitender Grundsatz. Die Schulcommission besorgte die Ausführung der allgemeinen Gesetze, die uns Helfert mit erschöpfender und belehrender Ausführlichkeit gibt. Die Aufhebung der Jesuiten ke durch die von ihnen erhaltenen Penzensträße und Räumlichkeiten der neuen Einrichtung mehrfach Verhuf. So wurde die Normalshule zu Klagenfurt theils aus dem Zeinitsent, theils aus eignen ihr legitimen Kapistalen, dann den Ballgelden und den Sterkfallbeiträgen zusammen<sup>\*)</sup> zu jährlichen 3266 fl. 68 kr. bestit und damit die Lehrer an dieselben, abgesehen von den am Unterrichte theilnehmenden P. P. Franziskanern und einige Schullehrer am Lande bestellte, so wie die Schulerfordernisse befristeten. Da das Jesuitentester, zu Klagenfurt nach der Aufhebung des Ordens im Jahre 1773 leer stand und zur Verfüzung kam, wurde die k. l. Militär-Kaserne dahin verlegt, dafür deren früheres Kapläute zum Gymnasial- und Normalshulhaufe sammt Kapelle und Bibliothek verwendet.

Es war mit den Winterkurs 1775 auf 76, wo die neue Normalshule in Klagenfurt eröffnet wurde (Helfert S. 386 und 392). Die kärntnerische Schulcommission zu Klagenfurt bestand im Jahre 1775 aus folgenden Mitgliedern: Präses: Herbert Sigmund Graf von Nischelt Obernialrath und Kämmerer, Franz Kaver Freiherr von Dittenfels Oshwinik Kämmerer, und Adam Dionys von Gröller Referent, als landeshauptmannschaftliche Räthe; der Priesterhaus-Direktor (?) als Deputierter des Ordinariates;

Bekanntlich erstreckte sich die Salzburger Erzbiözele damals noch über den größten Theil von Ärärnten unter den Archidialenaten von Zeinach, Kraxfild und Gmünd. Indessen bemerkte Mängel wurden auch da wahrgenommen.

\*) Auch die Briefe der Kaiserin leiden daran; allein es ist eine rein Wärdensache. Erfindung, sagt Helfert, S. 244, Anmerkung, die Kaiserin habe durchaus das „nit“ für „nicht“ gebraucht, so wie L. Wärdensbach auch unserem Kaiser Franz Wärdensbrüde in den Mund legt, die er gegenüber Wetterniß kaum gebraucht.

\*\* Helfert, Seite 66, würdigt die Verdienste der Salzburger Erzbiöschle um das Volksschulwesen, so daß mit Schluß der sechzigsten Jahre unter Erzbiösch O. von Schratzenbach (1768—1771) das Schulwesen in ziemlich gutem Zustande sich befand, indem an jeder Pfarre ein Schulmeister im Lesen, Schreiben und Rechnen Unterricht gab, abgesehen von dem in der Religion,

\*) Nach Helfert, Seite 386, betrug die Ausstattung einer Normalshule außer Wien: für den Direktor nebst seiner Wohnung 500 fl., für 4 Lehrer und 1 Katecheten 4 300 fl. = 1500 fl., Zeichenmeister 200 fl., Schullehrer und Bezeichnung u. 400 fl. = 2600 fl.; den jetzigen Preisverhältnissen gegenüber mehr als anständig.

ein Mitglied des Klagenfurter Magistrats und der Normalhau-Direktor Kesch, später Rossmann.\*)

Für Villach entstand im Jahre 1776 eine Hauptschule ohne Zeichenlehrer und ohne eigenem Direktor (Helfert S. 404, 407), so wie mit Ende der sechziger Jahre die Mädchenschule bei den sogenannten Beschorstern allda. Für St. Veit, Freisach, Wöllersmarkt, Straßburg, Gurk und Griffen u. dergleichen Stadtschulen beantragt, welche aber damals in ihrer Ausdehnung nicht zu Standen kamen.

Auf den Antrag des Landhauptmannes, Buzenz Grafen von Rosenburg, wurde im Jahre 1776 unterm 5. Juni laut Erlaß der k. k. Hofkanzlei dem Referenten von Gröller gestattet, das Herzogthum Kärnten „zur Untersuchung sämmtlicher Landschulen“ zu bereisen und die „erforderlichen Vorlesungen von etwa 100 Dufaten aus dem Jesuitenfond dazu vorzuschlagen, doch habe der Landrath v. Gröller zu seiner Erleichterung den Direktor Rossmann mitzunehmen.“

Der Referent Landrath v. Gröller hatte angetragen, die in der Stadt Klagenfurt bestehenden zwei Stadtschulen und einen Vorstadtchulmeister als „alt und zum neuen Schulwesen, so wenig sie auch wären, nicht ausgelegt“ zu pensioniren; die Stadtkinder könne die Normalhau allda aufnehmen, in der Vorstadt wäre eine Trivialschule mit einem Katecheten zu bestellen. Die Hofkanzlei dagegen besah unterm 5. Juni 1776 die beiden alten Schulmeister einwilligen so gut es gebe zu behalten, und bei sich ergebender Erledigung durch geeignete Lehrer zu ersetzen\*\*). (Helfert S. 409.)

Eine andere Einrichtung, ähnlich der einer Normalhau, war die Errichtung des Thebesianischen Waisenhauses in Klagenfurt, nach dem Muster des früher von dem berühmten V. Pachner, Beichtvater des Kaisers Franz, in Wien auf dem „Kenuwege“ gegründeten Waisenhauses. Das Klagenfurter wurde im Jahre 1769 aus einer im Jahre 1760 gemachten Stiftung des Freiherrn von Deutenhofen auf Befehl der Kaiserin mit einem eigenen Gebäude versehen\*\*\*). Die damit verbundene Lehranstalt hatte zwei Lehrer. Bei der Auflösung des Waisenhauses im Jahre 1784 wurden die beiden Lehrer Hesse und Leeb an die Normalhauhauptschule zu Klagenfurt überlegt.

Erinnerlich ist uns, daß, als Direktor Rossmann bei Beginn des neuen Schulplanes um ein allgemein gleiches Verfahren zu erzwicken, seine pädagogischen Vorträge erstreckte, denselben nicht nur Schulcandidaten sondern auch sämmtliche Dekane oder Schultheilnehmer eine Zeit beiwohnen hatten. Rossmann, um dieser Zuhörerhaft, wie er glaubte, gerecht zu werden, gebrauchte gelehrte Ausdrücke, deren wir im Lehrbuche für Katecheten eines Sohner in Uebersätze finden. Die Folge war, daß der noch manchen

\*) Helfert schreibt: Rossmann, wie jedoch wissen es aus Uebersetzung von solchen, die ihn kannten, daß er Rossmann hieß.

\*\*) In der Folge wurde die Vorstadtchule noch mit einer vermehrt, so daß am Zulammengehen der Villacher- und St. Veitinger-Vorstadt eine Trivialschule unter dem Lehrer Kain, und im eingeweihten Winkel der Wöllersmarkter- und St. Veiter-Vorstadt ebenfalls eine Trivialschule unter dem Lehrer Krahnich noch Anfangs dieses Jahrhunderts bis zum Jahre 1807 nicht ohne Vortheil für die untere Volksschule, dem jährliche dort gehaltenen Proletariats bestand. Lehrer Alt, wie wir erfahren, unterschied nach damaliger Sprachweise zwischen dem k und a, dem hochdeutschen a und dem gemeinen oa, daher man Oad mit dem Ansatze eines Zeigels schrieb, sein nicht Oäz sprach, woraus man neuchens so viel Wesens machte.

\*\*\*) Ueber die Geschichte dieser Waisenanstalt enthält das 7. Bändchen der „Kärntnerischen Zeitschrift“, dem erwähnten Handbuche, II. B. 2. Heft, S. 412 sonderheitliche Daten.

ältern Seelsorger erinnerte die Exproprietar des Archidionates Krapsfeld, Probst zu Freisach und Parrer zu St. Paul in der Kappel, Dr. Schindig, sich es erlaubte, in seiner Gegenwart jene Lehrlinge um den Sinn der gebrauchten Ausdrücke, wie z. B. „Matricie“ zu befragen, was zu vortrefflichen Erklärungen und zu einem heftigen Austritte zwischen Beiden als Repräsentanten alter und neuer Zeit Veranlassung gab.

Die weitere Anschließung dieser von uns nach Helfert und aus eigenem, der Uebersetzung erborgten Angaben, welche auch in dem angezogenen Handbuche der Geschichte Kärntens mehrfache Benutzung und Erstreckung bis in neueste Zeit fanden, überlassen wir einer anderweitigen Darstellung.

h.

## Die Tulpen.

Wie sie stammen, wie sie glühen,  
Roth und gelb, und bunt gemalt!  
Jungen geh' ich feurig küssen;  
Ja, wohl hat' ich's ohne Mühen:  
„Pflüngen sind's, die ihr unkräftig.“

Ja, zu mahnen müßt ihr dauern  
Lenz um Lenz wohl neu erblüht,  
Dah in beschneelten Mauern  
Trübsel's Geist mit heil'gen Schauern  
Jene Beier einst durchgüht!

Mahnet, mahnet in ferne Zeiten,  
Tön', erdön', begeistert' Wort;  
Kühn' es Weiten, kühn' es Breiten,  
Was da thut von Ungezzeiten  
Gottes Liebe, unser Hort!

Lehr, wie der Meister lehr't,  
Eile hin, wo er dich beist'  
Wärm', erwärm' die kalte Erde,  
Dah sie eine Flamme werd',  
Angefaßt vom heil'gen Geist!

O, so laßt uns Tulpen pflanzen,  
Dah die Pflanzungen-Flur  
Die Axtre udge schmüden,  
Uns entfühle mit Entzuden:  
„Schöpfes — Wortes — Geistes Spur,  
„Seiner Allmacht — Erziel nur!“  
—A—

## Franz Keil und die geoplakische Darstellung der Glocknergruppe.

Das Auftreten der Geoplakistik bezeichnet in der Geschichte der Geographie einen bedeutenden Fortschritt; es ist das Postulat der wissenschaftlichen Höhe, auf welche diese Disciplin in unserm Jahrhundert gebracht wurde. Wenden wir das auf eine geographische Specialität, die Glocknerstudien an, so weicht die geoplakische Darstellung dieses Berges ebenfalls darauf hin, daß die Geographie desselben einen gewissen Höhepunkt erreicht hat. — In diesem Sinne hat sich Franz Keil große Verdienste um die Kenntniß der berühmtesten Höhe des Kaiserstaates erworben; ja sein Name verdient neben Salim genannt zu werden, denn er hat das Werk vollendet, was der



große Kirchenfürst begonnen, er hat das Studium der *Glocknergruppe* mehr als ein anderer erleichtert und verbreitet. — *Reil's* Thätigkeit hat in der verbreitetsten und geachtetsten geographischen Zeitschrift Deutschlands, in *Petermann's* „Mittheilungen aus dem Gesamtgebiete der Geographie“ (1860, Heft 2. u. 3.) bereits die gebührende Anerkennung gefunden. Wir entnehmen dieser Zeitschrift folgendes:

*Franz Reil* ist 1822 zu *Graslich* im Erzgebirge geboren und widmete sich dem Apothekerberufe, wobei er gründliche Kenntnisse in den Naturwissenschaften erwarb. Als Assistent des Professors *Kostaleky* in *Prag* hatte er Gelegenheiten die *Subeten*, und 1847 auch die *Alpen* bei *Strien* zu bereisen. Als Pharmaceut in *Gratz* und *Wiltbad* *Gastein* angestellt, benutzte er jede freie Zeit zu *Alpenausflügen*, und als er nach *Vienn* übersiedelte, machte er das obere *Draugebiet* zum Gegenstande seines eifrigsten Studiums.

Am 1. September 1854 fand er zum erstenmale auf dem Gipfel des *Großglockners*; da erwiderte in ihm der Gedanke einer plastischen Darstellung seiner Umgebung — Auf Grundlage der Karte des *L. Generalquartiermeisterstabes* entwarf er eine Schichtenkarte des obern *Draugebietes*, setzte mit unsäglicher Mühe aus *Pappendeckel* ein doppelt überhöhtes Modell dieser Gegend zusammen, und bearbeitete die *Glocknergruppe* allein auf gleiche Weise. So unvollkommen die ersten Versuche waren, so zeigten sie doch so viel *Verstand*, daß *Prof. Simony* in *Wien* den *Antidotalen* zum Fortschreiten aufmunterte. Bereits seine nächste Arbeit, ein *Relief* der *Kreuzkofelgruppe*, fand bei *Kernher* wie *W. v. Hauslab* und *Luig. Nath Steinhauser* eine so lobende Anerkennung, daß das *k. l. Unterrichtsministerium* und die *Academie der Wissenschaften* sich für den *Vorfertiger* sehr hoch interessirten und ihm *penaliter* unterstützten.

Eine große Anzahl von *Höhenmessungen*, theils durch *Zeuthenpflanzen*, theils *barometrisch* mit *Vienn* verglichen, *Autopsie* und eine *Gewissheitskarte*, die vier mehrstädtigen *Gletscherjahren* nicht zurückspricht, wenn es gilt, eine zweifelhafte Stelle zu *erlichten*, sichern seinen Arbeiten das *notwendige* Vertrauen. Ihr *Außeres* ist ein *höchst* gelungenes; durch ein der *Natur* möglichst nahe *kommendes* *Kolorit* unterstützt geben sie ein so *schonendes* *Bild*, wie dies kaum je an *üblichen* *Modellen* gesehen wurde.

Seither hat *Herr Reil* folgende *geoplastische* Arbeiten mit *unermüdlichem* *Eifer* vollendet: 1) ein *zweites* *Relief* der *Kreuzkofelgruppe*; 2) ein *kleineres* *Relief* der *Glocknergruppe* (1:72.000); 3) ein *größeres* von derselben (1:48.000); 4) eine *angezeichnete* *Darstellung* des obern *Draugebietes* zwischen den *Tauern* und dem obern *Gailthale*, die unlängst durch *Dr. v. Ruhnher* der *k. l. geographischen* *Gesellschaft* in *Wien* vorgelegt wurde.

Ein *Relief* des *Glocknerkamms* und der *Pasterze* allein ist der *Bedeutung* nahe. — Zum *ersten* *Relief* der *Glocknergruppe* erschien eine *sorgfältig* und *sehr* *übersichtlich* *gearbeitete* *Höhenrichtlinienkarte*, die im 3. Hefte der *Petermann'schen* „Mittheilungen“ eine *ehrenvolle* *Anerkennung* und *weite* *Verbreitung* erhielt.

Die *einzelnen* *geoplastischen* *Darstellungen* sind beim *Vorfertiger* *selbst* in *Vienn* *verträglich* und zu den *Preisen* von 10, 14 und 24 *Thalern* zu haben. — *Wäge* diesen *Erzeugnissen* einer *kräftigen* *Vegabung*, eines *eisernen* *Fleißes* und einer *begeisterteren* *Umgebung* die *verdiente* *Anerkennung* zu *Theil* werden!

Seine *Höhenrichtlinienkarte* in *Petermann's* „Mittheilungen“ begleitet *Reil* mit *einigen* *Bemerkungen*, *worin* er den *wissenschaftlichen* *Stanzpunkt* und die *Bedeutung* seiner *Arbeiten* *andeutet*. — *Seit* *Jahrtausenden*, *sagt* er, *ragt* *das* *Glockner's*

*Doppelpyramide*, *halb* *Eis*, *halb* *nackter* *Fels*, *in* *die* *klauen* *Fälte*; *Tausende* *sind* *gebommen*, und *nicht* *bleib* *aus* *unserem* *kleinen* *Europa*, *um* *ihn* *zu* *sehen*, *seine* *Waiskät* *in* *Praga* *und* *Beske* *zu* *verherrlichen*; *Tausende* *wanderten* *an* *seinem* *mächtigen*, *eisbepanzerten* *Fuße* *hin* *über* *die* *Pasterze* *zur* *Johnaneshütte*, *die* *Bunzer* *der* *Gletscherwelt* *zu* *schauen*. *Wer* *aber* *Muth* *hatte* *und* *Kraft* *in*  *sich* *schloß*, *wenn* *er* *er* *Wissenschaft* *trieb* *oder* *unbestimmter* *Forschung* *plagte*, *der* *stieg* *hinan* *durch* *den* *unkun* *Wald* *über* *die* *fruchtig* *grünen* *Wäldern* *der* *Leitertal*, *der* *grüßte* *das* *erste* *Licht* *des* *jungen* *Tages* *ankletternd* *zur* *Hohenwartscharte*, *der* *überschritt* *lautlos* *und* *steden* *Athen* *den* *schwindelnden* *Abgrund* *um* *schwanken* *Seile* *des* *Führers*, *um* *auf* *12,000'* *hoher* *Spitze* *angekommen*, *desto* *lauter* *aufjubelnd* *über* *all* *die* *Herrlichkeit*, *die* *eine* *Ausfachweite* *von* *60* *Meilen* *im* *Durchmesser* *über* *Berg* *und* *Thal*, *Fels* *und* *Eis*, *Alpen* *und* *Meer* *bietet*. *Man* *solte* *demnach* *meinen*, *es* *handle* *sich* *um* *Alles*, *längst* *Bekanntes*. *Aber* *das* *große* *Gebiet* *des* *Glocknerfelses* *birgt* *gar* *manchen* *unbekannten* *Büffel*, *und* *manches* *geographisches* *Kästel* *barste* *bis* *auf* *die* *jüngste* *Zeit* *der* *Pöjung*. *Die* *schwere* *Zugänglichkeit* *der* *Hochthäler*, *die* *in* *dieser* *Gruppe* *ihren* *Anfang* *nehmen*, *die* *vielsachen* *Wüßeligkeiten* *und* *Gefahren*, *mit* *welchen* *die* *Wanderungen* *über* *Gletscher* *und* *Jira* *verbunden* *sind*, *erklären* *zur* *Genüge* *das* *Dunkel*, *das* *manche* *Partie* *des* *Glocknerfelses* *so* *lange* *umhüllte*. *Viele* *Naturforscher*, *wie* *Erzherzog* *Johnan*, *die* *Gebrüder* *Schlagintweit*, *Dr. v. Ruhnher* *und* *andere* *sind* *zum* *Stromen* *geographischen* *Wissens* *tief* *in* *die* *Gruppe* *eingedrungen*, *manches* *Geheimniß* *derselben* *entziffernd*.

Begünstigt durch einen *achtjährigen* *Aufenthalt* *in* *nächster* *Nähe* (*Vienn*), *und* *mit* *dem* *regsten* *Sinne* *für* *physikalische* *Geographie* *versuchte* *auch* *der* *Vorfertiger* *zur* *genauen* *Kenntniß* *des* *Glocknerfelses* *beizutragen*. *Die* *Resultate* *seiner* *Forschungen* *finden* *sich* *in* *der* *gegenwärtigen* *Karte* *niedergelegt*.

Das *wissenschaftliche* *Material*, *das* *für* *diese* *Verwerthung* *wurde*, *zerfällt* *in* *die* *heben* *verwendbaren* *Stärtemeße* *und* *Arbeiten* *anderer*, *und* *in* *des* *Vorfassers* *eigene* *Aufnahmen* *und* *Messungen*. *Es* *war* *ihm* *gestattet*, *die* *betreffenden* *Stukturen* *der* *Militäraufnahme* *im* *k. l. geographischen* *Institut* *in* *Wien* *einsehen* *und* *benützen* *zu* *dürfen*. *Es* *erwies* *sich* *dieselben* *von* *ungleichem* *Werthe*; *am* *besten* *sind* *die* *Aufnahmen* *von* *Tirol* *und* *Kärnten*, *und* *es* *ist* *ihm* *zur* *bedauern*, *daß* *derer* *Reduktion* *zu* *der* *bekannt* *Generalstabespecialkarte* *nicht* *überall* *die* *günstigste* *ist*. *Fleißig* *benutzt* *wurde* *die* *gebogene* *Arbeit* *von* *H. und* *A. Schlagintweit* *über* *den* *Pasterzengletscher*; *mir* *zu* *verlassen* *ist* *es*, *daß* *die* *wissenschaftlichen* *Vridner*, *verleitet* *durch* *die* *Angaben* *ihres* *Führers*, *viel* *unrichtiges* *in* *Verzug* *auf* *die* *Namen* *mittheilen*. *Sehr* *viel* *dankt* *Reil* — *v. Ruhnher's* „*Wanderungen* *auf* *dem* *Glocknergebiete*“ *sowie* *dessen* *mündlichen* *und* *schriftlichen* *Mittheilungen*. *Mehrere* *alte* *Urfunden*, *vorzüglich* *eine* „*Grenzenbeschreibung* *unter* *Zeitern* *Retlich*“ 1583, *sowie* *Peter* *Ruih's* *Karte* *von* *Tirol* (1774) *lieferten* *richtige* *Namen*. — *Das* *theils* *Unzuverlässige*, *theils* *Unzulängliche* *dieses* *Materials* *machte* *weitere* *eigene* *Beobachtungen* *und* *Messungen* *nöthig*. *Es* *wurde* *zu* *diesem* *Behufe* *das* *ganze* *Gebiet* *wiederholt* *auf* *das* *eifrigste* *durchsucht*, *und* *es* *findet* *sich* *zum* *Ausnahme* *der* *Gegend* *von* *hohen* *Bärenlopf* *zur* *Glocknerin* *und* *dem* *Wibachhorn* *keine* *Partie* *derselben*, *deren* *Zeichnung* *nicht* *auf* *unmittelbarster* *und* *nächster* *Anschauung* *beruht*. — *Die* *Verprofile* *wurden* *von* *möglichst* *vielen* *Seiten* *nach* *der* *ebenso* *sichern* *als* *schnell* *Method* *des* *Prof. Simony* *in* *Wien* *gezeichnet*; *Höhenmessungen* *wurden* *theilweise* *durch* *ein* *gutes* *Hebebarometer* *angeführt*, *dessen* *Correktion* *durch* *genaue* *Vergleichung* *mit* *dem* *Normalbarometer*

der k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien bekannt war und beachtet wurde. — Weitere Höhen wurden gewonnen durch vertikale Winkelmessungen mittelst eines Hessel'scher neuerer Art (von J. Schallach in Wien), dessen Reinnis-Winkel bis 5 Minuten direkt ablesen, bis 2 Minuten sicher abschätzen läßt. — Alle in der Karte angegebenen Punkte wurden mit seltenen Ausnahmen wiederholt, manche wohl an 20mal gemessen und das Mittel der am meisten stimmenden Messungen adoptirt.

H. G.

## Das kärntnerische Idiotikon.

Wenn wir das „Kärntnerische Idiotikon“, als stehenden Artikel in diese Blätter, eigentlich in ein und die andere Spalte derselben, jedoch in fortlaufender Reihenfolge, aufnehmen, glauben wir damit etwas Interessantes für Jedermann in unserem Vaterlande zu liefern; denn entweder sprechen wir diese heimischen Anordrücke, ohne ihre Ableitung, ihren eigentlichen Sinn zu wissen, oder wir hören sie aus fremdem Munde, ohne sie in ihrer wahren, gemeinen Bedeutung aufzufassen. Und wie wichtig ist es doch für den Richter, den Beamteten, den Priester und Lehrer, selbst für den Selbstenden Dialekten zu verstehen; wie wichtig dieses für den Naturhistoriker, wie für den Volkedichter, — man denke an Hebel's „Allemannische Gebrüde“, Uhländ etc., die Gesänge des Alpenwie Thalwobners in den verschiedenen Gauen unserer deutschen Heimath, die Lieder, Weisen und Stangen unserer alten einflussigen Minnesänger, die Worte und Redenarten unserer alten Chroniken und Urkunden aufzufassen, und wo liegt zunächst der Schlüssel dazu, als in unserer Volkssprache, in die der Geist der Neuerung noch nicht eingedrungen ist, die sich in ihren Eigenthümlichkeiten und Gestaltungen durch Jahrhunderte erhalten hat, und die noch jetzt der Hirte spricht, wie sie einst der Fürst und Höfning gesprochen.

Wir haben zwar von Weinhold, Pexer, Egger wie früher von Wallenstein, Hohenauer und Anderen manche Proben davon in der Carinthia wie in der Kärntnerischen Zeitschrift geliefert, doch es waren nur solche von Weinhöndt, und derlei Lieder, von in einzelnen Thälern gangbaren Worten und Anordrücken; etwas Umfassendes und auf den eigentlichen Grund Zurückgeführtes bietet und nur unser verehrter Landmann\* der als Prediger und Seelsorger viel gesehene und erfahrene Kenner der Heimath, Herr Anton Heberfeldt, landesfürstlicher Pfarrer zu Tiffen, Mitglied der k. k. kärntnerischen Ackerbau-Gesellschaft und des historischen Vereines zu Klagenfurt. Wir wollen ihn selbst sprechen lassen in seiner

### Vorrede.

Indem ich diese Sammlung idiotischer Samensörner nach wiederholtem Wunsch mehrerer Freunde aus heimischen Töden niederlege, bin ich vollkommens überzeugt, daß dieselbe aus dem Namen eines Idiotikon's im strengsten Sinne wohl nicht Anspruch machen könne; denn die drei unerlässlichen Erfordernisse dazu:

1. Eine sorgfältige Sondernng der rein landschaftlichen Wörter von jenen, welche sich bloß durch die verschiedene Aussprache von dem Hochdeutschen unterscheiden;

2. Siegfrieden aus alten und neuen Schriftstellern, und

3. die nöthige Einweisung auf die Quelle der Abfassung, wird man hier, wenn nicht ganz, doch noch größtentheils vermischen.

Oben das gilt auch von der Vollständigkeit der Sammlung; wie wäre eine solche auch leicht möglich? Es ist ja dieser literarische Zweig ein Feld, das auf weite Strecken hin weit und hoch liegt — und überdies seiner Trockenheit wegen wenig bebaut wird; es finden ähnliche Arbeiten keinen Anfang, man sieht mit Aufschreien darüber hin, und ich muß es offen sagen, daß ich durch eine Reihe von 25 Jahren wenig Zeitnahme, und mit Ausnahme weniger — denen ich hier den wärmsten Dank ausdrücke — fast gar keine Unterstützung fand.

Außerdem wenn Andere, die etwa zufällig auf ein Paar Idiotikonen stießen, schon einen großen Hund gethan zu haben vermeinten, und selten auch allseitig in legend einem weekly Journal — (Carinthia z. B.) mitgetheilt — und wenn ein Ausländer, die Kärnten nur auf der Reih-Voll durchflog (ähnlich jener Vision, die auf der granden route mehrere Maßstäbe erwidert, und Kärntner Alle nach Sprache, Kleidung, Gesichtsfarbe in die Klasse genannter Menschen-Race zu legen betriebelt) im idiotischen Faße sich etwas zu weit in unter Alpenländern herumwagten, und wenn überdies das: „in patria pro phanta nemo“ immerhin, nur nicht in diesem Zweige seine Geltung findet: so glaube ich, sollte es mir denn doch gestattet sein, diesen idiotischen Versuch zu wagen, in der sichern Hoffnung, daß früher oder später ein Kärntnerisches Wörter oder Statler erheben, und gerüstet mit nöthigen Kenntnissen, auf diese Grundlage setzen, und ein vollkommeneres Werk in die Höhe führen werden — und falls ein Jago im Selbstgange mit seinem: „I am nothing if not critical“ mit entgegentritt: hat — die genannten Gründe alle ein wenig genügende Waffe gegen solche Angriffe.

Denken, wenn sorgfältige Danby's uns in unseren Idiotikonen lächerlich finden, viele Idiotikonen aber beweisen, daß eben der Gelehrtenverbrecher, über welchen man lacht, sein, vom Leben creiertes Sprachgut noch heut zu Tage als ein unentweites Heiligthum bewahrt — in einer Zeit, wo man den alten, deutschen Art seines einfachen Oefekters herant, und ihn mit den bunten Federn des französischen Habnec zu schmücken liebt — müßen und derlei Arbeiten um so erwünschter kommen, um das, was Reichthum und Mobe schaden (seiner ließ viele Worte in Vergessenheit sinken — die obne nach) wieder herzuholen, und durch deutschen Ernst la Frankfort am Main — die läppische Mobe a la Paris zu besiegen.

Das aber kann nur geschehen, wenn man ernstlich beabsichtigt sein wird, das Unentworfene, was der Schriftsprache angedrungen wurde, anzuerkennen, und den Versuch, welchen sie ertheilt, aus ihrer alten Denkweisen und den vielfachen Zweigen ihrer Volksmundarten zu erheben; denn jedes Rand hat kein Eigenes — Idioma — Idioticon.

Dah jedes bringende Volkwendigkeit, stündet jeder Unbefangenen von selbst ein; denn das dritte Wort eines Satzes in der Umgangssprache wie in der Schriftsprache ist sicher ein Gallicismus oder Latinismus; um es aber zu verstehen, muß man sich, selbst der Gelehrte oft nicht ausgenommen, ein Fremdwörterbuch, mit welchem man uns freilich in Unzahl alljährlich vollstreckt — aus keinem Büchereibantee bezaubelt; und, o des armen Lesers, der kein Fremdwörterbuch besitzt — er mag unsere deutschen Journale, Flug- und Zeitschriften sicher anlesen, oder doch als nicht verstanden, wieder aus den Händen legen!!

Was soll man antworten, wenn man uns fragt: „Waren Sie gehen auch zum Diner invitirt? Wenn Sie in der Meinung? Wie haben Sie sich belectirt? etc.“ Soll man mit: Ja, mit yoo, mit oui, oder mit si si entgegen? Und erst, wie ein Pottprogramm die Winidolgtzagen Realitäten und Entitäten verfährt, und von successiver Verminderung der Passiv-Verbindlichkeit, von Meliorierung des activen Bestandes, und von lucrativen und com-

merzeilen Gleichförmigkeit spricht. — Deutsche! sagt es selbst, soll man da nicht das Ciceroische: „Quousque“ annehmen!

Ich frage, wäre es nicht schädlicher und eigenthümlicher, die Wörter im Munde des Pöbels noch öfter, stammend aus der letzten Zeit, wie sie uns das Dictionaire von Buellet, Pelleret und Restrenen vorführen, in die Schriftsprache wieder aufzunehmen, statt dieselbe mit fremdem Gemengel zu verunreinigen, zu verhämmeln.

Indessen, welches Gleichübr ist man sich aus, wenn man in nur etwas besseren Zirkeln ein, wie man zu sagen pflegt, pöbelhaftes Wörterlein über die Lippen kommen läßt; und doch ist eben dieses Wörterlein das selbe, welches noch heut zu Tage Queen Victoria mit wahrhaft königlich-kaiserlicher Majestät, und alle Eblen Englands mit Verblühen und Mitsprach-Anstand sprechen. Derselbe wolle man sich lassen; hunderte liegen am Tage.

Death und thener sind uns die heimischen Burgen, diese greifen Jagen vom Feldensinn unserer Ahnen; wie, soll es uns nicht auch über Sprache sein? So gar den Ruinen, ja einzelnen Steinen verlagern wir den Heil der Achtung und Verehrung nicht — viel hingegen von heimischen und fremden Worten finden wir sie — und nur mit Wehmuth gehen wir an ihnen vorüber, wie — soll nicht auch jedes keltische Wörterlein im Munde des Landmannes uns heilig und ehrenwürdig sein?

1. Um nun bei vorliegender Sammlung der Quellen, aus denen ich schöpfte, auch zu erwähnen, so lagen mir die Proben eines litterarischen Abentours des Herrn Franz Ziska vor, welches im Jahre 1819 und 1821 als ungedruckt angegeben steht, und es bis zur Stunde — warum, weiß ich nicht — noch ist.
2. Benützte ich zur etymologischen Erklärung das ausgezeichnete Englisch-deutsche Wörterbuch: Dictionary of the english and german languages by J. H. Hilpert. Carlsruhe & London 1828.
3. Einiges aus Vinzenz v. Pallhausen: „Urzgeschichte der Baiern. München 1810.“
4. Carl Forch's: „Idioticon Viennense.“
5. Einzige Angaben aus der Carinthia.

Dah ich auch hinfert bemüht sein werde, diese Sammlung zu mehren, wie auch Werke zu etymologischen Erklärungen mir beizukommen, versteht sich, falls mir das Leben vom Himmel länger geschenkt bleibt, von selbst.

Uebrigens schreie ich das: J am nothing if not critical (ich bin nichts als ein Kritiker) nicht; im Gegentheil wird es mir sehr angenehm sein, wenn ein mehr keraunder Piterator diese Sammlung mit Scharfsinn beurtheilen wird — ich werde ihn als einen Meister und Lehrer erkennen — mit warmer Freundschaft und Ergebenheit ihm die Hände drücken; aber unbefangene Recensenten, die durch ihre ungenügenden Kritiken nur ihre Unwissenheit beurkunden, werde ich immermehr einer Anteeit würdigen.

Auf die Frage: ob diese Bemerkungen einen Werth oder Nutzen haben? ob es der Mühe lohne, dergleichen Unterredungen anzustellen? antworte ich mit Pallhausen: ein echter Wert- und Alterthumsforscher wird sie zu wüthigen wissen — für Kurzschichtige sind sie weder gesammelt noch geschrieben!

Ja — ob diese Bemerkungen lehrreich seyen? auf eben diese Frage: In eo quo facit, an delectare videtur, an vero docere? antwortete Straabe — und mit Straabe auch ich:  
„Profecto docere.“

### Vormerkung.

1. Das a ohne Bezeichnung ist auszusprechen wie das a der hochdeutschen Mundart.
2. Das ä mit dieser Bezeichnung ist das volle plattdeutsche äh — der volle Ton des a in Verbindung mit dem halben Tone des o.

### ä und a.

a steht erst statt a u, erst statt ein, z. B.: i hän a a schöns Haus, d. h. ich habe auch ein schönes Haus.

**Wachering, Wächere, Wächst,** das Wächern. Im Niederländischen Weter, Werten, lateinisch securus, englisch squirrel; im Griechischen bedeutet auch wesen die Eichel; landthätlich Weter, griechisch  $\alpha\chi\lambda\omega\varsigma$ . Der lateinische und englische Name scheint eine Nachahmung des Lautes zu seyn, welchen dieses Thierchen von sich gibt, wenn es angegriffen oder verfolgt wird.

**aägn** statt eigen. Ägnum = Eigenthum, von eigen = haben, in achrum eigen, auf den Äseru haben. Uphilas hat Aigan =  $\alpha\gamma\iota\omega$  (Nere).

**äastig**, einseitig, unentschieden.

**ächer**, herab, von Ecken herunter.

**Äale**, das Ei, Aalen, die Eier. Im Altdeutschen Äg, Äy, Öy. Englisch egg, französisch oeuf, lateinisch ovum, griechisch  $\omega\omicron\upsilon\tau$ .

**Äarfär**, das Grenzweid.

**äantzig**, Adverbium, einzeln, vereinzelt, d. h. der allein oder vereinzelt dasteht.

**äaufschichtig**, einfam, verdrert. Äenüchit, ein Ort ohne alle Nachbarschaft, die Einde; im figurlichen Sinne bezeichnet schichtig = wild, verwirrt; schichtig werden.

**äarna, äone**, eilends, hastig, geschwind, z. B. ää äarna — oder entla, äbe äeglich, eilends.

**Äara, Äarwäsch**, das Ohr, englisch ear, schwedisch oera, lateinisch auris.

**äartia**, erdentlich, artia, brav.

**Äas**, die Eins auf Karlen. Englisch aca, griechisch  $\alpha\epsilon\varsigma$ , d. h. Eins.

**Äas, Äs**, das Ditzgeschwür, die Eiterbeute. Vom Altdeutschen asten, asten, asten, heil machen, wärmen; daher Äster, das Geschwür mit erneuerter Empfindung; bei den Ältesten Deutschen Schriftsteller kommt dieses Wort sowohl in der Bedeutung von aridere, und urero ver. Griechisch  $\alpha\sigma\tau\omega\varsigma$ , die Hitze; lateinisch aestus; altdeutsch eit, englisch hot, d. h. heiß.

**Äastl**, Taufname: Oswald.

**äbachten**, Zeitwort, verbanen, weniger machen, der Wirtschaft entgegen; ist ganz dasselbe mit dem Englischen to abate, kleiner machen, vermindern, z. B. to abate the taxes, die Steuern vermindern. (Sieh Hilpert, S. 1.)

**äbaus**, Nebenwort, abwärts, hinunter, herab.

**äber, äper**, aufbauen, sicheres werden; verbandt mit dem Lateinischen aperire, aprieus; englisch bare, nadit, bar, bloß.

**Äbbrantler**. Ein durch Feuerbrandt Verunreinigter, der herangeht, und Weid und Gewässern als Weidener sammelt.

**äbbraman**. Durch Eiß Jemandem etwas entziehen, z. B. ein Mädchen.

**äbe**, abwärts, hinunter.

**äbsäman, äbsaman**, abschöpfen, abnehmen, den Schaum von der Weid abnehmen. Englisch to foam, figurlich: abgsäamt = versteinert, raffiné. Das is an abgsämter Reil, d. h. ein Ausbund eines Schurken; lüthig, schlau. Weid des bungrigen Äbthas; abgsämteiche Stabstückerin; Stammer.

**äbsärn**, sich heimlich entziehen, z. B. und dem Wächter, ohne die Jache bezahit zu haben; sich französisch empfehlen.

**äbsän**, vergessen, aus dem Sinne kommen, z. B. oft mir äbsän, ich habe es vergessen.

**äbsannu**. Mit der Faust Jemanden in das Angesicht schlagen, bedrohen; im figurlichen Sinne bedeutet ägsannu sabc.

**äbsarn**. Unreinigkeiten aus dem Leibe schaffern; i hän z'n Äbsarn eingenommen, d. h. zum Bürgern.

**äbs'wixt**. Jemanden mit Ruten zc. geprügelt haben. Im figurlichen Sinne: schlau, listig, politisch, erfahren.

**Abg'schränkt**, Quasiwert. Die Ueberbleibsel einer Mahlzeit.

**Abbaufen**, schlecht wirtschaften, es auf Nichts bringen.

**Abbißl**, **Apfels**, ein Wein, ein Bischen, vom Raum sowohl als der Zeit. J. B. Kästl mit Apfels begleiten, d. h. eine Weile, eine kurze Strecke mit mir gehen.

**Abfärtn**, etwas heimlich verabreden, meistens zum Nachtheil eines Dritten, ist aus dem Russische entlehnt.

**Abfraz**, eine kleine Vertiefung auf Straßen und Wegen, um das Wasser abzuliefern. Von frazen = wenden, drehen.

**Abfrazn**, eine geliebte Sache wieder jurüchellen. Kar, Ker, Kerung bedeutet in alten Urkunden: Vermögensguth. Kallaus und Scherz Oefst.

**Abfian**. a) Bei drückender Hitze auf einem schattigen Orte ausruhen; b) beim Wetterleuchten: der Himmel lüßt sich ab; c) sich an Jemanden lassen.

Nun non uno sulis daat,  
Nu lazet kuelen in thaz munt. (Ostfrid IV. 23.)  
Nun non ihm selich gethan,  
Nun laßt hißl werden eurnm Jern. (Filat. Werte.)

**Abfleien**, durch Kratzen der Nägel etwas wegkloffen.

**Abfodn**. Etwas durch Steinworte oder richtigeres Urtheil kennen, J. B. wir werden's schon miteinander abfodn.

**Abfragen**, durch Treffeln löbden, vom Federreich das Verbrechen des Stragens oder Falles.

**Abfäfen**. Kein abfragen.

**Abmächn**, **anmächn**, vermischen, J. B. den Salat abmächn. Lateinisch condire, vermischen. Man gebraucht es auch von warmen Speisen, die mit Rahm, Butter, Speck, Del, Fett gemacht werden. Es wird auch in Kranten und Sachen gesagt. Schwedisch maaka = erweichen. Englisch to mix, dängen. Altenglisch machen = verbinden, vereinigen.

**Abmergeln**, auf langsame Weise etwas abtöden, erbrüden, durch Treffeln das Leben verkürzen.

**Abnützn**, wenn das Pulver an der Zündpflanze allein anfernt, ohne das Pulver im Pulverlad zu zünden.

**Abpfeilen** J. B. Pfeilen.

**Abpölen**, **abpötlern**, schlagen, Jemanden prügeln. Englisch to blow, schlagen, blow der Schlag.

**Abfearbn**, **ferbn**, allmählig abfberden — an Kräften nach und nach abnehmen. Auch in Peiren und in der Schweiz finden sich diese Wörter vor, und mit ihnen stimmen ältere: Koffens neuennen, das neuennen, arresoro in der Neuholländischen Sprache; das englische to sear, das angelsächsische searian, das griechische στερεω, vertegen, vertrocknen, und das gallische sorb, sorbaesc = dürr.

**Abpfeilen**, das allmähliche Abtrennen, Abfberden von Erbschäften; häufiglich: Jemanden wieder prägen.

**Abfchnälzen** — mit einer schnippen Antwort abfertigen.

**Abfrahcn**, die Wäde an den Gewehren.

**Abfchnudeln**, übermäßig betosen, lieblosen.

**Abfchnieren**, durchpfeilen.

**Abfchnappen**, Jemandem was entziehen.

**Abfprenan**, **sprenan**, der Mutterbrust entwöhnen, stillen, von Menschen und Thieren.

**Abfpälter**, die Gepe.

**Abfpfeilen**, abblauschen, besonders bei Schulaufgaben, Themen etc.

**Abfchranfn**, auf eine gute Art sich aus einer Verlegenheit helfen, sich von Unmuth lösmachen.

**Abftrumpfn**, einen Fragenden barsch abfertigen.

**Abfthargang**, wenn das Gewehr verlag, das Pulver an der Zündpflanze nicht anfernt. Ist Nachschußung des Rantes, der dabei gehört wird.

**Abwampfn**, prügeln.

**Abwedechn**, der Bauchfluß, Dysenteria.

**Abweißn**, angelegig.

**Abweißeln**, eigentlich außer der Weis, d. h. nicht gewöhnlich; von Weisheit bildet es den Superlativ, und bedeutet sehr, außerordentlich, ungemein: J. B. er singt abweißeln (heun, d. h. er singt überaus gut.

**Abziachen**, a) entlassen, sich der Arbeit entziehen. b) Jemanden an Geld, Lohn abrechnen, verrechnen.

**Abziachtgn**, Betrübn machen, im Wädtal: auslullen, besonders durch Aufdringlichkeit.

**aha!** Ein Ausdruck der Bewunderung, bedeutet so viel wie: nein! hatt! nicht! so! das geht nicht an.

**Ächzn**, ächzn, jammern, vom Altenglischen ächen, seuzen.

**Äche** (zie), das Wasser, ein Bach, ein Fluß. Ist allgemein.

**Ächn**, hinab, im Umlaut.

**Ächn**, hinab, im Umlaut.

**Ächer**, herab, im Umlaut.

**Ächer**, herab, im Umlaut. Rim ächer: herab.

**Ächten** wird oft im verlebten Sinne genommen — so viel als verachten — er hat mich geachtet, d. h. beschimpft.

**Äckermias**, Unkraut = der Äckler.

**Ädn**, die Ege, ein mit vielen Zähnen versehenes Aderwerkzeug, das gefählig ist damit zu ebenen. Bei den alten Schriftstellern Cab, Ab, Ädn. Im Oberbairischen Salkauhe lautet es: Egid e; bei Dittmar: Eide.

**Ädl**, **Ädla**, die Großmutter; schwäbisch Ähne; bei Dornel Än. In Oberbairischen Wena.

**ädl**, ein Feinert, bedeutet ädntlich seyn. J. B.: Dö psön Wuadn seut anänder ganz ädl, d. h. diese beiden Knaben sind einander ganz ädntlich, dem Reuten, dem Knäseln nach. Daher ädeln und enädeln.

**ädl**, (Aderverb.) passend, angemessen, anständig seyn. J. B. Dei Äua war m'r schön ädl, d. h. deine Äuß wäre auch mit ganz anständig, passend für mich.

**Ädnt**. Die ενεργητε Karte im Spiele, die alle übrigen überflüßt; häufiglich ein schauer, listiger Mensch; Hauptart, ein Gevricht.

**af**, auf, J. B. afn Tisch, d. h. auf dem Tische.

**Aff**, die Hautentzündung, inflammation. J. B. Er hat sei Wuadn mit gächst, und glei is der Äst bawia leman. häufiglich der Jern, Entzündung, Erbitterung. Daher unter äfeln, entzünden weiden, häufiglich jernig seyn — d. h. affig seyn. Dem Griechischen αφο, ich entzünde. Das griechische υ ging in unter f über.

**Äfer**, wie über, niederländisch äver, und gotisch afar bei Uppilas. Afar thrins Dagans, über — nach drei Tagen. Ursprünglich hat es nichts weiter bedeutet, als das Hinübergehen zu etwas anderem, das vorher geht.

**Äft**, **äftn**, kann, darauf, nach, hernach; jetzt als Präposition nur noch in Zusammenhangen üblich, J. B. Äfter = Rede. Äfter-Pacht. Von der Präposition at, af, englisch of = alldann, bald hernach, daher gleichbedeutend mit dem englischen after; griechisch αφτα; gotisch aftar. Äftn bin i feter gangan, jetzt i: äft du . . . After chomen = Nachkommen. (Rettler 77. 88.) Äfter imo = hinter ihm. (Schriebl, V. 6. 55.)

**Ägn**, ein Spalter, Stachel; eigentlich das unreine Zeug vom getrockneten Haaf und Flachs. Niederländisch ägeln, schwedisch ägel, verwandt mit dem lateinischen acus, die Nadel; daher unser ägeln, d. h. ausägn, reinigen von den Ägn. In einem alten holländischen Spinnliede, in welchem das Spinnen selbst mit dem Leiden Christi verglichen wird, heißt es:

Die Ägen reifen (sollen) auf die schöß,  
Bedeutet: daß Christus sein heilige Punct vergöß,  
An dem Kreuz, sein Marter war groß —  
Ach edle sele mein,  
Was sieh den schößer Dein."

Strasburg: Ägeln. Alemanisch: Agana, Äpreu. (Herrf. folgt.)

# Carinthia.

(Fünfzigster Jahrgang.)

N<sup>o</sup> 12.

Sonnabend, den 16. Juni

1860.

## Erzherzog Karl vor der Burg.

Von Julius von der Traun\*).

Du kstern auf dem Felde  
In stiller Maiennacht,  
Ein geisterhaftes Weben —  
Mit Einem ist's erwacht.  
Es quillt aus allen Furchen,  
Es steigt wie Pulverdampf,  
Entfernte Donner rollen,  
Beginnt er neu — der Kampf?!

Das Ohr, das Aug' beläuden  
Gebrause und Geflirr,  
Von Tönen und von Horren,  
Welch' ängstliches Gewirr.  
Auf einmal zuckt zu Boden  
Ein Blitz, die Hülle bricht,  
Und hoch auf kühnend'ner Kasse  
Der Held, er sprengt an's Licht.

Er regt den Staub der Strafe,  
Er weht durch's stille Land,  
Er setzt von Lied zu Liebe,  
Er springt vom Donau-Strand  
Hinein, die Fluthen theilend,  
Es kämpft sein edles Koth,  
Und lautlos Wien durchziehend  
Hält er vor'm Kaiserschoß.

Dort hat die Morgensonne  
Ihn stauend angestrahlt —  
Dort hebt sich in den Wägen  
Die sel'ne Heltengestalt,  
Ein Geist am hellen Tage,  
Ehn fröhlich gold'ner Spud,  
Erhebt er Oesterreich's Fahne  
Hoch über Noth und Trud.

\*) Diese poetische Ausdigung, die der Dichter seinem Freunde Anton Bernstorff darbrachte, wurde bei dem von der Künstlergesellschaft: „Die grüne Insel“ dem Kgl. am 23. Mai d. J. gegebenen Festbanquet vom k. k. Hofkapellmeister Lewinsky vorgetragen.

Er gibt dem Pferd die Sporen,  
Die Bügel sind verhängt,  
Er sprengt in das Getümmel,  
Das sich entgegen drängt.  
Vorwärts! — Wißt du noch einmal  
Entreißen schlaum' Haupt  
Den rasch gemund'nen Vorber,  
An den kein Deutscher glaubt?

Vorwärts! Die Muskeln beben —  
Vorwärts! D sieht den Drang —  
Selbst starrtes Erz dringt vorwärts —  
Was staunt Ihr Andern so lang!?  
So ruft der Held: daß diesmal  
Der Feind uns treffe wach —  
Vorwärts!!! In Gottes Namen,  
Wir folgen Dir Alle nach!!

So wie die Memnonssäulen  
Nur ihnen hehren Klang,  
So segnet Gott den Künstler,  
Der schafft aus reinem Tragen,  
Er darf die Geister rufen,  
Die Niemand bannen kann —  
Vorwärts! — Dort steigt die Fahne!  
Mein Oest'reich — drauf und d'ran!!

## Die St. Jakobskirche zu Villach.

(Die Bedeutung des Besuchs. — Das Erdbeben vom Jahre 1348. — Die Neubauten. — Die Geschichte des Thurmes und seine Emperhebung im Jahre 1848. — Eine Erinnerung aus jener Zeit\*).

Der Besuch von Kirchen ist dem Wanderer der einfachste und gebotene. Abgesehen davon, daß sich nach dem Aussprüche des Heilandes: „Kommet alle zu mir, die ihr

\*) In der Aufforderung Sr. G. O. unseres Hochwürdigsten Fürstbischöfens vom 14. Nov. 1859 an den Clerus der Diözese wegen Erhaltung dieses unseres Blattes, heißt es unter Anderm: „Unsere Kirchen sind reich an Alterthums- und Kunstschätzen, die, wenn auch schon manchmal beschrieben, dennoch wieder in neuer, lebensfrischer und belebender Darstellung neuen Reiz gewinnen.“ Dieses wäre auch bei gegenwärtigem Aufsatze unsere Aufgabe um so mehr, als der Gegenstand wohl anderwärts, aber nicht in der Carinthia je besprochen wurde.

arbeitet und belastet seyd“, hier eine Freistätte für sein oft gefährdetes Gemüth, für den innern Menschen findet, die Thüren für Jedermann offen stehen, die Senk nur dem Reichthum und dem Ansehen sich öffnen, bietet sich hier mannigfaltiger edlerer Genuß. Die Gebirde der Kunst durch Weisel und Finsel, welche das Haus Gottes schmücken, sind dort vor Verschleierung gesichert, redende Denkmäler einer vergangenen Zeit: der Geschmack, die Volkstheile erhalten hier ihren Ausdruck; denn wie schon Kaiser Karl V. sagte, sind die Kirchen ein sicherer Waffstab des an einem Ort herrschenden Geistes, wie seiner Wohlhabenheit, und selbst die Geschichte hat hier ihre Tafeln in den Inschriften der Grabmäler und den Bauwerken des Gotteshauses.

Von allen Kirchen unseres Kärntnerlandes ist gewiß keine so sehr in dieser Hinsicht ausgezeichnet, eines eifernen Besuchs würdig und fähig, als die Stadtpfarrkirche zum h. Jakob in Villach. Mitten in der Stadt, wie diese an der Kreuzstraße des Landes, frei und hoch gelegen, laßt sie jeden durchkommenden Gast ein, einige Augenblicke seines Verweilens zu ihrem nahen Besuche zu verwenden, wozu sie auch stets empfängsbereit ist. Wenn die Gurker Kirche durch ihr hohes Alter, die in ihrer Art höchst seltene Gruft und die heiligen Leiberbeisäule, die sie bewahrt, einen unbestreitbaren Vorrang behauptet, fehlen ihr außer jener vortheilhaften Lage, die Einheit des Bauplanes und die Ausstattung mit Denkmälern, welche als so viele Zeugen der einst mitlebenden Geschlechter ihre Andenten bewahren.

Wenn wir von dem hohen Alter der Gurker Kirche, als Citium und dann Rathskirche reden, ist damit vorzüglich die Bauart gemeint, welche bis auf die Ueberwindung des Kirchenschiffes der sogenannten romanischen Periode angehört. Nicht so ist es bei Villach, wo die Kirche wie die uralte zu Maria Saal bis auf wenige Reste erneuert wurde. Indessen, wenn Villach bereits im Jahre 878 als Ort bezeichnet wird, bei dem eine mächtige Brücke schon damals über die Drau führte, und hundert Jahre später Kaiser Otto II. dem Bischof Albin von Wizen für seine Lebensdauer den Besitz des Herrenhofes Villach nebst Schloß und der dort erbauten Kirche bestätigte, so läßt sich mit Grund auf ein fast tausendjähriges Alter auch dieser Kirche schließen.

Im Jahre 1007 geziehen Wolfsberg und Villach mit ihrem großen Zugehör von Kaiser Heinrich II. an das Bisthum Bamberg.

Von dieser Zeit an finden wir in den Urkunden nicht nur Pfarrer und eigene Erzpriester der Aquileiser Fürstbischöfe in Villach, sondern, wie im Jahre 1136 und 1244, in der vorliegenden St. Jakobskirche abgehaltene geistliche Versammlungen. In dieser Zeit fand die Villacher Kirche zwar an jetziger Stelle, aber in der Form der romanischen Kunstperiode; ob großartig und prächtig zweifelnd, da doch Steinreste das Erdbeben überdauert haben würden; vielmehr, glauben wir, war die alte Villacher Kirche, als in einer Zeit erbaut, wo auch jener Baustyl noch wenig ausgebildet war, einfach und schmucklos. Das Wenige, was von da noch erübrigt, erwähnen wir bei ihrer Beschreibung.

Die Geschichte des, man kann sagen, welthistorischen Erdbebens vom Jahre 1348 am 25. Jänner (nach einigen am 24. Jänner Abends, wo die Bedoper des Festes gerade abgehalten wurde) ist bekannt\*). Die Leobner, Neuberger,

die Chronik Inlians bei Kubeis, die unseres Geschichtschreibers Uurek, vor allem die Aufschreibungen des Arnold-Reiner Mesters, liefern darüber umfangreiche Nachrichten. Die Thatfache ob des Unterganges der Villacher Stadtpfarrkirche scheint uns so sehr außer allem Zweifel gestellt und durch ihre Art denkwürdig, als die Kirche, wie die Annalen von Neuberger sagen, eben zu jener Zeit von Anhöckigen gestiftet war, die sonach alleammt von den einfallenden Mauertrümmern begraben wurden. Uurek läßt in Villach nur noch zwei Kapellen aus dem Erdbeben übrig bleiben.

Da alle Häuser mehr oder weniger litten, vielfach durch die Erschütterung und das darauf ankündende Feuer zu Ruinen wurden, das aus den Spalten des Bodens emporquellende Wasser selbst die Grundlagen vieler Gebäude verdrängte, die ganze Stadtmauer übereinander stürzte, war zuerst an die Aufrichtung dieser Stadttheile und an die Herbeiziehung von neuen Anwohnern an die Stelle der Getödteten zu denken. Bischof Friedrich von Bamberg ertheilte daher im Jahre 1351 den Bürgern auf zehn Jahre Steuerfreiheit, zum Aufban der Stadtmauer durch vier Jahre, jedes derselben 400 Mark Ägler, und alles vorhandene Baumaterial, sowie alle Einwohner das Bürgerrecht. Wie viele aus den schon damals baustätigen und bautüchtigen nahen Italienern mögen da gearbeitet, was mag der Aufbau Mühe, Zeit und Geld gekostet haben, wo man zwar Ziegel brannte, aber die Steine nicht mit Pulver sprengte. Eine Kirche mit ihren Oebauern und Säulen bauet sich nicht so schnell wie eine Ringmauer oder eine Werkstätte; man denke nur, daß selbst unsere Stadtpfarrkirche bei St. Egidien nach ihrem Ruine durch das Erdbeben vom 4. Dezember 1690 lamm Thurm die Baueit bis 1709 erforderte, und dieses in guten Zeiten, während in Villach es an Menschenhänden und Mitteln fehlte. Die Stadtpfarrkirche zu Klagenfurt ist nach dem Geschmack der Neu-, oder wie man zu nennen beliebt, Zopfzeit erbaut, während die St. Jakobskirche, die sie doch an Größe übertrifft, ein im alt-deutschen Style gleich der Petruskirche in Wien, die auch jetzt noch wenigstens ein Jahrzehent erfordern dürfte, geführtes Gebäude ist. Es kann daher nicht ausfallen, wenn die St. Jakobskirche erst nach einem Jahrhundert vollständig fertig, aber wahrscheinlich auch erst um 1400 in Angriff genommen wurde.

Der Anbau der Seitenkapellen und zwar jener an der Westseite durch die Gräfin Katharina von Görz im Jahre 1462, der Emporkirche oder des Rustschloßes durch den im Jahre 1484 verstorbenen Balthasar von Weispriach, ferner die Errichtung der Alerieigenkapelle durch die in den Jahren 1487 und 1490 verstorbenen Brüder Wolfgang und Hieronymus v. Leininger setzen den Ausbau der Kirche selbst Witz des fünfzehnten Jahrhunderts voraus\*).

Die weitere Geschichte der Villacher Stadtpfarrkirche und ihres Thurmes, welcher merkwürdiger Weise nicht der

\*) Wir haben unsere diesfällige Ansicht über das Alter der gegenwärtigen Villacher Stadtpfarrkirche bereits im Texte zu den „Ansichten aus Kärnten“ S. 171, dann im „Handbuch der Geschichte Kärntens“ I. B. S. 455, dann Carinthia 1856, Nr. 27 S. 107 ausgesprochen und spätere Angaben in den „Mittheilungen“ 1858, S. 126, konnten sie nur bestätigen. Balthasar von Weispriach war laut einer Urkunde vom 23. Juni 1460 bereits damals bambergischer Hauptmann, nicht Landeshauptmann, wie wir es („Handbuch der Geschichte Kärntens“ II. Abtheilung 4. Heft, S. 574 und 575) bewiesen, konnte also süglich den Aufstich bereits vor dieser Zeit erbaut haben

\*) Siehe Text zu Wagners „Ansichten“, Seite 66 und 105, dann „Handbuch der Geschichte Kärntens“ S. 27. Carinthia, Jahrg. 1815, Nr. 33.

Kirche, sondern der Stadtgemeinde gehört, so wie der Baugrund, auf dem er steht, haben wir theilweise in diesen Blättern schon gesehen. Die Zusammenstellung der Thatfachen jedoch erleichtert den Uebergang zur Gegenwart, die ihrer Registrierung bedarf, um der Zukunft nicht entgegen, ja von den Zeitgenossen nicht unterschätzt, im Gegentheil von ihnen nachgehakt zu werden.

Die St. Jakobskirche selbst scheint durch die vier Jahrhunderte, die sie seit ihrem Wiederaufbau durchlebte, wenig Änderungen erlitten zu haben, nur das Jahr 1785 machte einige notwendig; nicht so der Thurm. Wie ihn Balzani abbildet, hatte er, merkwürdig, schon damals eine Gallerie und acht darüber sich erhebende Mauerseiten von je zwei Fensterchen durchbrochen, darüber eine Blechtafel mit Laterne; offenbar eine Angabe des sechzehnten Jahrhunderts. Indessen ehe es zu Ende ging, sollte sich die Szene vom Jahre 1348 theilweise wiederholen. Das Erdbeben, welches am 4. Dezember 1690 Kärnten, wie nie mehr seit jenem schrecklichen Ereignisse, heimsuchte, richtete Villach auf eine Art zu, wie wir es in diesem Blatte vom 9. Juni 1855, Nr. 6 eingehend beschrieben. Der Stadtparochus berst bis auf das unterste Geschoß und er ersand nur gemacht wieder, so daß erst der Bürgermeister Schusterkrög seinen Ausbau vollends in Angriff nahm, preußische Kriegesgenosse als Werkleute verwendeten, wornach das Mauerwerk sich berast gestaltete, wie es sich vor dem Jahre 1848 darstellte. Die Denkschrift, welche in einer kleineren Kapfel, unter dem Thurmkreuz nebst mehreren Gegenständen aufbewahrt und am Helmbaum befestigt sich befindet, enthält die Angabe, daß der Thurm sammt Kirche am 15. Juli 1784 (nach andern am 12. Juli 1784 um 5 Uhr früh) mit einem Theile der Stadt abbrannte. Man erhielt der Thurm jenen einfachen Helm, jene Blechhaube, deren wir uns erinnern, und die Kirche nebst neuem Dach, ein neues Gewölbe des Chores und Presbyteriums, da beide Befandtheile in Folge des letzten Brandes einflüßten. Nach jener Denkschrift feierte man den 24. Mai 1787 des Thurmes Wollendung durch die Kreuzaufsetzung, und wie man in der alten Weltstadt, in Rom, die regierenden Consuln als die Vollbringer der That bei jedem großen Werke auführt, heißt es auch hier: „Unter dem Stadtpfarrer, Erzprießer Graf Pazzarini, Bürgermeister Lukas Mayer, Syndikus Joseph M. Schmid, Amalud Franz Oswalder.“ Wir erinnern uns noch des Ersgenannten, der eb der vom Plage zur Kirche führenden gewölbten Stiege wohnte, mit dem der schon verbliebene Glang, die letzte Spur Aquileenser geistlicher Oberhoheit über das jenseit der Drau liegende Gebiet Kärntens verlor.

Der fast allgemeine Brand vom 29. August 1813 ließ die Kirche und den Thurm unberührt; dieser hatte vier Jahre die Franzosenherrschaft gestanden, und von ihnen zum Abschieße manche Kugel empfangen.

Nach waren achtzig Jahre seit der letzten Erneuerung des Thurmes nicht vergangen, zeigte sich im Jahre 1843 die kleinere Bedachung desselben schon verfallt zu Grunde gegangen, daß eine gänzliche Herstellung unumgänglich notwendig war, die man jedoch nicht wie vorhin mit einem Nothbehelfe, sondern einer angemessenen Paute zu bewerkstelligen sich entschloß. Dem vermaligen Kreisbauplatine Thomas Plausch, Oberbaurichter Joseph Rasin, so wie den beiden Bürgern Franz Kahl und Joseph Adam, geübter das Verdienst den Gedanken, der dem Mauerwerke verhältnismäßigen Erhöhung und dem Baustyle der Kirche entsprechenden, Anführung der Thurmspitze und, was das vorzüglichste dabei war, den Kostenpunkt mit seltener Energie angefaßt

und so den Bauentwurf in das Werk gesetzt zu haben. Wenigstens, in und außer Landes wurde bei den Gönnern und Freunden der Stadt gesammelt, wenn gleich die Hauptfache Villach's eigene Bürger thaten, um den Thurm nach dem vom k. l. Kreisingenieur Oswald Brud angefertigten Plane in seiner gegenwärtigen Gestalt zu erheben\*). Hierbei wurde die Mauerarbeit vom Stadtbaurmeister Simon Pirker, die des Steinmeißels vom Stadtbaurmeister Johann Picco, der Dachstuhl und das sämtliche Gerüste vom Zimmermeister Joseph Biltschneider besorgt und geleitet. Die Gewerkschaften zu Seebach, Mülkern und an der obern Bellach, beziehungsweise deren Eigenthümer Johann Weber, Leopold Rischholzer und Anna Obersteiner lieferten das benötigte Eisen zu den Schleiern unentgeltlich. Die Kupferschmiedarbeit ging aus der Werkstätte des heimlichen Meisters Joseph Walcher hervor. Die Maler- und Goldarbeiter lieferte J. Mathias Wieser, und die Fürst Salinische Gewerkschaft Planoko in Mährern die Ungwaaren.

Bis zum Monat Oktober 1847\*\*) war der Bau vollendet und nur die Zifferblätter noch anzubringen, so daß am 19. des gleichen Monats das Thurmkreuz feierlich eingeweiht und aufgesetzt werden konnte. Inzwischen erst das beginnende Jahr 1848 — also gerade ein halbes Jahrtausend nach dem furchtbaren Erdbeben, welches die vermalige St. Jakobskirche und zugleich mit ihr die Stadt zerstörte, war Alles in- und auswendig fertig geworden.

Der Bau, mit Einschluß der Schieferdeckerarbeit, welche Johann Zenker lieferte, forderte einen Kostenaufwand von 12,000 fl. C. M. ungerichtet die Bürgern und Handelsangehörigen, welche von der Bürgerstafel, außer jenen Geldbeiträgen, die sie in Vaarem freiwillig leistete, unentgeltlich beigeht wurden. Die Höhe des Thurmes im Commissionwege von Sachverständigen abgemessen, gab 50 B. Klafter, wahrscheinlich über die Wasserschläche der vorbeistehenden Drau\*\*\*).

Wir haben eine lithographirte Abbildung in Grefscitav vor uns, welche uns, nach Unterschrift, die Stadtparochie

\*) In Hinsicht der Ausführung werden uns folgende Thatfachen mitgetheilt: Nachdem der Thurm bis zum Zifferblatte abgetragen worden war, wurde auf das Gewölbe ober den Steden zur größern Sicherheit ein zweites Spigengewölbe aus den Biereden aufgeführt; auf dieses Gewölbe der Bau aus großen behauenen Lauffstein und mit einem breiten Gesimse das Bieder des Thurmes vollendet; darauf dann ein Kreuz und Quer aus Eisenblech im Gewichte von 65 Centnern angebracht, und auf diese neuerliche Beschickung das Achter mit seinen Hälften und der Mauerseite gesetzt.

\*\*) Die uns durch die Güte des Stadtplatins, Biezmesser, mit Zeichnungen z. mitgetheilte Denkschrift, welches wir diese Daten entnehmen, gibt die Zeit des Beginnes der Ausführung nicht an, sondern läßt das Datum derselben leer stehen.

\*\*\* Die Denkschrift besagt: Alles unter der Regierung des Kaisers Ferdinand I., Papp Pius IX., Fürstbischöf von Carl, Adalbert Liekmansky, Kreisbauplatine Franz Eder von Plausch, derzeit Amtverwalter des Kreisamtes, des ersten Kreiscommissarius Anton Jagenitz, Bezirks-Commissarius Ernest Hanfky, Dekanus und Stadtpfarrers Pauerz Keilenz, Vogt Herrn und Verwalter Guido Nagel, Stadt- und Oberbaurichter Paul Kauer, der Gemeindevorsteher Johann Pagnig und Peter Kadire, hülftlichen Verwalter Joh. Georg Clement.

St. Jakob in Billach mit dem im Jahre 1848 vollendeten überbanten Thurne gibt. Sie ist zu haben bei Sigmund Pögnigg, bürgl. Buchbinder in Billach, und für Alle zu empfehlen, die ihre fern wohnenden Freunde mit der Darstellung eines Hauses erfreuen wollen, der dem Besizer zum Vergnügen, der Stadt Billach zur Ehre und Allen, denen so etwas mangelt, zum Muster dient. —

Es war den 25. April 1848, am Osterdienstag, wo Schreiber dieses, um jenen Bau zu schauen, sich von Um und nach Billach begab. Heitere Frühlingstluft wehte ihm längs dem Drauser entgegen, freundlich erlangen die Festschlöcher der Kirchen: man beging nachträglich Kaiser's Ferdinand I. Geburtsfest; aber um das Gemüth hing ein düsterer Trauerschleier; denn der Feind lagerte an Kärnten's Grenzen, bei Pontaschl standen die italienischen Freischaaren und nur eine geringzählige Schar heimischer Krieger, die in Elmarsche von Klagenfurt dahin geeilt, stellten sich nebst einigen Gailthaler Schützen ihnen entgegen. Herchend ob nicht schon von der Gail herübende Schüsse das Raben des Feindes verkünden, und tief beklammert über die Zustände des in seinem Innern aufzulebenden Oesterreich's erblickte ich, nach einer Wendung der Poststraße durch den Graben der untern Bellach, die Spitze des Billacher Thurmes. Schneller schlugen die Pulse in Erwartung des Anblickes des mächtigen Hauses, und sieh, da lag das schöne Billach mit seiner wunderschönen Umgegend, Kirche und Thurm vor meinen Blicken und von ihm herab wehte eine kostbare dreitheilige Fahne mit den deutschen Farben. Diese bläulten mir wie eine bittere Ironie und es schnitt mir tief in's Herz, daß gerade die deutschen Brüder mit Wuth und Haß an der Auflösung der Monarchie und dem Feinde in die Hände arbeiteten, während sich kein Fuß bewegte, die deutsche Reichsgrenze gegen die Wälschen zu schützen.

Am Plage der Stadt angekommen, sah ich die eben gebildete Nationalgarde, Männer jeden Alters, Standes und Farbe in Civilkleidern, mit weißen Binden um den Arm, in das Gottesgasse ziehen, um das Kaiserfest zu begehen. Schwere Töne schlugen die Gloden vom schlanken, im neuen Schmucke der Weibel prangenden Thurme, und am Plage wirkelten die Trommeln der alten Bürgergarde, die sich vor dem Proschschen Hause, gegen die „Post“ Front machend, in ihrer kleidsamen Uniform in echt militärischer Haltung aufstellte. Ohne in die Herberge mich zu begeben, zog mich der Instinkt vor die Reiheln dieser Bürgerwehr hin, welche so schöne historische Erinnerungen seit den Tagen Kaiser Karl V. bewahrte, den sie schützte, als er auf der Flucht von Innsbruck in Billach's Mauern seine Zufluchtsstätte suchte und fand — und die nun in jener Nationalgarde auf, und wie wir wissen, unterging. Die Salven ertönten, die Fahne flatterte, die Offiziere salutirten; es war mir, als ob Karl V. Geist vorüberzöge, und wie er es einst that, ängstlich hinweise auf die italienische Straße, sagend: Dorthin eilt und rüdet die Schmach eurer Väter, die der Wälsche, welcher doch so heimisch unter uns, fortwies aus seinen Grenzen.

Als ich auf der „Post“ mein Obdach suchte, erblickte ich die Tragbahre, auf der man den schwer verwundeten Oberst Gorigutti in der Nacht von Pontaschl herübergebracht, hörte, daß Tag zuvor die heilige Schar der Klagenfurter Freiwilligen mit einer Fahne eilig durchgezogen, und bald darauf beim Kreischel, daß eben der Courier angelangt, Pontaschl, das Wälsche, habe capitulirt und Udine sey wieder in kaiserlichen Händen. Mit gerührtem dankbarem Herzen betrat

ich den herrlichen Billacher Dom mit seinen Steinmonumenten, die an eine große Zeit mich mahnten, und getrost suchte ich meine Wohnstätte wieder.

(Der Beschluß folgt.)

## Ganns Gasser und Szóchenyi.

Wir haben unlängst über den Einbruch berichtet, den Gasser's „Szóchenyibüste“ im Kunstverein machte. — Bald darauf hatten wir das Vergnügen, aus einer neulich erschienenen Broschüre von Dr. Rudolph Guszmann: Graf Stephan Szóchenyi im Privat-Irrenhause zu Döbling, die Entstehungsgeschichte dieser Büste zu erfahren. Sie ist mit so warmer Verehrung für den Künstler geschrieben, daß wir sicher dem Interesse des Publikums der „Carinthia“ entgegenkommen, wenn wir sie hier unverändert wiedergeben: „Doctor, heute wird der Bildhauer Gasser kommen und meine Frage vorwürgen“ — sagte mir der Graf eines Morgens in heiterer Laune; „meine gute Frau will mich doppelt bestehn. Kommen Sie herüber und sehen Sie der Geschichte zu! Ich werde Sie holen lassen.“ — So beginnt Dr. Guszmann, der als ordentlichster Arzt im Irrenhause viel mit dem Grafen verkehrte, seine Erzählung.

„In der That, fährt er fort, haben wir nun die Existenz der vortrefflich gelungenen Büste des Grafen nur der vorzorgenden Liebe der hohen Frau zu danken. Szóchenyi's Bildniß aus der rühmtesten Epoche wäre für sein Land, für die Welt verloren gewesen. Alle Porträts des Grafen aus früherer Zeit würden uns nicht den patriotischen Märtyrer so wahr zuersehen veranlassen, als jene Büste. Ich habe vor wenigen Tagen das Original, dessen Entlehen ich vor zwei Jahren zu verfolgen das Glück hatte, wieder gesehen; er ist's, der nun im Andenken der Menschen legenden fortlebt.“

Die Gräfin hatte mit vieler Mühe die Zulage des Grafen erbeten; dieser sträubte sich lange, „wegen die feindselige Zustimmung der Bervielfältigung eines Wesens, das sich in seiner nackten Einheit schon nichts weniger als angenehm wäre.“ —

Gasser war dem Grafen auf Beurlaubung der Gräfin vorgestellt worden. Die geniale Persönlichkeit des Künstlers konnte ihre Wirkung auf den für urwüchsige, scharf conturirte Naturen eingenommenen Grafen nicht verfehlen. Er äußerte sich auch in Bezug auf Gasser und einige Rivalen über den Segen der Genialität, über die unfähigen Mühen des Talentlos und endlich über die jammervolle Wirksamkeit so vieler Tausende, die nur zu häufig die Fähigkeit der Empfindung für das Schöne mit jener des schöpferischen Vermögens verwechseln. Wer die Fähigkeit besitzt, das Schöne zu empfinden, geräth leicht in den Irrthum, daselbe schaffen zu können. Auch das Talent findet überall Lüden, die es ausfinden muß, und diese Fälscherei stört den Fluß der Arbeit und verübert den Genuß der letztern; denn zum Genuß muß die Arbeit werden, wenn sie etwas taugen soll und die Mühen der Erzeugung dürfen als solche nicht lästig seyn.

Da kam der erste Schöpfungstag der Büste; es war im August des Jahres 1858. — Der Graf hatte mich holen lassen, wie er versprochen. Bei meinem Eintritt in's letzte Zimmer sah ich Gasser an einer vor dem Fenster aufgestellten mächtigen Lehmputze schon mit den ersten Handgriffen der Modelirung beschäftigt. Er hatte die leicht bewegliche Masse bereits nach den Hauptcontouren geformt, während der



Graf ernsthaft sinnend im Zimmer auf- und abging. Einige Schritte weit von dem Bildner, im Schatten der Hauptwand, saß die Gräfin, sich in das poetische Werken der Bäfte vertiefend.

Welch' seltene Trias herrlicher Menschen, deren moralische Bedeutung schon in der äußeren Erscheinung lebhaft und unverkennbar zur Geltung kam! Ich konnte mich an dieser reizenden Gruppe von Originalgestalten, an diesen schönen, so verschiedenartig individualisirten Köpfen gar nicht satt schauen.

Der Graf schritt in stichlicher Aufregung ab und zu, nur selten innehaltend, wenn er die Unruhe des scharf aussehenden Künstlers bemerkte, oder durch die Gräfin mit sanften Worten dazu verhellen wurde. Er schien sich mit dem Gedanken der Vielfältigkeit nicht vollends ausgehört zu haben, denn es entzog mir nicht, daß er manchmal ihrnendenden Auges und vorwurfsvoll nach der Gräfin blickte, als wolle er sagen: Verlobt es der Mühe, mein in Schmerz sich auflösendes Dasein in Ehon und Warner unsterblich zu machen? — Es war eine unendlich rührende Scene, und ich trädte mich in einen Winkel und überließ mich der Freie des Augenblikes. Der Graf wurde allmählig heiterer und begann mit launigen Ausfällen auf sein Comterse die Anwesenheit einer träumerischen Verunsicherheit zu entreißen. Er stellte sich an, als ob ihm das zeitweilig vorgenommene Besprechen des irdenen Doppelgängers Berdruß machen, ja ihn sogar in Mitleidenschaft ziehen würde. Jeweils hielt er unmittelbar vor der Bäfte an, um sie bald mit ironischer Beobacht, bald mit schneidender Kälte zu prüfen, während der Künstler sicheren Blickes alle Nuancen der zum Ausdruck gekommenen Stimmung verfolgte, und das günstige Moment der in's Gleichgewicht fallenden Büge dazu benützte, das erläuterte Bild zu verfeinern.

Nach einigen Sitzungen, die an schnell auf einander folgenden Tagen stattgefunden, wurde die Blindform und endlich das Gypsmodell genommen, Operationen, welche der Graf in Gegenwart der Gräfin und seines ältesten Sohnes vornehmen ließ. So trat jenes Originalmodell in's Dasein, das nun bereits in vielen tausend Kopien den großen Patrioten verehrt.

Das Gypsmodell wurde später in weissen Marmor nachgearbeitet und der Künstler hatte den Grafen noch wenige Tage vor dessen Hintritt besucht. — Doch zeigte sich der Leidende sehr verßärt, lagte aber die ihm wiederzubrene Störung der häuslichen Ruhe und konnte sich in einer Sitzung nicht entschließen."

A. G.

## Bur kärntnerischen Literaturgeschichte.

Nachbarländer haben meist eine gemeinsame Geschichte, denn die Bewegungen des Einen lassen die Geschichte des Andern selten unberührt. Das im Allgemeinen von der politischen Geschichte gilt, das gilt in noch größerem Maßstabe von der Kulturgeschichte. Die Kultur ist etwas Gemeinsames, Allumfassendes, und kann daher nicht durch natürliche Grenzen aufgehalten werden. Diese Wechselbeziehung zeigt sich auch auffallend an Kärnten und Steiermark. Beide durch Natur und Geschichte vielfach verketet, hatten besonders im 13. Jahrhundert ein reiches geistliches Leben entfaltet: in beiden Ländern hatte die Poesie damals ihre Jünger gehabt und ihre Blüthen getrieben, die niowohl vielfach in ihrem Werthe verschieden, in der Literaturgeschichte immerhin noch einen nennenswerthen Platz einnehmen. In dieser Hinsicht hat besonders Professor

Dr. Karl Weinhold eine interessante Abhandlung „über den Antheil Steiermark's an der deutschen Dichtkunst des 13. Jahrhunderts" geschrieben und sie in der feierlichen Sitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien vorgelesen. Sie ist nicht allein wegen der innigen Wechselbeziehung beider Kronländer auch für Kärnten von Interesse, sondern auch darum, weil manches speziell kärntnerische darin vorkommt.

Weinhold charakterisirt die Poesie des 13. Jahrhunderts mit folgenden Worten: „Der große Entwidlungskampf, welchen der deutsche Geist mit der christlichen Bildung gekämpft hatte, war im 12. Jahrhundert zum Abschlusse gekommen. Das Geistliche und das Weltliche, die sich unversehrt als Kirchliches und Heidnisches bisher gegenüberstanden, begannen sich in einer allgemeinen Weltbildung zu vermitteln, die theils einen ständischen Anstrich als ritterliche hatte, theils auf einer allgemein menschlichen Entfaltung ruhte. Eine freiere Weltbetrachtung, zu der die Kriege in Italien und Kämpfe in West und Ost die Deutschen nicht gefehlet hatten, durchdrang sie in Folge der Kreuzzüge und der süd- und nordfranzösischen Kultur. Das geistvolle Kaisergeschlecht der Hohenstaufen und hervorragende Fürsten des Reichs arbeiteten ihre Kräfte dafür. Das Epos warf nun das Mönchsleid ab, das es durch vier Jahrhunderte getragen, und mit welchem Ton brach das lyrische Lied aus dem deutschen Herzen. — „Nur zwei literarische Gattungen, das Epos und die Lyrik, geblieben im Mittelalter; jene ist die ältere und der eigentliche Liebling. Die epischen Stoffe waren im 13. Jahrhundert sehr reich: geistliche, gelehrte, deutsche bretonisch-französische und wunderbar gemischte betheften sich zur Verarbeitgung, alle begieriger Hörer gewiß, die neben dem Genuße auch ihre Kenntnisse daraus schöpften. — „Später als das Epos entfaltete sich nach dem allgemeinen Gange des menschlichen Lebens die Lyrik. Als sie einmal in unserer Literatur hervortrat, schoß sie rasch zu einem fröhlichen Banne auf voll lieblicher duftiger Blüthen. Balladenartige und selbst längere lyrische Gesänge geblieben nicht recht, aber täglich neu springt hier (in den österreichischen Alpen) das kleine Lied aus Kopf und Herz der lebendigen Natur, das nicht bloß durch Witz und Gefühl und treffendes Wort anzieht, sondern auch für die geschichtliche Betrachtung Werkwürdiges bietet."

Wir lernen in Weinhold's Abhandlung eine Reihe von literarischen Namen der Steiermark kennen: so Philipp von Zeig und Gundacker von Jutenburg, den von Placier, ferner Herrard von Wilden (dessen auch Unterschreiben in einer von Weinhold übersehenen Urkunde dd. 30. Mai 1208 in den Regesten Nr. DCI.XXI. als Zeugen erwähnt), Ulrich von Liechtenstein, „der mit eigenthümlicher Bähigkeit die noblen Passionen des Turnierens und Minnens trieb"; auch den für Kärnten mehrfach vindiizierten Herrn von Sunnege, wie ihn die Pariser Handschrift nennt. „Dieser Sunnege ist wahrscheinlich jener Konrad von Sunnege, der mit Ulrich von Liechtenstein zu Friesach 1224 turnierte, ein Sohn Gebhart's, vermahnt mit einer Freiin von Peccaß und durch seinen Sohn Ulrich Großvater jenes Friedrich von Sunnege, der 1311 von Kaiser Ludwig dem Baiern zum Grafen von Cilli erhoben ward, das ihm aus der Sunburger Erbschaft zugefallen war".

\*) Daß das Sunnege der Pariser Handschrift als Sunnege zu lesen ist, kann kein Zweifel walten: so für on ist bei oberdenischen Schreibern nicht selten und die Namensform, Sunnege (Sunne u. i. Savina, die kleine Sawa), steht urkundlich fest.

Die drei Pöter\*) des von Sonnec verfaßten zwar keine hervorragenden dichterischen Eigenschaften, aber tragen das Zeichen der guten Zeit der Pöter, der sie angehören.“ Ein anderer steirischer Dichter des 13. Jahrhunderts ist der von Stabede, wahrscheinlich ein Zeitgenosse des Bildoner's und Sonnec's.

„Mehr nach Kärnten — fährt Weinhold fort — als nach Steier gehört der von Scharpfenberg, bei dem in der Pariser Handschrift wieder der Name fehlt. Ich entscheide mich für den Zeitgenossen Ulrich's von Pichsteinstein, Leupold von Scharpfenberg, den Ottauer (Chron. Cap. 52) verständig in Worten und Werken nennt. In der Salzburger Fehde von 1258 befehligte er die Kärntner und ward von Ulrich von Pichsteinstein, dem Anführer der Steirer, am Rastfalter Tauern innerst geschlagen, wogte aber die Scharte sofort durch einen nächtlichen Ueberfall aus, und brachte den Steirern eine solche Niederlage bei, daß sich nur wenige mit Ulrich von Pichsteinstein durch die Flucht retteten und Erzbischof Ulrich von Salzburg seine Sache für verloren gab. Die beiden Gedichte, die unter Scharpfenberg's Namen überliefert sind, folgen der frischen Art Reithart's von Reuenthal.“

Es hatten also Kärnten und Steiermark würdige Vertreter am Wornag jener Zeit. Ist auch das Vorhandensein nur wenig und spärlich, so ist es immer doch, wie jede Poesie, ein Spiegelbild der Zeit. Den kommenden Dreyemien wird es vorbehalten bleiben, „aus alter Pergamente gebräunter Schrift“ neue Daten und Beiträge zu bringen, und was die Mühsamkeit der Verhältnisse heute noch verborgen hält, wird vielleicht worgen schon allen bekannt werden. Denn unaußfallsam schreitet die Forschung weiter, und wo die Vergangenheit ratlos stehen blieb und verzweifelt die Hände rang, findet die Gegenwart einen Anhaltspunkt und gelangt zu neu geordneten Resultaten. „Die deutsche Philologie aber — sagt Weinhold — forscht nicht klein in den Pergamenten, sondern auch in dem Herzen und den Angen des eigenen Volkes. Und da streut ihr erquidende Früchte zu und sie kann zu keinem Ende der Forschung kommen, denn unergreiflich und unersetzbar ist deutsche Art, welche anzubrechen und im Herzen gesund durch alle Stürme ging, die über sie brannten, alle Schwüle ertug, die über ihr lagerte, und die mit Gedtes Hülfe in alle Ewigkeit aufrecht stehen wird.“

Wien, im Juni 1860.

Valentin Pogatschnigg.

## Die italienische Oper.

Stürmische, gewitterschwüle Lust tangt freihlichen Sängern nicht; sie lächeln sich daher aus dem gepriesenen Lande des Gesanges in das freihliche Land Jener, die sie dort bat-

Die Sonette waren ein freies, kein dienstmännliches Geschicht; im Schilde führten sie zwei Aeneassen (nach Cuchewir: weiß über weiß). Als Grafen von Cilli setzten sie mit dem Heunburger Wappen, drei Sternen, die noch heututage die Stadt Cilli führt; nur ihrem griechen Wapen fügten sie den Sonnecder Schild bei. S. Karab's von Sonette Zehn, Ulrich, war mit einer Tochter Graf Wilhelm's von Heunburg vermählt; die Heunburger erloschen mit Graf Hermann 1323. (Weinbode, Ann. 18, S. 230.)

\*) Brecht in hochdeutscher Uebersetzung in einem selbsten Jahrgang der Carinthia mitgetheilt. S. 3.

baren und — ärger noch schelten, und suchen hier zeitweise eine friedliche Stätte, wo sie singen und — etwas Futter aufspinnen können. Die gutmüthigen Barbaren gönnen ihnen beides und jubeln noch über den wunderlieblichen Gesang! Auch in unserer Stadt hat sich so ein Sängereußlein angehebelt, und troy Sonnenschein und Lorchensang draußen fehlt es nicht an Jubel drinnen in dem schwinlen, träben, lampenrandigen Opernhaus.

Es sind graufamliche Ungeheuerlichkeiten, die uns da vorgezungen werden. In jeder der vier angeführten Opern stirbt jederzeit die Hälfte der handelnden Personen, darunter zwei den Feuertode, eine an der Textur, fünf oder sechs am selbst genommenen oder beigebrachten Gift, das ganze vergiftete Festgelage der Dame „Lucresia“ nicht gerechnet. „Attila“, die Völlergeißel selbst, in dem Opernertüde ganz unschädlich geworden, stirbt troy andächtigen Gebetes und steter Besorgniß von der Hand einer jarten Jungfrau!!! Aber wie verleben das was die Italiener in Musik zu setzen und zu singen! Doch wer wird in der Oper auf den Text sehen, genügt nicht ein kurzes Programm? Man muß nicht so pedantisch langweilig sein.

Eine „italienische Oper“, die nach langem, hartem Winter unsere Sommer-Abende und, ungenügend noch, eine namhafte Subvention beansprucht und erhält, gibt uns das Recht, Ausgezeichnetes erwarten zu dürfen. Ausgesprochen ist Fr. Pazzuri, ungeachtet ihrer etwas unklaren Stimme und nicht gar zu hoch gesteigerten Technik, durch ihren durch und durch künstlerischen geschmackvollen Vortrag und ihr schönes gereichtes Spiel; wir zählen sie zu den ansprechendsten Sängern, die wir hier gehört. Al. Santozzi reicht darin kaum zur halben Höhe, ihre Stimme jedoch ist von prachtvollem Klang, seltener Biegsamkeit und teder Coloratur dürftig geschult. Fr. Gambetti's Stimme ist für unser Theater zu kräftig, zu sprede für die gesungenen Partien; in so gepreßten, schweren Tönen hört sich schlecht das Vielerhörschen des Minnflügers oder die hinsterbende Klage des Gesehterten! In Stellen der Kraft jedoch macht sie sich sehr wirksam geltend in dem gebiegenen Vortrage des durchgebildeten Sängers. Hat diese Stimme wenig eigentlichen Tenorklang, so fehlen dem Bariton Fr. Bertolini seneere tiefe Töne, nicht jedoch dem Sänger eine gute Methode und dramatischer Vortrag. Chöre und Orchester reichen dürftig aus, das Kostüm bei weitem nicht!

Das Ganze ließ in seinem Zusammenwirken den Wünschen nach gar manches über, zumal in den ersten, seltsamer Weise bei erhöhten Preisen gegebenen Vorstellungen der Opern; so unfertiges kann doch nicht als italienisch musterjähtig betrachtet, soll dem Publikum gar nicht geboten werden. Man denke uns nicht auf die hemmenden Ursachen; es wurden hier schon schwieriger Aufgaben, als eine Deutsche Oper ist, besser gelöst.

Von den gegebenen Opern ist „Lucresia Borgia“ zu abgebrannt, um außer dem trefflichen Spiel der Fr. Pazzuri sondersliches Interesse beanspruchen zu können, „Attila“ zu viel „spectralischer Innung“, „Beatrice di Tenda“ nur eine liebliche Reminiszenz an Bellini; Verdi's „Ircatore“ erregte allein nachhaltiges Interesse. Wir wollen nicht in eine Analyse dieser Musik uns einlassen, zählen sie auch nicht zu den schönsten Verkommenissen neuerer italienischer Opernmusik, auch haben wir sie vor ein Paar Jahren in einem deutschen Theaterjahre mehrmals gehört. Obwohl jene deutsche Vorführung nicht einmal zu den dem Publikum aussergewöhnlich bestaunlichen gehörte, weil es uns doch bekämen, als hätte sie, bei unparteiischem Urtheil, der gegenwärtigen

italienischen kaum in einem Betrachte nachsehen müssen. Es ist uns daher der jubelnde Weisfall, mit welchem diese überschüttet wurde, nicht ganz begrifflich, und wir fürchten sehr, wir würden zu seiner Erklärung auf jene Vorleser zurückkommen, mit der im „Barbarellanale“ stets das Fremdländische auf Kosten des Einheimischen beklagt und bewundert wird. („Singen, das ist gewiß, können doch nur die Italiener“, bemerkt ein entzückter Parterre-Nachbar, und sah ganz verduzt d'raus, als ich seinem Arme die Postache entgegenhielt, daß die letzten Primadonnen von Ruf in Italien, wie die Schäg-Dobell, Piris, Unger, Schobertlechner, Löwe, doch nur Deutsche gewesen seyen.) Scheint so die Menge der den Sängern gespendeten Kränze nur mit dem üppigen Blumenstande unserer Gärten im natürlichen Verhältnis zu stehen, so können wir überhaupt in diesem überausenglischen Theaterjubiläum jenen ersten stillischen Hall nicht finden, der an sich würdiger, ganz vorzüglich aber den Vortrefflichen, Italienern gegenüber, geboten wäre, eine Bemerkung, zu der uns der Umstand drängt, daß wir an einem der grünen Kränze eine weiß-rote Schleife gesehen zu haben glauben, was wir jedoch lieber einer Täuschung oder dem Zufall zuschreiben wollen, um nicht wieder im Gesichte jene glühende Rötze zu verspüren, die einer dem Weisfallsturm schnurstracks entgegengesetzte Empfindung ihr Entsetzen verdammt.

—x—

## Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 11.)

- Äglästr**, die Ester. Raubvogel aus dem Geschlechte der Krähen und Raben. Die erste Hälfte des Wortes ist vielleicht Nachahmung seines natürlichen Geschreies, welches auch das griechische *αγλαστρα*, das italische *gazza*, das englische *agass*, das französische *goxy* oder *jay* zu bezeichnen scheint.
- Äglingerle**, ein Gläschen Weines, Brantwein.
- Ägeriol**, ein Bißchen, etwas Weniges.
- Äleria**, Varnes, Verhältnisse, ein Durcheinander, z. B. Äleria Zeug, verschiedene Sachen.
- Älewä**, immer, stets, beständig, immerfort. Oft hört man dafür das Älwe, Älwis, in Slesch *älwöl*, englisch *ever*.
- Älebot**, ein Älbers andere Mal, alle Augenblicke, sonach mit alle Schlag, alle Mit. In Schwaben ebenfalls *ällebot*. Im italienischen *batto*, der Schlag, Streich.
- älse** oder **älmlase**. Bahrtweil eilf. Im sätzlichen Orsehbuche *anlas*; bei Kere *einilist*; holländisch *el*. Englisch *eloven*, zusammengesetzt aus *ein* und dem alten *leiben*, Äbrig bleiben, englisch *to leave*, also eigentlich Eins über Jahn, ganz wie im Windfischen das *enaint*, d. h. einjehn.
- Äm**, die Äre, die Vergewalt für das Vieh. Öfter leitet dieses Wort von dem alten, noch in Schwaben und Island üblichen *ala* her, das nähren, sätern (*alere*, *alimentum*) bedeutet. Popowitsch ist der Meinung, es komme von *alzer*, *albus* — weiß her. Viel wahrscheinlicher aber ist es, daß das Stammwort *al*, hoch, erhaben sey. Siehe Älp bei Etalber.
- Ämer**, der Milchsaft, das Verhältnis für Milchgeschirre. Italisches *armario*, spanisch *almario*, französisch *armoire*.
- Ämbi**, der Weißfisch, englisch *abiet*, auch noch *ablen*.
- ällo?** ani, fort, französisch *allons!*
- älwör**, Älwerscht, an irgenb einem anderen Orte, anderswo, englisch *elsewhere*.
- älö**, noch, schon, z. B. *älö hähr*, noch heiß.
- Äl**, ein Fisch, der sogenannte Ebel.

**Älre**, das Etwelch. Mei Älre, d. h. mein Weib.

**Älter**, der Ehemann.

**ältilat**, älitalat, von Personen, die zu ältern beginnen, oder von Sachen, die nicht mehr ganz frisch sind.

**Älupagabl**, ein Wenig. Das Hauptwort dazu wird immer aus dem Contexte der Rede genommen, z. B. *Älri Älupagabl*, d. h. warte eine kurze Zeit. *Äis* mit Älupagabl *fleisch*, *Brod* &c., was eben der Nachbar genießt.

**älwe**, (älweg) immer, immerfort, beständig.

**ämäl**, eilstens, seiner Zeit, ehemals, z. B. *ämäl hän i a böffer* — glüht, d. h. eilstens habe auch ich besser gelebt.

**ämäl**, einmal.

**Ämasche**, Ämasche, die Ämsel.

**Ämpl**, **Ömpl**, die Lampe. Englisch *lamp*, böhmisch *lampä*, lateinisch und griechisch *lampas*; entstand folglich durch Verlesung des Buchstaben *l*.

**Ämpel**, der Riem des Gledenschwengels; *amplotaro*, umfassen.

**Änat**, die Einde. Das teutsche Wort *Anten* heißt eine Wohnung, oder ein einzelnes Haus, eine Einde. Antoring oder Antioring kommt schon in der *annotatio Arnonis* vor. *Dictionaire costique*. *Anten* = *habitato*.

**Änagn**, die Gabelbeißel, eine doppelte Beißel aus einpännigen Fahrweeren. In Nürberg Engen. Im Windfischen *ojnia*, *woizna*. Popowitsch leitet dieses Wort von *ein* *niz*, d. h. mitten, her.

**änawö?** warum etwas?

**äner**, her, herüber, im Pefachbale.

**änbanteln**, Liebesverhältnisse schließen.

**änbannan**, eine Sache verlieren, verpielen. z. B. *Öem hän i mei Weib äntant*, d. h. ich habe verloren.

**änblanschn**. Jemandem eine Unwahrheit glauben machen.

**änbingan**, etwas bestellen, z. B. bei Jähnen und Innungen das Jahreshahl einige Zeit früher im Gasthause bestellen, eigentlich anfragen.

**änrä**, chor, che, früher. Englisch *ere*; griechisch *ἔρ* = frühe, der Anfang, z. B. *i müas anca häm gean*; d. h. früher.

**änfriman**, bestellen, machen lassen, faciendo *imporari*, perficiendum *laro*, z. B. *i hän a Pär Sduä ängfrimt*, d. h. faciendo *imporari* par calcosorum *utori*. (Äler, Denzler haben auch vieles Wort.) Im Ägärischen Sinne bedeutet es: *leibes andrehen*; z. B. *er hät m'rs g'frimt*, d. h. er hat mir Böses gedroht, *malum mihi confecti*. Stammt von dem Ängelländischen *fremian*, efficere, formare; englisch *to fram*; deutsch *fruman*.

**änfiarn**, hintergehen, betrügen, Jemandem in Unannehmlichkeiten versehen. Auch im Öbste: *ich habe sie schön angeführt*, *ich habe sie zum Vorken gebracht*.

**Ängas** = Änges.

**ängin**, feden, fachen, überhaupt den Begriff einer Spitze. In diesem Sinne werden die Stacheln der Bienen und Wespen *Ängeln* genannt; z. B. *mi hät a Beinvogel ängält*, d. h. mich hat eine Biene gestachel. Siehe „Ängel“ bei Adelung, S. 302.

**ängelar**, ähnlich seyn, angiechen.

**ängenzu**. Von einem Ganzen zuerst etwas wegnehmen, z. B. an *Äab Brät ängenzu*, d. h. annehmen.

**ängehn** Jemandem, ihn zur Rede stellen.

**ängern**, nach etwas verlangen, Lust tragen. Im Henneberg: *anferu*; bei einigen alten Schriftstellern *ameren*; daher unser *Öamer*, das schönlichste Verlangen; in einigen Orten Änger, die Lust, die heilige Begierde nach Etwas.

**ängfiarn**, antieiden, besonders von Pferden, dieselben mit dem nöthigen Gezeuge anzuhen. Englisch bedeutet *gear* (sprich *bösch*) die Kleidung, der Ängz, das Gezeug, Geschirr, landwirthschaftlich *schirre*, d. h. antieiden. Sieh *Dilpert* I. Theil, S. 342.

**ängfrochn**, etwas beaufcht.

**änbantian**, Jemandem zusetzen, Galle, Verdruß bereiten; *bantia* = bitter.

**Ägga**, die Großmutter. An ist uralt; im Lateinischen anus; griechisch αἰω. d. h. oben, hinauf.

**Änhöbn**, anfangen, beginnen, z. B. ein Käse köbt die Arbeit an, d. h. um Ein Uhr beginnt die Arbeit.

**Änhufn**, aufreizen, aufheben, z. B. er hat mit Änhufn, d. h. er hat mich gereizt, dieses oder jenes zu thun.

**Änhufn**, anreizen, auflockern. In Prag, der ersten deutschen Universität, hatten die Deutschen über die Böhemden das Uebergehoheit. Die letztern wollten den Uebermutz jener nicht mehr dulden, und König Wenzel, von den Doctoren Johann Fuß und Hieronymus von Prag angehebt (daher noch das Fuß- und Hieronymus, ein Volksthum, den Adelung nicht kennt) macht aus den Slaven drei, aus den Deutschen nur eine Nation. Diese dadurch verlegt, zogen nach Tausenden fort, und gaben dadurch zur Entrüstung der Leipziger Universität Anlaß. S. Hermann's Handbuch der Geschichte Rürmens. Feft IV. S. 501.

**Änfelig**, anhaben, anhalten, von etwas nicht ablassen; daher zu dringlich.

**Änfrahn**, auf ein Hinderniß stoßen bei irgend einem Unternehmen, abet ankommen.

**Änfraht**, Einer der sich Andern aufdringt, ihm lässig wird, unwillkommen, ungemüth ist, sey es durch seine unbesonnenen Reden oder Handlungen.

**Änfman**, sich in seinem Vorhaben betrogen sehen, übel angekommen seyn.

**Änfa, önfa**, geschwind, festlich, z. B. gön änlö, d. h. gehe festlich, mache dich auf den Weg.

**Änfanf lassen**, Jemandem zum Besten haben, ihn in Unannehmlichkeiten gerathen lassen, da man es hätte verhindern können.

**Änfahn**, anstellen, ansetzen, z. B. i här mit gschwind ängfält, d. h. ich habe mich eilends angezogen.

**Änferran**, Jemandem in Unrath, Unthaten den unterrichten, mit Pfeilen belohnen machen, zu etwas Bösen verleiten.

**Änferran**, vorempfinden, im Geiste voraussehen, ahnen.

**Änferran**, Jemandem eine Unvorsicht glauben machen, zum Besten haben.

**Änferran**, Jemandem etwas aufbringen, eigentlich nöthigen.

**Änfirn**, anstehen, mit Wack zc. etwas besitzigen.

**Änfplanan**, anstrecken, blähen, besonders bei der Trommelsucht des Kindviehes.

**Änfufn, Änfupfn**, an ein Hinderniß stoßen, übel ankommen in seinen Unternehmungen.

**Änfupfern**, Kopf an einen Gegenstand stoßen, schlagen, z. B. er hat a ganze Stund an's Thor gepumpt, d. h. an das Thor geschit.

**Änfvrt**, eine kurze Strecke Weges, z. B. er hat mit Änfvrt begreitet.

**Änfvrtan**, Jemandem rasch und verweissend antreden, sernig aufheben, und mit rauhen Worten begegnen.

**Änfvrt**, eine kurze Wegstrecke.

**Änfvrtan**, eine Speise zurecht richten, um sie aufzutragen zu können. In Henneberg heißt Änfvrt ein Speisestück in der Küche. Weiter: Anacien = zubereiten.

**Änfvrtan**, a) sich etwas zum Gebrauche kaufen, beschaffen; z. B. ein Kleidungsstück. b) Etwas beschlen, verlangen, z. B. im Wirthehaufe: häns ichen wäs ängfält, d. h. haben Sie schon etwas verlangt, bestohm.

**Änfvrtan**, a) bei Feuerströßen die Thürriegel ziehen, so daß der Schwengel nur auf eine Seite schlägt. b) So viel als wohl bekommen, z. B. häns Bhd hat mir gnät ängfältig, d. h. wohlgehan.

**Änfchlampn**, a) sich vollstessen, volltrinken; b) sich bejubeln, beschwmen.

**Änfchlarn**, Jemandem hintergehen, betrügen.

**Änfchlarn**, etwas neugierig beschlen, in der Nähe betrachten, — heh' ichnusein.

**Änfchlarn**, auf etwas ankommen, brauchen, bedürfen, z. B. i hea beunt af an Gult an, d. h. ich bedarf, ich habe heute einen Gulden Geldes nöthig.

**Änfchlarn**, anhalten, im Levant- und Arabische.

**Änfchlarn**, sich beschwmen, beschmieren, besonders beim Essen.

**Änfchlarn**, Jemandem um etwas zuringlich bitten, z. B. er bat mi um Geld ängfarn, d. h. er ist mich um Geld angegangen.

**Änfchlarn**, hintergehen, betrügen, im Etich lassen; z. B. er bat mi ängfält, d. h. er bat mich betrogen, in eine Verlegenheit verlegt.

**Änfchlarn**, sich sehr beschwmen.

**Änfchlarn**, sich beschwmen, Etwas mit Roth zc. verunreinigen.

**Änfchlarn**, gravidare, — antio, manchmal, zuweilen.

**Änfchlarn**, der Witz, gleichsam Entloß. Ein altes Wort, welches schon in den Denkmälern der altägyptischen Sprache, z. B. bei Doeren (Mögelle I. B. Seite 11) vorkommt: vn glavbo antias miner sunie, d. h. und glaube an den Entloß, Radisch meiner Sünden. Weiter hat Antias sünden, Vergebung der Sünden. Bei uns wird auch der Freibühnenstag: Änfchlarn (Gottelmasstag), die Woche, in welche er fällt: Änfchlarn; und der grüne Donnerstag: Änfchlarn-Pfingste genannt, weil diese Tage mit Witz verbunden sind.

**Änfchlarn**, Etwas nicht haben — Dbnesejn — vermiffen (das Abwesenbeyn von Dingen, die da seyn sollten oder könnten), also fehlen, mangeln, und verlangen, und wünschigen. Dieses Änfchlarn erklärt nach meiner schwachen Erkenntniß am besten das Englische to want, waldschick ehwan, Änfchlarn; and, welche verwandt sind mit abn, öbne. Griechisch αἰω. Sieh' Hilpert II. Theil, S. 560.

**Änfchlarn**, Jemandem nöthige Dinge glauben machen, zum Besten haben; so wie Logger einen nöthigen, läppischen Menschen begehret.

**Änfchlarn**, sich während des Essens beschwmen.

**Änfchlarn**, sich selbst beschdigen, tödten, d. h. an sich selber etwas Widererfichtliches verüben; z. B. wo nit, so twa i mir wäs an, d. h. wenn nicht, so löbe ich an mir selber etwas Ungeheures, z. B. ich springe ins Wasser, erlöbige mich u. s. w. Primier S. 313.

**Änfchlarn**, spuden, das Anmelden der Gelpenster durch Pechen, Schlagen. Englisch to waggel, landhöftlich wackeln, französisch vaciller, lateinisch vacillo, wackeln, wanken.

**Änfchlarn**, kein Regelspiel an die Seitenwand schieben.

**Änfchlarn**, anreizen, anlocken.

**Änfchlarn**, von Sagen, die schnell begriffen und an Mann gebracht werden; z. B. Mei Wein hat Änfchlarn, d. h. er geht gut, schnell ab. Stamm vom aldrutschen, veralteten Zeitwort anwerden, d. h. loswerden, verlieren.

**Änfchlarn**, 1) Einen Wasserfäßigen punktieren; 2) ein Fuß, durch Einlegen der Pöpe; 3) Jemandem auf schmale Beine um Geld bringen. Geßert zu puzfen.

**Änfchlarn**, von Stilligkeiten, die anfangen in's Schürliche zu schlagen. Sieh' ziti.

**Änfchlarn**, Äpfel, der Apfelbaum. Fränkisch und alemantisch aphaldora, zusammengesetzt aus aphol, Apfel, und aus dem Lateinischen dar, derw, der Baum. (Fortsetzung folgt.)

# Carinthia.

(Fünzigster Jahrgang.)

N<sup>o</sup> 13.

Sonnabend, den 30. Juni

1860.

## Die St. Jakobskirche zu Villach.

(Beschluß.)

(Eindruck. Die Kanzel. Die Monumente. Der Taufstein. Die Glasgemälde. Ein antikes Steinbild. Holzschliffwerk und die Bronztrage.)

Die Stadtpfarrkirche zu Villach ist, aus Rücksicht ihrer Lage und der Stellung zur Umgebung, gegen die festliche Gegend christlicher Kirchen, wo der Hochaltar stets die Richtung gegen Anfang bezeichnet, von we Christus gegen Himmel fuhr und weber und das Glanzlicht dämmerte, von Kerker nach Eckt gestrichelt. Einmal möchte es scheinen, als ob der ursprüngliche kleinere Bau etliche zugedachte Richtung gehabt, die erst dann bei dem vergrößerten Neubau, ob der Raumveränderung durch die umgebenden Häuser, eine etwas abweichende werden mußte. Das immerhin seltene Verhältnis, daß der Thurm ein südliches Eigenthum war und ist, macht es wahrscheinlich, daß die uralte Tradition, von der und der ehemalige Stadtpfarrer Ortner erzählt, es sey derselbe einst eine römische Befestigung gewesen, mehr als bloß ein Fantasiebild ist. Abgesehen davon fällt es bei dem ersten Anblicke in das Auge, daß die Unterlage des Thurmes und sein Erdgeschosse, welches dem Erdboden vom Jahre 1348 wie dem von 1690 widerstand, einen, wenn auch theilweise umgestalteten, romanischen, sehr ganz andern Baustyl haben, als der Oberbau. Bei der Wiedererbauung der Kirche wurde der Thurm mit derselben durch eine, in der Zeichnungstabelle überweilte, zu beiden Seiten, unter offenen, spigen Scheidbögen, zugängliche Verhältnisse verbunden).

Durch ein gethisches Thor tritt man von der Thurmhalle in die Kirche. Der Eindruck, den das 151 Schuh lange und im Pausenbau 58 Schuh breite, durch zwei Pfeilen, von je vier freistehenden Rundpfeilern (an das fünfte Paar ist der Aufsitzer angebaut), welche von einem starken Zonnengewölbe, an dem die ob den Pfeilern auslaufenden Rippen in Reiferem sich verzweigen, überspannt sind — getragene dicke Gebälke macht, ist großartig und wohlthuend. Nicht bloß die Größe und besondrer seltene Breite der so harmonisch gebauten Hallen-

kirche ist es, welche diesen vertheilhaftesten Eindruck in den Beschauner ausübt; es ist vorzüglich die Höhe derselben, der Umstand, daß die Absseiten diese Höhe gleichmäßig theilen, und so der Raum nirgends beengt, das Licht gleichmäßig vertheilt ist. Man fühlt sich unwillkürlich zum Himmel gehen, wie von dem Schutze hochstämmiger Bäume, die oben ihre Äste freuzen, überdeckt und so vor dem Schicksalsgewitter des diesseitigen Jammerthales geborgen, in lange eufschwungene Jahrhunderte zurückversetzt. Dieses Gefühl würde sich andauernd erhalten, wenn nicht der Hochaltar so wie seine unbedeutenderen Nachbarn durch ihre mehr moderne Architektur wohlthätige Täuschung raubten, und uns an das, wie die Zeiten, stets wechselnde Menschenwert mahnten.

Von allem, was dem Blicke des Beschauner auffällt, ist nichts so geeignet, denselben zu fesseln, als die Kanzel. Sie ist von weißem Marmor. Der Fuß und der Predigtstuhl sind von der Zeit ihrer Errichtung, dem Jahre 1555, wo sie der Biedem Bamburgs, Georg Ulrich Geier von Kynsberg, anfertigen ließ; das Dach von Holz ist aus neuester Zeit, und sollte sie der sonstigen gethischen Bauart der Kirche anpassen\*). Einzig in seiner Art, aber trefflich in der Ausführung ist der Entwurf, die dem Werke zu Grunde liegende Auffassung. Nach dem Gedanken und der Vorstellung des Gründer sollte nämlich der Stammbaum Jesu Christi dargestellt und so der Satz verwickelt werden, daß Er, das lebendige Fleisch gewordene Wort, das Brod des Lebens sey, welches und durch die Ansprache seiner Verkünder geistiger Weise gebrochen wird. Diesen Plan führte der Künstler, dessen Namen und Vaterland wir leider nicht kennen, auf die Art aus, daß Jesse der Stamm- und Altvater, in Lebensgröße aus weißem Marmor gemischt, ganz unten am Boden liegend erscheint. Aus seinem Argen sprickt ein Stamm, der sich um den Kanzelstiel hinaufschwingt, und auf seinem Asten die Könige Israels aus seinem Geschlechte, acht an der Zahl, in Brustbildern trägt, als: David mit der Harfe, Abia, Afo, Joram etc., deren Köpfe recht gut gearbeitet sind. An dem untern Theile des eigentlichen Kanzelstuhles sind sechs andere Brustbilder, des Jonathan, Ahas, Ezechias, Manasse, Amon, Josias, angebracht, und darüber Hochbilder mit Gesichtern aus dem Leben Jesu vom englischen Grube bis zur Ankerstellung. Die Kanzeltreppe ist vom gleichen weißem

\*) Aehnliche Thurmbauten finden sich noch die und da, wie z. B. in Judenburg. Bei der Pfarrliche Kraig steht der Thurm ob der Kirche, nordwestlich gegenüber dem Predigerstern, ganz frei; man sieht es ihm an, daß er einst zur Befestigung gediente, so wie ein Drittel der Kirche eine Burgtabelle war, die dann durch den Ausbau zur dormaligen Größe erweitert wurde.

\*) Die Aufschrift, welche uns dieses berichtet, lautet:  
Georgius haec Huldarius monumenta locavit  
Nobile de Kynsberg stemma decusque ferens  
Ipse Charythiacis clavis dum vivit in oris  
Et vice Bamburgi splendida septrata tenet.  
Anno M.DLV.

Marmor, mit einer zierlichen Gallerie von Säulchen, wie alles Uebrige, im neuen Baustyle aufgeführt.

Der Raum, in den alle jene Vorstellungen in erhabener Arbeit zu stehen kamen, war zu beengt und legte daher dem Künstler Fesseln an, so wie auch bei dem so sehr verfeinerten Maßstabe, in dem so Mannigfaltiges enge neben und übereinander dem Beschauer hingestellt ist, die Anblikung den Eindruck schwächt. Bedenkt man, welche Zeit und welchen Verlaufsraum so eine Arbeit, wie, z. B. bei Zouner's Statue Kaiser Joseph II., Marchetti's Standbild Kaiser Franz I. in Wien und sonst solche Verzierungsbilder kostete und kostet, kann man nicht genug den Künstler und die Anblikung eines Banbergersichs Bewundern, welcher statt das in Kärnten erworbene Geld den Seinen im jenen Reichthum zuzuwenden, seinem zweiten Vaterlande und so sich selbst ein Denkmal setzte, dancbarer, als manch' lärmender vorgänglicher Dank.

Zunächst der Kanzel, die in der Mitte der Kirche gleichsam den Brennpunkt aller der herrlichen Denkmäler bildete, die ringum die Wände hien, verdient zunächst und vor allem andern jenes des treuen und geliebtesten Freundes Kaisers Maximilian I., Sigmund's von Dietrichstein, genannt und aufgeführt zu werden. Es befindet sich in der obersten Seitenkapelle rechts, ursprünglich die Kapelle der Gräfin von Ötz\*) nun davon die „Dietrichsteinische“ genannt.

Die früher allgemein getraute Angabe, daß der zu Hohenstein in Kärnten am 19. Mai 1533 verorbene Sigmund von Dietrichstein zu Wiener-Neustadt an der Seite des Kaisers Maximilian I. begraben sey, welcher in der Vorkapelle dasteht unter dem Fußboden des Hochaltars bezeugt ist, hat in neuerer Zeit durch den in Baiern und Oesterreich allgemein gekannten Verfasser der letzten Bevölkerungsurkunde, die man vor einem Jahrzehende noch als ganz vermerkslich belächelte, Matthias Koch, eine eigene Unterfuchung und seine gegentheilige Behauptung im Archive für vaterländische (kärntnerische) Geschichte und Topographie, 3. Jahrg. S. 1, Aufnahme gefunden. Er ließ sich im Sommer 1851 die Urst in der Dietrichsteinischen Kapelle in der Willacher Kirche öffnen, und verlor die daselbst auch in Wiener-Neustadt, wo es ihm jedoch nicht gestattet wurde. Hier fand sich der Leichnam einer Dame im Sei-

denleide, einen Blumenkranz (!) am Halse, mit einer Kappbedeckung a la Maria Stuart, daneben Knochen und Korpstrümmer einer älteren Gestalt — ob diese Dietrichstein's zweifelte Koch; indessen er fand in Nikolsburg im Dietrichsteinischen Archive einen, von Sigmund's Sohn, Adam, eigenhändig geschriebenen Zettel, worauf in Latein verzeichnet steht: „Mein Vater ist nicht in W. Neustadt in der St. Georgskirche, sondern zu Willach begraben.“ Wie nun dieses alles sich auslegte, wissen wir nicht; aber damit sich Niemand die Nähe nehme, jene Dame im Brautschmuck sehen zu wollen, versichert uns Koch, der Stadtpfarrer (Kollenz) habe ihn erzählt, bei einer zweiten Unterfuchung sey die Leiche der Dame und ihre Bekleidung bei einer leichten Beübung augenblicks auch in Staub gefallen.

Primisser, der viel zu früh für die gelehrte Welt und seine Freunde vererbene Eufus des Ambrosier-Cabinetes, der vor nicht ganz vier Jahrzehnten seinen Oheim, den von so vielen auch den letzten der Carinthia gekannten und hochachteten Hauptmann Well, nämlich auf dessen spätem fünfzigjährigen Martiried besuchte, widmete bei dieser Gelegenheit auch der Stadtpfarrkirche in Willach, den Kirchen Maria Gail, Oßiaa und andern seine Aufmerksamkeit, so wie er zu einer Zeit, wo man weder in Wien, noch weniger anderswo in Oesterreich auf mittelalterliche Wandmalereien dachte, als Kunstverwandter eines Boissier's und Stigly, alte Bauweise, Bildbauerie, Gemälde und Dichtwerke studierte, und seine Ansichten auch Schreiber dieses mittheilte. Im Jahrgange 1822 des Forrnayr'schen Archivs\*\*) legte er einen Theil seiner Wahrnehmungen in Kärnten nieder, und wir entnehmen daraus, daß das Denkmal Sigmund's von Dietrichstein in jener Seitenkapelle der h. Dreifaltigkeitkapelle, wie es sich uns aus rothen Marmor gehauen zeigt, sein lebensgroßes Bildnis, mit dem schönen offenen geraden Gesichte, feiner färlischeren Fremde nicht unähnlich, und seinem Charakter und sonstigen Beschreibungen treu, in voller Rührung, zu seinen Füßen das Dietrichsteinische Wappen, weist. Die Arbeit nennt Primisser vorzüglich\*\*), so wie er auch eine treue Abbildung von diesem, wie es Koch nennt, prachtvollen Grabmonument herausgab. Die Inschrift desselben, so wie die aller übrigen an und in diesen heiligen Heuften befindlichen Denksteine theilt uns Anton Col. v. Neuchitz im 2. Hefte jenes Archivs S. 165—178 mit, auf welchen Aufsatz so wie auf die Carinthia vom Jahre 1857 Nr. 32, wir sonach in dieser Beziehung verweisen und nur die vorzüglicheren Steinbilder hervorheben.

Ein solches, dem vorigen ähnliches Ritterbildnis mit Panier und Wappen sehen wir am Ende des linken Seitenschiffes, gegen den hohen Thor; es ist das Sigmund's von Rhevenhüller, gestorben 1558. Gleich daneben findet sich jenes ebenfalls eines Sigmund von Rhevenhüller, gestorben 1561, wie der vorige der römischen Kaiserin Kath. Die Gestalt gibt sich ebenfalls in Lebensgröße, mit buschigem Bart, schönen kräftigen Zügen, ganz geharnischt

\*) Katharina, die Gemahlin Heinrich's, aus den geachteten Grafen von Ötz, welches damals regierende reichsunmittelbare Geschlecht außer der noch als Kreis stehenden bescheidenen schönen Landstadt Ötz, das reichliche Paßer, das obere Gail- und theilweise das obere Drau-, dann das ganze Mühlthal bis auf die Herrschaft Stall, ferner die Herrschaften und Schloß Sommeregg, Moosburg, Stein im Zannthal, Eberstein etc. die Vogtei von Millstatt und das Landgericht von Pontafel, somit ein Herzogthum dem Umfang nach behaß, wurde in unserer Landesgeschichte (siehe Handbuch II. Abth. I, Hft. E. S. 159—162) nach ihren Schicksalen, Charakter und Verbindnissen eingehend beschrieben. Die von ihr, nach der auswendig an der Kircheneinmündung befindlichen Inschrift: *Die Capell hat gelist und gepant die hochgeborn Fürstin Frau Kathrine pfalzgrävin von Obernd grävin von Ötz und zu Crot Herrn Heinrichen von Ötz und etc. gemahel 1452* — der h. Dreifaltigkeit zu Ehren, wie eine Urkunde vom 23. April 1471 besagt, erbaute Kapelle baute nach dem Aussterben der Ötz'er Grafen keine Erhalter und Schüler mehr und konnte somit unwiderrufen von dem Dietrichsteinen benützt werden.

\*) Welchen Aufsatz, so wie jenen vom Conservator für Kärnten im III. Bande „der Mittheilungen etc.“ S. 129—130 wir zur Vollständigkeit benützen.

\*\*) In Friedrich Haber's „Conversations-Verzeichnis für bildende Kunst“, 5 Band, S. 410 lesen wir: „Führender Kenoter (seers Großmal, Ehrendenkmal) Sigmund's von Dietrichstein, des treuen Freundes R. Wagens in der Kirche zu Willach (1538).“

mit Sperr und Banner, aus reihem Warmer gemischt, zu schauen. Neben dem Stein fließt nach das eigene Panier, wie- wohl wenig mehr als die Stange davon übrig ist.

In einer Nische des rechten Seitenhauses (neben jener, welche das Dietrichsteinische Denkmal enthält) steht ein prächtiges, sehr großes Grabmal von reihem Warmer, etwa 1½ Klafter breit und 2½ Kl. hoch. Es hat die Form einer Biertröhe oder architektonischen Verklemmung, in deren Mitte ein Hochbild ist, welches den reitenden Christoff von Rhevenhüller, gest. 1557, mit seinen zwei Frauen vor dem Kreuze knieend, fast lebensgroß vorstellt.

Das Denkmal Georg Rhevenhüllers, so wie der vorige Landeshauptmann in Kärnten, Erkauer von Osterwiz und Wernberg u. s. f. befindet sich an der rechten Umfassungsmauer der Kirche ungefähr in der Mitte. Es ist Stein, aber kunstvoll gearbeitet. Diesen Taufstein ließ Georg Rhevenhüller laut Inschrift im Jahre 1580 von dem Bildhauer Ulrich Bogelsang, der einzige, den wir in dieser an dergleichen Werken reichsten Kirche Kärntens genannt finden, machen; leider sind aus sein Vaterland und sein damaliger Wohnort unbekannt\*). Seine Arbeit stellt den Freiherren mit seinen zwei Frauen, zwei Söhnen und fünf Töchtern knieend vor dem Gefrauzigten dar. Trotz des Stauens und der Schwärze, die dieses Bild verdeckt, und seines kleinen Maßstabes (die Figur Georgs ist knieend etwa 15 Zoll hoch, die übrigen noch Verkümmert) ist alles ecklos kunstreich als wahrnehmbar. Der Leib Christi ist im Ebenmaß geart und richtig gebildet, das Vildnis des Freiherren wie der Seinigen sprechen, mit der größten Sorgfalt und auffallender Portraitähnlichkeit ausgeführt. Er und seine jungen Söhne sind vollkommen geharnischt, die Frauen in gleicher Art, damals spanisch-enger Kleidung, mit Vorellen und Halskransen.

Nach findet sich ein, den früher angegebenen ähnlicher, Denkstein eines geharnischten Greises, dem Wappens nach, auch ein Rhevenhüller, meisterlich gearbeitet, ohne Inschrift und die ohne allem Bild dem Fürsten Sigmund von Rhevenhüller, welcher auf der Durchreise in Klagenfurt im Jahre 1803 gestorben, geführte einfache Stein- und Denkstein.

So sehen wir hier die Monumente eines Geschlechtes, welches zu den ersten Kärntens gehört! Wer, um höhern geistigen Genuß sich zu verschaffen, diese Denkmäler beschauen und prüfen will, lese die Geschichte derselben, welche wir, freilich nur in seinem hervorragenden Persönlichkeiten in der Carinthia vom Jahre 1854 Nr. 5 bis 10 finden. Ebenso enthält unser „Handbuch der Geschichte Kärntens“ eine Zahl Angaben besonders über Georg Freiherren von Rhevenhüller. Mit jenen Mäthern in der Hand und dem Blick geklärt durch das, dort freilich nur in Umrissen entworfene Bild von dem Wirken und Thun der Verewigten, wird auch der Stein belebt und die Gesichtszüge der längst Verbliebenen erhalten ihre Bedeutung.

Von den übrigen von Penedikt aufgeführten, in allem 78 Denksteinen (mehr als 40 dienen zum Kirchenpflaster, sind daher abgetreten und unlesbar), ist jener des Georg Leininger zu Hardsch, gestorben im Jahre 1517, sehenswerth. Das Denkmal befindet sich an der linken Seitenwand der Kirche, bestehend aus einem weißen Warmerstein mit dem Vildnis

des Ritters und Schild und Banner, worauf das Leiningerische Wappen, ein Bock, veremmt, alles in erhabener Arbeit. Zur Seite des Vildnisses zeigt sich eine besondere Zierde des Verstorbenen, eine Art Gallette, an welcher eine lebende, auf einem Balken stehende Figur und darunter ein fliegender Vogel angebracht sind. Dabei die Schrift: „anno Dm. MCCCC. und in dem XVII. Jar an dem XXI. Tog des Junners ist gestorben der edl. ritterl. Georg Leininger zu Hardsch, Ritter dieser Caplitz, dem Got genad“. Der Stein ist nun nicht mehr an seiner Stelle, er mag wohl in der weiter eben besprochenen Kapelle, wo das Begräbniß der Leininger ist, und wo auch von außen an der Kirchenwand steht: MCCCCXXII (1482), ursprünglich gestanden haben. Dieses Geschlecht der Leininger war hier sehr angesehen: sie besaßen auch noch im sechzehnten Jahrhundert ein Haus in der Stadt, das jetzige „Schmidhaus“, unweit der Kasernen, welches sich leicht durch die alte Pforten, den altsteinigen Verputz und die zwei Thertgen aufwärts, und nebst ihrem Wappen die alte Aufschrift hat: „Leininger 1525“. Leininger Hieronymus im Jahre 1487 und Leininger Wolfgang im J. 1490 haben ihr Begräbniß in jener Kapelle am Ende des linken Seitenhauses, wo ein eiserner Denkstein die Aufschrift führt: „Der Leininger Begräbniß“, dabei beide obige Namen sammt Jahrzahl.

Die kirchliche Familie der Fungall, hat an der Außenseite der Kirche drei Gräbner. Von geringerm Kunstwerth als die vorigen sind die Denksteine des Andreas von Seenus zu Wernberg, gest. 1581, und des Medizinalrathes Nicotus Siebenbürger \*), gest. 1570 — beide an der innern Kirchenwand, rechts. Das schöne Grabbild des Valthazar von Weisbrich bestand sich früher in der innern Verhalle der Kirche, links am Eingange; nun ist es rechts neben dem Aufgange in den hohen Oben gestellt. Es hat die Umschrift: „anno dni. MCCCCXXXIII. (1484) ist gestorben die hier begraben der Edelherr Herr Valthasar von Weisbrich Herr zu Habelsdorf Ritter dieser portiarke.“ (Empfänger, der Wunslder), unter dem sich hinter sein Stein befindet.

Die an der neuesten hölzernen Umrahmung befindliche Inschrift, die ihn seiner der Pfortliche nennt, ist eine irrtümliche Deutung jenes missverständlichen Ausdrucks: „Portiarke.“

Der Taufstein, den Primisser als eine Arbeit aus dem vierzehnten Jahrhundert ansah, ist, wie die meisten seiner Art, richtig, aus weißem Marmor und zeigt auf seinem acht Feldern die Kreuzblätter der zwölf Apostel mit ihren sinnbildlichen Merkmalen, so daß auf vier Feldern je zwei und zwei zusammengestellt sind. Jedes Feld ist oben durch eine spitzbegie Nische geschlossen.

\*) Primisser sah: 1417, was ein weit höheres Alter, als das angemessene der wiedererkannten Kirche vermuthen ließe. Auffallend sind die vielen Denksteine von Fremden, hier verewilenden und so vom Tode überfallenen Personen. So 1456 Caspar Probst, ein Bürger von Wien; Heratius Coccia aus Bergamo 1617; Wolfgang R 1631, Bürger von Salzburg 1614; Heinrich von Gorbman, Reichsritter 1708; Leonhard Fraunsparger von Paibach 1610. Ein Beweis, daß Villach als verzügliche Handelsstadt und auch vielfache Besuche erhielt und Verbindungen dahin unterhielt.

\*\*) Datz zu Wittenberg subit. Handbuch der Geschichte von Kärnten, II. B. II. Hft. S. 172 und 173.

\*) Haber jagt S. 116: „Das Grabdenkmal des Georg Rhevenhüller zu Villach ist ausgezeichnet schön. Es ist ein Bildhauerwerk vom Meister Ulrich Bogelsang aus Kärnten (1580).“

Ein Gegenstand, dem das Mittelalter eine besondere, später leider gänzlich vernichtete Aufmerksamkeit zuwenden, sind die Fenster, welche sich gegen die Außenseite schräg verlaufen und, mit steinernen Rahmen umfassen, durch Steinpfeiler meistens in drei Theilungen getheilt, oben im Spitzbogen durch das sogenannte Maßwerk verziert sind. Diese Anordnung ist in der Willacher Kirche verschiednen angewendet, denn mehrere des Langhauses sind mehr einfach gestaltet. So wie die theilweise Vermauerung von zwei Fenstern an der linken Seite, gegen die Aufgangstiege, woran das, laut Aufschrift im Jahre 1552 von Abte Antre Hasenberger zu Dissach errichtete, Seitenchor Ursache ist, ausfällt, vermischt man die früheren Glasmalereien, wovon in dem ersten und zweiten Fenster des rechtsseitigen Lebenschiffes und im zweiten des linksseitigen solche angebracht sind und in einer Reihe vierediger Theile bestehen. In dem ersten Fenster des rechtsseitigen Lebenschiffes finden sich drei Tafeln: in der Mitte Maria Verkündigung zwischen zwei Wappenschildern; im zweiten ebenfalls drei Tafeln: das Crucifix, zur rechten ein Wappenschild, zur Linken ein knieender Mann und eine knieende Frau mit der Jahreszahl 1551. Im zweiten Fenster des linksseitigen Seitenschiffes ingleichen drei Tafeln: ein Wappenschild, zur rechten ein den Jesus ansprechender Delphin und zur Linken das letzte Abendmahl. Das Wappenschild hat die Unterschrift:

„Ander Hans Alexander und Maximilian die Herzhochwundersamen zu den Römischen, Hungarischen und Böhmischen k. M. Erbherzogen Ferdinanden Hofdiener Crepender Weiland anthonen von Egh gelassen Sone (zurückgelassene Söhne) haben dieses Kirchenfenster bei ihrer allern Begraubung hiezu Gott zu Lob und Ehren machen lassen, anno nach Christ unsern lieben Herren und Seligmachers Geburt im 1533.“

Diese Familie der von Egh, von welcher mehrere Grabmonumente in der St. Jakobskirche sich vorfinden, namentlich freieren, war im 16. Jahrhundert in Willach sesshaft, so wie die der Erlen von Leitner, der von Pessacher und von Klanal.

Wir müssen gestehen, daß diese wenigen Reste von Glasmalereien und vielen Genuß durch ihre richtige Zeichnung, durch das sonst selten Vorkommende in Anwendung gebrachte Perspektive und den sanften Farbenreiz gewährt, besonders bei günstiger Beleuchtung.

Ob wir nach dem Beschau der innern Kirche zum Abschluß kommen, finden wir noch zweier Gegenstände zu erwähnen: des an der linksseitigen Langsammer rüdwärts rechts von dem St. Anna Altar besitzenden Steinbildes und des, unsern davon, an der Kirchenwand stehenden Chorstuhles. Ersteres lag früher hinter dem Taufsteine an die Mauer angelehnt, daher von den Beschauern der Kirche weniger bemerkt und war einstens, wir glauben vor dem Erbsterben im Jahre 1348 im Wogenseide einer Thüre angebracht. Es ist 40 Zoll hoch, 40 breit und 5 1/2 Zoll dick aus Sandstein, und hat mit einer geraden Grundfläche die Form zweier in eine Spitze auf jener Zusammenknüpfenden Bögen. Oben schneidet in halb erhabener Arbeit die Gottesmutter mit einer Krone am Haupte und sich verlaufendem Faltenkleide, umgeben am Haupte von zwei geflügelten Engeln, tiefer von 9, durchs mütterlichen, links weiblichen, Gestalten Verkürter, die durch ihre Haarbildung sich unterscheiden. Im Untertheile sieht man Maria mit dem auf ihrem Schooße aufstehenden Jesus-Kind, den Vater Joseph, der eine Dyrgerbe auf dem einen kleinen Kerbe zieht, die drei h. Könige, wovon der erste, dessen Krone eine Kindesfigur hält, vor dem Jesu-Kind kniet; rüdwärts eine anbetende Mannesgestalt mit Schwert und

angelehntem getheilten Wappenschild, wahrscheinlich das Bild des Stiefers. Die Zusammenstellung der Figuren, ihr Ausdruck und ihre Ausföhrung sind trefflich — und das Ganze sicher das Kestste und Wertwürdigste, was die Kirche bemahrt.

Der Chorstuhl, dessen wir erwähnen, ist von Eichenholz, der mit Schwingelwerk mannigfaltiger Formen und Verschlingungen reichlich versehen ist, dessen zwei Auerseiten himmelische, halberhabene gearbeitete Figuren enthalten und zwar die rechte einen Biber, welcher vor einem Weinstock fröhlich, oben mit einem drachenartigen Thiere; die linke einen Genius, welcher einem Löwen den Rücken anpreist, oben mit der Inschrift 1464 \*) und ebenfalls einem Drachen ähnlichen Thiere ob dem Rahmen. Die beiden Abbildungen scheinen eine Nachahmung altrömischer Steinbilder zu seyn, wie wir sie noch oft antreffen; indessen ohne der Deutung eine Gewalt anzuhang, läßt sich die sinnbildliche Anlegung insoweit einfach dahin abthun, daß erstere Vorstellung die sinnliche unbezähmte Lust, und die letztere die sittliche alles bezügelnde Kraft ausdrückt. Wir haben davon die trefflichen Abzeichnungen des bekannten Willacher Künstler Ganciani vor uns, und bedauern nur, daß wir sie den Lesern nicht vervielfältigt liefern können; desto mehr Einladung, alles dieses zu beschaun, wovon wir durch geträgte Beschreibung nur eine höchst unvollkommene Vorstellung anzustreben und zu erweiden im Stande sind.

So wie die Seitenwände des hohen Chores Delbilder tragen, die unter die besten gehören, deren weitere Beschreibung uns jedoch der Raum verbietet, finden wir in der Sakristei noch einen Gegenstand, welcher, wenn er nicht zum Dienste des Allerheiligsten am Altare selbst verwendet wird, es erlaubt, uns von dem Künstlergeschmack und dem frommen freigeigigen Sinne unserer Vorfahren des ausgehenden Mittelalters einen lebhaften Begriff zu verschaffen. Es ist die Monstranz, massiv aus Silber und vergollet, 9 1/2 Pfund schwer, 29 Zoll hoch und 11 Zoll breit, in gotischer Gestalt, Altar-ähnlich mit Säulchen und pyramidenartigen Verzierungen, Säulen, und einem in ein Crucifix angehenden Baldachin. Sie zählt nur wenige Schwelern, wie z. B. die zu Wolfseberg, im Lante, doch keine gleicher Größe. Die Kanna trägt ein kleineres Crucifix; rechts derselben steht St. Jakob im Pilgerleide mit Stab und einem Buche in der Rechten, an der Rückseite den Hut; links St. Johannes der Täufer, ein Kamm zu seinen Füßen. Ob der Kanna ist die Madonna mit dem Christus-Kind im rechten Arm, mit dem linken ein Scepter haltend, von einem ovalen Strahlenkreise umgeben. Ober der Madonna befindet sich der h. Geist in Taubengestalt und darüber Gott Vater mit der Weltugel. Sonst sind mehrfach Engelstöbe angebracht. Figuren und Verzierungen sind äußerst fein, im schönsten Ebenmaß gearbeitet und es berechtigt im Ganzen eine sinnige Anordnung. Die lithographische Abbildung von einem Schüler Daguerre's, dem Tiroler Burgstaller, liegt uns vor, getreu und scharf, doch in so kleinem Maßstabe, daß wir jenes nur mit bewaffneten Augen entzuehen konnten.

Wer sich hier in der Gekist nach Gönige umgesehen und nach dem Neueren verlangt, wandle zur nahen heil. Kreuzkirche, welche als italienisch geformte Kuppelkirche ihm Neu-Rom vergegenwärtigt, und das in ihrem Style ist, was die St. Jakobskirche in jenem: beide Kirchen das schönste und großartigste ihrer Art in Kärnten. D.

\*) Ein Beweis mehr, daß die Willacher Kirche in ihrer damaligen Gestalt größtentheils doch schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts fertig war, da man Kirchenbände doch nur zulezt anfertigt.



## Gemälde-Ausstellung in Klagenfurt.

Am 9. Dezember des laufenden Jahres wird es ein volles Saeculum, seit einer der vorzüglichsten Maler Kärntens, Joseph Ferdinand Frommiller, in Klagenfurt starb, von dessen Meisterhand wir, außer sehr manchen trefflichen Altarbildern und Kunstgemälden, die Jubildagna Kaiser Karl VI. in Kärntens Hauptstadt mit den Vertretern der damals dabei beschaffigten Metallschmied am Platone des großen ständischen Wappensaales dargestellt besitzen, welches Frescogemälde Frommiller im Jahre 1740 vollendete. Dahin möge und nur der freundliche Vorzug folgen, und sich im Beschaueu der dort ausgestellten neuen Gemälde erfreuen, denn nirgend zeigen sich die geheimern, edlern und höhern Kräfte der menschlichen Natur so mächtig, wie in den Werken der Kunst, und vorzüglich in der annuthigsten und anprechtendsten von allen, — in jener Zauberkunst, welche durch Farben darstellt — in der Malerei.“ Diese sehen wir in der gegenwärtigen Ausstellung unläugbar bekräftigt.

Wir erinnern uns noch immer mancher herrlichen Gemälde, die wir bei gleichen Gelegenheiten seit dem Jahre 1832 in Klagenfurt sahen, doch wagen wir es auszusprechen, daß die heutige Kunstausstellung im Allgemeinen nicht allein, die uns bisher dargeboten wurden, eine der vorzüglichsten sey, indem sie und nicht nur viele sehr gelungene Landschaften, sondern auch durchaus treffliche, jetzt so beliebte Genrebilder vorführt.

Wir wollen auf unserer Wanderung mit den Landschaften beginnen, und da werden wir schon durch No. 1 freudig überrocht. Wir sehen da von dem, Deutschland wieder gewonnenen, Weiser im Landschaftsde, Albert Zimmermann, welcher seit dem verfloffenen Jahre von Mailand wieder in seine Heimath München zurückkehrte, ein großes Gemälde: „Parthie aus dem Jilertale“, das dem Meister in jedem Striche beklunget. Die naturgetreu sind die vom herannahenden Sturme stark bewegten, verkrüppelten einzelnen Nadelholzbäume, der durch seinen Fall in Wasserflaß angelegte Gebirgsbach und der in kühnen Kesten und Gestrüuchen paßlos gehaltenen Berbergrund. Ist dieses Gemälde seiner Dimension wegen auch nur für große Säle poffend, so würde es doch jeden Aktionäre freuen, den das Bild zum künftigen Besizer erwählt, da der österreichische Kunstverein selbst um 1000 fl. zur heurigen Verlosung angekauft hat; so wie wir überhaupt gesehen müssen, daß derselbe in seinen Anklängen, nach unserm Vortheilhalten, im heurigen Jahre bisher glücklicher als sonst war.

Diesem herrlichen Bilde gegenüber zieht uns eine „Gebirgslandschaft“ von dem Wienermaler Joseph Holzer, No. 3, an, die durch ihre Vorzüge die Aufmerksamkeit jedes Kunstfreundes erregen wird. Es ist Herbst, das Laub der Bäume spielt in mancherlei Farben; den ziemlich steilen Bergweg herab führt ein Ochsenspann die Frucht der Jagd auf Hedwilt, einen stattlichen Hirschen, dem weiter rückwärts zwei Jäger, im Gespräch über Jagdbautener begreifen, folgen. Und mit welchem Verständniß in der Auffassung und Behandlung ist alles dieß dem Kunstkenner dargeboten, um sich den Beifall derselben zu erringen, an dem es auch genügt nicht fehlen wird. — Ludwig Bischer, dessen uns bisher bekannte Bilder meistens Betuben aus den österreichischen Ländern waren, bringt uns nun in No. 4 eine „Parthie aus der südlichen Schweiz“. Wie in seinen früheren Bildern finden wir auch hier sein rastloses Streben, die Natur

mit ihren unzähligen Nuancen wiedergeben und läßt uns freudig seinen reichen Fortschritt erkennen. — No. 6 zeigt uns ein kleines Bild von J. Novopacky, als „Waldesdurchsicht“ bezeichnet, das seiner Benennung gerecht wird; aber noch weit ansprender ist desselben Kunstjägers „Heimkehr der Heerde“ in No. 34, das unstreitig eines seiner besten Gemälde ist, nicht nur des Landschaftlichen wegen, aber besonders durch die heimkehrende Heerde, worin er sich auch als krasser Thiermaler zeigt. — Gabriel aus Amsterdam hat in seiner „Landschaft“ No. 7 reichlich Ansprechendes geliefert, und ist ihm eine vollständige Harmonie auch nicht immer gelungen, so liegt dieß vielleicht gerade in der Parthie (Bedeutung), die uns der Maler wiedergegeben sich bestrebt.

August Schaffer aus Wien ist durch drei Gemälde vertreten: „Abendbeleuchtung auf Helgoland“ No. 8, „Motiv aus Ungarn“ No. 9 und „Baumparthie aus Esthriol“ No. 11. So wahr das erstere mit seiner grellen Beleuchtung in der Natur seyn mag, so wagen wir es nicht, darüber ein Urtheil zu fällen, das nur dem zukünftig, der schon auf Helgoland war, und ein solch’ seltenes Naturpiel des Lichtes beobachtet hat. In den beiden andern machen sich die Baumgruppen beneidenswerth. — In „das Schlerengebirge mit dem stillen See“ führt uns Gottfried Seels in No. 10. Den Hintergrund nimmt das benannte Gebirge mit seinen tauben Felsenmassen ein, an das sich der stille See mit seinem glatten grünen Wasserspiegel schließt, und von erstem geschäumt, scheint er selten bedeutend bewegt zu seyn, woher wohl auch sein Name stammt. Kräftig ist der Vordergrund mit seinen Bäumen und blumigen Gestrüchen behandelt. Wir halten es für eines der vorzüglichsten Bilder im Landschaftsde. — Zwei Landschaften sind mit dem Namen Gustav Jäger aus Wien bezeichnet: eine „Landschaft“ No. 13, und eine „Sommerlandschaft“ No. 36. Ohne auf Effect gerechnet zu haben, vertrauen beide Verständniß und klare Auffassung mit dem unverkennbaren Bestreben der Natur so nahe als möglich zu kommen; insbesondere gilt dieses vom erstern, das auch größere Dimensionen hat.

Was außer einer gelungenen Ferns einer Landschaft besonders Werth gibt, ist die Behandlung der Bäume, vorzüglich bei größeren Gruppen und Wäldern; daher ein fleißiges Studium der verschiedenen Baumgattungen ein unerlässliches Erforderniß eines kraven Landschaftsmalers ist. Noch erinnern wir uns einer herrlichen Eichenbaumgruppe, deren wir nicht, von Joseph Holzer, in einer früheren Gemälde-Ausstellung mit großem Vergnügen, und finden das Streben dahin in E. V. entsehn’s „Eichengruppe“ No. 25 lobenswürdig und allgemein empfehlenswerth.

Seit längerer Zeit haben wir kein neues Gemälde von Anton Hansch, und nun tritt er in No. 37 mit einer trefflichen „Gebirgslandschaft“ auf, die unsere Aufmerksamkeit besonders fesselt. Die fleißige Behandlung aller einzeln Theile: Felsenparthien, Bäume, Wasser und Luft, die seine früheren Bilder zu unsern Liebigen machte, sehen wir wieder, doch, wie es zum Theil die größere Dimension des Gemäldes fordert, mit einem kräftigeren Pinsel und mit noch einer geübteren Hand angewendet, und warmer Beifall der Kunstkenner wird ihm zu Theil. — Von Joseph Brunner sind zwei Bilder ausgestellt: „Motiv aus Obertraun“ No. 39 und „Motiv aus Steiermark“ No. 41 — beide Gebirgslandschaften mit einem See. Eigenthümlich und väster sind beide gehalten, von denen wir aber dem erstern mit dem österreichischen Kunstverein den Vorzug geben, der selbst zur heurigen Verlosung ankaufte.

Zu den gerne gesehenen Landschaften gehören allezeit P. Palaustra's Belden. Diefmal hat er einen „Weller im bairifchen Gebirge“ Nro. 50 fo trefflich dargeftellt, daß man, je länger man dieß Bild betrachtet, immer mehr die Natur in ihrer Wirklichkeit zu fehen vermeint; warum follten alfo Palaustra's Farbengebilde nicht jeden Kunftfreund anziehen?

Mit dem Fleiße der niederländifchen Schule, und der Kunft, fache Gegenben mit ihrer fchwer zu gebenden Ferne darzuftellen, werden und von der Maaten aus Haag eine „Landschaft“ Nro. 59 und von F. L. B. Kluypver aus Amersfoort eine „Canal-Landschaft“ Nro. 58 vergelijht. — Zwei kleiner, vom öfterreichifchen Kunftvereine zur Verlebung angekauft verdienftvolle Belden find Ludwigo Fischer's „Landschaft aus dem Pinzgau“ Nro. 42 mit einem Eisberg im fernen Hintergrunde, einer vorne halb von Bäumen verdeckten Verfirße und andern Bauergebäuden, — und Carl Vassitz's recht gelungene „Gebirgslandschaft aus Oberösterreich“ Nro. 49.

Eines der größeren Gemälde, das zur Abtheilung der Landschaften, aber zugleich zum architektonifchen Fache gehört, ist Louis Gurllitt's „Akropolis von der Paaz“ Nro. 48. Die Kunft einen füblichen warmen Himmel zu malen, worin Gurllitt Meister ist, finden wir auch in diesem Gemälde beftätigt. Die fichtbaren Ruinen, befonders eines Säulentempels, treten plastifch vor's Auge, fo wie in dem Ganzen eine feltene Harmonie herrfcht, die auf Jedermann einen wohlthuenden Einbruck macht.

Hierher rechnen wir auch die „Anficht von Wien“ (im Winter) von Rudelf Alt Nro. 44, welche Darftellung ihre Verdienft in der Treue der Aufnahme und der richtigen Perfpective hat. — Webr werden die beiden Folgenden den Beifall des Kunftfreundes erhalten, da die gegebenen Bauten fchou durch ihre walerifchen Eigenheiten, und den durch die Jahreszeit beringten warmen Ton fih dem Auge gefälliger zeigen, wenn man noch dazu das Geficht und den Fleifch der Künftler rechnet, — wir meinen die „holländifche Stadt“ von P. O. Bertin in Haag Nro. 21, und die „Stadtauficht“ von K. Karfen in Amfterdam Nr. 38.

Eine rein architektonifche Aufgabe finden wir auch in dem „Ausgang zu Maulhorn“ Nro. 43, welche Springen in Wien mit genauer Aufnahme und kräftigen Pinfel ließe.

Zu den Marinen gehört Nro. 35 von H. Koellf: „Kuhige See“. Die in die See hineinragende Erztunge, welche einige Hüften mit ihren gefchäftigen Bewohnern, Fifchern, trägt, fteht die erhabene Kuh nicht, die auf dem glänzenden Wafferfpiegel liegt, auf dem fih mehrere große Schiffe ihrer glücklichen Fahrt freuen. — Auch J. C. B. Püttner's „Küpe der Normandie“ Nro. 5 hat unlängbare Verdienfte, befonders durch die Wahrheit der trefflich behandelten auf Felten ftehenden Gebände im Vordergrund.

Stillleben, wehin Früchte, Gefäße, überhaupt leblose Dinge zählt werden, können nur durch eine glückliche Zufammenftellung und naturgetreue Wiedergabe einen Werth erhalten, und jemebr diefe gelungnen, um fo größer ift derfelte, — was wir von dem „Stillleben“ des David do Noier in Briffel Nro. 56 rühmen können. — In diefem Fache ficher Blumen abgeben, und man möge es dem Zehnte eines Alpenlandes zu gute halten, wenn er befondere Vorliebe für vergleichene Kinder aus der Alpenflora in feinem Innern hegt, und länger als der Flachländer dabei verweilt, befonders wenn fie fo meifterhaft gemalt find, als dieß in den „Alpenblumen“ von dem Wiener-Künftler Theodor Peller Nro. 26 hier der Fall ift. Die zarter diefe Kinder der Na-

tur find, um fo größer ift die Kunft, fie in ihren feinftehen Blättern und Staubfäden getreu auf die Leinwand hinguubern. In diefem Alpenfrange finden fih unter andern die tieflauen Gentiana, die Alpenrosen und die unermwiffliche Sammluhne: das Edelweiß (das Berggimmeicht der Alpen).

Bei den Thierftücken wollen wir mit dem treuen Begleiter des Menfchen, dem Hunde, anfangen, der uns in zwei Bildern in feiner Belehrigkeit und Wachfamkeit dargeftellt ift. R. Fifchinger in Wien führt uns in eine ländliche Zinke, wo eben ein Jäger feine Beute, einen Haken, niedergelegt hatte. Mit fchouer Neugierde betrachten einige Kämmer die toote Beute, indes auf einer hölzernen Bank, an die eine Jagstunte gefchid ift, ein Jagdhund fitzt, der mit fcharfem Auge den Haken bewacht und in Abwefenheit des Jägers gleichfam deffen Stelle vertritt. Von der trefflichen Anführung diefer Scene wird fih gewiß jeder Befchauer überzeugen. Das Bild trägt die Nummer 12 und die Benennung „Thiere.“ — In der „Hundertreffur“ Nro. 40 von E. Weß in Duffeldorf fehen wir, wie einem fignenden Hunde ein Stüdchen Brod auf die Schnauze gelegt ift, daß er nur erft auf ein gegebenes Wort oder Zeichen fei eigen machen darf, mit dem aber der Knabe vor demfelben jaudert. Diefe im Leben gewiß fchon von Vielen gefehene Dreffur ift aber fo wahrhaft, befonders in Betreff des Hundes, hier dargeftellt, daß der Befchauer felbft auf diefes Zeichen zu warten fcheint. — Von der Schlauchtheit eines andern eifilbernen Handthieres, der Kage, gehen uns auch zwei Bilder Beifpiele, die diefem Thiere abgelaufcht und getreu vor das Auge gefteht werden. Wir fehen dies in der „Kage auf der Lauer“ von Berlat in Paris Nro. 16, und in dem etwas auf die Spitze geftehten Bilde: „Die lüftige Kage“ von W. de Gempt in Haag Nro. 64. — Zu den Thierftücken gehörend findten wir noch in Nro. 47 den „Hühnercaul eines Gefäßhändler's aus der Normandie“, wo die Hühnercaulien theils einherfchleichen, theils futter aufpicken oder fchon der Kube pflegend fih wohlgefchehen laffen. Grüne Landen umgeben den Tummelplatz des Gefäßes, das mit Zartheit und Fleiß ausgeführt ift. — „Kühe am Wache weidend“, Nro. 46, hat Otto von Thoren aus Wien fih zum Verwurfe gewähnt, und ohne Farbenschnud eine Wirkung hervorgerbracht, welche uns die Natur in ihrer fchmudlofen Wirklichkeit darbietet. — Meister Gaueremann in Wien hat uns auch wieder mit einem Gemälde erfreut, das alle feine gepriesenen Vorzüge enthält, und felte diefmal in einem folchen Grade vereint, daß wir felben den Vortrag vor allen feinen bisher gefehenen einräumen. In Nro. 51 stellt er „Eine Schafweide“ dar. Die Wahrheit in den Thieren, die Situation der Hirten bei einem Wachefeuer wird befonders durch die Wollenspartihen und die lähne, aber wahre Beleuchtung eines Landsee's erhöht. — Bevor wir von diefem Fache fchreiben, wollen wir noch zwei reizende Bildchen betrachten, die zum Theile noch dahin gehören, nämlich: „Kaninden“ Nro. 15, und „Ertrappe fe, fange fie!“ Nro. 17 von W. von Rate in Amfterdam. In dem erftern fehen wir diefe niedlichen Thierchen in verfchiedenen Stellungen und zugleich zwei laufende Buben, die ebenfo wahr gedacht als ausgeführt find. Das gilt auch von dem zweiten, wo ein Bube einem aufstieghenden Rebhuhn nachjagt. Diefe beiden mit befonderer Liebe und lebhaften Farben gemalten Bildchen verdienen längere und genauere Betrachtung, und fie werden immer neuen Reiz durch ihre Lieblichkeit gemäßen.

Studienköpfe zählen wir drei, von den Wiener-Künftlern: Karl Nathl Nro. 32, Georg Auguft Meyer Nro. 30 und Georg Kaab Nro. 18. Von Nathl's be-

kannter Kunstfertigkeit hierin finden wir auch diesmal eine neue Bestätigung; nicht unwürdig reibt sich Meyer's weiblicher Studienstempel an den ersten, aber am meisten sagte uns der im Profil gegebene Mädchenstempel des Malers Raab zu. Der muelle Teint mit den gestrichelten Zügen, das gestifte weiße Korbuch und die wie hingehauchte Centifolie bieten vereint Vorzüge, die nicht häufig anzutreffen sind.

Unter den sogenannten Genrebildern begräbt gleich auf der ersten Wand ein Gemälde von bedeutendem Werthe — der österreichische Kunstverein hat es um 1000 fl. angekauft — den freuntlichen Beschauber, dem das Mädchen entgegenkommend ein freudiges Willkommen zuruft (doch darf er sich von dem Schatten nicht irre leiten lassen). „Die Ankunft“ Nr. 2 ist es bezeichnet, und muß durch seine Lieblichkeit Jedermann für sich gewinnen; auch die im Dunkel des Hauses sitzende Alte drückt angenehme Verwunderung aus. — So freuntlich empfangen muß auch „der glückliche Pächter“ von Henri de Coenen in Brüssel, Nr. 14, durch einnehmende Ruhe, seltsame Zufriedenheit und streijige Ausführung befriedigen. — „Dokter stimmt uns „das frane Kind“ von Hoornaer in Utrecht Nr. 19 schon durch den Gegenstand um so mehr, da es das Mißgeschick des Malers bezeichnen, ohne das ihm eine solche Scene darzustellen nicht gelungen wäre. Dieser Schmerz liegt auf dem Antlitze des Mannes bei dem Pünktliche auf den im Wiegenskerbe dahinsinkenden Sprößling, und vergebens scheinen seine tröstlichen Worte bei seiner jungen, im verzagenden Schmerze hingeluteten Gattin zu seyn. — Wie imponierend blüht und dagegen „der Orientale“ von Gustav Gaul in Wien Nr. 20 an. Fast über Lebensgröße schaut er aus der Goldtrabe hervor und erinnert uns lebhaft an die alte venezianische Schule. Dieses wahrscheinliche Porträtbildniß verrieth überhaupt einen tüchtigen Künstler. — Wieder kommen wir zu einer schmerzlichen Scene aus dem menschlichen Leben, die wohl nicht gar selten seyn dürfte, und welche uns Alois Schön in dem Bilde „Erinnerung“ Nr. 22 vorführt. In einer ärmlichen Duschstube sitzt ein abgekürztes Weib vor einem weissen Kratze, an die sich ein trauriger Knabe schmiegt, und denkt jener frohen Zeit, da sie aus Liebe an Altare dem Treue und Ausdauer bis in den Tod schwur, der nun vergessend seiner Pflicht, als Gatte für seine Familie zu sorgen, selbe in Armut durch Arbeitshene und Tranz versetzt, und auf dem düsternstehenden armeneligen Bette einen solchen Taumel ansschlüßt. Wie traurig und doch wie wahr! — Eine zwar minder düstere, doch auch traurige Scene hat uns in dem nächsten Bilde: „die trösende Freundin“, Nr. 23, Louis Neufährer gegeben. Ein Traner versunken, was die kaum getrockneten Thränen beweisen, sehen wir ein anmuthiges Wesen vor uns, einen Brief in den Schooß sendend, der vielleicht die schmerzliche Kunde von abgedener Treue brachte. Zur Seite steht die Freundin, Trostworter spendend, sich in das Geschehene nicht mehr zu Aendernde zu fügen, aber es scheint der Freundin nicht zu gelingen. Dieß darzustellen hat der Maler bewocht, und es ist ihm in diesem ansprechenden Bilde als einem seinen Beobachter der menschlichen Natur auch gelungen. — „Das schließliche Landmädchen von Franz Gesler in Düsseldorf Nr. 24 ist so wie des Ganz Seelos in Bozen: „Sonntag Nachmittag aus dem Eschthale“ Nr. 33 — beide Dargestellte in frommen Betrachtungen versunken — durch die Treue des vorigen Landes-Gesüms bemerkendwerth. — Sigmund P. Klemm's: „Französische Oefangene“ Nr. 31 versetzen uns in das Jahr 1859, sub quod und verständig gearbeitet, und vom österreichischen Kunstvereine angekauft.

Nun kommen wir zu einem Gemälde, das in Verhandlung des Kleiderstoffs ein Meisterstück genannt zu werden verdient. A. Schlegelinger in Paris nennt es „Eine Plie“ (Nr. 29). Der rückwärts hinabwallende Schleier bezeichnet die Braut. Wir werden nicht irren, wenn wir es für ein Porträt halten, und als solches gebet es zu den brillantesten der französischen Schule. Das regelmäßige Antlitze, das ein Spiegel reiner Unschuld ist, die so zart gefalteten Hände waren gewisse Veranlassung, daß bemerken der schöne bezeichnende Blumenname gegeben wurde. Das Bild hat großen Werth — doch 2000 fl. sind auch keine kleine Summe! —

Ein Bild, das an den Niederländer O. Stabe erinnert, ist „der Streit im Spiel“ Nr. 28 von A. Brackelaer in Brüssel. Die Charakteristik der beiden Spielenden, ihre Stellungen, die nette Ausarbeitung der beiden Hauptpersonen wie aller Nebenwerke ist föhlich; — wie wird der Streit erst gesteigert werden, könnte man fragen, erklikt man die komnende Waag mit dem Segenbröcher? — „Der Morgenbesuch“ von Brodmann in Berlin, Nr. 27, ist kein Klüßum und Stoffbild. Die Scene selbst gebet in jene Kreise, die eine gewisse Freiheit und Nonchalance bezeichnen und wird sich mande Freunde der Kunst erwerben. — Im Bilde von August Tischbach sitzen wir in Beziehung auf seine früheren personreichen Gemälde einen Fortschritt in der Charakteristik und Einfachheit. Seine „Großmutter und Gattin“, Nr. 45, hat einen tiefen religiösen Sinn, und scheint uns eine stille Hintentung auf seinen nahen Tod zu haben, der den jungen Künstler im laufenden Jahre in Salzburg ereilte. — Nicht minder ansprechend charakteristisch ist der müde-kranke Mönch, dem ein kleines Mädchen eine Schale Suppe darreicht, in dem Bilde von Friedrich Friedländer: „Die Vabung“ Nr. 53.

Nun erübrigen uns noch drei Gemälde zu besprechen, die aber gewiß in vieler Hinsicht die interessantesten der ganzen Ausstellung sind, die letzte Wand schmücken und vom österreichischen Kunstvereine zur Verloosung zusammen um 2900 fl. angekauft wurden.

„Die Kanne“ von B. Bischofbrink in Düsseldorf, Nr. 57, ist ein Gemälde, das durch seine Einfachheit, Innigkeit und Wahrheit anzieht und von Kunstkennern mit Entzücken betrachtet wird. Die Delicatsie bei Führung des Pinsels, die Harmonie der Farben, die feinste Ausführung in allen Nebensachen zeigen von großer Kunsttechnik und machen, daß auch diese eifuside Idee eine Wirkung hervorgerubet, die zu wiederholter Besichtigung drängt.

Friedrich Friedländer's Bild: „Mein Juwelier“, Nr. 52, fesselt den Beschauber durch die Naturwahrheit in der Behandlung der Kleiderstoffe und der glücklichen Darstellung des Gedachten. Es ist ein Stück Menschenleben, das uns schmerzlich ergreift, mit Meisterhaftigkeit wiedergegeben. Eine Braut, an Eleganz gewöhnt, sitzt vor Schmuckfaden im Zimmer eines Juweliers und ist in Betrachtung des Geschmeides vertieft, ohne dem neben ihr sich Ergingenden Aufmerksamkeit zu schenken. Der den mit einer Vergnigte bewaffneten Juwelier tritt die vor Gram verzehrte Gestalt eines Mädchens, das mit einem Rinde auf dem Arm einen Goldring zu verkaufen anbietet; aber auch dieß bemerkt den Bräutigam nicht, der schuldbewußt sich hinter dem Schirme zum Theil zu verbergen sucht. — Welch ein Zusammenstoß, wenn die Liebe zum Geschmeide die Aufmerksamkeit der Braut nicht so sehr beschäftigte und sie aufblickend ihren, wie es scheint, nicht sehr geliebten, aber verlegenen Bräutigam und das Opfer seiner Wetterwendigkeit erschaute! Doch der Beschauber möge sich dieß erschlüßterte Scene selbst ausmalen und nicht bloß die

treffliche Technik und das prachtvoll gemalte Seidenkleid der Braut bewundern.

Doch schreiten wir zum letzten Bilde, das an das Historische streift. Franz Schamä in Wien stellt uns in Nr. 55 „Kaiser Joseph II. im Controllirgange“ vor. Wächtig werden wir angezogen und gefesselt von der Scene, die sich unserm Auge darbietet. Der Kaiser, dessen fortwährend glänzendes Auge auf eine blasse Witwe mit ihrem kinden gerichtet ist, hat um Betragen zu ihm anfleht und feiner beständiger Theilnahme sich erfreut, der Invalide mit dem Schläge, Einige vom Regular-Clerus unter den Vätern, die unverkennbare Verlegenheit der die Treppe hinabsteigenden Pfaffen, die Theilnahme des nahestehenden Willkürs — wie viele Gegenstände zur denkenden Betrachtung! Und alles dies ist mit Wahrheit und Natürlichkeit ausgeführt. Es ist ein Stück aus Oesterreichs Geschichte und ist mit getreuen Lettern in seine Annalen eingezichnet.

Wir kehren in das vollkommene Bild zurück, wie unser individuelles Mittel über eine Kunstausstellung, die 59 verdienstvolle Gemälde enthält, welche gewiß jeden billig Denkenden nicht bloß befriedigen, sondern auch freuen und überzeugen muß, daß jede wiederholte Besichtigung den Genuß vergrößert.

N.

## Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 12.)

- Apsol**, ein Viehdien, von Raum und Zeit, z. B. begleitet mit Apsol, b. h. eine kurze Strecke.
- Araban**, die Geben. Schen in den Menschenleichen Gassen Aravanis, und in den oberdeutschen Schriften des 15. Jahrhunderts F. seb h, holländisch Erweten, Spanisch aravia. Zusammengekehrt aus dem veralteten aren, adern (keltisch ar = Ader) und Veer, Vere.
- Arch**, die keine Weibsbaut.
- Arödung**, eine hähliche Sache. Sieb' abl. Keltisch.
- Artl**, Pflanz. Schottisch arad, ar-arn, arat = pflügen. Cumbrißh.
- Artsching**, rückwärts; z. B. er ist artsching's g'läus.
- Art**, das Ende eines Dinges, z. B. 's geat laa n' Art her; es naht sein Ende.
- Arschlan**, mehrere kleine Gefäße. Diminutivum von Arsch, Arsch, ein Gefäß, eigentlich ein Hausgeräth. Nach Hippolitus bezeichnet man bald ein Gefäß, Gefäß, bald einen Raufen, auch eine Aule, einen Kibel. Zemit konnte man es fast mit Recht vom Lateinischen was herleiten; daher auch unser Haß.
- Asen**, verschwendterisch mit Sachen umgehen, verzehren, verdrücken, verbrauchen, verschwenden. Lateinisch vastare; italisch gnastare, französisch avier. Im Italem arustano. Bei Strömer neuesten, steller biß wasten, endlich asten; englisch to waste, lateinisch vastus, französisch devastar.
- Atäe**, atä, frühlicher. Im Englischen ago; angelsächsisch agan, vorüber, der Zeit nach; not long ago, d. h. vor Kurzem.
- Atöwo**, latöwo, Umstandswörter der Zeit = irgendwo, auf manchem Ort, auf einem andern Ort.
- Atter**, die Mutter. Englisch atter.
- aub! aube! aubele!** Ausruf des Schmerzes, haat ach, ach Wehe! Englisch wo, griechisch övzi, ein Ausruf, bevorstehendes oder schon gegenwärtiges Unglück anzukündigen. S. Hilpert, II. Th. S. 610. Lateinisch vae!
- Auf**. Die große Gattung; die kleinere Gattung atrix pansonica heißt der Ledermogel. Bei den altenmännlichen Schriftstellern

heißt diese Aule Ovi, Onvo, Uvo; bei den schwäbischen Dichtern Went. Durchaus Nachahmung des keltischen Weisheits dieses Bogel.

**aufe**, hinauf, hinan. Gothisch a-solan, bräder.

**aufser**, heraus, wie das englische above.

**aufbarman**, aufstehen, aufeinander legen, besonders von Getreide-Orben in Scheuern.

**aufbegätn**, sich rappeltüchtig zeigen, rebellen, zornig seyn, pochen, herantretten.

**Aufdis-Gastigean**. Das Versammeln der Ausschußmänner vor dem Hause des Gemeindeführers, um da über Anlegenheiten zu berathschlagten. Aehnlich dem Britischen:

mulierem fortis, quis inveniet . . .

nobilitas in portis vir ejus.

**Aufdis-Gastl**. Mit dem Spinnrade in andere Häuser gehen.

**ausfeintleinen**, aufhauen, schmelzen des Getreides; vom alten lau, leinen, schmelzen; daher englisch Lent.

**ausfeil'r** deutet in Unterländern hin auf die Gegenden Oberländer und Tirols. Er ist aufeil'r gangbar, d. h. er hat die Richtung Pilsach zu eingeschlagen.

**aufgab'ln**, Jemanden zufällig irgendwo finden, unerwartet zumamentreffen; z. B. da bin i v'a aufgäbt, d. h. da bin ich mit ihm zusammengekommen.

**aufg'ramt**, 1) von Einem, der sich selbst geschickt ist; 2) Etwas in Ordnung gebracht haben, z. B. das Zimmer aufzramen.

Aufgeräumt ist man, wenn man sich in einem Zustande der Heiterkeit und des Vergnügens befindet, und sich keine Ursache des Mißvergnügens bewußt ist.

**aufgeän**, nichts übrig bleiben, z. B. die Rechnung geht auf, aufgeän lassen, d. h. so gehen, daß nichts übrig bleibt. Häufigst probiren, groß thun — sitzen.

**aufhiftn**, Getreidegarben an eine in die Erde besiegte Stange einzelweise aufhiften, auch andere Grasarten, z. B. Rie.

**aufhöbn**, a) retrahiren, b) einen Gegenstand von der Erde emporheben, c) etwas in Verworflam thun.

**aufhusn**, anweizen, zu etwas Schicktem antreiben.

**aufhuypferisch**, schnell beleidigt, jähzornig seyn.

**aufhimmeln**, sich mit den Oberarmen spreizen, daher Himmel ein umgehobener Mensch.

**aufstosn**, aufmerken, lauschen, herten; i hän nit gles, d. h. ich habe nicht gehört.

**aufsmächn**, 1) fortgeben, z. B. i hän mit glet aufsmächt, d. h. ich bin gleich fortgegangen; 2) aufspielen, musizieren, z. B. mächt m' Köns anf, d. h. ein Stück, Piece.

**aufmarig**, aufmerksam, bekannt, offenbar werden, z. B. es i glet anfangig wern, d. h. vieles Geheimniß ist gleich unter die Leute gekommen. — Auf an dem Orien: lautmanig, lautmarig.

**aufplanan**, sieb' b'lanan, klären.

**auffösig**, abgeneigt, gegen Jemanden feindselig gesinnt seyn; verbunden fast mit offenbarer Verfolgung.

**auffschneiden**, wahlen, bei Erzählungen alles überstreifen, lägen.

**aufschunpfaszn**, aufspüren, in Anregung bringen, durch Suchen und Forschen.

**aufsfzn**, sich überantworten lassen, zum Besten haben lassen.

**aufstään**, aufspüren, durch Suchen, Forschen. To stür.

**aufstaman**, sich sehen lassen, im Wirthshaus tüchtig seyn, mit Geld probiren.

**aufstreiben**, aufspüren, sich durch Suchen etwas verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

# Carinthia.

(Fünfundzwanzigster Jahrgang.)

Nr 14.

Sonnabend, den 14. Juli

1860.

## Der Nibelungen Hort\*).

Von Julius von der Traun.

Erstes Bild.

Es glänzt ein Schwert verborgen im alten Worms am Rhein,  
Chriemhild, die Königstochter; drei Könige pflegen sein,  
Dazu der grimme Hagen, der Hof und Pfalz bewacht —  
Die Jungfrau ist entschlafen, im Mordenglanz der Malenacht.

Sie träumt nicht Rosenpflege, nicht Winne, nicht Fruchtgerand;  
Sie träumt: einen wilden Haken zög' sie auf weisser Hand,  
Wo er launig und edel und ihr herzlich geworden —  
Da sah sie in blauen Kästen, zwei Adler den theuren Haken worden.

Die weiße Königin Ute sprach zu ihrem Kind:  
Ich hab' deinen Traum verstanden, Weiß nicht, wer die Adler sind —  
Doch der Hatz, der hohe, den sie flühen und würgen,  
Ist dein Mütterger Gatte, das mag dir mein Mutterwort verkürgen.

„Müch' ich an Manes Winne, hätte der Traum mir leid.“  
Sprach die edle Chriemhild: „Bin davon so weit  
Als das Land der Dennen liegt vom Rheine flar“,  
Sie wußte nicht, daß Siegfried eben vom Hesse gestiegen war

\*) Ueber, von höchstem Orte, an sie ergangene Aufforderung fand sich die Künstlergesellschaft „Die grüne Insel“ in Wien in Erwägung des weltbildigen Zweckes bereit, zum Besten des unter dem Schutze Ihrer kaiserlichen Hoheit der Frau Erzherzogin Maria Carolina stehenden St. Joseph-Kinderpitals eine Akademie zu veranstalten, die am 22. April d. J. im k. k. priv. Theater an der Wien bei außerordentlichem Besuche und vor der Güte der Wiener Gesellschaft stattfand. Ehemalige Productionen waren Leistungen einzelner Mitglieder der „grünen Insel“ und wurden durch ebenso eifrigemüthigen als lebhaften Beifall ausgezeichnet. Die „grüne Insel“ wollte diese Akademie begehren, um die Aufmerksamkeit des geehrten Wiener Publicums auf das schönste deutsche Ges: „Die Nibelungen Lied“ zu lenken, und so wurde daselbe in fünf lebenden Bildern nach Zeichnungen von Hübnar und Schnerer von Carolsfeld dargestellt. Das Arrangement und die Decorations-Ausstattung der Bilder hatten der Bildhauer Anton Herold, der Maler Gramolini und der Festdecorations-Delegirte Lehmann übernommen. Die erläuternden und verbindenden Streden zu diesen Darstellungen wurden dem eben genannten Dichter aufgegeben, und er kann nur wünschen, daß sie in dieser Lage in Jedem, der sie liest oder lesen hört, dieselben Gefühle deutschen Muthes und Stolzes erwecken mögen, denen sie ihren Ursprung verdanken. — In der erwähnten Akademie wurden sie vom k. k. Hofschauspieler Joseph vongetragen.

In König Gunthers Hofe. Er kam aus Niederland,  
Er trug' im stillen Herzen, zu werben um ihre Hand;  
Den Hort der Nibelungen hatte sein Schwert errungen,  
Von seinem Rufm und Reichthum die Sage war ver ihm hergebrungen.

Doch hielt er durch lange Tage lang seinen Wunsch verborgen,  
Die König Gunther selber ihm kundgab eigene Sorgen.  
Der hätte gern errietet Brunhild, das arge Weib —  
Dazu seht' ihm verhassten Herrn Siegfried's Muth und süß'rer Leid.

Siegfried hat Chriemhildens' edle Hand bebungen  
Zum Lohn, wenn König Gunthers Werben wird sein gelungen  
Um die Königin Brunhild. Der Handschlag gegeben ward,  
Drauf gingen sie zu Schiffe und Weiden gelang so wohl die Fahrt,

Dah nach glücklicher Heimkehr Hochzeittlieder erkünten,  
Und von splinternden Panzen Hof und Hellen erzühten.  
Darnach ward Brunhilds' Königin der Burgunden  
Und von Chriemhildens' schönen Armen ruhte Siegfried um-  
wunden.

Zweites Bild.

So flossen gute Jahre, bis unterm Eichenbaum  
Sahen die Königinnen plaudern im Feserbaum.  
Brante Chriemhild: „Per allen Helden tagt mein Mann,  
Hemlich möch' es mich blüthen, wär' all' dies Land ihm unterthan.“

„Das mocht Brunhildens fragen: „Wer ist wie Gunther groß?“  
Chriemhild sprach diese Rede: „Siegfried ist Gunthers Geseh.“  
„Chriemhild höre! Dein Gatte trägt von Gunther sein Lehn“ —  
„Brunhild! Niederland's Krone darf mir dein süßer Mund  
nicht schmäh'n.“

Da sie im Horne schieden und mit Grimm entschienen,  
Sind sie voll Hasses erwochet, als sie die Stodien riefen  
Mergens zum hohen Mähter. Chriemhild fleidet die Schaar  
Ihrer Frauen so prächtig, wie nie am Rheine vorher gesehen war.

Fliegend in Gold und Steinen drängt sie zum Kirchenthor,  
Königin Brunhild trifft sie mit dem Hese davor:  
„Steh“, spricht die Viegirime, „das soll nimmer gescheh'n,  
Dah vor des Königs Weibe ein Lehenweib darf zur Kirche geh'n.“

„Schweig! Du bist Siegfried's Eigen!“ „Weib!“ „Deß lachet  
ih'r Degen,

Siegfried's besseren Kräfte ist ihr Muthdum erlegen.“  
„Chriemhild!“ „Der Rebellappe Zauber hielt ihn verborgen,  
Als für des Königs Siege er tritt in Noth und großen Erlegen.

Was du nicht damals verloren deinen Ring, deinen Gurt?"  
 „Weide verschwand.“ „Siegfried gab sie mir nach dem Sühart.“  
 Drauf den Ring und den Gürtel weist sie festgestrunken —  
 Brunhild steht in Schanden, die Stotze wäre lieber versunken.

Was half es, daß die Könige beide aus hohem Chor  
 Traten, mit barten Reben strafend die Frauen, hervor!?  
 Der Pfeil war abgeschossen, er traf nur alzu gut,  
 Das haben die Könige Beide entgelten müssen mit ihrem Blut.

### Drittes Bild.

Hagen in böser Stunde trat Brunhilden an:  
 „Die Schmach soll euch bezahlen Chriemhilden's Mann!  
 Als er im Drachenblute vordem gebadet hat,  
 Hög ihn auf die Schulter — er wußt' es nicht — ein Lindenblatt.

Hart und unermundbar wurde sein Leib wie Horn,  
 Nur mo das Blatt gelegen, ript ihn jeder Dorn.  
 Als er das Eine verrathen, verräth er auch das Chriemhilden —  
 Ich weiß ihn zu treffen, mag sie ihn schäden mit ihres Wortes  
 Schlägen.“

Auch König Gunther damals war Brunhilden's Thronen müde,  
 Er ließ führen aus seinen Sälen Rog und Räte,  
 Speisen und Reth schossen, got'hne Dörner schallen  
 Ueber den Rhein hin, das Wilt aufzujagen in Waldes Hallen.

Wären und weiße Stiere führten von Siegfried's Streichen,  
 Einies Heils Gekieder mochte kein Hirsch entweichen,  
 Deute lag in Hauen! Als sie lassen zu Tische,  
 Rief der Heil nach Weine, daß er sein heißes Blut erfrische.

Hög hatte Hagen Alles so bemessen,  
 Daß in den Kellern zu Worms blieb der Wein vergessen.  
 Und zu Siegfried sprach er: „Wein ist hier nicht zu laufen,  
 Kost zu jenem Brunn und wie die Fische trinken laufen.“

Anglos seine Wassen Siegfried warf in den Alee,  
 Fuchend tief er zum Brunnen, daß man ihn siegen seh';  
 Weigt sich fröhlich über's quellende Wasser her —  
 Da hat ihn der grimme Hagen erreicht und durchstoßen mit sei-  
 nem Speer.

König Gunther von Herne wollt' das Antlitz bedecken,  
 Siegfried rief im Sterben: „Dauht mir kein Gesichtredn!  
 Was gekhab, war dein Wille. Einst nach diesen Tagen  
 Wirst du erkennen, daß du dich und die Deinen selber erschlagen.“

### Viertes Bild.

Gunther und seine Mannen tranken sorglos in Tränen  
 König Chel's Wein, als blühen sie nichts zu bereuen;  
 Dei! wie die Becher klangen! Singen und Lustgetos.  
 Nur zwei Ritter saßen sorgemoll unten vor dem Schloß.

Der Eine war Herr Hagen, er hielt das Schwert entblüht,  
 Der And're war Herr Volter, dem stöß das Haar gelüht  
 In Ringen auf die Schulter; auf seinen Knien lag  
 Die hochberühmte Uiber, er wollt' sie nicht wissen auch diesen Tag.

„Schon daß sie vom Rheine her zu den Heiden fuhr,  
 Gekhab um Wache, erkennen wir den Weibes Natur;  
 Lange Häden zu spinnen weiß ihr arger Sinn,  
 Wo mit blanker Bedre, redlichen Bornes wir führen hin.“

Sprach der vielgrimme Hagen: „Laß uns in Wassen sehen!  
 Die sie geladen — Allen ist es zum Reide gegeben,  
 Uns zu tödten gebekt sie bei Laßbarkeiten,  
 Ihre wüthen Ketten seh' ich sie still zum Nerbe bereiten.

Das ist ein breisach Gient, sterben in fremdem Land!  
 Siegfried's Tod zu rächen, juchd ihre weiße Hand.  
 Den Ort der Ridelungen deutd sie zu Worms geborgen,  
 Ihn vom Rheine zu helen, sind ihres salthen Dergens Sorgen.

Die Könige mit den Meden glauben keine Gefahr,  
 Sie reichen blind und trunken sich got'ne Becher dar,  
 Während das Schicksal lautlos nach im Schutze der Nacht —  
 Warte du — ich wachte. Ach — daß unser hätten die Könige Ach! "

Wie kann in schlimmen Tagen man bessere Hochmacht leben,  
 Als wenn die dem Sängler treu mag der Krieger stehen.  
 Jener spüht mit Sebers Aug in der Zukunft Wächte  
 Und ruht sein Rieb, dann stürme unaufhaltjam dieser zum Gefechte.

### Fünftes Bild.

Uns ist in alten Mähren voll Schredens aufbewahrt,  
 Wie der Burgunder-Reden von dieser Heunenfahrt  
 Nicht Einer ist wiederkommen an des Rheines Strand —  
 Alle mußten fallen von Chriemhild's gnadenloser Hand.

Als nur zwei noch lebten, Weide — Gunther und Hagen —  
 Strieg in den Keller wieder sie den zweiten zu fragen:  
 Wo den Ridelungen Ort er hingeschafft?  
 Da sah man den wunden Degen, vor sie treten mit letzter Kraft.

Sprechend voll alten Grimmes: „Die Witte ist gar verloren,  
 Bielebe Königinne! Hab' ich doch das geschworen,  
 Daß ich den Schach nicht zeig! So lange noch wird leben  
 Meiner Könige Einer, so lange wird er Niemand gegeben.“

„So bring' ich's an ein Ende!“ sprach das lähne Weib.  
 Da ließ sie Gunther nehmen, ihrem Bruder, Leben und Leib.  
 Man schlug ihm das Haupt ab, bei Daaren sie es trug,  
 Wie sie stand vor Hagen, dem war es Leibes genug.

Als der Ungemuthe seines Herrn Haupt sah,  
 Uiber Chriemhilden sprach der Rede da:  
 „Du daß es nach deinem Willen zu einem Ende gebracht,  
 Und ist es recht ergangen, als ich mir's hab' gebracht.“

Man ist von Burgundern der eble König todt  
 Mit seinen Brüdern und Mannen, vorbei ist meine Reth —  
 Den Schach weiß nun Niemand, als Gott und ich allein,  
 Dir soll er — Teufsinne — immerdar verbolen sein! "

Wo liegt der Schach verborgen? W' sie führen vom Rheine  
 Wieder zu den Heunen, hat vom hoben Steine  
 Ihn Hagen still verlesen in die verschwiegne Finst  
 Neben Lorch, dem Kloster, wo er noch heute versunken ruht.

Vergessen und versunken, traumhaft noch deut'scher Art,  
 Bis den Rhein überströdet in Wassen der Widderpart,  
 Dann wird in den dunnspüthen Tiefen ersuchen Deutschlands Kraft,  
 Und dann wird auch der alte Ridelungen Ort wieder an's Licht gekrafft.

Dann taucht der Schild aus Bogen, der Unrecht ferne hält,  
 Dazu die Art, die knirschend der Rüge den Schädel spült,  
 Dann wird das Schwert geschwungen, das heilige Siegel sprüht,  
 Und Alles darf auferstehen, was jezt unter tosten Fintzen glüht.

## Aus meinem Tagebuche.

Von Körschach nach Puggan und Lilliaeh.

Das von Touristen am wenigsten besuchte Thal Körnter ist uns freitragend das Riesenthal, obson der Weg von Körschach an, wo daselbst in das obere Gailthal ausmündet, bis zu seinem äußersten Punkte Puggan dem Freund erhabener Naturgebilde viel Stoff liefert, aber der hier und da helderliche Weg — da man diesen eigentlich nur zu Fuß machen und viele, darunter sehr bedeutende, Gräben hinab- und jenseits wieder hinaufsteigen muß — Viele vom Besuche desselben zurückschreckt. Doch ist bei günstiger Witterung der durch sechs Stunden dauernde Weg nicht so abschreckend, indem er durch Betrachtung der prägnanten Natur, die sich dem Blicke des Wanderers immer abwechselnd darstellt, verklärt wird. Für den munter gewohnten Fußgänger ist es empfehlungswürdig, die Partie in zwei Routen abzutheilen, um so einer größeren Ermüdung vorzuzugeln. Diese Theilung ward auch befolgt, als ich den Wunsch ausdrückte, dieses von mir noch ungenutzte, einmalsthal selbst zu schauen Willkommen ward mir also die sich dargebene Gelegenheit, die eine amtliche Weltkisterreise eines meiner Freunde dahin nehmend machte, welchem sich außer mir noch zwei andere Gleichgesinnte beigesellten.

Es war ein Tag des Herrn (26. August 1855) — auch die Natur glänzte im Festerleide, die Sonne lächelte schon Morgens die grünen Fluren mit ihren wärmenden Strahlen. Nach dem plötzlichen Gestirnssturz in der schönen Klosterpfarrkirche erdeten wir unser kleines Reisegeräde, und durch einen Mittagsschlaf gestärkt, ergriffen wir den Wanderstab, verließen um 2 Uhr Körschach, und erreichten an dem mächtigen Sciadamm vorüber, der Körschach vor den ost wüthen und verherbernden Fluthen der Gail schützen soll, nach einer halben Stunde die den Körschacher Erben gebörende Hammerwerkstatt Wegman. Dieß kramten die Sonnenstrahlen auf unsere Schiebel, die uns lächelnd in Schweiß setzten, da es nun einen schroffen Abhang hinanwang, und auch die am Wege rechts emporragenden Felsen die Sonnenstrahlen auf sich zurückwarfen und kein Pflüden und Abkühlung spendete. Bevor wir auf unserer Wanderung das Pfarrort St. Jakob erreichten, mußten wir schon mehrere Vertiefungen passieren, unter denen der Strejachgraben der bedeutendste und flüßteste war. Im Gahsthe des Dries hielten wir durch eine halbe Stunde Rast und labten uns an einem Gläschen guten Tirolerwein.

Weiter und unter angenehmen Gesprächen, durch meine fortwährenden Fragen bald um diese Felsenstufe, bald um jenes Bauerngehöfte veronolost und von jedem mit aller Bereitwilligkeit beantwortet, setzten wir unsere Wanderung fort und gelangten nach dem zurückgelegten langen Pelaniggablen beim Gahsthaue Viernkam (Kornal) an, als die Sonne schon hinter die Berge gesunken war. Nun waren wir unentschlossen, ob wir hier übernachten, oder es wagen sollten, noch bis Piesing zu gehen, wo wir zuversichtlich ein gutes Nachtlager zu erhalten hofften. Als ein Piesinger, der sich eben hier befand, unsern Wunsch hörte, heute noch Piesing zu erreichen, erbot er sich, uns zu begleiten und durch den besonders bei Nacht gefährlichen Matallingergraben als Führer zu dienen; welcher Antrag durch den Umstand uns um so erwünschter war, da bei den letzten starken Regengüssen der gewöhnliche Weg, der sonst quer längs der Mitte des steilen Grabens führte, abgerutscht war — wir also gleichsam einen

neuen suchen, beinahe ganz in die Tiefe hinab- und jenseits wieder hinaufsteigen mußten. Auf dies Anerbieten uns stützend, wurde also der Weg fortgesetzt.

Der Schleiter der Nacht verhällte uns das Gefährliche unserer Bahn, und ermunterig ging es vorwärts. Der mir der Führer mit einer Laterne, der mich auf jeden gefährlichen Tritt aufmerksam machte, und an dem Arm des bejagerten Freundes eine Stütze findend, wurde der Graben glücklich zurückgelegt. Diksen es Wellmud war, so genossen wir erst spät von dieser Leuchte, da sie lange nicht über den Gipfeln der Berge, die uns umgaben, sichtbar wurde, dann und aber bald das Ziel unserer heutigen Wanderthat, das erleuchtete Piesing, zeigte, wo wir um 10 Uhr eintrafen.

Eine freundliche Aufnahme ward uns in dem sehr guten Gasthause in Theil, und selbst in größeren Städten dürften es Reisende nicht so gut finden, was gute Speisen und herrliche Betten betrifft, besonders wenn man erwägt, daß durch diese Drückthat keine frequente Strafe geht, und die Nacht schon weit vorgezählt war. So gut verjagert nahm uns der Schlaf in seine mütterliche Arme — und mit der Sonne des neuen Tages erwachten wir gestärkt und von aller Müdigkeit befreit.

Indeß Einer von uns in sein Portefeuille eine Partie des Pfarrdorfes zeichnete, besichtigten wir Andern im Geleite des gefälligen Herrn Ortspfarrers einen göttlichen Altar aus dem fünfzehnten Jahrhunderte, der wahrscheinlich einst der Hauptaltar im vorigen Genteshaue war, später aber bei einer Renovierung, dem damaligen Godesmae nach, durch den jetzigen ersetzt wurde, und dann in die Verhale wanderte, wo wir selten auch besichtigten. Er besteht aus einem auf einer Mensa stehenden vieredigen Schrein mit zwei Hügelthüren. In demselben stehen neben einander drei ziemlich große Statuen, aus Holz geschnitten, welche die dortigen Kirchenpatrone St. Nikolaus, den h. Apostel Petrus und die h. Jungfrau und Märtyrin Margaritha vorstellen. Das Innere der beiden, besitzere Prachtig verzierten Hügelthür stellt in Hautrelief Szenen aus den Legenden der Heiligen Nikolaus und Margaritha dar.

Nun setzten wir unsere Wanderung unter heitern Gesprächen fort, indem der Herr Ortspfarer uns mit Zuverlässigkeit bis zum nächsten Pfarrorte St. Lorenzen begleitete. Dort angekommen verabschiedete sich derselbe und der Herr Ortspfarer von St. Lorenzen trat mit besonderer Zuverlässigkeit an seine Stelle bei Festigung der dortigen schönen Kirche, an deren Thurne mit gotischen Bögen die Jahreszahl 1454 in Stein eingehauen ist. Es wurde uns nun alles Schöne und Gute gezeigt; besonders wurden wir auf ein altes Freieigentum aufmerksam gemacht, das, nahe dem mit einer vorzüglichen Orgel versehenen Chor, an der Evangelienseite, das „letzte Gericht“ darstellt und wenigstens aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts herkommt, wie es die Art der Darstellung deutet. Auch wurde uns ein neuer, nach einer gotischen Zeichnung geformter und vergoldeter Kelch gezeigt, der besonders darum erwähnt zu werden verdient, da er in neuerer Zeit von einem Gemeindevorsteher aus seinen Erparnissen um 200 fl. C. M. angeschafft wurde, und von dem religiösen Sinn der dortigen Gemeinde ein lebender Beweis ist.

Nun hatten wir noch einen bedeutenden, schroff abfallenden Graben zu passieren, bis wir nach Puggan kamen. Freundlich ließ sich von hier aus der Herr Ortspfarer als Führer durch deulken an, um uns auch die in demselben liegende Piliakirche St. Madegunde, die auch dem Graben den Namen gibt, zu zeigen, da, der Sage nach, selbe die älteste

Kirche im Pefachthale fet, was auch die Baute zu beftätigen fcheint. In diefer, in der Tiefe des Grabens liegenden Kirche angekommen, fanden wir bei genauer Befichtigung derfelben, daß alle Freckogemäße im Presbyterium derfelben überweift waren, die jedoch noch theilweife durchfchimmerten, und die einen „Chriftus am Kreuze mit Maria und Johannes“ und die „Anferkung des Heilandes“ mehr als ahnen ließen.

In der fernen fügen fchwarze Wollen auf, die ein heftiges Hochgewitter anflügelte — das auch bald nach unferer Anfunft in Luggau lofbrach — und das uns zur Eile trieb. Nach einer Wanderung durch fold' eine Schlucht, wie man vielfach das ganze Thal nennen kann, muß der Anblick eines fo anfehnlichen Gebäudes, wie die Kirche und das Klofter Luggau find, gewiß Jedermann überrafchen. Nach einem befchwerlichen Gange durch tiefe Gräben, deren die Bewohner des Pefachthales zweiundfiebzig angeben, unter denen vier von großen Quentflonzen find, befindet man ſich auf einmal auf einer fruchtbaren, 3600 Fuß über dem Meere liegenden Hochflähe, die von einer fo bedeutenden Baute mit einem terraffenförmigen Garten, der außer der Alpenflora auch mit fchönen Blumen: Tulpen zc. prangt, getränkt, und in einer kleinen Entfernung von mehreren jertlich angeführten Bauernhöfen umgeben ift. Die Luggauer Höhen und das ganze behaute Luggauer Thal liegt vollkommen gegen Süden, fo wie die dortigen Alpen reich an feltenen Pflanzen find.

Eine kurze Skizze der Gründung und überhaupt der Gefchichte des Klofters und des Gotteshaufes Maria Luggau dürfte hier nicht unvollkommen feyn.

Der Traum einer frommen Güerin, Helena nennt fie die Ueberlieferung, im Jahre 1513 veranlaßte die Gründung diefes Wallfahrtsortes. Durch reichliche Spenden frommer Pilger aus Kärnten, Tirol und Bregenz wurde, ftatt einer früher beftehenden Kapelle, diefer Kirchenbau begonnen, und am 20. Auguft 1536 das vollendete Gotteshaus von Weibbüfche von Aquileja, Daniel von Kurbis, feierlich eingeweiht. Die Kirche blieb lange eine Filiale von St. Daniel im Gailthale, bis im Jahre 1593 Graf Johann von Ortenburg den Grundstein zum Klofter legte und felbes im folgenden Jahre dem Orden der P. P. Franziskaner übergeben und die Kirche zur Pfarre erhoben wurde. Nach 34 Jahren traten durch Vermittlung der Wittwe des Erzherzogs Leopold, Claudia Medicäa, die P. P. Serviten an ihre Stelle, — und noch gegenwärtig find diefe Diener Mariens die Bewohner defelben und beforgen die Seelforge der Gläubigen. Nach einer Feuersbrunft im Jahre 1640, die das Klofter und die Kirche in Afche legte, ftellten die neuen Befizer der Graffchaft Ortenburg, Graf Martin von Widmann und fein Bruder, Cardinal Chriftoph, das Klofter mit der Kirche wieder fchöner als vorher her und deitete es reichlich. (Dector und Profeflor Carlmann Tangel unter in feiner kurzen Gefchichte der Grafen von Widmann faher den Stiften des felben, dd. 30. November 1661, Folgendes an: „Vermögend dem Stifts- und Neuerbüens haben Martin und fein Herr Bruder, Ihre Eminenz Cardinal Chriftoph, das abgebrannte Klofter und Kirche in der Lucau (Luggau), worin früher Franziskaner waren, welche aber daselbe nach der Feuersbrunft verlaflen, und einem Steinbauwerk ähnlich haben liegen laffen, auf's Neue in den jetzigen Stand wieder aufgebaut, den Patronus vom Orden M. V. (Maria Virginia) Sororum (Serviten) übergeben und denfelben zu ewiger Unterhaltung und Fundation 18' m P. (18,000 fl.) in Kapital je 6 p. ft. mit feßlich eines laudfchaftlichen Schuldbriefes eingetworfet, wofür fie täglich zwei heilige Meffen, für jeden Sifter eine,

zu lefen, und alle Mittwoch mit je 8 geiftlichen Ordensperfonen die hl. Laetantische Litanei zu beten verorblicht haben. Auch ift ihnen ein Ort Wildbahn und Fifchwafler vermöge Stiftsbriefes concedirt und gegeben worden.“) —

Nach vor Ausbruch des Gewitters, wie gefagt, kamen wir ungefähret in Luggau an, wo wir der freundlichen Einladung, im Klofter zu übernachten, nachfamen, indem wir bereit durch den Herrn Prior von Rößfchach angefangt waren, der auch einer unferer lieben Begleiter auf diefer Wanderchaft war. Unfer Aufnahme war von dem allgemein gefchätzten Herrn Prior und dem ganzen Couvente des Klofters außerft zuvorkommend. Nach dem Mittagmahle befaßen wir das mit Delgemälden gefchmückte Refectorium und fpäter die ausgezeichnet fchöne, reich mit Gold verzierte Kirche. Ein hohes gechnadool gearbeitetes Gitter fchließt das Schiff der Kirche von Ehre ab. Das Hauptaltarbild ift ganz neu, und ftellt die „Himmelfahrt Mariens“ nach Titian's großer Meiftercompofition, von dem Venetianer Duffi vor. Das frühere Altarbild, ebenfalls „Maria Himmelfahrt“, befindet ſich gegenwärtig in einem Zimmer des Klofters angeftellt, und ift, wie ich nicht, von Paul Veronefe. Die fähne Gruppierung, der warlige Pinfel und überhaupt die ganze Compofition läßt an einer Meifterhand der ältern venetianifchen Schule nicht zweifeln. — Von gleicher Kunftband ift auch die Abbildung des heiligen Evangeliften Lukas — jezt in einem andern locale aufbewahrt — welche durch ein neues Gemälde defelben Gegenftandes von Duffi am Seitenaltare erftet ift. Von letzterem Farbauffteller befindet ſich am andern Seitenaltare ein „Bepferbit“, bemerkenswerth durch eine ledere, aber gelungene Vertiefung in den dargeftellten Perfonen. — In der fogenannten Schapflammer, wo uns fchöne und reiche Ornate gezeigt wurden, zog befonders ein „Kreuzer“ meine Aufmerkfamkeit auf ſich, an dem der Leib des Heilandes, ziemlich groß, aus Elfenbein meifterhaft gefchnitten ift.

Nun wohnten wir Alle dem gefungenen „Salve Regina“ in der Kirche bei; beftichtigten dann das Kloftergebäude, das Raum für dreißig Mönche hat, aber gegenwärtig nur je 8 beherbergt. — Eine heitere und intereffante Converfation füllte den Abend aus, indem auf den vorzigen Vormittag eine Partdie zur nächften tirolifchen Ortſchaft Tiliach beſchloffen wurde.

Auf mein Zimmer angekommen, lodte mich der nach dem Gewitter am fo heller am dunftlofen Firmament ftehende Vollmond an's Fenfter. Majigch war die Gegend beleuchtet. Die riefige Geifter ftiegen die mir gegenüber fichtbaren Felfenwände in den heitern Nachthimmel empor, — die Phantafte formte durch die ſich immer ändernden Schatten mannigfache feltfame Gebilde vor das Auge, — heilige Stille herrſchte ringum, und finflicher Friede ſenkte ſich in die Bruft des Betenden. Erhebend lebt noch immer die Erinnerung an diefe Mondnacht in mir — Troft und Beruhigung in ihrem Gefolge. —

Wie die Nachtlente heiter durch des Firmamentes Bläue ſchwamm, eben fo ftieg die Tagesglänze in ihrem vollen Glanze am Morgenhimmel herauf. Unfer erfter Gang war in die Kirche, dem h. Hefopfer beizuwohnen. Nun folgte die Wanderung angetreten werden. Aus Beforgnis einer nachtheiligen Ermüdung war für mich ein leichtes Kärntner-Wägelchen bereit gehalten, das ich ohne Widerrede beftigen und fo auf dem Fahrwege, der aber fehr feinig war, bis nach Tiliach fahren mußte, inoffen ich die Andern benutzte, die auf einem romantifchen Steigwege längs der Hügelfeiche wandernd mir immer im Angefichte waren. Gleich außerhalb Luggau überlegten wir einen damals unbedeutenden



Bergbach, und wie waren in der gefährlichsten Grasthast Tirol.

Nach zwei Stunden langten wir Alle in Tiliach an, das auf einer Hochfläche, 4718 Fuß über dem Meeresspiegel, an der Gail liegt, und mit seinem hellen Gotteshaufe und den daselbst umringenden niedlichen Häusern einen recht freundlichen Anblick gewährt. In Begleitung des dortigen Herrn Orts Pfarrers war unser erster Weg in die Pfarrkirche. Sie ist licht, ziemlich groß und zeichnet sich durch werthvolle Gemälde aus. Die schönen Plafondgemälde sind von dem auch längere Zeit in Klagenfurt bekannt gewesenen Tiroler Maler Anton Zoller und seinem Bruder Joseph, gemalt im Jahre 1764; sie stellen in drei Abtheilungen 1) „die Schlacht bei Augsbürg mit dem in der Höhe schwebenden St. Ulrich“, 2) „das Festmahl“ und 3) „die Darreichung des Brodes von Jesu an die Apostel“ vor. Auch findet man in Medaillform die Bildnisse der beiden Brüder in einer Ecke gegen den Chor. Das schöne Bild am Hochaltare ist vom Maler Unterberger aus Doplach in Tirol, und zeigt in einer trefflichen Gruppe Maria mit dem Jesukinde über selbe „Gott Vater“, unterhalb „den Apostel Jakob“ und die Heiligen Ulrich und Martin.“ — Besonders konnte ich mich von einem Bilde von Paul Troger (von dem auch die Domkirche zu Klagenfurt am Altare neben der Kanzel ein werthvolles Gemälde „St. Ignaz, dem Christen erkeint“, besitz), schwer trennen, das mir der gefällige Herr Orts pfarrer als sein Eigentum in seiner Behausung zeigte. Das Bild ist etwa zwei Schuh hoch und anderthalb Schuh breit, es ist dunkel gehalten, die Lichtpunkte mit meisterhaftem Verstandniß vertheilt, bringt daher eine herrliche Wirkung hervor und muß sich den Beifall jedes Kunstfreundes erringen; es hat die Kreuzigung Jesu zum Gegenstande.

Nachdem wir alles Dieß mit Ruhe besichtigt hatten, ging es beim schönsten Wetter auf gleiche Weise wieder zurück nach Luggau. — Nach der Mahlzeit erfreute mich die obermalige Betrachtung des freundlichen Gotteshauses und des gut gepflegten Gartens, bis die vorgesezte Stunde der Abreise schlug.

Mit dem herzlichsten Danke schieden wir von den freundlichen Bewohnern des Klosters und dessen hübscher Umgebung, und noch eine Strecke vom Herrn Prior begleitet, ging es nun wieder munter den Weg zurück durch St. Lorenzen nach Piesing, das wir erst erreichten, als schon die Nacht ihren Mantel über diesen Strich Erde gelegt hatte. — Nach einer heitern Conversation gingen wir zur Ruhe, und wie gebietet demeriterte sich unser der Schlaf, der mich das Geschehene im Traume nochmals genießen ließ.

Die aufgehende Sonne traf uns schon wieder auf dem Wege, denn unser warteten die zu besiegenden Gräben. — Sie wurden glänzlich überwunden, und nun erst konnte ich beim Tage den gefährlichen Weg recht betrachten, den wir in der vorgeschrittenen Nacht beim schwachen Scheine einer Luchslitferze zurückgelegt hatten. Wir dreilten uns nicht, sondern schritten allmählig vorwärts und besahen dabei eine künstliche Holzbrücke, wodurch ganze Baumstämme von den höheren Waldungen hinab bis an die Ufer der tief unten rauschenden Gail befördert, und dann von den schäumenden Bogen weiter geschwemmt werden.

Gegen die Mittagstunde erreichten wir St. Jakob, das zu unserer Kapstion bestimmt war. Hier trafen wir Gesellschaft, darunter einen Touristen aus Klagenfurt auf seinem Wege nach Tirol. Unser Gespräch spann sich in die Länge, und wurde besonders durch Mittheilungen über Rom, das Einer der Gesellschaft im vorigen Jahre besucht hatte,

der uns dann auch nach Köstlach begleitete, so interessant, daß wir uns gegen unser Verbotmessen länger aufhielten, und nur durch das unvermuthete Rollen des Donners in der Ferne zum Aufbruch gemahnt wurden.

Nun hieß es die Schritte beschleunigen, um dem Gewitter zu entgehen, das uns während des ganzen Weges, besonders durch den Strojach graben dadurch netzte, daß sich sein Wollen im Wiererballe von den uns umgebenden Felsen und Bergwänden bald rechts, bald links hören ließ, obsehn wir den kleinen Raum des schüßeren Firmamentes wolkenlos sahen und die Sonnenstrahlen drückend auf uns niederbraunten. Als wir nach Wegmann kamen, war es ganz heiter und nur die Felskloster gegen Norden waren von den Nachzügeln der Gewitterwolken eingehüllt.

Nach kaum zwei Stunden von St. Jakob aus erreichten wir, von der Sonne beleuchtet, wie am Sonntage beim Abmarsch, erwartet und begrüßt, das freundliche Köstlach wieder.

Glücklich in lieber Gesellschaft und unter den günstigsten Verhältnissen hatte ich diesen größeren Ausflug vollendet, und was mich besonders heiter stimmte, war die Freisprechung, daß ich nun alle größten und interessantesten Thäler meiner Heimath kannte, und immer mehr die Ueberzeugung gewann, daß Kärnten, wenn auch im kleinen Maßstabe, seiner andern österrösischen Provinz an großartigen und auch angenehmen Partien nachsteht, so wie daß seine Bewohner sich durch Geradheit, Offenheit und rühmlichen Fleiß auszeichnen, mit unvergleichbarer Liebe an Fürst und Vaterland hängen, und sich keiner einer Biege schämen darf, die ein mächtiger Alpenkranz umschließt, auf deren reth angebauchten Giebeln der Sonne erste Morgenstrahlen glänzen, und im zauberhaften Alpenlügen scheiden.

M.

## Aus dem Leben der Nebelkrähe.

Es ist ein gemeinschaftlicher Zug im Naturell der Dohlen, der Nebel-, Saat- und Rabenkrähen, ihre Feinde im Aufstreich mit vereinten Kräften zu verfolgen. Sie sind eben so klug als mutige Thiere. Die zahllosen Beweise hievon will ich gegenwärtig mit einigen neuen vermehren.

Zu Ende des Monats April und Anfangs Mai haben einige Nebelkrähen (*corvus cornix*, frau. *corneille mantelée*) bereits schon schießende Dohdenenten erzielet. Selbe sind aber zu dieser Zeit noch klein und hilflos und daher die Aufmerksamkeit und Sorge der Alten für sie um so größer. Während ein Theil von ihnen mit der Fütterung beschäftigt ist, sibt der andere gewöhnlich auf der hohen Warte eines Färbens- oder Fichtenbaumes, nach Feinden hinans zu lugen in das Land, und etwaige drohende Gefahren bei Zeiten abzuwenden. Ein solches interessantes Schauspiel beobachtete ich am 28. April d. J. Ein hungriger gabelschwänziger Milan (*Abelweiche*, *milvus regalis*) beschrieb, emsig nach Beute spähend, in nicht gar hohen Flug Kreise in der Luft. Da erblickte ihn nicht weit von mir eine auf einem Baumstamme postirte Krähe - Bedette und füzgte mit dem eigenthümlichen unnaahmlichen Gurgelante: „garrb“ oder „trrl“ augenblicklich auf ihn los. Auf diesen Schladentrus hin versammelten sich binnen wenigen Minuten sämtliche Rameerden des Kapens um den Räuber, drängten, beunruhigten und hießen ihn von allen Seiten. Eine ganz besondere und wirk-

same Taktik aber entwickelten zwei von ihnen. Wie zwei Wasserreiter bei einem Brückenbau, so stiegen sie abwechselnd loskrocht über den Raubvogel empor, ließen ja der Kraft ihres rasenden Fluges abwärts auch noch das Gewicht der Schwere wirken und suchten ihn mit ihrem Schnabel aufzuspiessen. Nun ist aber so ein Krähenschnabel, anderthalb Zoll lang, an der Wurzel  $\frac{1}{4}$  Zoll dick und sehr spitz, aus bedeutender Höhe und mit ganzer Wucht auf den Schädel oder Rücken eines Viegens aufstößend, auch allerdings eine ganz respectable Waffe, weswegen auch der Milan, der zwar durch bligshuelle und geschickte Bewegungen den ihm zugehörten Etögen möglichst zu entgehen wußte, es bald für gerathen hielt, Reißaus zu nehmen und den ergrimmten Combattanten die Wahlhäute zu überlassen. Doch konnte er seinen Weg nur mit gebundener Marschroute fortsetzen. Denn wie auf Verabredung hin laurten ihm in abgemessenen Distanzen seine zwei früheren Feiniger auf und fuhren eben so wüthend wie früher auf den eilig stiehenden Feind herab. Dies belustigende Wauwau dauerte so eine Zeitlang fort, bis endlich ein Vergeßlicher Freund und Feind meinen Blick entzog. Bald aber kehreten die Krähén wieder zurück, umkreisten einmalum lärmend und freudevol über den errungnen Sieg den vorigen Kampfploß, und gingen dann einzeln und ruhig zur Logeerkehrung über.

Am 23. Mai darauf hielten einige Krähén-Elternpaare in einem Färden-Waldchen Reue über ihre süße gewordenen Jungen und zugleich Exercitium im Fliegen. Diese schöne Gelegenheit wollte sich ein Fährerbrüder, (nastur palumbarius) etwas zu Nutzen machen um sein dringendes Verlöbte nach freidem Fleiß zu befriedigen. Sein projektirter Angriff auf eines der unbedürftlichen Jungen wurde indessen von den Alten bald entdeckt und nun begann auf den flinken Räuber eine tolle Dege. Eifrig und gewandt brüllte er sich zwar von Baum zu Baum, von Busch zu Busch, jedoch vergeblich. Denn ihn nach, zwar launlos aber im reizenden Fluge, kam eine rührende Meute von einem halben Duzend alter Krähén, welche ihn augenblicklich aus allen Winkeln herans föberten, ihm nirgends einen Halt gebährten, und ihn in wenigen Minuten in schimpflicher Flucht zum Walde hinaus jagten. Hierauf kehrten sie an den alten Uebungsplatz zurück, versammelten unter gräßlichem Geschrei ihre verstrengten Jungen, und stiegen dann eben so lärmend und zornig einer andern Wegend zu.

Abermals am 18. Juni Mergens erklidete ich am Gipfel einer verdorrten Färche so eine Art von Krähén-Schildwache. Es dauerte auch wirklich nur wenige Minuten, als eine ganz niedrig kreisende Wadelweibe in dem Geschickkreise erschien. Aber gleichzeitig mit mir wurde sie auch von der Krähé entdeckt, welche sich sogleich vom Baume erhebt, um den Kampf mit dem viel größeren Raubvogel ganz allein aufzunehmen. In spiralförmiger Linie sich immer höher schwingend, strebte sie in raschen Flügelschlägen über die Flug-Ebene des selgen Milan hinaus zu kommen, stürzte dann senkrecht auf ihn herab, bilmete öfters durch einige Sekunden hindurch mit ihrem Feinde nur einen schwarzen Punkt am Himmel und bearbeitete dann höchst wahrscheinlich in diesen Momenten mit Schnabel, Klauen und Nüzgeln Kopf und Rücken der Weibe so nachdrücklich, daß selbe so schnell als möglich zu entkommen suchte. Dann floß der tapfere Sieger wieder seinem alten Feste zu, und setzte sich ganz ruhig auf die Spitze des verdorrten Baumes.

Wohl manche Eltern und besonders manche gleichgültige Mütter könnten daraus, was Geiz, Ehu und Aufmerksamkeit für ihre Kinder betrifft, ein treffliches Beispiel entnehmen.

Denn nimmermehr kann man es dem Menschen im Ernste zu einem Vorwurfe machen, wenn ihm auch die schönen Eigenschaften der ihm untergeordneten Wesen zum Vorbilde dienen. Sind ja auch sie ein Gebilde des Herrn, ein verkörpertes Gedanke der ewigen Weisheit und Güte.

N. K.—r.

## Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 13.)

**aufwärts.** 1) Von Hund an erlernte Eihen auf den Hinterfüßen; 2) den Hüfen vor dem Kalben 3 bis 4 Wochen keßeres Futter zulenken lassen, d. h. gut bedienen; 3) Ministranten beim Altare oder bei Kranen.

**aufwiffen,** aufreizen — aufwiegen. Im Englischen to whiffle, ist verwandt mit dem landwirthlichen wöben, vom Keitischen chwyf, und bedeutet: sich unthätig hin- und herbewegen.

**ausgale,** ein Ausdruck bei Verwundung, Ueberraschung.

**Augenbrau,** verdeckt statt Augenbraue.

**Augenflug,** im Augenblick, es nicht in einem Aug?

**ausächten,** schimpfen, beschimpfen, Jemanden Fehler und Schwachheiten vorwerfen, tadeln.

**ausantzen,** eine Rede nachspotten.

**ausbächen,** mit sein: nicht bei flarem Verstande, etwas läppisch sein. Er is nit recht ausgebächet, d. h. er ist nicht bei gesunder Vernunft.

**ausbau,** auscheiden, ausstoßen, z. B. wir häm sam ausgebau, d. h. ausgeföhren aus unßer Selbsthaft.

**ausbruch.** In Kärnten bezeichnet man damit die Gegenden Obersteiermarks; z. B. er is auß bruch gangan, d. h. er hat die Wirthung Neumarkt zu einschlagen.

**Ausbruch,** Weintragungen aus den besten, eigens baju bestimmten Beren (Trauben).

**ausfilzn,** kämmen, das Hauptbarte reinigen, ecknen.

**ausfratscheln,** etwas von Jemandem zu erfahren streben, was dieser geheim hält, oder wovon wir wenigstens glauben, daß er es geheim halte, durch Fragen ausbedeln.

**ausgagn,** Jemanden spüren, tadeln.

**ausgreinan,** ausshelten, zu Recht weisen.

**ausgreinan,** ausleeren, Flüssigkeiten aus dem Gefäße bringen.

**ausbältn,** Jemanden auf Lebenszeit das Nüzige zu geben bemühlig lenn.

**ausfernan,** Bescheid wissen, Kenntniß von irgend einem Gegenstande, in einem Sache haben.

**ausföman.** 1) Bekannt werden von Etwas, was Jemand geheim halten wollte. 2) So wird auch gesagt von einem Knecht, der aus einem andern, in welchem er eingeschlossen oder umgeben war, heraus kommt. z. B. die beugen Dianer sind noch nit ausföman, d. h. aus den Eiern. 3) Bedeutet es emföhren, z. B. es is foier ausföman, d. h. es ist Feuer emföhnen. So pikantes u q h u e m a n vuzahator — absonde, d. h. „lo sie (die Stünden) beginnen zu emföhren, soll er sie mit der Wurzel abschneiden.“ Kere, Cap. 2. Sieb' Eberhard, I. Band S. 303.

**ausflaubn,** auslösen, ausböhlen; das Bessere vom Schlechteren senden, z. B. Knecht.

**ausfögn,** aus dem Gefaße bringen, z. B. er häi sich den Arm ausgefögett.

**ausläntzen, anleitu,** die Trauerjoden ziehen zur Ehre eines Verstorbenen.

**ausleruen,** ein Punktwerk zur Fertigkeit bringen; er is an ausg'lerner Schufter.

**ausfließen**, in die frische Luft etwas bringen, durch frischen Luftzug  
**ausfliegen**, 1. B. das Steigewand.  
**ausmachen**, 1) Von einer Vorstellung sagen, daß ihre Wahrheit  
klar sey, das ist ausgemacht = das ist unläugbar. 2) Zu Ende  
bringen, 3. B. einen Streit. 3. B. *si hinc den Streit mit  
Dign ausmacht*; also gleich abthun. 3) Ausweisen, Jedemdem  
einen Beweis geben; „*si hinc vras ausmacht* werden.“  
**ausmergeln**, sich erschöpfen, durch eigene Schuld allmählig von  
Kräften kommen.  
**ausmerzen**, auscheiden, mit Gewalt verdrängen.  
**ausplauschen**, ausfragen, ausschmücken.  
**auspöbeln**, 1) glätten, 2) wechselseitig abrechnen.  
**ausputzen**, 1) Von irgendetwas Gegenstände das Unschöne,  
Unreine wegnehmen, 2. B. eine Schale, — also reinigen. 2) Jedemdem  
einen Beweis geben.  
**ausreden**, ausprechen, 3. B. die Hände, Fäße.  
**ausrichten**, 1) In der Schriftsprache: eine Sache zur Wirklichkeit,  
zur Vollendung bringen. 2) In der Pöbelsprache = bewimpfen,  
verleumben, austragen. 3) Einen Gruß hinterbringen Jedemdem.  
3. B. *richt* von mir an schon Gruss aus, d. h. hinterbringe  
von mir einen Gruß. — „*Jesus richtete den Befehl aus*, der  
ihm gegeben war.“ *Matthäer*, 2, 55.  
**ausruft**, ausruhen, ausruhen.  
**ausfallen**, Jedemdem um all sein Geld bringen, 3. B. im Spiel.  
**ausfallen**, eine mangelhafte Waare von einer bessern absondern.  
**ausfinden**, sich erheben, das Raßhalten bei Menschen und  
Thieren.  
**ausfahren**, 1) Ein Ebild verlaßbaren. 2) Jedemdem in läßeln  
Ruf bringen.  
**ausfließen**, ausfließen, Häßer, Gläser.  
**ausfer**, heraus, 3. B. *sim außer*, d. h. *komme heraus aus dem  
Haute*.  
**ausfließen**, Jedemdem mit halblauten, nicht verführlichen Wor-  
ten einen Beweis geben.  
**ausfliegen**, von Jedemdem durch List, oder jubringliches Bitten  
etwas zu erhalten nachsehen.  
**ausfliegen**, 1) Aus einem Dienste treten. 2) Unangenehmes erdul-  
den, in Leiden nicht eiltigen.  
**ausfließen**, das Wahre und Schicksale an einer Sache entdecken,  
alles auf das Genaueste berechnen, alles gut zu verwenden wissen.  
**ausfliegen**, eine Sache unter die Leute bringen.  
**ausfließen**, Jedemdem Unreinen abgemessen, 3. B. *i wer die keine  
Lid schon ausfließen*.  
**ausfließen** = ausfließen, 3. B. *aus der Schule*.  
**ausfließen**, böderig werden.  
**ausfließen**, gegen gewöhnlich schlimmer, ausgelassener seyn; er ist  
heut gänzlich ausgewirkt, ungewöhnlich böse, unruhig.  
**ausfließen**, etwas vertilgen, flüchtig Jedemdem übervertreiben,  
die Augen ausfließen.  
**ausfließen**, der Frühling, der Lenz.  
**ausfließen**, der dicke Speichel, flüchtig das Schlechteste, Vermo-  
gen seiner Met.  
**ausfließen**, übervertreiben, den hin i recht ausgeflößt, d. h. überfließet.  
**ausfließen**, 1) das feinste Mehl. 2) Gegenstände, die beim Verlaufe  
der Uebergabe einer Hube der Verkäufer sich vortheilt, 3. B. *ilg-  
lich ein Seil Milch, Brod, Stroh, Koff* &c.  
**ausfließen**, unter, die Milchgefäße an vierfüßigen Thieren, besonders  
der größern Arten derselben. Di *Kua* hat a große unter oder  
a kleine unter. Im Niederländischen: *Uder*, englisch: *Udder*,  
holländisch: *Uder*, griechisch: *ovzap*.  
**ausfließen**, ein Bischof; gib mir a *ausfließen*, d. h. gib mir auch  
etwas. Vom Altdeutschen *Wan* = Mangel.  
**ausfließen**, hinein, 3. B. *flößt* Messer *ausfließen*, d. h. *stecke* das Messer

ein, in den Sed. Schottisch: *aback* = hinweg, *gea* wöl. Schot-  
tisch: *ab uigh* = hinweg = graub.  
**ausfließen**, hineinbringen, begraben.  
**ausfließen**, warum etwas?  
**ausfließen**, beiläufig so.  
**ausfließen**, etwas.  
**ausfließen**, handeln, d. h. etwas thun — meistens eine Unternehmung,  
die nicht geling oder unglücklich ausfällt. Bei *Ulrich Akar*, mit  
dem *Latinischen ager* — so gebürt auch *ager* mit *ager*, han-  
deln, thun, wissen zu einer *Wahl*, 3. B. *wie er doch galfert*  
*hat*, d. h. *wie er doch gethan hat*, daß &c.  
**ausfließen**, durch ein Gewebe von allerlei kleinen Mitteln Andere  
dabin bringen, *Wies* zu thun.  
**ausfließen**, etwas sagen, was Jedemdem empfindlich fällt; von *schauen*;  
jeder *Etich* ist *schmerzhaft*. *Etich* d. h.  
**ausfließen**, mit einem *Künstlichen* befestigt sein.  
**ausfließen**, *abwarten*, *Weniger gehen*, als *gehorcht* wird, etwas  
davon zurückhalten, so wie *abwarten*; nur daß *hier* einem an-  
dern auch ein *Schmerz*, eine *Kranlung* zugehört wird. *Dem*  
*zwafen*, *zwoifen*, bedeutet: mit den *Vorbereitungen*, mit einer  
*Lang* oder einem *Unbilligen* Wegegehen lassen. *Incipen*, wodurch  
einem *lebendigen* Wesen *Schmerz* verursacht wird. *Alle* von einer  
*Willigen* Forderung etwas zurückhalten, und *obwohl* dem andern  
wider thun, oder von einer *unbilligen* Forderung etwas abziehen,  
wenn der andere sich eifrig widersetzt, weil ihn jeder *Abzug* *schmerzt*,  
3. B. *der Weizels*. Das *Stammwort* ist *zwei*, *dow*, *two*, *wie*  
im *Zweifel* und *Zweig*.  
**ausfließen**, *fest*, *künftig*, *unanst* ansetzen; denn *Falen* ist ein *Ver-  
stärkungswort* von *haben*. *Aktuell* ist das *Wert*: *Bäßen*.  
**ausfließen**, Jedemdem mit *großen* harten Worten und noch dazu mit  
*Höhe* und *unghelmer* *Hetigkeit* begegnen; also wenn man mit  
seinen Worten auf Jedemdem losfährt.  
**ausfließen**, durch *Anreizung* Andere *Wies* veranlassen; denn *stisten*  
in der *eigenlichen* Bedeutung heißt mit einem *Stiste* *sehen*,  
im *Niederdeutschen*: *stippen*, *daher* unter *stipen*.  
**ausfließen**, ein *Über* das *andermal*, alle *Augenblicke*. *Ich* *berzuseiten*  
von *reiten*, *infern* es *antreiben*, in *Bewegung* setzen bedeutet  
hat, welche *Bedeutung* noch *stirg* ist in der *Redensart*: *den reitet*  
*der Teufel*, d. h. *der Teufel* *treibt* ihn an. *Früher* war *dieser*  
*Ausdruck* auch von *etwöhnlichen* Dingen *gedrückt*. In *Leib-  
nizens* *Script*. *Brusus*. wird *gelagt*: *Hiorunter* *äme* *der* *hildwo*  
*geint* *reit*, d. h. *hierbei* *ist* der *h. Geist* *reit*, d. h. *antrieb*.  
*Achtung*. Wenn man vom *lateinischen* *irritare*, *antreiben*, das  
ist (das *deutsche* *er*) *wegnimmt* und auch die *lateinische* *Unform*  
*are*, so *bleibt* noch *Mitt*.

## W und W.

**Wa!** Das *Grnzzeichen* der *Kinder*, *mäch* an *schön* Pa.  
**Wäntfcher**, die größte *Gattung* *Fisolen*.  
**Wäntfcher**, jegliche *Unangenehm*, eine *Gemoltsucht*, vermöge welcher  
man *geistlich* das *nicht* *thut*, was *Jemand* *gerne* *sieht*. Man  
konnte *sagen*: *Trop* *bieten*, *tropen*, aus *Muthwillen* das *Wider-  
spiel* *treiben*, *entgegenbandeln*.  
**Wäntf**, *herabfliegen*, *herabfließen*; von *Wäntf*; dieses *Wort* *scheint*  
ein *spitziges*, *stehendes* *Ding* *bedeutet* zu *haben*, so *daß* es *zu*  
*beziehen* und *zum* *Griechischen* *πρωτιν*, *stehen*, *gehören* *würde*;  
3. B. *Wäntf* *pähm*, d. h. *Wäntf* *von* *Baume* *herabfliegen*,  
*stehen*, *stehen* *mittelt* einer *spitzigen* *Stange*.  
**Wäntf**, ein *Bund* *Dankes*, *Fluch*, *gehört* zu *Wäntf*, 3. B. a *Wäntf*  
*Stroh*, d. h. *Bund*.  
**Wäntf**, der *Gesamtheit* *des* *Speckes* *eines* *Schweines*; *daher*

**Báchsan;** englisch bacon, der Speck. In Longueval bacon, waldschisch bacun; siehe Abtheilung S. 638.

**Báber,** ein Hundart, Gärung.

**Báderwaschl,** 1) ein Aufwärter in Badespalten, 2) scherzweise der Hundart.

**Bággas,** mehrere zusammengelegte nichtwerthe Sachen und Dinge, z. B. Booten, Wälder; von Bag, paden; lateinisch pagae; französisch paquet, compagne; griechisch παγίον. Häufiglich mehrere geringe, schlechte, unästhetische Leute zusammengefaßt. Das Gefäßel, eine Kette Bleiwüchler, die sich in schädlicher Absicht vereinigt haben.

**Bággatá,** eine Kleinigkeit, Trübsel, jede geringfügige Sache.

**Bággazn,** heilig zuzug, die zurende Bewegung in einer Wunde, im Geschwür die zurende Schmerz. Von bagen, wagen (modern). Englisch to wag. Viel Heller unagen, die Bewegung; in manchen Gegenden lautet es: toggazn, das Pulsiren eines Geschwüres.

**Bággatár,** der Rathgeber; Einer mit dem man sich in irgend einem Anliegen Rathes erdelt. Englisch proctor, der Vorzeiger, Beamteter; Abkürzung des lateinischen procurator.

**bagfiarig.** Nach Herrn Jisla: nichtlich, pestilisch; alt: heigschierig. Sieh' Abtheilung sáccen. S. 637. In Kráten aber hochstehend, burtschenarig, heigschierig; es nicht von Fage und schier, d. h. soß wie ein Knabe, Knaben-, burtschenhaft. Fage, Zug, Zunge. Englisch pagotan, prunten, prangen, Ritterhaft, reglam, tháig, nichtlich. Griechisch παγί; der Knabe. Siehe Silpert II. Th. II. S. 147.

**baguaten,** gütlich thun; gütlich trösten, Schmerzen stillen, besänftigen. Die Mutter baguaten das Kind, d. h. sie schmeichelt demselben, daß es absterbe dem Weinen.

**Báá,** mehrere zusammengelegte, von Außen mit einander verbundene Dinge. Englisch pack; französisch paquet. Siehe Silpert II. Th. S. 146.

**Bal,** ein Geschwür, Wunde. Siehe Silpert I. Th. S. 81.

**Bal,** das Feil; ein Feil, womit das Spandeln eines Hesses verstreift wird; 's feiß jupalán, d. h. ein feiß zuthiefelán aufspáln. d. h. das Feil abnehmen. Lateinisch pulare, verstopfen; griechisch πάλειν, pressen. Hebräisch balam, elastisch.

**Bálastér,** ehestens, recht bald; z. B. im pálastér, d. h. komme ehestens, so bald als möglich; sim páá, d. h. komme bald. Superlativus.

**bálbátn,** karbiren; gütlich; übervertheilen; i bán cárn álbérn éßf bálbáit, d. h. ich habe ihn erdentlich betrogen.

**Bállé,** ein rundförmig zusammengelegtes Ding; z. B. a Valle Feimat, d. h. ein Vallén Feimand. Englisch bale; itálich: balla.

**Bálsé,** nein, ja nicht, durchaus nicht, keineswegs, d. h. verbitend, warnend etwas nicht zu thun unter keiner Bedingung. Ob nicht vom alten Leiben, Álig bleiben?

**Bálg,** die innerste Hülle eines thierischen Körpers. Nach Abtheilung bedeutet dieses Wort ursprünglich einenbeutel, einen Schlauch, dieses ertheilt auch aus den Verbindungen, in welchen es noch jetzt gebraucht wird; z. B. Bálgbálg. — Bálg für Bauch, und Walgen, den Leib aufzubláhen, also noch jetzt im Niederdeutschen; daher auch das Fell einiger Thiere, z. B. Hasen und Fische, mit Bálg bezeichnet wird. Serg' für dein Bálg, d. h. für deinen Bauch, sie dich selbst. Da Walgen die Bedeutung, den Leib aufzubláhen hat, so ergibt sich die Erklärung unlers Bálg-schbálg, welches ein leeres, unruhiges, ungestittes Kind bezeichnet.

**Bálsér,** ein großer, überdängender Felle, eine Wand. Im Wálderbale die sogenannte Jadenpasse. Siehe Wagners Kennt. Ansichten. — Bálsis — Bálsis — der Brantstößen (im Wálderbale).

**Bálmwanzl,** die Blüthenknospe der Bäume und Weiden.

**Bálsen,** Rüzgenkráuter, die einen starken balsamischen Geruch geben,

wie z. B. die Wachspallen, Bachmünze, mentha aquatica. Das Krabische und Gethische balosen, bedeutet: Balsam, mit demselben Balsen wohl einetlei Wort ist.

**Bállé,** einetlei mit Valle; ein Stück Feimand, meistens von 24 bis 30 Állen, zusammengefaßt in runder oder rundlicher Form. Englisch ball, französisch boule; griechisch πάλλα, überpaßt ein Körper von runderlicher Form; und hier im Diminutivum tle.

**bamachá,** allmählig, langsam, leise, gelinde. In Polen lautet es domale; in Brumberg pomáke; téhmisch pomáli; russisch pomául; heksam, verständig.

**bamáchn,** Jemanden besetzen, überwinden im Ringen, Raufen, auch idterin; z. B. i bán cárn bémádt, d. h. umgebracht, besetzt. Häufiglich: überfließen. In einigen Gegenden gravidare.

**Bambátl,** der große Esch, schärft sich hin und selbst.

**Bámáslér,** der kleine Esch.

**bámpáfn,** verschiedene ehbare Dinge unter einander mischen, alles durch einander essen, sich vollsállen, den Magen vollstopfen. Englisch to pamper, bedeutet Jemanden mit Essen und Trinken überfláßen.

**Bámát,** der Verband. Er hat la Bámát = verflóten.

**bámftig,** schwammig, angeblóten; z. B. die Knádn ist pámfstig, d. h. die Wúlle ist schwammig, ist ohne Saft und ohne Geschmáck. Schwáblisch: póftig, fischlich: blóftig.

**panáf,** panáf á, nicht so, nein, die Sache verhált sich anders, — es findet das Gegentheil statt. Im Gethischen hatte ank die Bedeutung verhált, angehöcht, und diese Bedeutung hat das Englische awk (siehe áf) noch immer.

**banán,** etwas im eigentlichen oder gütlichen Sinne durch ein Bob — oder überpaßt durch Hitze warm machen — z. B. ba mir á Sémel, d. h. báte mit eine Sémel. Abtheilung leitet es vom Griech. βω, warm sein, her. Das lateinische bajae, wármé Báber, stimmt auch damit überein. Die Oberbáte meint, gebört auch unser Paeb, das Niederdeutsche Water (Wasser), das Englische bath, das Hollándische bad, das Slavonische Woda, Wasser, zu diesem Stamme. Panbátschisch to bath = bém.

**panádl,** eine Art Semmeluppe. Nach Herrn Jisla aus dem Itálichen panata, Panatella. Nach meiner Meinung wáre es vielleicht háslícher vom lateinischen panis, Brod, herzuleiten. Auch im Englischen findet sich das Wort panado, panada, und hat die Bedeutung einer dicken Suppe, Krostbróde, Panade. Siehe Silpert II. Th. S. 150.

**Bánda,** eine Gesellschaft, die sich vereint, sey es zu guten oder schlechten Zwecken, z. B. Musikbánda, Báuberbánda.

**Báner,** Jeter Jéhner im Kartenspiele, z. B.: i bán den Báder-Báner, d. h. ich habe den Treffer-Jéhner; gebört wahrscheinlich zum háßstóßeligen Worte:

**bánen,** jauern, heranzehren, weil man in gewissen Spielen, wie z. B. beim Bárdeln die Jéhner zu jedem Kartenblatt anspálen, darans einen Kónig, eine Dame rc. nach Weichen machen kann, und somit mit dem Jéhner eine Art Bankerspiel treibt. Búrdel ist das alte Ban, Van oder Fan, wovon unser Bank, Binde.

**Bankert.** Nach Oberbáte deutet dieses Wort auf ein Kind hin, das nicht im Gesánde, sondern durch eine wilde Umarmung auf der Bank erzeugt ist. Er stellt hier Bank und Art zusammen (wie Vastart, bas, haat, niedrig — und Art). — Bei uns in Kránten hat es die Bedeutung eines leeren, unruhigen, widerspenstigen Kindes; und Eltern fáhlen es im Munde, wenn sie ein böses Kind über eine Unart zurechtweisen. Du Bankert du! — Ob nicht statt: Bank — das in der gemainen englischen Sprache háßliche banling, welches ein kleines Kind bedeutet, hier pásser dürfte, vom alten báirn, báimling. Auch banker, der Wechselser, wáre hier in Erwágnung gezogen werden, wenn wie in Kránten unter á ág'wórgft, leß, ausgelassen verståhen.

(Fortsetzung folgt.)

# Carinthia.

(Fünzigster Jahrgang.)

N<sup>o</sup> 15.

Sonnabend, den 28. Juli

1860.

## Auf dem Großglockner.

An den Maler Markus Pernhart.

(Geschrieben in Wien.)

Du führst uns leicht an Deiner Hand  
Zu höchst in Deine Alpenwelt,  
Und zeigst uns, nah dem Himmelzelt,  
Dein herrlich schönes Karntenland.  
Wir schau'n entzückt von hoher Wacht  
Rings in dem Lande weit umher  
Bis an das ferns blaue Meer,  
Und schweigen in der Wunderkraft!

Wie Märchenjauber blüht uns an  
Die majestätische Natur,  
Die, selbst in ihrer kleinsten Spur,  
Scharfblickend, uns Dein Aug' ergann,  
Dah, hingebend ganz und gar,  
Ergriffen unsre Seele hebt,  
Die Wahrheit ihre Fahne hebt,  
Die Deine bede Weis'n' in war.

Und der ist Meister, der mit Mut  
Und Eifer sich in's Werk versetzt,  
Das er der Welt zu schaffen denkt  
In seiner heiligen Zeugungsstut.  
Und so hat Dich am Abgrundrand  
Erfolgt der Wahrheit heil'ger Geist,  
Dah in dem Wilde man schon preist  
Dein herrlich schönes Vaterland.

g. S.

## Die Würdigung des geistigen Lebens in Oesterreich.

Wir lesen unter dieser Ueberschrift einen Aufsatz in der außerordentlichen Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ vom 6. Juli d. J. Nr. 188, welcher uns, wir reden von Karnten, im hohen Grade interessiren muß, indem auch wir ein Glied in der großen Kette österreichischer Nationalitäten und zum gemeinsamen geistigen Leben einen unserer Ausstattungen und Zahl angemessenen Theil abzugeben berufen sind. So manches Wahre und Veberrigungswürdige dieser Ueberblick enthält, dessen Central- und Ausgangspunkt das nachbarliche Graz zu seyn scheint, müßten wir doch gegen mande einseitigen, weil zu allgemein gehaltene Auffassung Widerspruch einlegen. So sagt der Verfasser unter der Rubrik „Bewegungen der Kirche“: „Der katholischen Kirche in Oesterreich

würde eine ungeheure moralische Präponderanz zusallen, wenn sie, die doch auf den mächtigen Traditionen der österreichischen Monarchie und des Habsburgischen Hauses und auf dem, dem Katholizismus zu Statten kommenden sinnlichen (!) und gemüthlichen Grundcharakter der Völker Oesterreich's fußen kann — wenn sie es verstanden hätte, die Weister im erhöhten Maße an sich zu fesseln, und der Wissenschaft und der Kunst in ihren Bildungsanstalten und ihren Tempeln eine des Geistes des neunzehnten Jahrhunderts würdige Stellung einzuräumen. Aber das glänzende Beispiel, welches die katholische Kirche in Frankreich und England, in Belgien und den deutschen Katharstaaten gegeben, hat noch geringe Nachfolge in Oesterreich gefunden, und die Bildungslosigkeit und Apathie eines Theiles des österreichischen Klerus, der geringe Antheil desselben an ernster Wissenschaft sind noch immer der Gegenstand der Klagen der autoritätsgemäßigten Katholiken Oesterreich's, und erklären sehr die Präponderanz der evangelischen Kirche an der ungarischen Akademie, und den geringen Einfluß, den die Kirche auf den gebildeten Mittelstand außerhalb Ungarns auszuüben im Stande ist.“

Die letzte Schlußfolgerung scheint uns nicht sehr gerecht zu seyn; denn mag immer in dem vormaligen Komarcenlande Ungarn, wo sich die wissenschaftliche Bildung so ziemlich auf jene Akademie als Mittelpunkt beschränkt haben konnte, die Kirche weniger Einfluß auf den immer nicht zu zahlreichen dortigen Mittelstand geübt haben, auf den weit zahlreichern außerhalb Ungarn wirkten Einflüsse, die außer dem Bereiche der Kirche lagen und die ihren Ueberzug theils auswärts, theils in einer weiter entzerrten vernünftigen Zeit hatten. Doch wir wollen an Schluß die Geltung obigen Artikels in der sonderheitlichen Auentung auf uns und Thatsachen auf sein richtiges Maß zurückführen.

In der folgenden Rubrik „Ael“ sagt der Autor unter Andern: „Die Velleiden, die aus seinem Kreise fortwährend hervorbrechen, stößen dem Bürger- und Gelehrtenstand Vorkämpfe ein, und so bleibt, mit Ausnahme einiger weniger lebensfähigen Provinzialinstitute die eigentliche Leitung der Culturangelegenheiten Oesterreich's, und die Hoffnungen, welche an sie knüpfen, ausschließlich bei den Kreisen der Staatsgewalt und ihrer Träger.“ — So hoch wir die Einflußnahme der letztern auf das Bildungsfach anschlagen und so dankbar wir den Auffassung, den wissenschaftliche, technische und vaterländischen Institute durch dieselbe nahmen, anerkennen, müssen wir der Wahrheit gemäß gestehen, daß es eben der Staat war, welcher vielen Instituten in neuester Zeit sich selbstständig aus dem Reichthum eigener geistiger Ausstattungen zu entwickeln gönnte, und ihre Fortdauer durch die Beschäftigung ihrer Statute nach außen verbürgte. Sie waren sonach angewiesen, wie gesagt,

igre Lebenskraft aus sich selbst zu schöpfen, und sie haben es, was unsere kleine Provinz betrifft, bisher auch mit Erfolg gethan. Man durchscheure nur die Darstellung unserer gegenwärtigen Culturzustände im neuesten Hefte unserer Geschichte, und man wird finden, daß alle unsere wissenschaftlichen und nützlichen Vereine, die verschiedenen Museen und Sammlungen, die Anstalten der Armenpflege, der Versicherung des Eigenthums, der wechselseitigen Hülfeleistung in so mannigfaltiger Gestalt jenem Boden entkeimten und von allen Ständen Pflege und Gedeihen erhielten. Unwahr ist es daher auch, wenn der Berichtgeber in Bezug auf die Unterrichtsanstalten sagt: „Die nationalen und ultracatholischen Parteien sind die einzigen, die in Oesterreich entschieden hervortreten, erstere insbesondere in Anstalten wie die ungarische, böhmische und polnische Akademie, das ungarische und böhmische Museum, die Kraymer-Itälavische Gesellschaft u. s. f.“ — Bei uns in Kärnten kann man diese nationale Seuerung nicht wahrnehmen, da der deutsche Grundstoffs sich bereitwillig erweilt, jede fremde Abtummung und Einzelheit, ohne die Ausübung derselben zu verlangen, sich gleich zu stellen, und mit ihr seine geistigen Erzeugnisse theilt.

Daher ist auch auf unser Kärnten im Durchschnitt nicht anwendbar, was der Verfasser am Schluß sagt: „Der Reichtum der Elemente im österreichischen Kaiserthum läßt eine Uniformität des geistigen Lebens nicht zu; es brängt überall nach selbstständigem, sey es nationalem, sey es provinziellem Ausdruck. Das Verlangen und Nüchternheit ist in denselben eine geringere Gefahr, als das Herdrücken und Zerfallen in Atome, die nicht unter einander durch ein höheres Gesetz zusammengehalten, einem gemeinsamen Zielpunkt zugeführt werden.“

Der folgende, mit „Wien, 30. Juni“ beginnende, aber unter obiger Aufschrift angenommene Artikel behandelt ausschließlich die Naturgeschichte und die Naturwissenschaften und zählt die Leistungen Oesterreich's auf diesem Felde auf, wobei auch die Schriften des Landesmuseums in Kärnten neben andern erwähnt werden. Daß, wie es heißt, in Oesterreich die Naturgeschichte von 1782 bis 1819 ein Vortragsstudium war, und erst später aus der Reihe derselben hinausgenommen wurde, als die bürokratische und clericale Reaction die Oberhand erhielten, ist böswillige Behauptung, in dem das Fach der Naturgeschichte einzig aus dem Gymnasium in die Philosophie hinaus verlagert wurde, wie denn Professor Krazel sie von 1825 an unserm Vocum vortrug.

Als Gegenheil der im Eingange und zuletzt aufgestellten Behauptungen können wir aufführen, daß eben fürstbischöflich Salin es war, der in seinen früheren besseren Tagen Wissenschaft und Kunst, besonders die Naturkunde, auf eine hervorragende und allen seines Gleichen zum Muster dienende Weise förderte, daß eben Sulzen, Hohenwart, Kainer, Weiskauf, Japel, und in neuester Zeit Meinrad v. Galenstern, Kainer Graf, Davidbacher, Koblmayr, Kallier, Gniffenbauer u. A., alles Mitglieder des Klerus im Fache der Naturkunde, mitunter selbst bei ihrer vereinzelter Stellung am Bande Achtungswertes leisteten und jedes andere wissenschaftliche Fach von Mitgliedern des katholischen Klerus ehrenvoll vertreten wurde, und daß nur der Mangel an Mitteln in jener abgetheilten Stellung viele zu wissenschaftlicher Fortbildung befähigte Geister leider an derselben hindert, so hoch eben jene Leistungen, denen von Oben herab in neuester Zeit die kräftigste Anregung zu Theil wird, aus diesem Grunde anzuspähen sind. Indessen auch jener herbe Tadel solle zur Aufmunterung dienen, um ihn, auch nur auf einen Theil des Klerus geschleudert, unwahr zu machen. Mögen

die Bildungsanstalten unserer Hauptstadt, besonders die L. L. Bibliothek, von so Vielen, jeden Standes, denen Mühe gegönnt ist, eben so eifrig benutzt werden, als sie bereitwillig geöffnet und dargeboten ist!

E.

## Das Geheimniß von Himmelau.

Novelle von Fritz Pichler.

Inniten der herrlichen Gebirge zwischen der rath stehenden Lavant und den der Koralle gegenüberstehenden Alpenabhängigen steht einsam und ungehebt das Schloß Himmelau. Fremd klingt der Name dem Gauzoborenen; denn er weiß nichts von diesem Ritterstiege, als daß ihm die Zeit, da die gefährlichsten, aber nachmalig lauzgewordenen Herren von Helm und Speer hermeiderstiegen, sein Dasein in stachem Thale gegeben. Noch fremder klingt in die Fremde hinaus der Name; denn leer ausgegangen ist das Schloß in der Geschichte, und auch der Geist der Reuzzeit war es nicht, der so anmutiges Leben in die alternden Hallen zauberte, wie es in allen Schließern und Schließern von dem einen Ende des Thales bis zum andern sprudelt. Geschlossen für und für sind die Pforten dem Gesolge der Fröhdlichkeit, wie wird einer dem Mai entzagepflügernden Schaar in diesen Gemächern gastliche Entlofer, töndem Gesänge ist hier verlagert der allgetreue Wiederhall, und jedweder Ruf aus freudquellender Brust, den du irgend hineinjubelt in die weiten Gänge, er erstirbt, wie gedöbet von unbeflegtem Stüde.

Kein Himmel diese Aue!

Wir war nur eine Nacht in diesem Schlosse zu weisen beschiden. Des Wanders genug war es schon, daß mich der alte ernste Herr einließ. In kurzen Worten machte er mir die freudige Erklärung, ich könne in's Schlafszimmer gehen und morgen wolle er mich aus dem Schlosse hinweg auf die Jagd schicken: dann hätte ich alles Merkwürdige von Himmelau kennen gelernt. Somit gute Nacht. Aber wach eine Nacht! Die schwülste, dickste Luft lag in den Zimmern, die alten Rasten und Schreine knarrten, die Mauerflänge zischelte, der Holzwurm nagte, die leuchtangenen Fensterflügelchen klirren und zitterten im Mitternachtssturm und alterband drohende Frauen gehalten traten vor meine Lagerstätte. Ich hörte Pferdegetrabe im Hofraum, Feuerluft, dann wieder frühlichbraufende Spiele, sah Hochzeitstige die Fenster vorübereschwären, dann schritt wieder ein frühlicher Mann quer durch's Zimmer, dann hörte man einen schweren Fall, wie von einem Bruststein, ferne säße Mümmelieder, Schmetterflanz, Windesdümmern und so ging es die ganze Nacht fort. Als es Morgen geworden, riß ich alle Fenster auf, zerriß einen letzten gewesenen Brief, der mich jüngster Tage so viel Thränen geleistet hatte, und eilte mit dem alten Schloßförster in den Wald. Hier ward ich wieder froh, aber mein Frohsinn war höchstens der eines langsam Gesehenden. Der alte Christl merkte mir's ab. Ich klagte ihm die Leiden der Nacht. Er lächelte und meinte, ich sey der Erste nicht und auch nicht der Letzte, dem es also passirt. Er werde selber auf Johann aus dem Dienste treten, weil er diesem Winkelweel gram worden sey. Der Forst, die Hasen und Fische darin und noch mehr die Hasenfüße und Welschfüße im Schlosse seyen allesamt des Teufels. Und der Herr! Es ist nichts anzufangen mit ihm. Trei' ich in seine geheime Kammer ein, hui! wie fährt er auf, und statt dann

in meine reich besetzte Waidlöcher zu schauen, hängen seine Augen an dem nichtempfinden, reimungsgehabten Bild von einem, weiß Gott wie alten, Himmelsauer Ritter, vielleicht einem seiner Väter, obwohl gar nichts Ähnliches in ihnen liegt. Dann schweift sein furchtsamer Blick aus zur Thüre, daß man herein möchte, es läm' Einer herein und der wollte sich da breiten machen. Dann geht des Alten Blick, als ob er Jemandes Tritte verfolge, zur anderen Thüre, endlich athmet er auf und sagt wohl gar:

— Gut daß er fort ist.

Wer ist ihm erschienen?

Das hat mir noch keiner zu sagen gewußt. Meine Tochter, die Runa (Gott hab sie selig, gesund war sie nie) hat hier auch viel durchmachen müssen, und sie hat mehr gesehen, als unser Eins, der ein großer Mann ist und natürlich auch schon viel unshaltiger Thierelein Blut auf seiner Seele hat und folglich nicht so rein ist, wie eine gute fromme Magd. Viel schweigen hat die Runa müssen, und das hat sie im Kopf verwirrt. Darum, Herr, nur reden und immer reden und nichts bei sich herumtragen. Hat die Runa auch schnell aus dem Schloß müssen und auf hartem Eren in der Köhlerhütte im Kegelwäldchen sterben, 's ist ihr doch leichter worden, nachdem sie mir Alles gesagt. Und so war's. Sie geht einmal morgens vor dem Grusplätzen über den halbhellen Schloßgang. Da kommt ein bloßer, eingefallener, aber doch lieb-freundlicher Mann auf sie zu, bietet sie um ein Nicht auf sein weiß- und rothes Ketzien und verstreut durch die Kapellenstübe. Wer doch der sein muß? fragt sie in ihrer Einsicht den Schloßherrn, der just des Weges kommt, wer doch der sein muß, er schaut so lieblich her. Viellich, entgegen der Alte, psi, sprich das nicht aus; schändlich ist er, ein Wurm, ein Drosch, mit langem Küssel und steigender Mähne.

— Das sah ich nie.

— Ich jeden Tag. Doch nein, wir sahen beide Nichts und ich verbieth dir, Runa, dergleichen zu plaudern vor den Leuten.

Und sie behielt's für sich, weil sie sich Tag um Tag mehr gewöhnte an den unerkonten Mann. Besonders zu Vollmondzeit blieb er länger um sie und war auch viel heßer anzusehen. Um so offenkundiger wurde er's für den alten Herrn, und um eine solche Zeit hat mich auch der Alte gefragt, ob ich darum wisse. Ich sagte nein; aber das war nicht genug, die arme stehende Runa mußte aus dem Hause, da wurde es ihr zwar leichter, sie sah trübsel aus, aber sterben mußte sie doch. Und werer sie hingab, hat sie mir Alles gesagt. Seitdem hab' ich genau Acht im Schlosse, freilich selber seh' ich nichts, weil ich, wie schon gesagt, zu groß bin wie meine Kerneiden und überhaupt nicht viel in Stube und Küche, aber daß es unsern alten Herrn Tag und Nacht quält, das weiß ich, das seh' ich. Und iedlich muß es wohl böse Geister geben im Hause; denn sonst fehlt den Leuten gar nichts, Geld ist genug da, zu Essen auch, zu Trinken, die Gegend läßt sich eben auch nicht verschlimpen und obendrein, was eigentlich die Hauptsache, der Walfisch ein ganz tüchtiger, nur ein bißchen aus dem Zeug gegangen. Der Teufel weiß nun, wo der Faden steht. Einmal gruben sie die Ringmauer ab und stülten die Graben aus. Da fanden sie ein Gerippe, und als wenn's von einem vergrabnen Kintlein wär! Unsin, was man da munkelt; der alte Herr war zeitlich nie verkehrathet, ist ihm also auch nie was Kleines gestorben. Ja, wenn der Kinder hätt', soll' es schon lustiger bergehen auf Himmelsau. Es läm' doch hier und da ein Wesch; der junge Herr würde lustige Streiche anstellen, und eines schönen reichen Frütleins willen möchte schon auch manch' ein Junter heranziehen mit

Bieren und betteln auf allen Bieren, wie man das so jetzt thut. Doch ich dabei bleib', es gibt schon auch Besuche in Ihm, hohe! das hat mir die alte Regelmirbin bei St. Maria in erst neulich in der Sternacht erzählt, wie wir das Kienholz zum Fackelgang schreiteten. Wißt, sie war beim Vater des jetzigen Regelmirbin und hat scharfe Augen. Sie liest noch jetzt den schlechtesten Kalender.

Espringt einmal hinterm Schloß in der Ebene ein Reiter ab, ein großer starker Mann, eine Kose wie so ein Geierschnabel und das Kinn wie den Raumbart befestigt, springt ab, bindet den schäumenden Hengst an die nächste Eide und geht mit seinen zerstückten Reiterstiefeln in's Schloß. Die Sonne brannte scharf in's Gemüser und über der Alm lagen schwere, dunkle Wolkensuben. Mit den ersten Regenriesen und unter dem Verdunst des Gewölks tritt der Fremde in den Hof, bekennt sich kurz, meint, es hab' ihn kein Aug' gesehen, und hostet über die Türe hinaus gerade auf die geheime Kammer des alten Herrn drauf los. Mein natürlich fortwähren, es seh' ihn kein Aug', her' ihn kein Obr. Aber die alte Regelmirbin ist halt ein feines Tuch. Ist sie nicht so gekleidet und springt über die kleine Stiege hinaus, steigt in die Stube neben der Herrenkammer und hat das Obr schon vor'm Schloßschloß, als der Fremde den Mund aufhust? Na freilich, erzählen sollt' Ihr sie hören, wie getrudt. Da sagt zuerst der Alte:

— Ich leb' noch. Du mußt wieder fort, geh' über's Meer eber in die Schlacht.

Darauf der Fremde:

— Ich soll wieder gehn? (Dabei stöhnt er, daß es Einem wehe thut.) Dabe ich nicht den Tod gesucht in den lembardischen Feltern, zuver unten an Neapel's Räfte, und zuver in den heißen Steppen Algier's, und zuver in den brennenden Wüsten an der Seine und zuver in den Schuchten des Balkan und zuver in der Ebene von Misselunghi —

— So suchte den Tod näher! (Dabei gibt ihm der Schloßherr einen Delch.)

— Was nüt' Dir's, was sollt ich sterbe? Mein Sobn lebt. Ist auch deines Sohnes Arm so stark, nun wehst, sie mögen sich raffen.

— Ach! mir lebt kein Sobn, der mich schirme.

— Na, wir siegen. Gott sey gepriesen, endlich gepriesen. Meiner Väter Väter ritten hieher und jagen wieder hinweg, einzig und allein das schwere Blutgeld mit sich nehmend. Auch ich scheide, aber wenn mein Sobn hier einzieht, so jubelt ihm Alles entgegen: Dem Verrathen und Rechtmaßigen Heil! Bis dahin zittere.

Stumm langt der Schloßherr noch einem Sidel, schwer von rothem Gold und überreicht es dem Fremden. Der nimmt es unter den Mantel, finkt beugt vor den alten Ritterbilde nieder, weint und flucht dem Lebenden. Mit raschen Schritten ist er fort.

Das hat die alte Regelmirbin haarstark gesehen und gehört und wir können nichts anders thun, als uns den Kopf zerbrechen darüber. Doch das Gefinde im Hause räumte, kennt Ihr noch von dem einäugigen Eschaffner erfahren, der den Fremden fortsprennen gesehen.

Wer von euch die große Gledde zieht, den sperr' ich ein, so herrsche der Alte und Niemand durste je davon sprechen. Wir sprechen auch nicht und wenn's jetzt geschieht, junger Herr, so ist der Wald Schuld daran, in dem Alles im Dunkeln bleibt, was auch immer geschehe.

Nach diesen Worten machte Ehrich den ersten Schuß auf einen Hasen. Poff! Seine Bläse war mitten entzwei gepfungen und die rechte Hand blutete. Richtig, tief er,

nachdem er sich wieder gefaßt, aus — heute ist ja des Herrn Geburtstag. Geh'n wir nur heim. Da geschieht immer was.

Und wir schritten aus dem Bälge. Mich schauderte. Christl ging allein auf Himmela u zu und hob mir noch von ferne die Hand grüßend entgegen. Ich eilte in die nahe Stadt, warf mich in den Wagen und suchte mir ein anderes Thal zur Erholung von meiner im Herzen sitzenden Krankheit auf. Meine Begleiter waren zwei Bäder, Julinus's Kerner's „Scherin von Breooer“ und ein väterliches Gesichtsmerk. In dem erstern finde ich meine leiseren Ahnungen, die ich je über die innige Verbindung der dies- und jenseitigen Welt gehgt, auf das Entschiedenste bekräftigt und erlaube hiemit, daß ich an unser beständiges Umlaufwehigen von den Geistern unserer abgesehnen Lieben fest und unwandelbar glaube. Eben so gewiß ist mir, daß die Geister jener, die sich in ihrem Leben zu sehr an die Stelle gehettet haben, bevor sie zur Vollendung eingehen, noch mit uns, theils indem sie sprechen, theils indem sie uns beglücken erscheinen, verkehren würden. Dieses Geisterherreinzagen ist es allein, welches uns in diesem thäuerreichen Jammerthale des Erdenlebens aufrecht erhält, alle andern Gedanken, die wir fassen, alles selbst, was uns sämmtlich wohlgefaßt und was wir selber wieder als Künstler schaffen, ist von daher zu erklären. Wie behäuflichwerth daher der heidnische Materialismus der neueren Naturgelehrten, die von ihren Existenzen die Ahnungen aus-schließen. Ich will mich hier nicht weiter verlieren und nur anmerken, daß ich mich glänzlich schätze, zwei Menschen (nämlich den Himmela u und die Höfsterlecher) als unbestreitbar von dem Herreinzagen einer bestimmten Geisteswelt in die Familienbeziehungen dieses Schlosses bekräftigt zu kennen. Ich werde, sobald ich erst ganz gesund bin, nach nochmaligem tiefer abnungsvollen Studium Kerner's, Canemeyer's, Görres' und auch Reichensbach's, das Wesen des Himmela u Spud's nach seinen Erscheinungen prüfen. Schon finde ich in meinem zweiten Begleiter, ich meine das Gesichtsmerk, eine Stelle, die mir einzigen Anhaltspunkt gibt. Es besaßen nämlich die Himmela u in der ehemals hochfürstlich-damberg'schen Stadt Wollberg und zwar gerade gegen der Heiligenblut-Kirche über ein unanständiges Haus, in diesem Augenblick zerbröckelt und kaum bewohnbar, nach daran ein perustrauwaderarter Garten mit dem Abfall in die Lavant. Alle Leute nennen das Hans Gesichtsmerk. Wozu konnte wohl den Himmela uern dieses Merk nützen? Und noch mehr, was knüpfen sie daran ein vom Kaiser erbetenes Aphrodit? Es enthält ein Brief von Kaiser Friedrich IV. folgenden Tag:

Wer inner Mannes- oder Weibsgeschlecht sich Anchtel in das Hans Gesichtsmerk von erbar rüchlich Sachen, als Geldschuld — Todschlag und ander gemeiner Verhandlung und frevel die sie begangen haecten — als weil es mit Mauern und Toren unlangen. sollen Frieden und Sicherheit haben ihres Leibs und Guts, so lang als diweil sy darin saynd. Doch all ander uebelthachtig Leute hierinen ganz ausgeschieden.

Die Geschichte ist zwar nicht berufen, das Herreinzagen der Geisteswelt zu beweisen, allein das Herreinzagen —

Zwei Jahre sind vorübergegangen, seit ich obige Zeilen aus meinem Wanderleben niedergeschrieben. Gut, daß sie fort sind, möcht ich mit dem letzten Himmela u austrufen. Das waren unfruchtbare Jahre voll Rückschäden, Geistesleiden, De und jenseitigen Ahnungen. Worauf doch ein unglücklich geträumter Liebestraum führen kann! Wie Petrus seinen

Herrn, so hab' ich dich dreimal verrathen, du schöne, ewig kräftige Brant Natur; nun ich in deine Arme zurückgefaßt bin, ist mir das weite, jubelvolle Diesseits Raum genug, darauf ich mich wirken freue, und mich freut der Grassalme, der Blumen, der Gehräuche, Bäume, Hügel, Berge, der Alpen und Gletscher Herreinzagen in diese unsere, mit Augen sichtbare, mit Händen greifbare göttlich schöne Welt. Es geht mir nichts darüber, ruf ich mit dem seligen König von Thule.

Ich werde auch den Himmela uer Spud nicht nach seinen herreinzagenden Erscheinungen prüfen, sondern warten, bis etwa es einmal dem Schatten des Professors Nikolai beliebt, in Himmela u herreinzuzagen und dort was Aehnliches herauszufuspittiren wie im Tegel, dem schönen Schloße bei Spandau, wo die Gebrüder Humboldt ihres Lebens Freßplan mit schimmernden Bansteinen wölben. Mir ist das capriciose Schloßchen geistleres worden, aber voll von schönen Weisengemüthern.

Ich traf nämlich, nachdem ich so oft lächelnd von Himmela u vorbeigekam, einmal im Thorbogen ein allerliebste kleines Mädchen mit einem lieblichen Kamäthen spielen und lächelte mich durch die Mauerlöcher der Kleinen verlost, selber mitzulächeln. Ich fragte sie stellet. Zu meinem nicht geringen Erstaunen sprach das Kind von dem Schlossherrn als einem Bekannten, meinte und lächelte durcheinander und ließ sich's endlich nicht nehmen, mich, die Kirche vorüber, in den Dorffriedhof zu führen. Als wir beide stille standen, war es am Grabe des alten Herrn. So bist denn auch du, dasch' ich bei mir, der Ruhe theilhaftig worden, die, ich weiß nicht warum, dich zeitlebens gelassen. Im Leben war kein Tröster dir zur Seite gegangen und nun weint ein so wunderbarlich Geschöpf an dich, als wärest du sein Vater gewesen. Auch den Blumen, die jetzt an dich lächeln, kannst du nicht, wie jeterzeit in reinem Schlosse, vorwehren das Spreßen und das liebende Umlangen; du mußt es eben leiden, weil es dich nicht mehr entzünden kann und nicht betrüben. Und am besten deckt doch immer ein klauerreiches Grab das tiefste Wehsein. — Nur hier blieb meine Betrachtung. Das Mädchen, nengstärkt durch ein leises Gebet, nahm mich schüchtern bei der Hand, ging still für sich hin durch den hochbegraeseten Friedhof, hüpfend aber und tanzend durch die Schloß-Aue; endlich wußt ich gar hinein in den Garten. Da schossen satterthe Pfingstnelken unter dickstehenden Rosensträuchern auf, Maßliebchen begränzten mit üppigem Rajen die Breiten einer fetten Erde und mauerseits rankten sich an sonngedörren Tennen Garten, Jasolen und Zäherner Weinstöcke reichlich empor. Im Hofe machte eine Schaar buntspeckter Enten, den grünlich silbernden Entenich an der Spitze, Hölzerwanderung, haben befrüchten und beschaulichen sich, Hennen gackerten ihren freuchertrippelnden Rücken zu, der Truthahn schlug zernig lollernd seinen Schweifbogen, Tauben liebellen auf ihrem göttlichen Kober und hoch oben im letzten Gangbogen paradierte unter gelbigem Anruzbaldachin in einsamer Majestät der farbensüßlernde Pfau. Das allerliebendigste Leben regte sich in Haus und Hof. War ein Wunder geschehen? Ja ich hätte noch kräftiger darauf schwören mögen, seit ich erst dem lustigstehenden Gesinde in die Augen gesehen. Von Morgen bis Abend ein Kochen, Waschen, Hämmern, Graben, Räben, Einfahren und Anbreiten bei hellem Gejauchz, trillerndem Pfiff und stillmeditirtem Volkstrie. Es' ich mich noch zurechte gefunden, muß' ich wieder hinaus und dem Mädchen bis zu einer uralten Eiche folgen, wo es in den dichten Schatten sich zurückzog und mit dem Häselin spielte. Alsald sezt' es sich dicht neben mich, lächelte mich scherzend an und erzählte folgendes Geschichtchen:



Vor vielen hundert Jahren lebte zu Himmelaun ein Ritter, der hieß mit Namen Chrenreich. Das war ein guter Herr und eine Freude seiner Mannen und auch der Armen durch's ganze Thal. Weil er nicht mehr auf hohem Fels wohnte, wie sein streifschwärziger Vater, so mocht er wohl wissen, wie gut es im Thal zu wohnen sei, wenn Alles fleißig Frieden hält. Chrenreich war dabei tapfer und ohne Furcht und der Ersten Einer, wenn es da und dort einen gerechten Kampf oder ein recht's Kampffpiel gab. Eines Abends war's, da lebete er eben von der Jagd heim, das Hüßchen tönte und die Riden schlugen an und die Wittwe Mutter eilte dem Zuge, so gut sie's vermochte, grüßend entgegen, da stammte es am Himmel über dem Lertbale hell auf. Je mehr die Nacht hereinfiel, je droherer schien die Glut. Märe und traußbedürftig, wie er war, schwang sich Chrenreich wieder auf's Pferd und ließ seine Knechte mitgehen. So ging's durch Stadt, Wald, Graben über Steg und Stein durch wunde Stunte. Wie sich nun die Ebene vor ihnen aufthot, da wußten sie, wozu sie wären. Wo sonst Lichtengraben, das prächtige zimmerreiche Schloß gestanden, lebte und jüngelte jetzt ein erdberädeltes Feuer, und hätte man den Jammerzgeräth der Herabstolzen glauben mögen, so war Alles verloren.

Armer Leutele von Lichtengraben — rief Chrenreich erschüttert aus — mein unversehener Feind, wie schwer trifft Dich Gottes Arm! Dies gesprochen sammelte er alles Beil um sich und sie trugen in's Schloß. Leutele, sein Weib, sein Töchterlein und ein gar kleiner Junger rangen im qualmerfüllten Heße die Hände. Strohwerk um Strohwerk war eingefallen, der Marshall in Trümmern, die Pferde auf wilder Flucht, fast alle Aueweide unzugänglich. Da erschien Chrenreich und führte die arme Geseffamilie hinweg.

Wald faulde der Ang der Better und Geretteten wieder durch die Nacht, und bei dümmerendem Morgen war man im tiefen glücklichen Himmelaun. Da reichte denn der finstere Leutele Chrenreichen die Hand zur Vernehmung, sprechend: Ich will Dir die Wälder zurückstellen. — Nein, bau' damit Dein Schloß auf, erwiderte Chrenreich.

Aber damit hatte es noch gute Weile. Leutele hatte Brandwunden erlitten und wollte dieselben verheilmachen, um nicht die Sorgen des Wirtbes zu mehren. Doch das bekam ihm sehr übel, denn er war schon gar sehr bei Jahren. Chrenreich und seine gute Mutter wichen nicht vom Bette des Leidenden, wie sich das auch Siguna, Leutele's solgsames Töchterlein, verbal. So vielfacher Eifer und wachende Fürsorge kam denn dem Siedlen sehr zu gute, so daß er sich bald wieder erhub, um in seine Heimath zurückzuföhren. So kräftig und stark war er geworden, daß er sich leicht in den Sattel schwang, um auf sein Schloß zu reiten. Aber wo war Lichtengraben! Dies schöne Schloß, von mehreren das größte, von allen das einzig-liebe, war eine Ruine und des Goldes und Silbers recht wenig in den Trüben. Streit und Feinde hatten schier Alles aufgezehrt. Rath und Hilfe aber kamen von Chrenreich, dem Elbel, der Jude von Wolfsberg, streckte auf des Himmelauners liegendes und fahrendes Gut viele tausende guter ungarischer Goldgulden vor und somit Heil zum Bau! Es war gößliches Scheiden. Chrenreich aber füllte sich von nun an sehr vereinsamt, denn er dachte viel an die schöne Siguna. Das merkte die Mutter recht wohl und begann sich auf ihren Wittwenstuh an andern Ende des Thales einzurichten. In Wahrheit aber hatte Chrenreich Sigunam ziehen lassen, ohne sie um ihr Herzlein zu bitten. Denn das schien ihm schlimm, erst wohlthun, und gleich darauf um Dank bitten. Erst nach

zweien Jahren — das neue Lichtengraben neben den Trümmern des alten sollte gerade den Schlußstein erhalten — sah Chrenreich die züchtige Siguna mit Augen wieder. Da reichte die Schöne eben dem ehelichen Meister Gotsfried, dem Steinmetz, den Ehrentrost, der sagte seinen frommen Sprach und die Gesellen zedten sich gegenseitig unter den Tisch. Chrenreich aber begann zu erzählen, wie er nun ankerte, sich eine Braut aus einem fernem Schlosse an der Donau zu holen. Für sie hab' er sein Himmelaun schon recht herzensfremlich vergerichtet, neue Hüben angekauft, dazu zwanzig übergebene Pferde aus Arabien und eine Menge Hüllen für die Reize; und was sie sonst noch wünschte in ihrem Herzen, werde sie all haben können. So theuer wäre ihm seine Braut.

Da er so redete, ging Siguna hinweg. Der Junker sprach durch die weit angeziffene Thüre herein und fragte freudig, wer denn Sigunam weinen gemacht habe? Chrenreich eilte auf den Flur, zog die widerstrebende Jungfrau bei ihrer schneeweißen Hand herein und fragte sie laut, um wen sie weine. Im Ueb, rief sie aus und fiel dabei dem hocherfreuten Chrenreich um den Hals. Der küßte sie auf die Stirne und sprach: Du sollst nicht weinen, oder für ähren. Sieh, ichm Tu in mein Haus und sey Herrin auf Himmelaun. Ich künnte an der Donau nicht Besseres finden, als Du bist und stieg' ich gleich wieder in den Rhein und höb' auf mit Händen das reiche Gelt der Nibelungen, es wär' doch gar ein Wind gen ein Wert aus Einem Rinne, gen einen Kuß auf diese rothen Lippen. — Nur zu Leutele, dem das gar sehr gefiel, sprach er: Seyd mir nicht gram. Euer Schloß hab' Ihr angebau't mit Gottes Segen und kunstgewandten Händen und ich komm' und nehm' Euch den Gruntstein weg und den Schlußstein und die Finnen, drauf des Himmels Tenne freutig schreit und die Fensterlein mit dem wundervollen Glanz und womit ich Siguna er seufz veraglichen mag, — seyd mir nicht gram; dessen gerate bearg mein Schloß und es wuß' eben so seyn. Leutele gab seinen Segen und man machte Hochzeit. So ward Siguna Herrin auf Himmelaun.

Gar überaus prächtig war ihr Einzug. Die Leute sagten, dreimal so reich sey die Frau geschmückt gewesen, als es ein Ritter nur irgend sein kam. Ihre Fagen waren reicher an Gold und Silber und Perlen als die des Ritters und mit ihrem Belter hätten sich selbst jene des Ritters von Colniz nicht messen können. Viele wollten wissen, Siguna habe einen Onkeln in ihrem Vann, der ihr Geld und Geseffien herbeischleppen müßte, so est sie eben Begier danach hätte. Alle aber erkannten, die schöne Frau zu sehen, sie auf ihren Purgen und Heßen zu bewirthen. So war denn auch der hochfürstlich bambergsche Vicedom auf Schloß Wolfsberg Chrenreichen schon lange mit Witten angelegen, doch einmal bei der Abtentafel mit seinem fürstlichen Gemahl zu erscheinen. Das galt denn nicht anders als für eine seltene Ehre.

Der Vicedom, ein großer Mann mit schneeweißen Locken, immer in seinem Schwarzammetmantel, erzeigte sehr lieben Gästen jegliche Ehre und hieß sie zunächst an seiner Rechten sitzen. Ging Siguna durch den Saal, so rechte wie eine Königin von Syrien, da schauten all die stolzen Herren stamm darcin, die Frauen küßten ihr leise die Hand und selbst die Frau des Vicedoms hat's. Was Siguna auch geschehen ließ. Werde mir, wie diese lobefame Frau — so sprach der Vicedom indogechin zu seinem Töchterlein, der sitzen, fremmen Gera.

Alter diese säßte nicht, wie alle Uebrigen, Piele zu Eignen, sie woch ihr aus, wie ich's dem Pfau zu machen pflege, wenn er daherkommt mit seinem glitzernden Gefieder. Und noch viel ihu' ich wie Oera.

Einmal stand sie auf dem Schloßbalken und schaute hinaus in's meridliche Thal. Ach! wie muß das so schön anjusehen seyn vom Schloßberg. Da war es ihr wohl, war's ihr wehe zugleich, ihr schien's, als spräche Jemand zu ihr und es bringe tiefer, tiefer ein, denn manches längst vergessene Wort; als sollte sie antworten und wisse nicht wie. Entschlies sie dann, so erschien ihr ein Jüngling mit langem Fedenhaar und strahlendem Angesicht. Was sie zu ihm sprach, das wurde zum Gebet, und zur Beschäft des Himmels, woch er sprach. Ich glaube, Oera sah einen Engel — wie ich — wenn ich müde — reisenell — o wie schön —

(Fortsetzung folgt.)

## Am Werder-See.

1858.

Du liegst, o See, zu meinen Füßen,  
Ein Bild des Friedens und der Ruh,  
Mit tausend Grüßen lauchst im Stillen  
Dir freudig meine Seele zu.

Du bist so lieblich zu zu schauen,  
Wenn auch ob dir der Himmel trüb,  
Den grünen Bergen rings umschleifen,  
Bewachend dich in treuer Lieb'.

Wie mußt du schön seyn, wenn die Sonne  
Ob dir erglänzt in reinem Glau,  
Wie schön erst, wenn bewegt den Stürmen  
Du Wogen wirfst in's Rebelgtau!

Woh! müd' ich länger bei die weilen,  
Doch sieh, das Schiff zieht seine Bahn,  
Und „Rebewohl“ muß zu dir sagen,  
Ich einlarm armer Wandermann.

Grz.

Dr. Joseph Kestler.

## Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 14.)

**banteln**, knüpfen, binden, z. B. die Schür auf- und zur banteln. Die Buzel ist bannen — die Freiheit berauben; das alte Ban, Van, Fan, weben Wand, binden, haben, Posier abflammen, wofes eine Binkel, ein langes, schmales Tuch, zum Umwinden, bedruckte. Ostrid sagt vom Sajaras:  
Mit lachanon hiwuntan,  
Joh fanon so gibuntan;  
(Mit Feinen bewunden,  
Und mit Bindeln so umwunden.)

III. 24. 204.

**pantfchn**. 1) Auf eine ungeschickte, unreinliche Weise Verschiedenes untereinander mischen, besonders bei Speisen und Getränken. Wein pantfchn, d. h. Wein mit Wasser vermischen, d. h. versäufeln.

**Pantfchach** = widersinnig Vermengtes. 2) Mit Heißhunger essen, freßen; vielleicht vom altslawischen pantfche, pantfche, raub, unanft behandelt; lateinisch pino, pinso, d. h. schütteln. In der Schweiz heißt pantfchen rütteln, und bei uns in Oberkärnten, zeitlichen, schlagen. Daher pisto, siehe Aelung S. 646. Itallisch panca, Französisch paucer.

**pantöl**, beim Regenschnecken?

**Pantfchüh**, der Fuß, um Schweiß herbeizuladen, und **Pantfcha oder Pantfcha**, der Name des Schweines selbst, als des eigentlichen Ursprungsamten der Weizhähne.

**Panzu**. 1) Ein kleines, dickes loses Kind. 2) Ein Fuß. 3) Der Schweißbauch, so auch die vier großen Viehgebärme. Im Französischen hat panze oder panee die Bedeutung von Panz, dem Unterleib, ein tider Bauch, der erste Magen der widerkäuenden Thiere, der Bauch an einem Fuchshuten. z. B. am lateinischen A.

**Papa**, das Essen, die Speise im Munde der Kinder.

**Papa**, der Vater.

**päpä**, launig, zartig seyn, im Munde der Kinder.

**päparat**, mit erfrer, düstert Miene auftreten.

**Paper**, die Ober- oder Unterlippe. Latein. papa, Vater; παπας, der geistliche Vater.

**bäpeln**, plaudern, unverständlich, sinnlos sprechen, unnütz, zur Unzeit schwätzen, Bäpalep, unnützes Geklapper, kühnliches Geschwätz. Englisch to babble, französisch babiller; griechisch βαβαζω, Sülpert I. 54. Aelung S. 650.

**pappu**, essen, beledern in der Kindersprache, aufpappeln, aufküttern, geschwürben. In Arabiam o St. Clara „Wohltunselstem Beinlecker“, S. 67, lesen wir: Meine Kinder zu Haus seynd mecher aus Hungertant, als Ungerlant, und woa von der Stadt Papp; denn sie den ganzen Tag pappn schreien. Itallisch pappo, das Bret, die Speise; pappu, der Drei; pappare, freßen. Holländisch Pap, Drei; griechisch παρρα, ich esse. Sülpert I. 151.

**Päp, päpn**, Drei, Kleiner, päpn, fleischer. Englisch pap, ein tider Nüch- oder Zimmellei für kleine Kinder, das Nüch — bei uns Müus. Papabitt. Sülp. I. 151.

**Päperl**, der Papagei, wahrscheinlich von bäpeln, to babble.

**paparin**, Jemanden zum Essen haben, speßen; mit Jemandem spielen, wie der Wind mit einem Papier.

**Bärg, Barga**, das männlich verschchnittene Schwein. Nordwestlich Barga, Port. Ehen im salischen Geseße ist Barea ein verschchnittenes Schwein. Wächter leitet es von barga, schneiden, her. Lateinisch porcus, griechisch πορκα. Aelung S. 1126. Kastrat.

**Barbof**, die Schuppelle für das Alpenvieh zur Zeit des Ungewitters; wahrscheinlich von bar = kloß und hofan.

**Barlän**, die Uneinlichkeit überhaupt, insbesondere der Pantansschlag am ganzen Leibe. Ob nicht bar = dieß, und Läg = Fied?

**barman**, vor Schmerz oder Zorn sich fast während gekröten.

**Bärn**, jener Raum in der Scheuer, in welchem Feu, Stroh, Scheuen z. hinterlegt wird. Englisch to barn, einschuern, barn die Scheuer.

**barman**. In den Scheuern die Getreidgarben aufeinanderlegen, einschuern. Auch im Wibelungen-Liede bedeutet baren = legen. Vers 220, 3. Im Englischen gibt diese Bedeutung das Sprichwort: the barn is full, d. h. gravida est. Siehe Sülpert S. 69, I. Theil. Lateinisch ferre.

**barrig**, tragend, trächtig seyn; vom altslawischen baren, Junge tragen. Englisch to bear = tragen; oder to barn, einschuern.

**Bärtschaft**, die Gekummte, die Jemand nicht auf Interessen z. anlegend hat, wohl aber in seinen Schranken erwaohrt.

**Banzl**. 1) Das Geisern der Kinder, das gleich einem Worte den Kindern vom Rinn herunterhängt, und meistens beschmutzt ist. Daher unser S u a b a r t i, ein unseinerer, unreiner Mensch. Englisch

bib, das Biertrank; französisch bois; lateinisch bibo, nippen, schlürfen, leckern. 2) Taufname, statt Bartholomäus. 3) Ein bedenkter, verlarvter Mann, her ab St. Nikolaus-Borobaden in der Wohnung erscheint, um Kinder zu schrecken, und zum Gebetsam zu ermahnen.

**bärzen**, sich kränken, sich Jemandem widersetzen.

**Bärwisch**, der Borschenbein, die Zimmer zu reinigen.

**Bärzsch**, der Anflug junger Bäume im Walde; wahrscheinlich hergulten von bar, empör, hochstrebend. Bei Kotter sich buron bedeutet, sich beben, erbeben.

**barzen**, seinen Körper ausstrecken, sich ausdehnen, daher figurlich: sich groß machen, groß thun. In der Schweiz hat barzen den Begriff des Verwoitagens, turgore. Piet. pag. 315. Bei Kotter und in der Mondfleisch's Glesse sich buron, sich beben, erbeben. Das Stammwort ist bor, empör, hoch. Vielleicht englisch to perk = den Kopf, die Nase hoch tragen, sich kränken. Hilpert S. 172.

**bas**, besser mehr; also der Comparativus ven gut, z. B. äre päs, aufe päe, d. b. mehr aufwärts, abwärts. Im Niderrheinisch bas = besser.

**basal**, ertaglich, leichtlich, raffertich; vom altsächsischen bas = besser. Am besten in unserer Sprache ist dieses Wort zu geben mit: nicht uneben; denn eine Ebene ist ihrer Gleichheit nach passable; dem alle im Rätinischen Sinne das: nicht uneben ganz entspricht. Man sagt: Er ist kein unebener Mensch, d. h. Höhe und Tiefe hat er nicht; es läßt sich aber bequemer mit ihm umgehen, und darin ist er sich durchaus gleich. Im Englischen passably; im Italinischen passabile. Siehe Aelung S. 664, Geertz II. Band S. 123.

**baschen**, schlagen, abgeschlagen, mit den Händen zusammenteschlagen, daß es einen Schall gibt. Er baut drein, daß alle päsch, d. h. er schlägt zu, daß es schallt; gebürt ihm alten hatten, schlagen. Im Englischen pass, der Schlag, Dieb, Steh. To pass; schlagen, heften, bestigen; landschaftlich päschen. Hilpert II. 157.

**baseln**, **baseln**, mit allerlei kleinen Handarbeiten umzugehen wissen, ohne sie handwerkmäßig getrieben zu haben, als knüpfeln, drehen. Zu Schwaben und in der Schweiz bäschen. Englisch busen. Holländisch bezig, geschäftig, arbeiten. Verlich busiden, spielen, spielen arbeiten. Dredlich passal, schippen, beben. Nach meiner Ansicht ist auch das Englische to buso (landschaftlich böselen, päseln, päseln) herguzugehen: denn es bedeutet: unbedeutende, unbestimmte Arbeit verrichten, handhieren.

**Baslerri**, unbedeutende, unbestimmte Arbeiten, meistens bestehend in knüpfeln oder dreheln.

**Basler**, Einer, der solche Arbeiten macht.

**basig**, Verleibe tragen zu irgend einer Sache, verlangen nach irgend einem Gegenstande, z. B. beant was i schia pasig of an Keatschen, d. h. ich habe heute ein Verlangen, Kirichen zu essen; gebürt zu passen, anpassen.

**Basibör**, das Sanerborn, aus dessen Wurzeln manche Schmitz- und Drehelarbeiten verfertigt werden.

**basier**, besser, mehr, siehe bäs, z. B. zisch basier, d. h. ziehe besser an.

**passen**, 1) auf etwas warten; z. B. da läufft da läng passen, d. h. da laufft zu lange warten; 2) anmerken, z. B. paß auf, d. h. gib Acht, merke an! Im Niederdeutschen: aufwarten; französisch passer; englisch to pause, pausiren, Pause. Dabın deutet 3) im Kartenspiele: das nicht mitspielen, im Spiel nicht mitmachen.

**passiarn**, es geht an, es thut sich, es geht seitentlich, siehe pasab. **paswäts**, sich kränken, widersetzen, widersprechen, widerspenstig seyn, einen Befehl ungenere oder gar nicht willigen.

**Patale**, die Schlaft, jeder bedeutendere Kaufhandel. Französisch: batalle.

**Vater**, **Prater**, der obere Raum in den Scheuern, wohin das Getreide schichtenweise gelegt wird. Im Müllpale Prater.

**Patsch**, ein ungeschickter, lächerlicher Mensch. In der gemeinen Sprache Englands bedeutet patch einen Narren; und in scherzhaften Gesprächen cross-patch, einen närrischen Jungen. Dilem englisch: unler Patschisch; daher

**patschar**, unbedachtlich, in feierlicher und geistiger Hinsicht; patch bedeutet auch im Englischen einen Lappchen, und daher einen Fäuler, Aussecker, Blücher.

**Patsche**, ein Schwein größerer Gattung, besonders ein Rastschwein; es man es zu patschen oder juru ~~...~~ patschat nehmen soll, will ich hier unentschieden lassen; meines Erachtens könnte man es better Bärenen anpassen.

**patschen**, 1) einen Jäheren in einander schlagen, daß es einen hörbaren Schall gibt; überhaupt hätte Körner mit Festigkeit und Schmelzigkeit auf eine hörbare, nachdrückliche Weise an- oder ansichander bewegen, (schlagen) Mühtig zu harten, batse, batlern. Französisch: bats; lateinisch: batag; englisch to pat, faust mit der Hand schlagen, patschen, zu weh thun. Schwedisch: Bash = ein Schlag mit etwas-Breiten. 2) patschen bedeutet auch durch Morat und Korb geben, sich mühsam auf wackern Wegen fortbewegen. In diesem Sinne gebürt es zu schlagen. Englisch to wade; französisch vade; lateinisch vado; griechisch βάδω, z. B. who waded through the dirt, d. h. sie wadete durch Koth. Hilpert II. S. 577.

**Patschen**, die Hüly oder Kappenscheibe, angefertigt aus übereinander genähten Tischappen. In der Schweiz heißt Patsch der Kappen. Englisch patch, der Ritz, ein Kappen; z. B. an old suit of patch, d. h. ein altes, überall gesticktes Kleid. To patch heißt flicken, aufbessern, patchen, ein Plüsch, siehe Patsch. Schwedisch: Bachelos = alte, niedrigegetene Schuhe.

**Patschen**, jene Weibsperson kein Hans- und Fischbrecken, welche die ganze Arbeit leiten, den Hans fäht und röhrt, und langsam zum Brecken den Ubrigen reich. Von hatten, schlagen, to pat. Ob nicht von patch = Narren; da unter lauter Narren, närrischen Gefährden und Recken gearbeitet wird — und — Abend? —

**bandagn**, auf den Hintern schlagen. Lateinisch podex, der Steiß.

**Bausch**, überhaupt, im Ganzen rechnen, hanteln; etue in's Einzelne einzugehen, mehrere Gegenstände unter einander geworfen. Englisch pouch, französisch poche, Busch, Bausch; ist verrombt mit pocket, bag; neugriechisch ποκέτι; der kleine Sack. In pouch and bag, d. h. in Busch und Bege.

**Bauger**, Geldpiel.

**bauschar**, baußog oder buschig, ein Gegenstand von ungeduldlicher Ausdehnung = bauschig.

**bauschen**, zusammennehmen, zusammentellen, buschig oder baußig machen. Siehe Aelung bausen.

**Bannu**, **Bonnu**, 1) eine angefüllte, vollgeschöpfte Sack, daß sie sich anlehnt. In der Schweiz bedeutet bauschen anhäufen, mehr als nötig ist. Englisch panuch, landschaftlich Busch, Busch. Französisch panse. Spanisch panca. Italinisch panca. Lateinisch panex, der Wand, der Sauch. — Bei uns auch 2) eine kleine, viele Perlen, ein böses, kleines Kind. Ob nicht auch unter Blunzn, eine Gattung wider Würfel, hierher gebürt.

**Bannu**, eine Alpenpfeife, aus Mehl und Schoten getrieben und im Kältewasser gelassen.

**Pawlatshen**, ein Vetterlein. Vom lateinischen palex, griechisch παλλος, altfranzösisch pallier; englisch pallier, das schlechte Bett, die Preisel, Streu. Böhmisch pawlnice.

**Pär**, **Pogel**, ein Narr, ein lächerlicher Mensch.

**Paß**, der die Salt an einem zerdrückten Körper, das Eingeweide, z. B. einer Kiste. Die Vertegenheit, in die man Jemanden bring, in der man selbst sich befindet. Er is recht in die Paß leman, d. h. er kam in ein wahres Gebränge.

**päzät**, bedeutet 1) eine große Menge, etwas Vorhandene in Lippiger Fälle, z. B. der Dam is heier päzät voll, d. h. dieser Baum

In dieses Jahr in üppiger Fülle Früchte tragend. — 2) **Geiz**, geizigster Feind. Affectiösiß prästig. Affectiösiß babilis. Wohlwüßig bitawats, feig, verneinen; bei Dänerer pablig, von pabden, pabden, feig, daberfchreiben. Ob nicht außer bei Längen u. ähnlicher, kränkender Ausdruck: ob fehrlei gteiz Wir-wah, von obgen. Feindfchene bis hats die Wurzel hat?

**Bägn.** 1) Der **Bägn** des Schünmisters mit einem Geize an die fache Hand u. Schülers. Bägn frefel, das eigens dazu gemachte Geiz, abgen. **bagn**, lateinisch batuers, **Bagn**. 2) Der fernste Teil eines weichen Körpers, z. B. Kniees, daher **l'ä a m - Bägn** eine kleine schlechtegeb. Bändchen, auch bei uns Bägn-**hölzer**, wo die eine Hand über die andere **hölzer** Mensch; Bägnlipl. Französisch **le pale**, und hebräisch bawek, der Teig. 3) In der Küche Kleinigkeiten zugetreien, etwas Unbedeutendes kochen; in einigen Gegenden **hölzer**.

**Bäger**, ein Stämmiger Schmeicler in einer Sache, z. B. im Schreiben; so viel wie Schmeicler, **hölzer** Spitzel, wie oben, gebrüht. Besonders Fälscher in der Materie.

**Beabl**, Excremento der Pferde, Zabak, Schweine; figurlich: **Caupabl**, d. h. ein-unstättiger Mensch.

**Bearyl**. 1) Die junge Biene, siehe Bäzsch. 2) Auch ein kleiner, höchstschlechter Mensch, unansehnlich von Person.

**beasfu**, sich betrogen, seine Reib offen in Worten ausdrücken, das böse, widrige Geschick Jemandem vertraulich darthun. Stammwort: **böfe**.

**beasla**, hart, greb, wecheln, sich selbst einen Schmerz verursacht haben; z. B. **i hön m' r' schiar beasla geän**, ich habe mir sehr wehe geüben.

**befelschen**, empfehlen. Bei Aro 4. Kap.: Wan sinem coto pif-laden. Seine Festigung Gott befelschen. Vom Lateinischen **velle**, wollen = pifelen, bewellen. Griech. **ἔπιπτε**, lieben, geneigt seyn. **begägn**, mehren.

**begraun**, 1) sich erheben, 2) sich selbst in's Licht führen, betriegen. **Bei**, ein weicher, lockerer Beliegnug, der Voi; englisch **baise**. 2) **Beapie**, auch **Rapi**.

**Beien**, die Biemen — bloß Beliegnug der Buchstaben. **Beigartel**, die Beliegnug, um den Leib zu tragen. Im Altdeutschen **Bagartel**.

**Beinten**, eine umzüante Hutweide für Külder und junges Vieh. In alten Schriften **Beund**; bei Du Fresne: **bindo**. Englisch **pickie** (auch **pyele**, **pickel**), **lauchhaftig pickle**; zum Italienischen **piccolo**, lateinisch **pauculus** gebrüht und bedeutet ein kleines, mit einem Saime oder einer Decke umgebenes Stüch Land. **Beisach**, der Ausstoß am Leibe, von **beisen**.

**beisn**, Jemandem etwas leihen, so, daß der Andere sich verpflichtet, das Geleiene in gewisser Zeit zurückzugeben. Es scheint also die Bedeutung von **warten**, zuwarten zu haben. Im Nieder-lungen-Vieh heißt auch **bisen** = warten; semit gebrüht es zum Englischen: **to wait**.

**be hün**, rütteln, schütteln, z. B. einen Baum, daß das Loth herab-falle. Jemandem bei den Ohren, Haaren fassen und rütteln. Gebrüht **to beat**, schlagen, stoßen u. **Beischl**, Eingeweide der Thiere. Die Fleischer verleben darunter nur die unter der Achse an einander hängenden Theile, als Milz, Herz, Leber Lunge.

**Beizn**, **Boizn**, die Blutegel. Ohne Zweifel ist hier das Stammwort **beizen**, lauchhaftlich: **beize**. Englisch **to bite**, beißen, d. h. zwischen die Zähne fassen und durch Zusammenbrücken derselben verletzen.

**Beistand**, Einer der beiden Zeugen bei Trauungen. **Beit**, das Maul, der Mund; dieses Wort kommt von dem alten, schon im Oestrichen Altsächsischen **Bae** (Schiller gloss.) her, welches über-

haupt ein ausgehöhltes Ding bedeutete, und deshalb nicht allein ein Trinkelgeschirr, sondern auch für eine Schüssel, **Schafel** gebräuhet wurde. Cum duobus pateria lignea, quas vulgo bachi-non vocant (Gregor. Turon. 9. histor. 38.) Zu dieser Wurzel gebrüht uylter **Becher**, **Bedden**, **Rad**, der **Baden**, sammt dem Lateinischen **bucca**, und dem französischen **beoc**; so heißt im Nieder-deutschen **Bek**, das **Maul**; so sagt man z. B. das ist kien **Spek**, vor mien **Bek** = das ist nicht nach meinem Geschmade, nämlich auf die unentgeltliche Nöthigung des Mundes. In einer pommerischen Bibel-übersetzung Psalm 23, 6, wo Luther überseht: Du schenkst mir voll ein, wird dieses gegeben mit: Du givst mi een ganz Back vull. **Beaker**, der **Becher**, franz. **buire**, italisch **bicchiere**, latin. **baccus**, griechisch **βίχοε**.

**beu**, mit einem spizigen Gegenstande auf eine mehr sanfte Weile schlagen, haufen. Englisch **to peck**, französisch **bec**, lauchhaftlich **biden**. Englisch **beak**, der **Schnabel**. **Beassächsig pig**. Siehe **Achelung** bei **Bitten**. **Wachten** bei **bisen**. — Bei uns in Kärnten das übliche **hün** **hün**. **Öa m' r' hün**, d. h. **Wingen**, wo Einer dem Andern trachtet, einen oder beide Hüße anzuschlagen — der frühere Versuch durch **Bein** vorausgehen — und so auf den Boden zu werfen. **Schottisch**: **becco** (gallinae dei nostrum). **Gymb**: **Fig**, gael. **Beie** = **Schnabel** = **bisen**. **Beden** (rostrum tunderae).

**beizn**, umfasst das Pflöpfen, Impfen, Kugeln, und Decutiren der Bäume.

**Beizer**, 1) ein junges, veredeltes Bäumchen; 2) ein verzogener, einstünger Mensch.

**belanchn**, sich erheben, sich wecheln, daher unter **Belagnen**, welches früher **be hün**, und **hün** **tautee**; sammt vom alten **hün**, welches **Beide** bedeutete und Wurzel von **hün** **hün** ist.

**belugn**, betriegen.

**Bemöl**, **Biesel**, z. B. **Femelsel**, das Fingergeld der Kaunter beim Weisen der **Wauern**.

**perbern**, 1) durch öfteres Schlagen ein helles Geleiße verursachen, z. B. bei **Schlossern**, **Schmiedern**; 2) hat auch die Bedeutung von **gravidare**, **stuprare**, (mit **an**) als **Berwort**; 3) die Bezeichnung des Ansehens, Berühmtheits (mit **vergelegen** an **o**). Ist ein **Schallwort**, wie unser **Bimban**, **Wamwam**, was gesagt wird von kleinen und das letztere von großen Gledern.

**benzn**, dringend zur Arbeit antreiben — an Jemandem immer etwas anzustellen sinen. **Keltisch** **poen**, franz. **peine**, **Unmü**, **Arbeit**, **Wühe**.

**Beugel**, eigentlich ein Prügel, ein Knüttel. **Fig**, ein rober, unge-schicklicher Mensch. Englisch **to bang**, **prügeln**, **bläuen**. **Schwedisch** **banka**.

**Beaz**, 1) das Männchen der Schweine. Englisch **boar**, französisch **verrot**. Lateinisch **verres**, der **Eber**. 2) Ein **Nich** auf einer Stange zum Fischfang. 3) **Hagen**, **Umschreiben**; einen **Beazn** auf-hängen, d. h. eine Füge glauben machen.

**peppern**, Jemandem einen Verweis geben, immer etwas anzusehen sinen.

**Vergele**, Ein Zwergchen von irgend einem Gegenstand, z. B. von einem Apfel, also ein sehr kleiner, winziger Apfel.

**Bernheit**. Ein Einsaltspinsel, ein **Knauzler**; vom **Beizen** bei alten Deutschen auf der Bänbau.

**peischarn**, mit spanischem Wachs zugeseigt.

**Detekts**, die schwarzen Blattern, der Hautausschlag am ganzen Leibe.

(Fortsetzung folgt.)

# Carinthia.

(Fünzigster Jahrgang.)

N<sup>o</sup> 16.

Sonnabend, den 11. August

1860.

## König Gelimer.

(533 nach Christi Geburt.)

„Gittleit der Gittleit!“

Unabsehbar kommt im Zuge  
Schiff auf Schiff am Horizont,  
Unter der Triremen Bug  
Schäumt und köhnt der Hellspeut!

Der Bandale liegt im Staube  
Vor dem Blig des Römerraars,  
Mit Karthago's Weltentranke  
Raht die Stotte Vellisar!

Herch, schwillt denn aus ihren Ufern  
Jetzt am gold'nen Horn die Wal?  
Denn von hunderttausend Andern  
Demert ein Triumphgeschrei!

Ueberfüllen Vord's gezogen  
Kommt der Meereloffe Schaar,  
Schwenken schon im Nietenbogen  
Vor Byzanz sich, Paar um Paar.

Abertausend Boote tragen  
Wie entlaucht dem Meeresschoß,  
Kastlos, wie die Räden jagen,  
Jetzt an's Land den Herrestroß.

Und bei schmetterndem Lufallange  
Winder sich durch Thurm und Thür  
Schon die eh'ne Kriegerschlange,  
Und die Wellfluth laut empor.

Doch am Siegerwogen schwebend,  
Stürmisch joucht Byzanz ihm zu,  
Licht, den Römerraar erbebend,  
Vellisar in solcher Ruh'!

\*) Wie einst den römischen Feldern in der alten Vellisar, wurde auch dem Vellisar die Ehre eines Triumphzuges zuerkannt, nachdem ein solcher einem Feldherrn, der nicht zugleich auch Imperator war, seit sechshundert Jahren nicht gestattet worden war.

Und die Beute kommt im langen  
Zuge dröhnend angetrollt,  
Auch Judas Schätze wrangen  
Dort bei vier Felten Gold'!)

Dann gebengt in stetem Harne  
Gelimer, dem schänd'ler Zwang  
Silberfesseln um die Arme,  
Der arglistige Griech' schläng'!)

Troßig nun die bleichen Schaaern  
Der Vandalen Paar um Paar,  
Und mit steigenden blendend Haaren  
Jetzt der Frau'n und Kinder Schaar!

Ob den Jammerzug des düstern  
Geist'rich Aug' im Lufus sah?  
Schlug der Entel Klagesüßern  
An dein Ohr, Eudozia?

Die den Würger rief als Gatten,  
Der zum Brantstet Rom zertrat,  
Jünnen Trajan's, Titus' Schatten  
Noch der blinden Gräuelthat?

Sieh' verthilt ihr Twaigkeiten  
Der Vandalen Stamm, vedort!  
Nur für Würgen ferner Zeiten  
Reht ihr Schredensname fort!

Jam Amphibiopter wrogen  
Voll und Heer und Waagen all,  
An den ungedeuren Vogen  
Fluthend steigt der Menschenschwall!

Schon vom hohen Kaiserthrone  
Mit dem Purpur angethan,  
Winkt dem Feldherrn nun zum Lokne  
Gnädiglich Justinian!

\*) Unter der Beute befanden sich alle Schätze, welche einst Zenferich aus den Palästen Alerius nach Vandalenbuge geschleppt, darunter auch die Geißel des jüdischen Tempels, welche nach dessen Zerführung Titus nach Rom mitgenommen hatte. Wie bekanntlich Kaiser Justinian, durch drohende Worte eines Juden erschreckt, alle diese heiligen Schätze nach Jerusalem in den Tempel bringen.

\*\*) Einer alten Sage nach soll Vellisar dem Vandalenkönige das Verprechen gegeben haben, daß er ihn weder mit Striden noch mit Gesselfesseln binden wolle; er brachte ihn dafür mit Silberfesseln gefesselt vor den Kaiser nach Byzanz. Erst Kaiser Justinian in Byzanz nahm seinem unterlegenen Feinde die Ketten wieder ab.

Und der Kranzweib der Krieger  
In geschlozner Pflanzung blüht,  
Als an Thron's Fuß der Sieger  
Auf das Knie zur Erde sinkt.

Vitt'res Lächeln auf dem Munde  
Füllt nun auch auf's Angeficht  
Gellimer, als Trösterhand,  
Milden Ein'ns der Kaiser spricht :

„Reich sey der Sklavendand,  
„Der gebüht den Kronenkraut!  
„Tügen will ich deine Schande,  
„Frei ererb' dich aus dem Staub!“)

Doch, der mittheil'werb in Blöße,  
Eben erst im Staub sich wand,  
Steht empor in Königsgröße,  
Nebt zum Himmel Aug' und Hand!

Frauen und Verwundung streiten  
Kings, als seines Rufes Klang:  
„Eitelkeit der Eitelkeiten!“  
„Aber Ödrec Raat durchdrang.“)

Dreimal gell's mit heißer Lache  
Au der Hunderttausend Ohr  
Wie ein Mahnruf ferner Wache,  
Dreimal schreit das Volk empor!

Manches Herz schlug höher ahnend  
In dem großen Menschenring,  
Als die Sonne blüthig mahnend  
Iret im Wospor niedrig.

Schien sie Euch, ihr stolzen Sieger,  
Nicht der Lobesfadel Glanz,  
Reim Gelsrei der Adaltrier  
Auf den Trümmern von Byzanz?  
Friedrich Mart.

## Das Geheimniß von Himmelan.

Novelle von Friß Pöcher.

(Fortsetzung von Nr. 15.)

Das Kind war eingeschlafen. Still andächtig, leise und feier hatte es so fort erzählt und regte sich nicht. Hier ruht es nun herinnig an mich gelehnt. Doch' auch du stiller, mein Herz, und du, rollendes Blut, geh' bedächtiger deine Canäle,

\*) Der kriegerisch gekrönte, edelgütige Gellimer hatte seinen Better Vilderic, einen Mann von milber, jedoch für seine Zeit zu weicherer Denkart, Schilling des Kaisers Zuhintan, vom Throne gelassen, und sich dessen bemächtigt, wodurch er dem Kaiser den Thronabschluß binauf.

\*\*) Als Gellimer den Cirtus betrat, wo er den Kaiser auf seinem Throne an alles aufsehende Volk erblicken mußte, hatte er weder Seufzer noch Thränen, sondern er sprach beständig die Worte des Predigers Salomon vor sich hin: „Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel!“ — Kaiser Zuhintan schenkte dem Gellimer die Freiheit und wies ihm reiche Besitzthümer in Galatien an, wo er seine Tage in Frieden beschließen durfte; er hätte auch das Patrijat und die Senatorwürde erhalten, wenn er vom arianischen Irrglauben, zu dem er sich bekannte, hätte ablassen wollen.

Procop. de bello vandalico II. 8 und II. 14.

daß nicht irdisches Gebräuse verusche die Ehor seliger Christen, die da durchwandeln frommer Kinder Träume. Die Arenen der Eiche regen und schütteln sich über mir, als schwebten durch ihre heiligen hundertjährigen Aeste die Schatten derjenigen, deren Namen das späte Entleiden gerufen, oder als wollten die Zweige und Aeste bis tief in die Wurzeln hinab auch Mitsprechen und sagen: So ist's lieb Kind, wir habens auch gesehen. Unter unseren Witspöcklingen hinweg ist er geritten, der srenie Ebre reich, und unsern Kingen hat manch ein Wicht den Namen Siguna eingericht, daß wir noch jezt, nachdem er längst vernarbt, ausfahren wollten weit durch die Lüfte den Namen Siguna. Ich selbst seh sie vor mir wandern, die hochherrliche Frau. Aber was ist sie mir gegen das Bild von der stillen frommen Wera auf Wolsberg? Was war wol dein Geschick? Träumtest du, wie vor dir und nach dir Viele, träumtest du vergebens von Engeln und schlug dir nie das Herz eines lockigen Jüngling mit sehnachtsstrahlendem Anlitz entgegen? Ach, ihn beneid ich.

Da fuhr die Kleine ängstlich auf: Ist Ebre reich todt? Schnell strich sie sich die glänzenden schwarzen Pöckchen jürd, sah mich verwundert an aus dunklen Augen, lächelte und griff nach dem Häslein, das ihr zu Füßen ein Kleblatt verpfeifte.

Ich bin eingeschlafen. Ach, sagen Sie mir doch, daß Sie mich lieb haben und nach Hause bringen werden. Ebre reich ist todt und begraben auch. Nicht wahr?

So sprach die Kleine fort. Vergebens war mein Bitten, die Geschichte wieder aufzunehmen. Sie drängte heimwärts. Endlich, just bevor wir schieden, sprang sie noch einmal auf mich herzu, und sagte nach einzigem Besinnen, das ihr ernstliche Mühe zu kosten schien:

Wollen Sie mehr wissen, im Kloster ist mein Bruder Cyrill. Der kennt gar schöne Geschichten, aber auch schauerliche, die mag ich nicht. Schönen Dank, guter lieber Herr. Mit diesen Worten verschwand mein kleiner Engel.

Wie wenig Zeit ich verfliegen ließ, den Bruder Cyrill im Kloster aufzufinden, man sah sich wohl denken. Mein Bruder Cyrill! Wie schnell sind doch die Kleinen mit Mein und Dein fertig, besonders Mönchen gegenüber, die gar schöne Bildlein und Rosenkränze zu führen pflegen.

Eines Morgens ging ich auf das Kapuzinerkloster los. Die Kirchen dieser Brüder sind in aller Herren Länder sich stark ähnlich, fast hargleich sich aber die Haus- und Zellenswirtschaft. Ich läutete an der Pfortenglocke. Ein Klosterbruder öffnete und führte mich das Bethor vorüber längs dem Gang, wo Klosteransichten aus der guten schenktungsreichen Zeit dingen, ins Refectorium und hieß mich hier warten. Während er ausging, hatte ich Zeit mich umzusehen. Drei mittelgroße Fenster erhellten den mit braunem Bohlenpflanz bedeckten düstern Saal, welcher an seinem Ostende noch durch eine hellbraune Bretterwandung, welche ein Nebenzimmerchen schafft, verstärkt ist. Kings schauten dich figurereiche oder in Grau verschwundene Gemälde an und oben in der Decke erstiebt zu kleine vieredrige Lüden, welche zur Winterzeit die Wärme aus dem traulich geheizten Refectorium in die oesenlosen Zellen der Brüder zu leiten bestimmt sind. Der Bretterwandung gegenüber geht ein holzerne Schlauf in die Höhe, in welchem die verschiedensten Speitzgänge erscheinen. Pergamentchroniken, Breviere und etliche Kammern verschiedener Kirchenblätter sind in der Fensterhöhe aufgehängt, hie und da liegen etwelche wölsgepreßte Pflanzen zerstreut, (denn der Quarcian ist Botaniker) und mitten auf dem großen Tische, auf welchem ein angepflanzter Brotlaib und die Porzellan-Weinfrägelchen mit ihren Holzplättchen mit-

teft des Tischlennens zusammengeschoben waren, liegt eine halbvollendete Silberkette, in welcher noch das Scherchen steht. Es ist ein kindlicher Kopf, aus welchem allem Anschein nach nichts anderes werden sollte, als mein himmelauer Engelchen. Deyt trat der Poienbrüter mit Vater Cyrill ein. Es war nicht der Greis, den ich ermarlet hatte, es war ein vollkräftiger Mann, mit vollen roten Backen, doch nicht ohne die sorgliche Schwermuth um tiefstehenden Augen und den Zug der Entfagung. Nach einigen einleitenden Worten ergriß ich die Schwarzpapierfchreiberei und nahm Gelegenheit von meinem ersten und zweiten Besuche dieses Thales zu erzählen. Sein großes Auge ruhte theilnehmendell auf mir und bligte am meisten, nachdem ich ihn dringend gebeten mir doch die Fortsetzung einer Geschichte zu geben, der ich seit Jahren mit so verschiedenen Mitteln auf den Grund forschte. Hat doch — begann Cyrill mit philosophischer Ruhe — hat doch die kleine Maria richtig nicht weiter erzählt, als bis zu den Träumen der unglücklichen Oera. Das ist kein Zufall, mein theilnehmender Freund, das that Maria immer so; seit sie verstehen gelernt, und das sind freilich kaum drei Jahre her, hörte sie fast allabendt die Geschichte dieser alten Zeiten erzählen, erst von ihrer guten Mutter, die da ruht in Gott, und dann von andern guten Menschen. Aber in den verglückten Piemonts wie in den hitreren Ebenen der Lombardia, die in den unwirthlichen Hütten der Appenninen wie an dem friedlichen Ufer des Langenssee beseligte sich das Kind an den Bittern unserer trefflichen Vorfahren. Gewöhnlich des Abends, da auch unsere Bergelager ruhten, wärmte uns die häßliche Glut der Familienunternehmungen. Die liebten unser bestes und sicherstes Eigen durch manche gar bittere Zeit. Werten sie dies aus Mariens Erzählung heraus?

Nein, gewiß nicht. Das Kind sah nur das Seltsame in seiner Seele und spann es in seinen Träumen fort, indeß die von Mord, Blut und Verrath erzählende Mutter segnete die Hände streckte über das schlafende Kind. Sagen Sie auch, was es nicht zugleich wie das Kind aufsuchte? Hier liegt das Räthsel. Ich will Ihnen die Bräde dazu geben, Ihnen, nicht aber zu irgend welcher Zeit dem Kinde selber. Maria soll nie die Fortsetzung der Geschichte erfahren. Denn von da ab beginnt Trauer, Irerung, Feh!, Verlust, Edmoch, Schande und Verweisung. Auch ich werde vielleicht an der entscheidenden Stelle abbrechen müssen. Denn (und hieumt forschte er mich streng aus) denn ich bin nicht gewillt aus meinem roten Lebensblute Prachtacademien springen zu lassen, gewissenlosen Touristen und deren noch gewissenloseren Velehrer zu Danke. Weiß ich denn, ob Sie ein Herz haben, weiß ich denn, ob Sie mich nicht verachten, weil ich die große Kette trage anstatt ein Kriegsgeld, weil ich die Gartenerde häufte, anstatt das Schwert zu führen oder die eij noch blutigere Feter, weil ich den himmelanschreitenden Streit der Vergangenen nicht ferner aufgenommnen, sondern all die mir angeerbte Machelst in Betrachtung des weichen fahlen grünenlebens Lebensfcherels gefühlt habe? Doch, ich seh', Sie sind erschüttert; machen wir einen Gang durch den Garten und ziehen uns denn in meine Zelle zurück.

Dad saßen wir in der kleinen Stube. Darin hatte eben das Bette Raum, ein Pefchämel und ein Stuhl. Ein kleines Fensterchen gab über den Eifstgärtgen hinweg die Sicht auf die Priet-Alle, die Statweite, die nächsten Weiler und zuferst auf die Grenzalpen.

Von hier, hnd Cyrill ein, erschauen Sie Himmelan. Dort ist Ihre Eide. Sie ist von Ehrenreichs Hand gepflanzt. Wir haben ein Pergament von ihm, worin er uns einen Ader an dieser Eide schenkt. Er segte das Reid, da

ihm Siguna das Schloßlein schenkte. So fest sollte sein Geschlecht sitzen im Thale. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Meinen Sie wohl, daß diese schöne prächtige Eide noch vor wenigen Jahren gang zu verderben drehe? Gewiß, Sie müssen es noch selber wissen. Denken Sie zurück und denken Sie auf heute; dann werden Sie verstehen, wie selbst dürres Holz wieder Blätter und Sprossen treiben kann, einem Rinte gegenüber, wie Maria es ist. —

Der Stamm war gesetzt, ein kleiner, allertliebster Ehrenreich lebte in den geheimsten Gemächern von Himmelan, und Siguna, sowie sie's wieder vermochte, erschien bei einem gar herrlichen Feste, das der Vicomte auf Wolfenberg gab. Alle Pradt, alle Fultigungen, aber, muß ich als Diener der Armut hinzulegen, neuer Gedemuth. Laßten dir, du schönstes Weib, der Himmel einen Schwag einlegt hat, wie es ein Rindeberg ist zu allen Zeiten, leg' ab, was an dir ist von Geld, Verschleiß und Verlen und anderem Krüter, und was dich sonst schmückt, das laß sein, und was dich leckt, das weiß; denn nichts sind Geld, Geseßlein und Verlen gegen ein fremmes Kindeerich und Viele ist der beste Schmutz und wieder geliebt zu seyn die süßeste Ledung.

Siguna stärkte doppeltemal den Becher der Luft und wer aus ihren Gnaden fallen wollte, durfte nur fragen: Wie schauelt das Weigelin? Jetzt drangen der schönen Frau die hüftlich besiederten Pfeile der Schmeichelei noch einmal so wohnschuell in's empfangliche Herz; wie laushten die Rinderköpfeu jeter ihrer Beute und vor Allem, wie köstlich rief die Musik durch den grandeleuchteten Burgsal, wie rief die Wege der freudschäumenden Melodie die lächelnde Tänzerin dahin. Ehrenreich war beherren über das Glück seiner Herrin und sprach Paul über Paul dem freundslichen Viederum aus. Inradgegegn planterten beide über das, was der junge Ehrenreich einst an Welt sehen und probiren werde.

Manchmal schaute der Vicomte mit vorworfeltem Seitenblick auf Oera. Er sah sie nämlich mit Verachtel Siguna meiden und ihm mißfiel's. Oera hielt nämlich innige Freundschaft mit Trudchen, der Tochter des Rathsbürgers de Thilma. Auf seinem der Feste wollte sie guter Dinge seyn, wenn nicht ihr liebes Trudchen vom Spinnrock hinweg aus der nächlich ruhigen Stort aus beherrenschelte Schloß geteilt und in den Saal einzuführt werden war, durch welchen ein untdeliger Adel wogte.

Ob an diesem ersten Feste, ob an einem der nächstfolgenden, es ist nicht genau überliefert — kurz es bielten sich in einer Saalreihe Oera und Trudchen andächtlich umschlungen und wurden nicht wenig, sich zu sagen, wie so lieb sie sich hätten und wie wenig sie ohne einander leben könnten, da bemerkten sie laum, wie der Vicomte Siguna einen funkelgelatinen Anker verstellte. Es war Richard Biered, der beschäfflich damburgsche Art, eben von seinen Studien zu Leipzig in die Welt getreten, ein strrefflicher Mann, an Etelz Eignen um Mannshöhe noch überragend. Auch Ehrenreich, dem er sich verstellte, gefiel er sehr und es konnte nicht fehlen, daß er sozgleich nach Himmelan gebeten ward. Das Gespräch war gleich im vollen Gang und unter vier Augen stand Dr Biered dem Himmelauer, wie er so eigentlich kein Ausländer sei, sondern vielmehr von armen Wolföberger Bürgerleuten stamme, die aber zum Glück gesterben; er bitte ihn, diese Erklärung als Zeichen seines Vertrauens aufzunehmen, daßer aber ihn nie mit einer Anspielung auf so armelige Vergeltung zu verlegen. Er werde heftentlich nicht lange verdammt seyn, in seinem Geburtsorte zu prahtiren und die alten lästigen Vubeben-

kenntnissen hoffe er sich derart am besten vom Leide zu halten. Ehrenreich war durch das äusserst vornehme Weiden des Doktors schnell gewonnen und schloß sich ihm ganz an.

Während dieser Vergänge war Trudchen lebhafter als je bemüht, Gera von einem jüngeren Bruder Bieredch's zu erzählen, welcher aber dem Doktor fast gar nicht ähnelte. Gera hörte zu, wie man es dem Erzähler zu Gefallen wohl oft thut; dabei aber denkt man anderes für sich. Um Trudchen eben nicht zu belästigen, warf Gera einige Worte hin: sie meine es sey vier Tage an ihren Vater, den Bieedom, Bottschaft kommen aus dem Steierland irgentwoher, vielleicht sey es Deutsch-Landberg, worin es sich eben um dem jüngeren Bieredch handle. Irrte sie nicht, so habe denselben der Bieedom auf Reisen kennen gelernt und gehe seitdem mit dem Gedanken um, ihn aus Herberstein'schen Diensten in bambergische zu ziehen. Trudchen freute sich lebhaft darüber.

Wohlgeliebt standen Richard Bieredch und Signa Arm in Arm, vor den beiden Ueberraschten. Der Doktor hatte einige schöne Worte übrig für Gera, Signa war eben so großmüthig, ja selbst so scharf, das Schlegelrädchen mit sich am freien Arme fortzuführen. Gera sollte ja erfahren, wie Gleichgültiges Richard und Signa, Signa und Richard verhandeln. Und wirklich, sie sprachen von Leipzig, von Gelehrten, von Peter, Schafspieß und auch vom Wetter. Denn das Wetter ist so alt als die Welt. Wie sie aber so Worte machten, sah Trudchen nunterfeelenaläine, von Niemandes Auge gesucht, von Niemandes Auge vernimmt, trübten in der Wüste. So est ein schönes Paar herankam, ein oberflächlicher Blid, ein hochstiles Käckeln, ein höchst lustiges Köpckel: Hibi, die Kathobürgerin. Um Trudchen ererbte sie jedesmal und wünschte zu versinken, nie getommen zu seyn.

Gera aber, so wie sie Signen und ihren unvergänglichen Begleiter hatte verlassen können, war bischnell bei ihrer gekränkten Freundin und in einem Bilde verstanden sie sich. Es war ein Bild jungfräulichen Grolls über die Annahme der Welt, ein Bild, in dem wohl auch ein Urtheil über Signens Tugend für den zu lesen war, der lesen wollte.

Richard Bieredch, des Lesens und Schreibens vermüde Diplome handig, las auch gerne in Bänden, und was er in denen Signens las, gestiel ihm, besonders wenn das fern von Ehrenreich gesehen konnte. Solche Beobachtungen waren es, welche die Heiterkeit der beiden Mädchen trübten, und sie wohl gar unter sich belangen machten. Sahen sie ja beide zum ersten Male in ihrem Leben böses Beispiel. Gera hatte vom Anfang her in Signen keine verwandte Seele gefunden und was Trudchen betrifft, so bekannte sie mit einem tiefen Seufzer, daß die weite fremde Welt die aus der gesegneten Stille der heimatlichen Stube Hinauswanbernden im Innersten veränderte, umforme, verschlechterte. Gleich Richard en müßte es auch dem jüngeren Berthold, der ihr an Jahren näher, ergangen seyn.

Wie süß blieb nach solch bitterer Erfahrung beiden jungen Gemüthern der Trost ihrer urcherschütterlichen Freundschaft! Aber ich komme in Gefahr, mein Theurer, Glück und Liebe langwierig auszumalen, während ich doch, rasch zu Unglück, daß und Verbrechen schreiben soll. Auch der Erzähler muß Wuth haben.

So hören Sie denn schnell, daß Ehrenreich's Ausbruch zu einer großen Reise nach dem Vorgeantende (nicht mit Kreuzzügen, sondern von Gefandtschaft wegen) gerade

zusammenfiel mit der Ankunft von des Doktors Bruder, Berthold. Ehrenreich ging sehr zur Ungzeit; in's Vorgeantend geht man ja immer zur Ungzeit, im Vorgeantend im Kleinen, und gewöhnlich stürzt dann dahem Haus und Herrschaft zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

## Altdenksche Namen in Kärnten.

In Berg- und Flußnamen, in den Bezeichnungen der Ortschaften und Wälder erbalten sich oft noch Spuren der lange schon vergessenen Religion und Tradizion unrerer Aeltern.

Zingerte in Pfeiffers Germania V. p. 108.

Das ganze Leben der alten Germanen war von religiösen Vorstellungen innig durchwoben; sie begleiteten ihn auf den Kampfplatz, wo sie ihm Muth und Kraft verliehen; sie zogen mit ihm auf Reisen und Wanderungen und boten ihm Trost in Gefahren. Ihre ganze Naturphilosophie stand unter dem Einflusse der Religion, wie denn diese wieder bei den Germanen ein geläuterter Naturdienst war. So konnte es denn nicht fehlen, daß die Eigennamen ebenfalls unter dem Einflusse derartiger Ideen gebildet wurden. Es galt für einen Stolz feinen oder seiner Heimat Namen von einem Gotte herleiten zu können. Einzelne Familien wie ganze Völkerrämme führten ihren Ursprung auf einen Gott zurück, dessen Mythos dann in Tradizion und Namen derselben von Sohn auf Enkel sich verpflanzte. Noch mehr als bei Personennamen war dieß Zurückführen bei den Ortsnamen und namentlich denen der Berge, Baine, Bäche und Quellen der Fall. Im ersten Raufen des Waldes im traulichen Pflückern der Badeselle, im sanften Gemurmel der Quelle erblidte und verehrte der Germane seine Gottheit, in deren Nähe und unter deren Schutze er am liebsten seinen Wohnsitz aufschlug. Daher weisen Namen mit den Ausgängen berg (burch), aba, brunn, wasser, gimundi, bach meist auf ein ebenso hohes Alter zurück, als Ortsnamen in deren Zusammenfügung Erinnerungen an irgent eine Gottheit nachklingen. Orte mit Götternamen gehören dem Heidenthume an und sind daher für den Historiker wie Ethnographen wichtige Fingerringe. Sie sind gleichsam verstreute und zu Stein gewordene Tradizioni, die freilich abgerissen und allein sehr dürftig und mager sind, aber in den Volkstüberlieferungen der Umgebung sich ergänzen. Solche Orte waren meist Kultusstätten der Gottheiten, deren Namen sie tragen. Dadurch, daß man sie nach einer Gottheit benannte, stülten die Germanen sie entweder unter deren besonderen Schutz oder widmeten sie ihrer Verehrung.

Was anderwärts bereits mit viel Glück für die Geschichte versucht wurde, soll hier in nachstehenden Zeilen auch auf kärnterischem Boden gesehen. Ich beobachtete zu diesem Zwecke die gruppenweise Anordnung nach der Mythologie und nahm die Argumente für meine Deductionen theils aus der Geschichte der Namen und ihrer Orte, theils aus den Traditionen der Umgebung. In den Namen ist so auch ein sicherer Anhaltspunkt für die Sagenforschung gegeben.

### a) Riesensige.

Heimburg Burggrüne und Pfarre nordöstlich von Völkermarkt; urfänglich unter der Form huanenburg bei Reugart, hist. mon. St. P. I. p. 91; hennenburg l. a. p. 102; hainburg l. a. p. 108; hüniburg



ibid II. 12; hünenburg II. 40; hewenburh Antershof. Reg. CCXI. Die Gegend um Heimbürg ist sehr reich an Sagen von den häßlichen Jungfrauen (kalno žauo auch skalihi sheno oder zhalisti sheno (zono) was wahrscheinlich Höhlenweiber von kalno Höhle bedeutet oder bloße Clavisirung des deutschen salige Fräulein ist). Ob Heimbürg erzählt die Sage von einem alten Schlosse Kutarjo grad genannt, welches viele Schätze in seinem Innern birgt. Im Gebirge reichlich zwischen Heimbürg und Trigen sind Höhlen, in welchen ebenfalls die wilden Weiber (Kiesenfrauen) wohnen. — Punesij Berg und Bach im Gurktale bei Albed Antershofen's Reg. DCLXX 1207; in der Nähe davon befindet sich der Ort Tor! ibid. — huišwifin (wo?) Ant. Reg. CCX. ddt. 1124, vielleicht die hawwifin ob dem Pfaffen im Gurktale. — hühnersberg nördlich von Lehadorf; urkundlich Antersh. Reg. DCXVII hünereberg; — vielleicht auch hünerskogel ob Unterrauburg, — dann Hünnerbrunn oder Hungerbrunn ob St. Veit. Alle diese Worte haben zur Wurzel das: hünn, heunn, huone, huone was so viel ist als Kiese; vgl. Venet. Müller mhd. Wörterbuch unter hünn.

Trigen, Trigenerschlöffer, Trigenertal. Vereid 29. September 895 kommt Trigen urkundlich vor bei Antersh. Reg. XXV und zwar unter dem Namen Thruentent; in spätern Urkunden erscheint es abwechselnd unter der Form trahjen Reg. CLXXXIX, truchose Reg. CCXXI, Trichjen Reg. CCLXXII. — Wenn nicht etwa die in Antersh. Reg. XXV ddt. 895 mitgetheilte Urkunde, welche von im Trigenertale belegenen Lehen (beneficia) spricht, eine Vereddigung für die Ableitung des Namens von trustis (drositi, in antrusti-ones und trustis dominica im Lebensverhältnisse) bietet, so wäre hier die Ableitung vom skandinavischen thurs mhd. türse — Kiese vgl. Grimm Mythologie 488. Venet. Müller mhd. Wörterbuch unter türse selbst mit Annahme einer methastatische literarum vorzuziehen. Damit stimmt dann auch die reiche Volküberlieferung überein, welche die Trigenerschlöffer und deren ganze Umgebung zum Wohnort der Kiesenweiber oder häßlichen Jungfrauen macht, die im Lavantthal Götzenweiber, in Gurker- und Glantthale weiße Frauen, Willweife, in Oberkranten salige Fräulein genannt werden. In Trigen ist ferner Margaretha die Kirchenheilige, welche meist an Stelle der altgermanischen Hulda und der Koronen trat, von denen sie dann viele Züge entlehnt. Es ist daher die Vermuthung nicht ungründet, daß die Trigenerschlöffer vor ihrer Verwöndung zu Burgen germanische Götterhäuse waren, dem Kulte Hulda's und ihrer Frauen geweiht. Diese Vermuthung ist um so wahrscheinlicher, als die in der Nähe derselben gelegene Dingstätte, Salsfeld genannt, wegen der ursprünglich engen Verbindung zwischen Recht und Religion (vgl. Phillips deutsche Geschichte I. Bd. S. 58 u. f.; dessen Rechts- und Rechtsgeschichte §. 32) die Annahme eines denachbarten germanischen Kultusortes neben der Gerichtsstätte notwendig macht.

Risach im obern Gurktale, ein segensreicher Ort. Die Ueberlieferung meldet von einer daselbst gestandenen Stadt Risa, was aber vielleicht wohl nicht in dem Umfange zu nehmen ist, als wäre eine wirkliche Stadt da gestanden (was nicht unmöglich ist), sondern vielmehr als Niederlassung Stätte der Kiesen „Kiesenheim“, worauf auch die Namen Feinweg, Feidenstein, Feidenbüsch hinweisen. Denn Feiden in der Ueberlieferung sind sehr häufig identisch mit Kiesen. (Ueber Risach vgl. „Carinthia“ 1856, Nr. 6, S. 22, Sp. 2.)

## b) Wuantan, wuantesdes Hoer (odhin).

Onewuotindorf in Antershofen Reg. LVI., vielleicht das Judendorf bei Maria Saal, an welchem die wuantes straza oder der Wuantesweg vorbeiführt, d. h. wo der Zug der wilden Jagd vorbeizieht, der am Maria-Saalerberge anhebt, aber Judendorf nach St. Thomas bei Heiselberg nach St. Martin bei Freudenberggelbt. — Wietersdorf zwischen Wieting und Klein St. Paul; dort erzählt man die Sage vom wilden Mann; etwas geschraubt ist die Ableitung Jaruit's vom Slavischen vint, Wind, bei Wagner Topographie des Herzogthums Kranten S. 199. — Wieting, urkundlich wietwing, wietwingen, mit dem nur deutschen Patronymijis eignen Ausgängen ing, ingou. Dort war Schloß und Sitz des walten Geschlechts der Wietinger; in römischen Zeiten wurde dort Mythras- und Jupitertempel getrieben (Eichhorn's Beiträge II. Bd. S. 64). Auch hier ist wieder St. Margaretha die Kirchenheilige. — Witanörsdorf (wo?) mit deutlichem Anknüpfung an Wuantes oder Witan's Namen, bei Eichhorn: Beitr. II. S. 122. — Selbst der Name Wittenörsfeld, urkundlich witonörsfeld genannt, scheint des Namens und Patronen St. Martin halber, der stets an Wuantes- und Liu's Stelle trat, hierher zu gehören. Bei Witenörsfeld ist auch die Sage von der häßlichen Jungfrau zu Hause, befindet sich ferner ein „häßlicher Brunnen“ in der Nähe.

## c) Hulda (Sonne).

Hulda erscheint unter verschiedenen Namen, je nach ihrem Auftreten und ihrer Wirksamkeit, bald als Bertha (die glänzende) Holle, Rosa (hrona), Gode, Dflara (Kawte, Astra), Eisa (Eysen). Als Helle lebt sie in den Namen sort: Hollenburz, Hollenburz oder Glödnitz, Höllein wahrscheinlich daselbst als Höllein bei Antersh. Reg. CCXII; Höl, in der Hölleggend bei St. Leonhart im Lavantthale, Hellstein im Jauntale ob dem sagenhaften Steinsee und dem durch seinen Sourenfall bekannten Jaunstein. — Hlitzstein oder Hlitzstein verschwundene Burg ob Eberstein ist bloße Entstellung aus hullestein, frow hulla's stein. Hullesteine heißen noch jetzt in Tirol Steine, auf denen Hulda mit dem saligen Fräulein ruhet (Sage von der Muttergottes-Kastl). Von Hrofa oder Rosa scheinen die Namen Rosendorf bei Maria Saal mit einer uralten abgetragenen Kirche und Rosenschloß herzustammen. — An Gode (Gottin per amovianum) erinnert Gottindorf in Antersh. Reg. LXXV a 944, — Godeutin in Eichhorn's Beiträgen II. 18; Godingen (Goding bei Wolfsberg) in Neugart hist. mon. St. Pauli II. p. 18. — Erinnerungen an den Namen Dflara (Kawte, Astra, Austra) vgl. Grimm Mythol. S. 581 I. Mingen in dem kärntnerischen Ortsuman Dflerwiz nach, welches urkundlich, Reg. XI. a 861, Hflerwiza, in spätern Urkunden bis ins XII. Jahrhundert bald Hflerwiza, bald Hflerwiza genannt, erst im XII. Jahrhundert die Form Dflerwiz annimmt. Für diese Ableitung spricht die in jener Gegend herrschende Sitte der Dflerzeier, die an dem Festen von Dflerwiz und der Umgebung haltenden Sagen von weißen Frauen, Willweifen, der Patrone der Burghäuser und Nachbarsparren, die Sage, daß Dflerwiz früher ein Tempel gewesen, der Umstand, daß fast die meisten Orte, an welche sich Sagen von der Margaretha Waultasche knüpfen, aus uralter Zeit stammen und heidnische Kultusstätten sind, z. B. Gallenstein im Brünnerthale in Tirol, Turnschall in Tirol u. Margaretha Waultasche ist durch eine bloße Verwechslung mit der „besen gret“

(Gulba) und den wilden Franen zu diesem Sagenreichthum gekommen; ferner spricht noch für diese Ableitung der in alter Zeit über jene Gegend weit verbreitete Dichtkunst, welcher noch in einigen Namen wie Mondberg, Kaudsdorf (ursprünglich lumbdors) Talenbrunn, Seefeld deutlich heraustritt. Den Einwurf des slavischen Ausganges kann ich nur mit der Bemerkung beggeln, daß der Ausgang nicht immer maßgebend ist, indem viele deutsche Namen slavischen Ausgang und umgekehrt viele slavische Namen deutschen Ausgang haben. Ein Blick auf die nächste Karte zeigt denn, es sind zuerst diese Erscheinung ihren Erklärungsgrund wahrscheinlich darin, daß Orte mit slavischen Ausgange und deutschem Stamme bei Einwanderung der Slaven schon vorhanden waren und dann slavisiert wurden, während die slavischen Namen mit deutschen Ausgängen z. B. Risenfels, Teseufers &c. erst in einer Zeit auftraten kennen, wo die fortschreitende Germanisierung slavische und deutsche Elemente unter einander mischte und letztere die vorhandenen slavischen Namen, um sie sich mundgerecht zu machen, mit deutschen Ausgängen versehen, statt sie zu übersetzen. Bestimmung dieser beiden Elemente, so wie Unkenntnis der Geschichte des Namens Osterwieg und der deutschen Mythologie führt auf die slavische Ableitung des Namens, nach der es ähnlich wie Drog bei Prischak einen besetzten Ort bedeutet soll, wie an und für sich nicht unmöglich und unpassend ist, aber nur auf das heutige Osterwieg und nicht auf das Akraviza vom Jahre 861 paßt. Die Annahme, daß Osterwieg im germanischen Zeitalter als Götterstätte, geweiht zu den Diensten der höchsten Frühlingsgöttin Nara seine Verwendung fand, scheint auch die natürliche Beschaffenheit des Felsenfels zu bezeugen, die ihn schon in frühesten Zeiten zu verschiedensten Zwecken verwendbar machte; waren zudem fast alle uralten Burgen vor ihrer Verwendung zur Burg meist religiösen Verehrungen gewidmet. Neben Osterwieg wäre vielleicht hier noch das 6916' hohe Osterkorn im Gailthal zu gedenken. — Weiber sind die Nachkömme an Gisa bei Arentin, Frau Effen genannt. Sie ist wahrscheinlich jene Isis, von der Tacitus in seiner Germ. erzählt, daß sie besonders von den Sueven verehrt wurde. Ihr Name (Isis, Effen, Gisa) so wie ihre Attribute sprechen für die Identität derselben mit unserer kärntnerischen Isis Koreja, die vom Bergbau vorkam, und vom Lande und zur Unterscheidung von andern den Beinamen Koreja erhielt (Archiv des k. k. hist. Vereines II, S. 13 u. f.); die Naurin Iselsberg an der Grenze von Tirol und Kärnten, Eiselsberg bei St. Margarethen am Weissenbade, Zeiselsberg, alte Burgruine bei der Pfarr St. Thomas, urfänglich Eiselsberg, Eisalbuch genannt, Stammburg der ausgerichteten Zeiselsberger, sind Ueberbleibsel von ihr. Alle diese drei besagten Orte sind reich an Volksüberlieferungen, am Nelsberge wohnen die saligen Fräulein, bei Zeiselsberg zieht die wilde Jagd vorbei und hört man mitunter wunderliche Musik. — An Sonne (sunne) erinnern die Namen Sonnenberg oder Sonnenburg, eine alte verfallene Burg eines ausgerichteten Geschlechts bei Mallein (Anerob. Reg. CLXXXI. u. CLV.), ferner die Sulliburg (wo?) in Anerob. Reg. CLXXXIX.; ferner der Sonnstein, südlich von St. Lorenzen im Willacher Kreise. In der Gegend von Mallein, Gailthal ic. ist die Sitte des sonnwendtschreib'n schlägn' im Schwunge.

d) Thunar (Thor) und Ziu (Tiv-ju) Ti,  
Tyr, Eo, Ear (Ir).

An Thunar erinnern die Namen Deinsberg, urfänglich in Anerob. Reg. CCXX. Tunesberg; Reg. CCXXXIX.

Dunsberg; Reg. CCXLVIII. Tunesberg. Reg. CCLXIX. Tunesberch, Reg. CCCXLV. Dounsberg genannt (in der Bildung dieses Wortes lassen sich dieselben Beobachtungen machen wie in der des Wortes dinstag in den verschiedenen Mundarten) ferner Donnandorf (wo?) in Antershofen's Reg. DCXVII.

An den Namen Ziu klingen folgende kärntnerische Ortsnamen an: Tiffen, urfänglich Tiene in Anerob. Reg. DCLXX.; Bierberg in Reugart hist. mon. St. Pauli I. pag. 103, Bierberg genannt; ferner Zensberg und Zensweg.

#### e) Heidenfeger.

Als Heiden bezeichnet die kärntnerische Volksüberlieferung meist diesen mit Menschen eines untergegangenen Volkes, das in Kärnten gewohnt (Römer, Kelten, Einwohler). Vieles legt das Aentzen an sie und ihren Ritt fort; ob Weitensfeld befindet sich ein badischer Brunnen, an der Pado ob Weitenegg und ob der Ortschaft Hinterwinkl im Willacherkreise zeigt man hadenthear oder had'nshubnan, Felsenhöhlen, in deren einigen sich wirklich mitunter Spuren von künstlichen Arbeiten finden. In obbesagter Ortschaft Hinterwinkl befinden sich in einem felsigen Felsen sieben solche Höhlenstuben neben einander, welche man nur dadurch erreichen kann, daß man einen am getrockneten Felsen emporwachsenden Farnbaum erklettert. Heidenhäuser nennt man mitunter in Kärnten solche, die denen Vor- und Hintertür in der Mitte des Hauses angebracht sind und sich gerade gegenüberstehen. Durch solche Häuser geht gerne die wilde Jagd und die Hötgrast. — Im Gailthale in der Nähe von Rifach befindet sich ein heidegg, heidenstein, heidenbach; ob Gnefau heißt ein Bach und der daran befindliche Ort Heidenbach; ein Heidenkirch steht am Krappfeld; ob Wödnig heißt ein Gehirge die hadnerheide in der Nähe der sagenreichen alpes desorato ober Tenfelsalpen. Fast an allen diesen Heidenstätten kennt noch die Sage die Erinnerung an die alten Bewohner; bald erzählt sie von einer verfallenen Stadt, die jene bewohnt, bald von einem alten Schlosse, in welche sie jetzt bekannt stehen, bald von badischen Jungfrauen, die sich noch manchmal sehen lassen.

Valentin Pogatschnigg.

### Sonnenaufgang.

In Frühlicht dämmert das weite Thal,  
Ich stand an lustigen Höhen,  
Um einen durch Berge, Himmel und Thal  
Des Morgens Triumpzug zu sehen.

Die Geister des Tages sind teils erwacht,  
Die Schatten allmähig entweichen,  
Im Alpenlande die Angeln der Nacht,  
Der Mond und die Sterne erbleichen.

Schon rücken die Berge das Haupt empor  
Und streifen ihr Rößlein nieder,  
Sie treten erwachende Riesen hervor,  
Und reden und strecken die Glieder.

Hell wird es im Osten — und Westen ziehn  
In leuchtender Röhre geflossen,  
Als wollte die Sonne der Erde umflühen  
Ein Kranz voll schimmernder Rosen.

Stattfeile fliegen von Ort zu Ort,  
 Zerrend den dämmernden Scheiter,  
 Schon blühet jubelnd an den Oestchern dort  
 Das flammende goldene Feuer.

Als blühte das Auge Gottes an  
 Den Weltraum in strahlender Sonne,  
 So leucht sie jetzt näher und näher heran  
 Die herrliche Königin Sonne.

Wie prangte die Erde so schön und so groß,  
 Wie lachten ringum die Gesselt!  
 Ich sah auf das Knie und mein Auge umfloß  
 Verklärung voll himmlischer Mitleid!

W. Fr.

## Gedichte von Ernst Kaufher.

(Almwart.)

In den Bergen wohnt noch das Lied und der Sinn  
 für Poesie. Kärnten ist ein Alpenland; von jeher und bis  
 in die neueste Zeit wiederhallen seine Gelände und Thäler  
 von Gesang und von Beren. Diese Neigungen treten bei  
 uns nicht bloß sporadisch auf, sondern sie lieben es, sich in  
 Gruppen zu sammeln und durch Gemeinsamkeit Anregung und  
 Geltung anzustreben.

Vor mehr als drei Jahrzehnten fand sich in unserer  
 Heimath ein Dichterbund zusammen; wenn auch nicht von der  
 Bedeutung des „Hainbundes“ konnte er damals doch immerhin  
 als der Träger heimathlicher Dichtung gelten und war nicht ohne  
 Einwirkung auf die Jugend der folgenden Jahre. Die Mitglieder  
 jenes Sängerkreises lasen einander bei ihren Zusammenkünften  
 was sie gedichtet vor, es wurde gelobt, aber auch getadelt  
 und gezeilt, und das würdig Besungene schließlich in einem  
 geschriebenen Buche „Philatelpia“ gesammelt. Das Manuscript,  
 wenn es noch vorhanden ist, mag vergilt aufsehen, von den  
 Citirten jener Poeten ist der Glanz der Jugend längst  
 geschwunden, aber die Erinnerung an die frühen Stunden der  
 Begeisterung ist im Gedächtnisse der Ueberlebenden noch nicht  
 verwischt worden.

Die Revolution um die Mitte unseres Jahrhunderts  
 schied den träumerischen Hang nach Dichtkunst vertrieben, und  
 selbst unsere Jugend in die stauigen Bahnen der Realität  
 gemiesen zu haben. Nichts desto weniger fand sich schon ein  
 paar Jahre nach ihrem Abschlusse in Kärnten abermals ein  
 Sängerkreis zusammen, der Genius der Dichtkunst hatte wie-  
 der einige junge Herzen verbunden, und ihre Pieder lönten  
 im freundschaftlichen Wettstreit. Auch das obligate manscriptliche  
 Verzeichniß fehlte nicht. Fritz Pichter, Almwart und  
 Fischer von Steinwand waren die bedeutendsten dieser  
 Tadelsterne und gelangten seitdem auch in weiteren Kreisen  
 zur Anerkennung.

Indem wir das vorliegende Gedichtbuch Almwart's  
 durchlesen, drängte sich uns vor Allem die Bemerkung auf,  
 daß sein Inhalt im Vergleiche mit den Zeugnissen jener frü-  
 heren heimathlichen Poeten sich durch Abglättung und polirten  
 Glanz der Sprache vorthheilhaft auszeichnet. Da gibt es keine  
 Unbeholfenheit des Ausdruckes; Härte und Sprödigkeit er-  
 scheinen nur höchst selten und auch dann durch einen gewandten  
 Schluß abgemildert, die Verse fließen wie blinkender Wein  
 in die Schale des Gedichtes. Wir glauben darin ebenso sehr  
 eine Folge des allgemeinen Fortschrittes der Sprachtechnik,

als auch den Ausdruck der Eigenthümlichkeit des Dichters  
 zu finden.

Allerdings stehen dieser Vortragweise erste Gefahren  
 nicht fern, und wurden auch in der vorliegenden Sammlung  
 nicht immer vermieden; man wird geneigt, den gedanklichen  
 Inhalt der Sauberkeit des Verses zu opfern, und hält am  
 Ende Triviale für poetisch, glattfließende Strophen für unta-  
 delige Gedichte.

Auch den völligen Abgang epischen Inhaltes haben wir  
 an dem Buche ungerne wahrgenommen; das wenige dahin  
 einschlagende bildet dessen schwächsten Theil.

Dagegen ist das anist Pinnenartige (S. 204 u. f. f.,  
 auch an a. D.) von wohlthuernder Kraft, und wie „Tantalus“,  
 „der Wasserfall“, „der Gott des Lebens“ schwungvoll und  
 anregend.

Auch das rein lyrische Element ist würdig vertreten;  
 wir zählen dahin „Geliebten Ortes Wiedersehen“, das erste  
 Stück der „Mitten der Einsamkeit“, „Klang in der Dämme-  
 rung“, „Stille Orde“, „Zwei Winterer“, „Eintritt ins Gebir-  
 ge“, „Abschiedsmorgen“, „Im Stadtwähe“, u. s. w.; andere  
 Gedichte der Sammlung haben mitunter einzelne sehr gelungene  
 Strophen; einige Sonette, alle: „Einer jungen Künstlerin“,  
 „Milde“, das zweite Sonett „Aus Venedig“ sind von reizendem  
 Klang.

Indem wir diese kurze Anzeige schließen, wünschen wir  
 dem Buche freundschaftliche Aufnahme bei den Heimathgenossen und  
 auch auswärtig die verdiente Anerkennung.

### Literarische Auszeichnung.

Von unserem Rentemann und Mitarbeiter dieses Blattes,  
 Herrn Rathsas Lerer, Decanen und Sprachlehrer, erhielten  
 wir das gerührt aufgehaltete getradte Programm seiner Promotion,  
 welche ihm von Seite der k. k. bairischen Friedrichs Alexander-  
 Akademie und Universität zu Erlangen den 19. Juli 1860 mit  
 der Ertheilung des Doctorates der Philosophie und des Magisteriums  
 der freien Künste zu Theil wurde. Für seine Inaugurationsschrift  
 wählte Lerer seine Eudoration über den „Dialekt der Kärntner.“  
 Der akademische Senat hatte dessen Vorträge unter Vorsitz des Pro-  
 rektors, Doctors der Philosophie und Theologie, Franz Delitsch,  
 gelesen, und der in Kärnten aus der Zeit der zwanzig Jahre  
 bekannte nammentliche Doctor der Arznei und Professor der Chemie zu  
 Erlangen, Eugen von Gerup-Befanez, als Delat, die Pro-  
 motion vorgenommen. Wir beglücken diese Auszeichnung eines  
 Kärntners, welcher bei solcher Gelegenheit die Liebe für seine  
 Heimath als selbst anfallende Beweise beibrachte, mit um so größerer  
 Befriedigung, als Herr Lerer die Anerkennung seinem beharrlichen  
 Fleiße und sein Bekanntwerden in der literarischen Welt seinen Wier  
 verdankt, womit er die deutsche Sprachforschung betrieb und fortsetzt,  
 welches seine Verdienst um Berlin zu dem dortigen deutschen  
 Sprach-Gesetze, und neuerdings an das germanische Museum zu  
 Nürnberg zu gleichem Zwecke zur Folge hatte.

## Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 15.)

**pre se**, ein besaßener Ausdruck für: „das versteht sich von selbst.“

Auch pflegt man zu sagen: per G'chppl, und Spas.

**Betrn**, der Rosenkranz, besser die Bettschnur.

**betnft**, eigentlich betäubt, betrogen, traugig. Bei Bittrom:  
 betnwan, betullben, tröstlos machen.

**betuht**, niedergeschlagen, bekürrt, traurig. Siehe tuhn. Im Donaukrädischen bedeutet betuht, bekürrt.

**betuhtelt**, der Macht der Sinne beraubt, ebnmächtig werden. Dassel, Pütel, der Schwindel, wobei es einem schwarz vor den Augen wird, und Alles sich mit 'uns dreht; also betuht, schwindlig. Kommt jemand durch einen Rauch in diesen Zustand, so sagt man, er ist zuuellig, er hat an Tuel. Das Englische dazu heißt schlottrucken, und Wards in Schriegländischen. W. B. führt an: Dnd-dschah, d. h. dust-ang, d. h. betäubt durch einen Schlag. In Bremen: bekuffet, betäubt. Im Sächsischen: duhen, betäuben -- duhig dumm.

Er fiel vom Pferd,  
Traf er davon betuhte,  
Und eine Weile mußte  
Der Witze da kriegeln an (ohne Verstand liegen)  
Fuß fängt, da er sich besann.

B. Frißh.

**Bez**, ein vollgefüllter Saß.

**Bez**, das verchnittene Schwein, der Kohlrut.

**Bfaat**, das Dama Gethich Paiba. Züländisch Paiba. Bei Alpbilas heißt: A alte Oronbat is a efene Bfaat, vom alten Fodoo, Futter, wie Eberhard meint.

**pfacht**, etwas versuchen, probiren, z. B. ga m'r pfacht, wer härter ist, d. h. versuchen wir unsere Stärke.

**pfadeln**, **pfandeln**, seppen, zum Vehen haben; z. B. er pfadelt mit ältter, er necht mich immer -- seften.

**pfatsch**, das Riesen. Sieh pfaatschen.

**pfägger**, ein schlüchter, unerbittlicher, dabei gutmüthiger Mensch.

**pfalz**, die körtären Türe des Bierkubens in der Brauerei, z. B. ein Pfalz gam.

**Pfanzl**, eine gewisse, in Suppe abgekochte Weibstiefe.

**Pfaw**, der Fluß.

**Pfenning** = Pfand-Ling. Beim Tauschhandel.

**Pfemat**, das Unterpant. Ob es nicht von Hemat, und o. mat von hemp bezuglichen wäre? Wo aufs Hemat auszugehen, heißt: Jemanden alle Hablichkeiten nehmen, daß er auch kein Unterpant, kein Pfemat, d. h. kein Hemd mehr geben kann.

**pferschn**, krängen, pressen.

**pfent**, schädel, geschwind, behändig.

**pfian**, behüten, behüten, lebe wohl sagen. Pfät di Gott, d. h. lebe wohl oder Gott behüte dich. In der Volkssprache hat pfian und pfian einetlei Bedeutung. Von letztem haben wir unser Hert, Zdmu; man kann daher statt: behüte dich Gott, auch sagen: behüte dich Wert.

**Pfiff**. 1) Ein durch zwei in den Mund gelegte Finger, hervorgebrachter Laut und ein durchbringender Schall. 2) Ein halbes Seitel Bihlfähigkeit, z. B. ein Pfiff Wein = ein halbes Seitel, d. i. ein Achtel Maß. 3) Eine salone, süßige Erfahrung, womit man Jemanden hintergeht -- daher unser pfissig, schlau, listig, erfahren seyn. Es entspricht dem französischen subtilis in Montaignes Text, wo Bede übersezt: Und die Götter rächten diesen treuen Pfiff. Der Pfiff bestand darin, daß Kromenens die Argiver, mit welchen er auf neun Tage Waffenstillstand geschlossen, in der dritten Nacht angriff, unter dem Vorwande, der Waffenstillstand sei auf neun Tage, nicht auf neun Nächte geschlossen.

**Pfingste**, Denerstag; Anlaufsfugle = Neunbännerstag.

**Pfischspal**, Fischpil, oder überhaupt ein Pfeil, der von irgend einem Wogen abgeschossen wird. Englisch butash, von but und shaft, der Pfeil; z. B. the blind boys butash = der Pfeil des blinden Knaben, i. e. Amors. Hilpert I. 98.

**pfingagan**, dumpfe Töne von sich geben, auch wohl knarren.

**pfischgan**, mittelst zweier in den Mund gelegter Finger einen schneidenden Ton von sich geben.

**Pflorl**, Taufname: Florian.

**pfmaatsch**, niehlo, so wie pfatsch.

**pfmaufu**, fast atmen, schnauben. Griechisch πνοω, ich hauche.

**Pfmaufu**, der Schnupfen.

**pfnöchu**, **pfnöchun**, schwer atmen, seuchen. In der Schweiz: pfnöcheln. Als πνοω, ich hauche -- und achten -- seuchen.

**Pfram**, Pflanz, eine Aule.

**Pfroß**, 1) ein dickes Bret, 2) Schrott größerer Gattung.

**pfrengan**, krüden, pressen -- einpressen -- einschließen, pfrengts mit nit se, d. h. krüdt mich nicht so sehr, oder bringt mich nicht in so enge Grenzen. Bei Hernet, Cap. 90, pfrengen: Holländisch prangen, krüden, pressen, bestimmen. Das Stammwort ist nach Herrn Biela eng. Es nicht auch das Englische park, französische parquer, Pferd, pferden, hierzu so gehen wäre? wenigstens ist es von gleicher Bedeutung.

**Pfeil**, eine Gattung Fische, die sogenannten Geirige, die man gewöhnlich als Äder, um größere Fische zu fangen, gebraucht.

**pfeggan**, 1) heimlich lachen, unwillkürlich in Lachen ausbrechen -- der Ausdruck eines zurückgehaltenen Lautes; 2) die sonst merkbare Bewegung der Hand, die nicht feste Haltung eines Gewebes, bedenkens des Schweißnetzes.

**pfufsch**, eiterig, oberflächlich hinarbeiten -- und

**Pfufcher** denjenigen, der seine Arbeit oder Kunst nicht kunstgerecht gelernt hat, oder, ohne die Kunstregeln anzuwenden, zu arbeiten pflegt -- oder bei uns in Kärnten: arbeiten ohne Meister-Diplom, d. h. nur in gerichtlicher Sprache.

**pfutsch**, hin, weg, ruiniert; er ist pfutsch, d. h. er ist ruiniert; daher Wagnerspruch = ohne Ged sein. Englisch fudge; ein Anruf des Unwillens und der Berachtung gegen Lügner und unverschämte Aufsteher. Wund!

**pfutsch**, einen zischenden Laut von sich geben. In der Schweiz pfusen, pfösen.

**pfutschig**, kurz gebunden.

**pfurangar**, verbüßig. Lateinisch und griechisch προυρα.

**Pias**, die erste Milch einer neugeborenen Kuh, Freisch-Milch, Weis, Weis; griechisch πωω. In der Schweiz: Piasm, Piasm, Piasm, Piasm; griechisch πωω; Holländisch piest; englisch Piasm.

**Piagl**, ein gebadener und gebatener Hügel oder Fuß von einem Hüden, Ente, Gans.

**Pichel**, ein Hügel.

**piffin**, etwas eifrig einstudieren; und Piffler heißt derjenige, der das Studieren mehr zur Gewöhnlich- als Werkendes-Sache macht.

**Pifl**, ein grober, rober Mensch.

**Pigal**, Tabakst, die Pfeffer und Peinmarkt gelotten.

**Pilch**, die Wilman. Combrisch pilo = Wader.

**Pindband**, das Angebinde in Namens- und Geburtsfesten.

**pingat**, zu wenig, nicht volle Maß nach Berispiet und Oefch z. B. a pingats Seil, d. h. nicht ganz ein Seil.

**Pinggl**, 1) das Bündel, z. B. ein Dingl Bolle, Wätsche, verleinert Dingel, scherzhaft das Herzjüngel, das liebste Kind der Familie. Niederländisch Pung, Pungel. Ungeländisch und dänisch Pung, Pung, Pung. Bändisch punkel. 2) Die Bitterbeute, die Gschmunt überhant.

**Pif**, Oref, Haß gegen Jemanden. Französisch piquer; englisch pique, Fern, Haß.

**pifn**, ansetzen, stecken, von pifgen; i bin pifn kiesen, d. h. ich habe mich zu lange verweilt.

**pifln**, laut weinen, lächeln, wehklagen von Thieren und Menschen.

**Pimam**, in der Rindersprache die Bezeichnung des lautes der Stoden; von größerer Stoden: Wammam.

**Pinter**, der Bötcher, von binden.

(Fortsetzung folgt.)

# Corinthia.

(Fünfzigster Jahrgang.)

N<sup>o</sup> 17.

Sonnabend, den 25. August

1860.

## Dem Andenken

des am 29. Juli 1860 verstorbenen Hochwürdigsten Herrn

### P. Hieronymus Münichsdorfer,

Oberprediger des altchörigen Benedictiner-Klosters St. Peter in Galyburg, k. B. G. Kanzlerialrath, Dekan, Schatzkammerverwalter, Pfarrvikar und Prediger-Konviktsrektor zu Wien.

Im fünfzigsten und achten Lebensjahre  
Schon ward sein Auhbetit die Todtenbahre,  
Sein letztes Einkehrhaus die Todtengruft!  
Ach! viel zu früh entschwand er unserm Kreise,  
Beschloß für uns zu geh die Pilgerreise;  
Doch wer darf bleiben, wenn der Herr ihn ruft?

Ein Blick aus heil'rer Höhe für die Kunde  
Des Kirchenprengel's kam die Truherkunde:  
Denn Hieronymus, er lebt nicht mehr!  
Um länger's Leben lebten wir vergebens  
Für unsern Fiedling an den Herrn des Lebens;  
Wir meinten's gut, doch besser mein't der Herr,

Gott wollt' es und — „Freund Hain“ kam mit der Spitze:  
Kein Schmitt — ein Kuß nur aus des Müden Lippe,  
Der nahm ihm sonst den letzten Athemzug;  
Ein Wink vom Jenseits, dem geliebten Kunde,  
Und leicht, weil leibig aller Erdenbande,  
Bogann der Geist nach Oben seinen Flug.

Ob er schon bei der ew'gen Sabbatfeier,  
Ob unterwegs noch in dem Kärntnerseuer —  
Das weiß nur der Allwissende oben;  
Der Leib, des Geistes „irblicher Gefährte“,  
Der wehrt dem Menschen, daß er „Engel werde“ —  
Wer kommt dem Staub' der Gottes Müdigkeit?

Kam unser Freund dort an nicht frei von Mängeln:  
So fehl't's ihm jenseit nicht an Rettungs-Engeln,  
Ihm fehlt an frommem Dittgebet nicht hier;  
Kein Sterblicher, der ihn gekannt hiernieden,  
Kein Sel'ger oben ist's, der ihm nicht Frieden  
Und Seligkeit so innig gönnt' als wir.

Leb', Ehler! wohnt im Lande der Verkürzten,  
Beweint zwar von den Heilen, die Dich ehren,  
Doch auch beglückwünscht zu der Seligkeit,  
Die Gott bereit hält denen, die Ihn lieben,  
Die Ihn in jeder Prüfung treu gelieben,  
Wie Du getreu Ihm bleibst in Leib und Freund.

Nur Irdisches schließt ein des Grabes Kante,  
Dein Geist, Verkürzter! wohnt im Vaterhause,  
Wobin Du nach sich auf're Seele sehn . . .  
O ach auf! wer ist bei Gott nicht gut geborgen?  
O ach auf! einst auch zum Auferstehungsmorgen,  
Wenn Du und uns die Weltpsalm' erkönn.  
\*\*\*

## Das Geheimniß von Himmellau.

Novelle von Fritz Pichler.

(Fortsetzung von Nr. 16.)

Ghrenreich nahm von Sigunen und seinem lieben  
Aeltern berglichen Abschied, welcher um so schwerer fiel, als  
sein liebes Gemahl gerade jüngste Zeit her allerlei kleine  
Angelegenheiten und Ueberforderungen für ten Schlossherrn zu  
bereiten gelernt hatte. Scheidend übergab Ghrenreich Haus  
und Hof ten von allem Anfang an so aufrichtigen Freunde  
Richard Vieredh und zog aus dem Thale und blieb gar  
viele Meilen aus.

Der Lehrer wurde nun allgemach der wirkliche gestrenge  
Herr auf Himmellau und seine Habrten und Ritte dahin  
ledten bald die Wlde aller Welt auf sich. Und nach Wlken  
setzen Werte, viele Werte machen eine Rede und viele  
Reden ein Gerede. Diefem Gerede ein Schnippchen zu schlagen,  
stellte Richard seine Habrten und Ritte von Hohenwolfs-  
berg nach Himmellau gänglich ein. Und wie? In dem er  
eben in Himmellau selber Rittenz nahm.

Nun begann das himmlische Leben. Abend um Abend  
bligte und strahlte es aus allen Fenstern, da gab es  
waches Saitenspiel und schmetterten Trempten-Klang, des  
Schloßherr's feurige Weine wurden verhörent und die  
Wege von der Abtei St. Paul herauf wurden nie leer von  
Wagen, auf welchen der fällige Steierwein der Wände ver-  
sendet zu werden pflegt. Himmellau war zum „Neuwöberg“  
geworden, Richard zum Lannhäuser. Als solcher hielt  
er es auch für unerlässlich, Lieder und Gesänge auf seine himm-  
lische Frau zu machen, war aber zugleich so ungeschickt Ver-  
gamentlütchen und seinem ritterlichen Picterschleien zu ver-  
lieren. Sie wurden schnell bekannt. Hören Sie ein solches  
Lied. Es ist an den Werder-See gerichtet, bis dahin  
Richard ten Scheitenden Ghrenreich begleitet hatte.

Wer ahnet wech, du stiller See,  
Daß eine Stadt mit Leib und Weh  
Berlunten liegt auf deinem Grund  
Berfunken in gar böser Etw.

Und stieß ich in dieß Wassergrab  
 Mein allerärgsten Feind hinab,  
 Mit dem ich lieber Himmelstheil  
 Als meiner Liebsten Derge theil! —

Blicb nicht dein Spiegel gleich so blau,  
 Und gleich so grün am Bord die Au',  
 Und hürlitz wohl die Berge jach  
 In's Grab dem thummen Schläfer nach.

Schlas ein, schlaf ein, du feiger See!  
 Mein Hesseu ist die weite See,  
 Die weite See und mein feurig Lieb,  
 Ein scharfes Schwert, ein starker Sieb.

Nun waren Richard's geheimste Wünsche am Tageslicht. Die ganze Stadt sprach davon; sie verabscheute die That, liebte aber das Gestaltche darüber. Mitten unter solchen Umständen kam herüber aus den steirischen Gauen Berthold, der Bruder des Tagelheden. Dieser, ein seelengefunder kühner Jüngling, stolz auf das, was er früh erreicht, war im Grunde das kindliche Gemüth, das da um das schickteste Beifallswort von Basen und Rabunen, von Bettlern und Buben zu hulen vermag. So redt, Toldi! — das that ihm wohl, war ihm lieber, als wenn Grafen und Fürsten sagten: Herr Biederch, ich will Euch anädig seyn. Er hatte die Welt gesehen an vielen Orten, aber dem Penderkschlag einer aralen bürgerlichen Schwarzwälderin mit ihrem dankemalen Angesicht hätte er Stundenlange lauschen können. Dabei bildete er sich auf seine armen Eltern nicht wenig ein, und wenn er von Jemanden etwas recht Lößliches sagen wollte, so verglich er denselben mit seinem Vater, seiner Mutter. Von ihm stammten auch die beiden Denksteine, die Sie noch jetzt an der Südfseite der Stadtpfarrkirche, wo ehemals der Friedhof war, eingemauert finden. Nun denken Sie sich das Wiederfinden der Brüder! Berthold unterließ nicht, das allgemeine Veredte zu erwähnen, forderte Richarden bei der Liebe zu seinen Eltern und deren stets reinem Rufe auf, Sigunens Schloß zu verlassen, ihr selten und selbener und, wie es sich dann ganz leicht fügen müße, endlich ganz fremd zu werden. Im Falle der Noth sey es, meinte er, sogar geboten, stark zu seyn und selbst die hambergische Dienfte zu verlassen, damit Richard durch Ort und Zeit gesehe.

Wie aber ältere Brüder schon in Allem weiser zu seyn glauben, so such auch Richard Bertholden barsch an, verweigerte ihm den Vortritt bei Sigunen, wies ihm die Thüre und drohte, ihn, daserne er je wiederkomme, nicht anders als mit der Spitze des Degen's zu empfangen. Berthold ging, aber er war bei sich entschlossen, seinem Bruder, den er nun einmal nicht mehr retten könne, aus dem Wege zu gehn. Die Verhandlungen mit dem Bicedom über seinen Uebertritt in hambergische Dienste waren schon vor Richard's Ankauf eingeleitet worden, nur eingeleitet, nicht abgeschlossen. Die Verbindlichkeiten waren beiderseits leicht zu lösen. Das wollte denn Berthold thun, wie für sein Leben gerne er auch auf dem Schauplatze seinen liebsten Kindeberinnerungen verblieben wäre.

Er eilte auf Wolfsberg.

Fastig sprang er die Marmortreppe hinauf, ließ sich von einem Pagen des Bicedoms Sprechammer weisen und trat ein. Im reichgeschmückten Hochstuhle saß der ehrwürdige Greis, einen offenen Brief in der Hand, neben ihm in betrübter Stellung Gera. Bei Berthold's Ankauf verhin-

sterte sich des Bicedoms Miene stößlich; Gera erhielt einen Wink, daß sie gehe. Berthold brachte nun sein Anliegen, ohne Richards zu erwähnen, vor und bat, man möge ihn wieder ziehen lassen. Wir halten Euch nicht, engeneht ohne Leidenschaft der Greis; im Gegentheil, uns ist lieb, daß Ihr selber darum bitten kommt, was wir Euch noch zu dieser Stunde haben schicken wollen. Bamberg bedarf treuer und rechnungssefter Diener. Das seyd Ihr nicht, Herr Biederch. Dieser Brief gibt mir noch zeitig genug zu verstehen, daß Ihr kein Rechnungsbuchsektorium vom Grafen Herberstein in Händen habt. Und folglich war Eure Wirkschaft übel bestellt. Verzeiht; ebenhin that ihr mir gefallen, aber es geht nicht ferner mit uns. Daß ich Euch billig handle, seht die Unterschrift. Es war Richards Hand.

Was, regungslos und seiner selbst nicht mächtig, stand Berthold da, sein Wort entsprach seinen Lippen. Thränen erglänzten in seinen Augen und, wachtem er nur mit aller Nähe: Herr, das schmerzt — gerufen hatte, stürzte er zur Thüre hinaus. Nun schien einer der läusendsten Pfaffensteine in dem schönen Mäuzlinge entlarvt. Berthold aber irret durch die Schließgänge und die Gartenwege hinaus, so schnell als möglich die Stadt zu gewinnen. Hier vermeinte er noch die friedliche Engelstimmte Gera's zu haben. Er hielt inne; vor sie hinzutreten, die ihm ja das Ereigniß in der Sprechammer gleichsam vorverfühet hatte, — dazu fühlte er nicht Kraft, er war ja ein Bösewicht. Und doch ein wenigzeitiges Dokument, das er in der Tasche führte, sprach ihn frei. Dies dem edlen Greise vorgezeigt und er wäre gerätht gewesen. Aber dagegen freit seine beleidigte Seele. Hier stand Gera, offenen Hersens gegen jeden Klang einer reinen maffelosen Natur. Sollte er die Jungfrau zu seiner Rächerin machen? Nein immermehr. Jäh' hin, rief er fortstürmend, meine Ehre soll aus Schutt und Trümmern, die meine Nächsten auf mich wälzen, ausgegraben werden; aber ich will nicht die Früchte davon. Er warf das Dokument hin und ebe eine Stunde verlossen war, ritt er schon auf kräftigem Pferde die Saunwege, die hinüber in die weitgedehnte Steiermark führen.

Gera hatte den aufgeregten Berthold gar wohl gesehen und sie bedauerte ihn herzlich. Aber wie groß war ihr Staunen, als sie das zerstückte Dokument fand, wie groß die Unruhe des Bicedoms, dem sie es eilig gebracht hatte! Nun war alles im Grunde verändert. Der Bicedom reichte sich entschieder zu den Gegnern des Himelauer Treibens und gelang laut, Berthold habe ihm doch mit allem Recht die je gefasene und er müsse, sey's was es sey, noch einmal hiezulande Bicedom werden. Für ihn und dessen Ehre von nun an alles Mögliche zu thun, solle ihn Niemand zu seiner Zeit abhalten. Reitende Boten wurden auf verschiedenen Wegen abhaldt, jeder einzelne mit einem Briefe von des Geheimschreibers Hand ausgerüstet: dies Alles sollte Bertholden recht dringlich zur Rückkehr bewegen.

Der Tag begann sich schon zu neigen. Man hatte auf allen Gebirgspäßen nicht Einen Wanderer gefunden und es ward immer gewisser, der unglückliche Jüngling müße sich in eine Schlucht gestürzt haben. Endlich, gerade wo die Ränderseide geht und die Gane dieß- und jenseit's für weite Sicht gestreckt liegen, erreichten mehrere Reiter den Stühenden. Man übergab die Briefe, bat, beschwor. Berthold löögerte. Da ließ einer ein Wort von der Wade des Gerechten fallen und dieß brachte Bertholden zur Umkehr. Seinem Vaterlande, seinen Feinden wollte er nun zeigen, was er vermöchte. Und wie er wieder so freundlich hinabblifte in das liebrende von der Silberhellen Lavant durchschlingelte Thal, da

riefen ihm allerlei lockende Stimmen entgegen: Komm', komm', und Eine Stimme schien sich herauszuheben aus all den andern. Man ritt bergabwärts und erreichte in später Nacht das Schloß.

Da Berthold noch schlief, sprengte ein Bote über die Grabenbrücke in den Hofraum von Himmelsan. Der Burgherr Richard empfing ihn heilig und entließ ihn ehn' ein Wort. Richard eilte sofort in Signens Gemach und zeigte ihr des Vicedoms verhängnißvollen Brief. Der Oelker war aus den lombardischen Diensten gestrichen. Signa war heftig erregt und große Thronentrepfen des Berns, der Scham rollten ihr über die schönen Wangen. Denn Richard erklärte, daß er scheide. Aber die leidenschaftliche Liebe des Weibes mußte bald Rath. Sonach wurde die ohnehin wenig geübte Arzneikunst auf den Nagel gehängt (wie viel andere Künste hängen nicht noch immer, Frauen zu Ehren, am Nagel!) — und Richard war hinfort ein kleiner Vicedominus mit Diplom und Befallung. Das Weitere hoffte man von Ehrenreich, dem lieben guten Mann.

Richard und Signa blieben in Liebe vereint, indeß Ehrenreich vielleicht im heimlichen Arabien schmiedete; der Liebesgult gefellte sich noch jene furchtbarere des Hasses, und wer sich da mit eines Weibes Groll verbandt, ist unüberwindlich, war er gleich ein Zwerg. Sie hatten nun beide ihr Schicksal, ihr Rhodus, darauf sie tanzen sollten und sie erwarteten die ersten Pfeilschüsse, um den Kampf zu beginnen aus dem Lager — der Liebe.

Auf Wolfsberg aber war Berthold nicht nur glänzend empfangen, sondern sogleich in hohe Ehre eingesetzt worden. Die Geschäfte griff er alsbald so überaus verständig und geschickt an, daß er der ausgesprochenen Liebting des Vicedoms und der Altknechte wurde. Diese Ergrügenschaft hatte denn sein Eitel genannt. Bald war Wolfsberg ohne Bertholden undenkbar. Fast hätte man meinen mögen, Berthold sey durch den Glanz seiner Umlagebung, durch die strahlende Meinung, die man von ihm hegte, so geteufelt und von dem Einea Gefühle der Ruhmsucht so eingenommen worden, daß er es aufgebe, in die Bürgerhäuser seiner Vaterstadt niederzusteigen. Aber was sollte er auch wahrhaft dort suchen, wo er an Kenntnissen nichts zu gewinnen, in seinem Herzen aber nur neue Wehen zu erfahren, Wehen, die von den Frevelthaten seines Bruders stammten? Und ebenderein wußte er gar wohl, wie demokratische Bürger gegen fürstliche Beantworte sogar gespreizt zu ihm pflegen, als müsse Fürstentümer und Wammet vollkommen Eins seyn. Er band also mit mancher lieben Familie, nach der er sich gleichwohl innig sehnte, nicht weiter an, um sich für früher oder später den Abschied nicht zu erschrecken.

Wenn also Berthold das Schloß und seine weitgestreckten Park- und Weingärten, den Wald und die nächsten Zuggehörde verließ, so sah man ihn stets auf Umwegen ins breite Thal gelangen und zurückkehren. Ist, recht oft fühlte er sich versucht, bei diesem oder jenen Wäldchen einzusprechen, das ihm weiland ein Mädchen Weh zu trinten gegeben, ins Schulhaus einzutreten, darin er so viel gelernt, was er nie gebraucht. Vielleicht sehnte er sich auch nach manchem Andern. Aber wie gesagt, vor ihm her ging die leuchtende Wolfe des Ruhms und gegen diese ist die Liebe nur ein Irrenwisch. Der irrite Berthold vielleicht schon, indem er Häuser baute auf des Vicedoms Erzen! Nicht doch! Es war ja öffentliches Geheimniß aus Welfsberg, man könne die Gnade des Vaters genau an dem Betragen des hochbegünstigten Fräuleins Gera erweisen. Und hierin stand für Bertholden ja seit der ersten Stunde, da er das Schloß betreten, alles vortrefflich.

Dante er so eigentlich nicht seine ganze Stellung nur der freunblichen Gera? Sie war ihm gut, vielleicht des Anfangs nur deshalb, weil der Gegensatz der Pruder Bierdich ein wunderbarer war, wie man denn bei Gegenständen so leicht Partei nimmt. Jener, ein mittelgroßer, finsterner, schwarzköpfiger und imponirender Mann, dieser ein schlanker, freundschaftlicher, blondgelehter und still für sich einnehmender Jüngling. Vermöge des Antheils, den sie an der Ehrenrettung des Verleigten genommen, noch mehr aber in Folge der reizenden väterlichen Lobprache, hegte Gera seit Langem eine warme Zuneigung zu Berthold.

Es giß so wenig eine Geschichte der Liebe, als eine Geschichte der Schöpfung und es ist an Kisten kein Bild und Gleichniß bleiben: es war Alles dunkel und leer, ein Gott ruft sein Werk, und es ward. Bei manchem Niemande Bertholds gläubte Gera in ihrem Busen zu vernehmen das selige: Es werde Licht. Aber weher wußte sie das! Die Liebe hat ganz eigene Mittel der Erkenntniß. Das schien auch Berthold zu besahren. Da ihm der Vicedom jederzeit gerne um sich sah, so konnte Berthold fast bei jedem Witz der sinken Gera zur Seite sehn, ja nicht selten gehen sie durchs Thal um die Wette, wobei denn Berthold nicht verfehlte, sein Ziel zu verfehlen. Seine traulichsten Stunden aber feierte er, wenn er die schöne Maid aus nielichem Rahne auf dem Schloßweiber heranzuföhre. Das kleine Beden lag gleich neben dem Schloße in einer Einrahmung von Fischen und Föhren, die sich hügelan zogen; ferne blaue Alpenzüge spiegelten sich in der hellgrünen Fläche. Hier blieb man oft bis der Himmel tausendblätzig in Sternen stand. Die Bewegungen in fremdem Elemente haben immer viel Poesie und mit einem theuren Wesen auf schwanem Wasser zu fahren, wird deshalb immer etwas Remantisches an sich haben, wird gleichsam das Vertrauen der zu Föhrenden und die schöne Kraft des Föhrenden sich wechselseitig entgegenkommen. Welaufen wir daher nicht Berthold und Gera. Auch über diesen Liebedeuten wird der Sternenhimmel nicht vergeblich ausgeganzant gewesen seyn. Das Unfälle vorlaken, wie daß dem Schloßmuisch einmal eine purpurrothe Kaskete statt in die Wüste gerab' auf den Hals losbuhre und das Wasserfestspiel eben zu Wasser wurde, unterbrach nicht unangünstig das wehrliche Säwigen einer werdenden Liebe. Auch daß Berthold einst in einem jungen Ritter von hausem Federschnaud, der Geras Schiffchen fähete, das Schredbild eines Verlochten gesehen, wurde zum stehenden Späße. Seldner lustiger Reizungen und Anspielungen ergab sich nun bald eine greße, geheimnißvolle Rette; jeter Andere zerbrach sich den Kopf, verstand aber kein Jota davon. Kurz man gläubte bald jenes hochgedächtnliche Wert ausprechen zu müssen: Der Junker und das Fräulein verfeßen sich.

So sehr Gera im Beginn der leichtsinniger Meinung sich gehätet hatte, so frei, selbstständig und unbesorgt schritt sie nun fort im Gefühle der frewilligen Bewunderung für Berthold. In seiner Seele fand sie alles ausgesprochen, was sie je vorher gehabt in ihren Träumen, was sie selbst in ihrer Freundschaft mit Trudchen noch immer vermisst hatte. Seit Berthold all ihr Sinnes beschränkte, war Trudchen förmlich zum Stiefkind ihres Herzens worden und erst dann fühlte sich Gera doppelt selbst zu ihr hingezogen, seitdem das Bewußtsein sicherer Ergrügenschaft alle seine Samenklarheit ausgebreitet hatte über das Gemüthe der heilig Liebenden. Alles Wertende will verbergen, alles Vollendete bekant seyn. Aber Trudchen war, wieß Gott warum, nicht je zu bewegen, ins Schloß hinauf zu kommen. Die Mutter hatte sie eines Sonntag in der Messe darum gebeten und der Vater war

einer der Vorkredner in der antibamburgischen Bürgerpartei. Heilig sollte Trudchen nicht ins Schloß! Seit ich gar zu sehr im Wege gewesen, muß ich mich immer schämen, meinte das liebe Kind und erröthete dann immer. Da hat es denn Gera das hochbedeuloborne Bräutlein dem Propheten Hofame nachgethan und Wunder gibt es in Alter und neuer Zeit. Da Trudchen zu Gera nicht kommen wollte, so kam Gera zu Trudchen. Man sah nunmehr häufig das herrschaftliche Gesspann am Startplatz vor Trudchens Elternhaus gegenüber der Dreißigjährigkeitsäle anhalten und die beiden Fremdkünnen gossabwärts und hinaus ins Unterthal fahren. Am sichersten geschah dies an Sonnabenden. Aber es war, als ob all die freudige Innigkeit einer aufrichtigen Freundschaft ein für allemal verlogen wäre. Trudchen hatte das höchst herliche wunderfreundliche Lächeln verlernt und das liebzwirgende Fragen: Wie denn? — kurz, sie war nachlässig worden, wenn auch nicht losphänglicher, schweizlam, wertarm. So konnte sie einer mit dem fremdigen Ungezähm der Jugend Liebenden durchaus nicht zulassen.

Doch fühlte sich Gera nicht so gar zurückgeschreckt, daß sie das Liebste hätte verschweigen sollen und so erschloß sie denn dem staunenden Blick der Fremdkünne endlich den ganzen Goldschacht ihres Liebesgeheimnisses. Da gab es um Leben, gab es Feuer, Blut der Erinnerung, Funken der Leidenschaft und einen letzten Dämmererschein auch aus frühen Wolsbergger-Zeiten. Trudchen ließ sich die ganze Geschichte zweier Herzen erzählen, um zum Schluß, und nicht ohne Tränen, zu gelangen, sie habe alles längst erfahren und nur darauf geharrt, ob Gera sie des Geheimnisses werde würdigen wollen.

Doch verschwieg sie ganz, daß Richard von Himmelau es gewesen, der einstmal den Vater und Trudchen auf sein Schloß geladen und ihnen geschworen hatte, Berthold trage seit Kindeszeiten Liebe für Trudchen. Er trage ihnen seine guten Dienste an, besonders wenn Trudchen Bertholden aus seiner Arbeit für die Tochter des Bergelepten zu reizen willens wäre. Im Grunde habe ohnehin nur Gera sich an den höchsten Wicht gehalten und Richard wolle sich gerne mit dem Bräuter verstehen, wenn es durch die Hand einer so lieben Schwägerin, wie Trudchen geschähen könnte. Trudchen blieb zwar das hochbegünstigte Schloßfräulein von da aber immer etwas geheimnißvoll, aber so unentbehrlich wie vordem.

Berthold hatte keinen wahren Freund. Die alten Bekannten seit Spielzeiten waren seiner Weltanschauung fremd geworden, neue hatte er zu gemüthen verfaßt. Der Geheimreiber, ein entsetzlicher Anwerwanderer des Bieedom, ein Mensch, der es gern Allen recht that und für Lauterer Wohlth keine Genügnung hatte, rühte sich ihm am nächsten. Ihr werdet versteht werden, demonstrirte er Bertholden, bald, nächstens, dieser Tage vielleicht. Der Oberkämmererliche Borort an der Frau stellte Euch dem Bieedom gar gleich; aber der Besten erfordert einen ganzen Mann, nicht einen der abenteurerliche fährten im Kopf hat, der mit der linken Seite, wo das Herz, im Unterlande steht, mit der rechten im Oberlande. Entweder Ihr müßt Gera zur Frau nehmen, dann werdet Ihr auch nicht mehr so gar vernarrt bleiben in sie, oder aber sie nicht serner ins Stadtsprach bringen. Ohnehin weiß der Bieedom — als einer, der nicht viel Umschweife macht — nicht, was er einer Guter Galanterie halten soll und mir hat es einmal im Vertrauen gesagt: Der junge Herr soll herausdrücken mit der Farbe. Seht also: Unser Gefrenger hat sich für Euch verwendet, Ihr seyd erannt, Ihr müßt fort, da hilft Euch kein Gott, geschieden muß seyn, — jetzt

denk sich Einer die unglückliche Gera, zu der Ihr Euch (ich darf wohl sagen) süßgedrängt habt aus allen Kräften. Denkt sich Einer und begreift, was das heißt, im Still lassen. Unrecht, Unfirt! Bestimmt sie ein ansehnliches Bräutgen mit, ihr's Euch nicht genug? Ich dächte, Ihr kennt unsern Wein; na, so seyd so gut, und nehmt den Berg selber mit, den man Euch ins Ardchens wirft. Aber Eins ist gewiß, reizende Potensschaft hinab, hinaus, herab, herauf — das buldet der Bieedom nicht. Ihr müßt also werden. — Es versteht sich, daß ich Euch zu gar nichts bereten will, weilsie, Ihr sollt ganz frei gehen, ich hab' gar keinen Theil daran; freilich wär's schändlich unanbar von Euch, und entseflich unvorsichtig, jezt wo Alles darauf hofft — aber wie gesagt, nur keine Ueberzeigung.

So und ähnlich sprach der Geheimreiber. Und sonst äußerte sich Niemand zu Berthold. Die Errennung folgte. Berthold sollte sogleich abreisen. Seine Feinde begannen zu lächeln, das erfahre er wieder und schwur, sie zu beschämen. So plötzlich und, was doch nur von ihm abhing, für immerdar von seiner so unentbehrlich gewordenen Gera scheiden zu sollen, schien ihm unmöglich. Schon waren seine Wagen vorausgegangen, der letzte entscheidungsvolle Tag rühte heran, der Geheimreiber war häufig und häufiger um Berthold zu sehen, das Herz des Unentschlossenen pochte bestiger von Stunde zu Stunde und so entseflich sich dem Berthold seiner unfruchtbareren Larube um jeden Preis ein Ende zu machen. Ein bambergischer Dienstmann that sich jezt heroo und bewies: Herr Bieedom täuscht Euch nicht, ob Ihr aus Liebe handelt, ob Eurem Trostgeß zu liebe, der vielleicht etwas durchsezt, was das Herz nicht fordert. Wie mir scheint, seyd Ihr nur ein Mann des Erzingens, nicht des Beschüens. Nehmt als sicher an, ihr bekommt Gera; aber seyd nicht vereilt, kommt über ein Jahr wieder, Ihr sollt Euch näher kennen lernen, das muß der Bieedom bulden, dann erst fragt bei Euch selber an und bei ihr. Das muß ich wissen; denn leider! ich hab' ein Weib. Berthold bedauerte diesen, besonders seiner Ansichten halben. Ueber Scheiden, über Nimmerwiedersehen wollte ihm Niemand trösten; alle waren nur so entseflich vernünftig und ling. Berthold trieb sich auf tächtigen Ritten umher, war selten bei Gera, noch seltener in der Amtskube, alle seine Regelmäßigkeit war aus den Fugen gehoben, eines Tages vermisste man ihn endlich ganz und Tags darauf war alles entschieden. Er hatte geworden, erhalten. Große Freude herrschte im Schloße, großer Reid in der Stadt, großer Groll in Himmelau.

Richard und Siguna hatten durch den Bruch mit dem Bieedom den besten Schauplatz ihres glänzenden Wirkens verloren, durch den Ausschluß von den hochfürstlichen Besten war man gewissermaßen gschüdt. Derlei ertragen die Frauen viel minder als den Verlust rother Wangen. Auch die Eifersucht begann Sigunen zu quälen; denn sie glaubte zu bemerken, wie Richard seinen Bruder um Gera willen beneidete, der er doch vor jenem vorgeßelt worden. Die Eifersucht ist aber so recht der Sonnenchein weller Liebe und verseht also hier nicht die besuenernde Wirkung. Nur kam eben wieder ein bißchen zur Unzeit Herr Ehrenreich aus dem Morgenlande zurück und begrüßte sein Kind und sah auch seine Weib wieder. Aber welches Wiedersehen! Der schöne kräftige Mann Ehrenreich, der da vor mehr als einem Jahre ausgeritten, er war zu einem gebrauchten glazeren Kränling worden, dessen Auge sonst schwach und glanzlos, war manchmal aufzulichten schien, wenn es in tiefer Bergesheit schwärmerisch auf Sigunens Antlig ruhte. Das mechte wohl die Thräne sprechen, die dann hervorbrach, schnell vermischt und nicht getroffen vom unheiligen Blick Sigunens?



Dich hab' ich, dereinst ein reines Kind, aus Feuerflammen und Schutt gerettet, wie rett' ich dich jetzt aus der verderblichern Glut und aus den Trümmern meines Glücks? Dich und die Deinen nahm ich, die Heimathlosen unter mein Dach und ich selber mußte weit in aller Welt um ein trauliches Dabeim forschen! All meine Schätze hab ich zu deu deinen gemacht und du hast mir nicht einmal die eine Perle erhalten, die Perle deiner Treue. Dafür daß ich auf allen Schließern sprachte mit deiner Schönheit, fergst du nun für meinen unsterblichen Speit. O wo bist du, Signa der alten schönen, lustigen Zeit? —

Und Signa! Ihre Blüthe war im Welken. Vor ein paar Monaten, so erzählte man, war die Herrin krank gelegen. Der Vicedominus habe, sagte man, wiederum die Arzneikunst geübt. Man erzählte und sagte so hin und her und dachte noch Mehreres.

Ehrenreich weil er Signen schonend wieder gewinnen wollte, lehrte die kleinen Ehrenreich allerhand liebe Wörterlein an die Mutter und hielt auch seufft Frieren in ten vier Wänden. Nachdem er Richarden lange fortwirthschaften gelassen, weil er ja selber noch sehr ermatet gewesen, betrieb er den kleinen Vicedominus einmal auf seine Kammer, nicht ohne zwei blasse Schwertler über den Tisch gelegt zu haben. Wir wissen, woher sie verhandelt haben mögen. Ehrenreich kam in eine Glut, für die er längst ausgebraunt schien, wieviel dieselbe dem Arzte Richard, der nur den Sierchen vor sich sah, recht lächerlich schien. Anstatt gleich Ehrenreichen das Schwert vom Tische zu heben, schlug er mittelwäldelnder Miene einen Vergleich vor. Was sollen wir Kärmen machen, sprach er; Ihr wollt, daß ich gehe, folglich geh ich. Daß mich Signa gehalten, mag ich gar nicht längnen. Aber worum? darüber befragt sie einmal in der Schlafkammer. Ich habe meine Kunst, die mich nährt; weil ich aber einmal durch Eure Bestattung Redenmeister auf Dimeleu worden bin, gut, so laßt mich dies mein Amt mit Ehren abschließen, Ihr müßt mir Zeit geben, etliche Monde nur und ich geh' Euch dafür mein Ehrenwort, Ihr, Ehrenreich, Ihr sollt so zufrieden, so vollständig ruhig, ja selbst so beweiendwerth seyn, wie nie in Euren Leben. Ich geh' Euch mein Ehrenwort. Und auch das versprech' ich Euch, daß ich bis dahin meinen Stelz ganz abthun will und mich ganz zeigen als Euren beherrschenden Dienstmann. Ich will nicht an Eurer Tafel sitzen, nicht mit Euch jagen und jostiren und was Euer gaudiges Gemahl betrifft, so will ich Ihr so ferne bleiben, als zu wünschen, als sich gebührt. Schlagt Ihr ein? Ja! nun dann gibt es ein frühliches Scheiden Man tranf etliche Becher Wein darüber und die Sache war für dießmal abgethan.

(Fortsetzung folgt.)

## Am Friedhof.

Am Friedhof liegt ein kleines Grab,  
Ein Nasenbügel drauf,  
Und um den schlichten Kreuzeshaß  
Rantt sich der Epheu auf.

Von allen Gräbern rings herum  
Voll Blumen, Gold und Stein,  
Scheint ein so süßes Heiligthum  
Nur jenes Grab allein!

Dem wenn die Gräber einsam sind,  
Der Tag zur Nacht sich neigt,  
Weint dort um ihr geliebtes Kind  
Die Mutter schmerzerbeugt!

Es weint und weint und achter's nicht,  
Daß Mühsd' der Abend schneht,  
Die Nacht die Thränen rein und licht  
Zur Perlenkrone want!

Die Mutter küßt kein Sternenglanz  
Und Mühsd' noch das Grab;  
Und lächelnd dot den Perlenkranz  
Des Kindes Engel ab!

Merz; Siegerist.

## Friedlach.

Dieser Pfarrort mit 17 Häusern, 121 Seelen, in der Ortsgemeinde Glanegg, Bezirks St. Veit im Glanthal, rund um einen, bei 40 Klafter hohen, freistehenden Hügel, welchen die Kirche, der Pfarrhof und Friedhof krönen.

Das Glanthal zieht sich von Westen nach Osten, sauft abhängeud, ist auf drei Seiten, nämlich von Norden, Westen und Süden, von ziemlich hohen Bergen eingeschlossen, und nur gegen Osten, der Stadt St. Veit zu, offen, nördlich sind die größten Erhöhungen, der Gähse, und der Antenberg, ersterer mit 3517, letzterer mit 2744' Seehöhe; westlich wird das Thal durch die auf einem freien Felsenfelsse stehende materische Burg Glanegg abgeschlossen. Durch die Mitte des Thales fließt die Glan und bildet bei ihrem unmerklischen Fall fast durchaus zusammenhängende Sumpfe. Das hier herrschende mildere Klima und die Fruchtbarkeit ist durch die günstige Lage betingt. Sie und da erheben sich Fels- und Sandhügel, von welchen man auf die materisch gelegenen Kirchen, als St. Wendels, Maria Heuch, ihrer Bauart wegen ausgezeichnet, Tauchendorf, St. Leonhard und auf die noch in Ruinen großartig dastehenden ehemaligen Burgen Harteck, Karlsberg, Liebenfels u. s. w., deren einstige Besitzer der Stelz des Landes fortwährend bleiben, eine materische Anhöfist genießt.

Dieses Thal scheint selbst zur Römerzeit eine hervorragende Stellung behauptet zu haben, welches die mehrfach vorkommenden Deuffeine andeuten.

Hier herrscht folgende Volksfage:

Ungefähr zur Zeit, als das noch blühende Hans Sabburg den deutschen Kaiserthron bestieg, war dieß Gegend durch Kriege, die Kreuzzüge oder Auswanderungen ziemlich entvölkert und das günstige Klima, die vielen Sümpfe und die allenthalben emporsiehenden Fels- und Sandhügel gaben Veranlassung, daß sich in dieser Gegend verschiedene Reptilien und verghäglich Schlangen ansammelten, welche sich in der Folge der Art vermehrten, daß sie nicht nur allein in Häusern und Gemächern, sondern selbst in verschiedenen Geräthschaften und Bettstellen ihre Wohnungen aufschlugen, die Lebensmittel der Menschen zu vergoren anfingen, ja selbst zur Wahlgzeit auf Tische ungeschont frechen und sogar neben den Menschen Speifen aus den Schüsseln fraßen.

Dieses Ungeziefer vermehrte sich fortwährend; alle Versuche zur Ausrottung oder wenigstens Verminderung blieben fruchtlos, häufig kamen Unglücksfälle durch Schlangenbiß vor, die Bewohner wußten sich nicht mehr zu ratzen, und Familien

## Aus dem kärntnerischen Volksleben.

## 1. Wetterbegriffe.

Die meteorologischen Erscheinungen des Jahres sind von jeher und überall Gegenstand des Aberglaubens gewesen, und natürlich! Was liegt doch dem Landmann näher als Wind und Wetter, Regen und Sonnenschein? Von ihnen hängt das Gedeihen der Früchte, das Wohl und Weh des Hauses ab. Wie überhaupt der Aberglaube am liebsten das Rabelige ergreift, so mußte das hier um so mehr geschehen, als vieles Obvies, so wichtig es auch sonst für das Leben ist, doch dem Verstande lange ein unzugängliches blieb und dem Bewohner abgehobener Alpenbäuer zum Theile es noch ist. Das Bedürfnis, sich den Zusammenhang der Dinge und Erscheinungen zu erklären, ein Bedürfnis, das jedem sich aufdrängt und von ihm Befriedigung verlangt, hat da den Menschen genöthigt, eine Philosophie zu treiben, die, wiewohl sie ihre Begriffe aus einer uralten Welt von Anschauungen schöpft, doch den unwiderstehlichen Forderungen seines Geistes einigermaßen gerecht wird. — So darf es denn nicht Wunder nehmen, daß gerade dieses Obvies des menschlichen Aberglaubens in den Alpen eine so große Ausdehnung angenommen hat. Ein Alpenland bietet immer mehr klimatische und meteorologische Abwechslung dar, als das Flachland und auf diese Weise auch mehr Räthsel zur Lösung.

Nachstehende Zeilen sollen die Meinungen des kärntnerischen Volkes hinsichtlich des Wetters der Hauptsache nach zusammenfassen und in Kürze zur Darstellung bringen.

Alle Erscheinungen in der obren Luftregion vom Regen anwärts bis zum Schnee bezeichnet der kärntnerische Landmann kurzweg mit dem Namen „wödr, gwödr“, ja selbst der einfachen Anbahnung von Gewitterwolken, wenn ihr auch keine Entladung folgt, gibt er mitunter schon diesen Namen. Im Aberglauben aber spielt jedoch besonders der Hagel (großer Hagel oder Schloffen heißt „schau“, kleinerer aber „weiberbrin“) und der Hagel eine wichtige Rolle. In das unheimlich-barmherzige Gewand des Nebels hüllt sich die Heze, sobald sie Jemanden Unheil bringen oder übers Meer reichen will, das leichte Nebelkreisen in der Mundart des Kärntners „hisseln“ genannt ist ein Werk derselben. Aber nicht bloß im Nebel wohnt die Heze, ihr Vorklingelausenthalt ist die Wolke, die schwarze Gewitter-schwangere Wolke, die sich meist als Hagel entleert. Solche Wolken, „auf denen der Teufel reitet“ mußten sie in fernwärtiger Bewegung erhalten, das nennt man „Wolkenschübn“ und wenn die Wolken in schneller Zuge dahineilen oder sich zu Gewitterwolken anhäufen, sagt man: „Häg ihon die Hezen Wolks schübn“ dazu nehmen sie mitunter auch Menschen auf, damit sie ihnen helfen, am liebsten Halbhezen (das sind blöde Leute), die recht stark sind und wenig reden. Weistens entladet sich das Gewitter über dem Grundstück desjenigen, dem die Hezen schaden wollen. Treffen sie keinen geeigneten Ort, oder sind sie durch irgend etwas (z. B. etwas Geweihtes, eine Beschwörungsformel) daran gehindert, so müssen sie die Wolken wieder weiter „schübn“ und zwar „weit weit bis eine in die remauy.“

Hezen die Hezen und ihr Teufelwerk schützt man sich, wie schon oben angedeutet, durch allerlei Beschwörungen und Mittel. Vor allen Andern gehört hierher das „Herenläuten und Hezenhöhn“ oder wie man auch nennt „Wetterläuten und Wetterhöhn“, welches seinen Grund in dem Glauben hat, daß man die in der Wolke befindlichen Hezen durch verschiedene geweihte Sachen (als Glockengeläute, geweihtes Pulver &c.) vertreiben oder tödten könne, „Won du jwa hünteln bein hüm

singen bereits an, mit Rücksicht ihres Grundbesitzthums auszuwandern.

Da zog im Anfange des 14. Jahrhunderts einmal ein Italiener, Namens Fridolin, durch diese Gegend, hörte von der hier herrschenden Noth, gab vor, ein Mittel zu kennen, von diesem Uebel abzuheilen wäre, und erbot sich nach vielem Bestärmen und Bitten endlich selbst Hand an's Werk zu legen. Zuerst erlucigte er sich ansehnlich, ob in der Gegend auch eine weiße Schlange je bemerkt worden war, — dies wurde ihm jedoch verweigert; — sodann suchte er sich einen geeigneten Platz zur Ausführung seines Verilugungswertes aus und wählte hiez den Hügel, worauf gegenwärtig die Kirche Friedlach steht. Man mußte Holz und trocken's Weisß dahin bringen, und solches in einem Kreise um eine dafelst stehende große Eiche aufschichten.

Nachdem er noch manche Vorbereitungen getroffen hatte und insbesondere sich das Versprechen geben ließ, im Falle doch eine weiße Schlange in der Gegend wäre und er durch sie vielleicht sein Leben verlieren würde, zur strengen Erinnerung an diesen Vorfall und vorzüglich für sein Seelenheil hier zu Ehren des h. Georg's ein Gotteshaus zu errichten, begab er sich in die Mitte des Holzwalles, erstieg den Eichenbaum, ließ den Wall aus mehreren Eten gleichzeitig in Brand stecken, und sofort mehrmal sehr laut einen durchdringenden eigenthümlichen Pfiff hören.

Auf diesen Ruf wurde es in der Gegend alsobald allseits lebendig, aus allen Wäldern, fast jedem Strauche, Felsenriffen, Sand- und Steinhäufen, aus Häusern, Stallungen und Scheuern froden unzählige Vattern hervor und eilten dem Pfiffe auf dem Hügel zu, jede Schlange wollte durch den Feuerwall dringen, und obgleich bereits Tausende schon darin umkamen, so versuchten doch dem ungeachtet die Nachkommenenden stets wieder durch- und zum Plage einzufragen, woher der Ruf kam.

Da erschien plötzlich vor dem Feuerwalde auch die gesürchtete weiße Schlange, erhob und schwang sich darüber, erklimmte den Eichenbaum, umringelte den Kubestörer und erdrückte ihn, worauf sie ebense, wie gekommen, wieder verschwand.

Die Gegend war sofort von der Schlangenlast befreit, die Auswanderer kehren nach und nach zurück und bebanten wieder fleißig in Gemeinshaft mit den Rückgebliebenen die fruchtbarere Gegend, und erfüllten auch selbst ihr Versprechen, indem sie zur Ehre des h. Georg die noch stehende Kirche einweiheten, welche um das Jahr 1350 vom damaligen Bischof von Gurk, Ulrich II. v. Willenhansen, eingeweiht wurde.

Zum ferneren Andenken an diesen Wohlthat wurde der Hügel und die Umgegend auch Friedl-Ach genannt, in welcher letztere Silbe Einige die noch mehrere Jahrhunderte gehandene Eide, Andere den Schmerz an Fridolin's aufopferndem Tabinscheiden und wieder Andere die damalige Art und Weise an den lieblichen, angenehmen Platz zu finden glauben.

Noch besteht bei dieser Pfarrkirche der Salangenjahrtag in einer von Wilhelm von Glanegg, dem Regenten seines Stammes, in seinem Testamente im Jahre 1380 gestifteten Messe, welcher fortwährend in Übung, und worüber die Stiftungsurkunden noch vorhanden sind.

T. S. — 4.

mit *la macht* heißt es von den Hexen, die der Glodenton verschucht. — Einmal!) schon Jemand in die Wolke mit geweihtem Pulver, aber einer Weile fiel ein altes Weibchen herunter, das jammerte und schrie, als wenn ihr was geschehen wäre, und flog dann wieder davon. Mitunter hört man bloß einen Schrei aus der Wolke, ohne etwas zu sehen. Wirft man ein Messer in die Wolke so fällt es blutig herunter. Selbst die unterwärts erst erzählte Sage\*) vom Mann, der sein in der Wolke verschwundenen Messer nach langer Zeit und in weiter Ferne bei einem uralten Mütterchen wiederfand, die dasselbe als Werkzeuginstrument, mit dem ihr Leben gefährdet wurde, aufsuche und damit auch den Thäter zu erkennen hoffte, wird in Kräutern in verschiedensten Variationen gefunden und das Hauptargument des Landmanns für die Immanenz der Hexen in den Wolkeln.

Ein anderes Mittel ist das „Wetterbannen oder Wetterzubern.“ Wie es böse Menschen gibt, die als Hexen oder „Zauber“ Gewitter erregen können, ebenso gibt es auch solche, die sie zu bannen oder zu beschwichtigen vermögen. Diese heißen Wetterbauener oder Wetterzuberer und stehen entweder im Rufe großer Heiligkeit oder eines Teufelsbündnisses. Sie betreiben ihr Geschäft auf höchst solenne Weise. Einen breitsträngigen Hut am Kopfe, einen grauen mit rothen Pantzschaden, Bützchen, benetzten Ledermantel um den Leib, eine Fasel- oder Birkenrinne in der einen und das Zwangsbuch und Wetterprotokoll in der andern Hand zieht derselbe\*) von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus und sucht Geschäfte. Für seine Beschwörung, die er meist auf einem Hügel oder bei einem Bache vollbringt, läßt er sich dann sehr gut zahlen. Gemeinlich aber besorgt jetzt meist schon der Hausvater oder die Hausmutter für ihre Person dies Geschäft, ohne einen Wetterzuberer zu brauchen, sey es, weil billiger kommt und der Erfolg derselbe (nämlich keiner) bleibt, oder weil die Kasse der Wetterzuberer immer mehr zusammenschmilzt. Wenn sich ein Gewitter zusammenzieht, so jüden fast in allen Häusern die Hausmütter gemeinlich Palmeln, oder Schweinseich oder mitunter auch Esel an und verändern damit das Haus, dasselbe noch mit Weichwasser besprenzend, damit aber das Gewitter auf den Feldern nicht mache, werden im Hause die Stühle umgelegt, Ofengabel, Krücke und Feuerzange, Besen und anderer Handrath, der aber meist zum Bereich der Küche oder des Mens gehören muß, vor die Thüre geworfen, dann geht man vor die Thüre oder noch lieber auf einen Hügel neben dem Hause, macht mit der Hand ein Kreuzzeichen über die „schwache“ Wolke und spricht verschiedene Gebete die man „Machsprüche“ nennt.

Im Müllthale\*) (Slatod) begibt man sich beim Herannahen eines Gewitters, auf einen freien Platz beobachtet dabei obbesagten Vorgang und spricht zur Wolke:

Hiab bin, iab bin  
in dō midde romaney  
wo la hadl frak  
wo la mäder mät  
wo la klumle blät  
wo la rindd lät.

\*) Sage aus dem Gurkthale, ähnlich bei Fritz Fischer: das Wetter, S. 15 Anm. die dort erzählte Lavantthaler Sage.

\*) Hgl. Mannhart: Witternarrl der Deutschen und nordischen Wälder I. B., S. 89.

\*) Hgl. auch Fritz Fischer: das Wetter, S. 16.

\*) Hgl. damit die Anrede an die Sonne bei Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie III. S. 32. Nr. 1 und 4 und Mannhart germanische Mythen S. 291.

Drauf müssen die Hexen die Wolke wieder weiter schieben bis auf einen Ort der voll „lautr kraugriff“ (Steingerölle) und „gruggln“ (dürres Holz) ist. Fragt man, wo der Ort liegt, so erhält man die Antwort: „ja schredla weit wed von da, esegu (dort) is noch la mensch gesehn.“

Auf der Spitzwiese unter „Albed“, gegen Altsternakkt zu im Gurkthale, hat sich zieml. ein großes Gewitter zusammengezogen. Ein Mütterchen an der Straße warf sogleich alles Geräthe, Besen, Fangen, Krude, Stühle vor die Reufche, begann zu segnen und sprach:

Go bin, gö bin  
wo la löne krat  
wo la mäder mät  
wo la sier nit gät  
wo la sier nit gät  
wo la sier nit gät  
wortl. läßt die anstarr.

Und das Gewitter ging schredlos an ihrer Reufche und deren Grundstücken vorüber.

So hastet also noch eine Menge Aberglauben im Wolkeln und je abgesehener ein Thal ist, desto leichter kann man die alten Elemente derselben erkennen, während sich in offeneren Gegenden die Anschauungen schon sehr stark vermischt haben. Die Gestalten der Hexen finden sich besonders in den Alpenländern Kräutens sehr stark und scharf ausgeprägt und unzählbar sind die Sagen, die sich an sie anlehnen. Ich habe hier nur die Züge aus denselben zu einem Ganzen zusammengetragen und behalte es mir vor, ein andermal das nöthige Materiale dazu mitzutheilen.

Wien im Juni 1860.

B. P.

## Todesanzeige.

Wir erfüllen eine traurige Pflicht gegen unsere Leser, indem wir ihnen berichten, daß unser Landmann und Mitarbeiter dieses Blattes, Dr. Georg Schabus, am 10. Juli v. J. zu Jünnschal auf Madaira gestorben ist. Die Menge Leidender, denen er geholfen, die große Zahl Jener, die er mit Wohlthaten überhäuft, Alle, die ihn kennen und schätzen gelernt, versuchen mit trauerndem Herzen den Tod des Mannes, in welchem die Arzneikunde einen ihrer kenntnißreichsten und thätigsten Jünger, unser Vaterland einen seiner besten Söhne verloren hat.

## Das kärntnerische Diolikon.

(Ausscheidung von Nr. 16.)

**Pipn**, 1) die kleine hölzerne Röhre, die man in das Faß hineinsetzt, um durch selbe Wein, Bier u. herauszulassen. Englisch pipe, die Röhre, Ranne. Hebräisch abib, der Palm. Spanisch gorgelpy, Luftzöhre, daher unser Pipn. 2) Die Tabakspfeife.

**pipeln**, gerne oft und viel trinken. Englisch to bib, französisch bois, lateinisch bibo, nippen, schlürfen, beheren. Hilpert I. 73.

**pipi**, Juraß der Kinder an das Hebröer, vorzüglich an die Hölzer. Griechisch πειπέω, lateinisch pipire, altslawisch pipen, pipen, singen wie die jungen Vögel. Dleher gehöret das englische peep, das Rächteln, to peep; französisch pipier — pippen, d. h. schwache Töne von sich geben — also pipen. Hilpert II. 165.

**Pipinigl**, der Stutzel. Englisch to imbibe; lateinisch imbibo, einfangen, eintrinken, säugen. Siesch pipen oder to bib. Hilpert I. 415.

**Piron**, eine Sabel zum Essen, diese Bedeutung hat es bei uns in Kärnten. Englisch bedeutet prong eine Sabel überhaupt. Landschäftlich Prang; isländisch prion. In engerer Bedeutung die Dugahöf. Von *beißt für Rauffchaf* ein von selbst abgederter Baum.

**Piast**, eine Dorfe, Scheuer; auch wohl der Boden ob der Dreiftenne, Neuböden.

**Piasten**, Uebermäßig Kinken, sauten aus Profession; daher der Ausdruck: er weilt wie in *Wärfen*. 2. Eine Stunde in Wärfen dem Wibe nachschleichen.

**Pis**, das eiserne Mundstück eines Pferdjaumes. Im Englischen heißt *to bite* auch ein Pferd einsummen.

**Pisil**, ein Wenig, Etwas; gehört zum Englischen *bite* oder *bite*, Wisfen, beiße, das Heiß so viel man auf einmal abbeißt oder in den Mund nehmen kann; *z. B.* der Wisfen Brot. Siehe a. *Pisil*.

**Pison**, Stablen, urminen.

**Pisun**, Büffel oder Bündel, *z. B.* a. *Pisun* Stroh, d. *b.* ein Bündel, meistens aus zehn Garben ausgebreiteten Strohes bestehend.

**Pisun**, Adrethick, Werl.

**Pisew**, die Engeringe.

**Pisig**, beißig, jählich, jäbzerig, feierlich, d. *b.* im physischen wie im moralischen Sinne beißend; *to bite*.

**Pisoman**, das wilde Laufen des Rindviehes bei steigender Sonnenhitze, oder bei den Flagen von Anletten.

**Pisung**, der Gedruch zwischen zwei tiefergezogenen Furchen.

**Pischaale**, Wischun, junge Hennen, Hühnchen überhaupt, so bald sie anfangen Eier zu legen.

**Pischn**, **Pitschle**, **Pittrach**, eine Gattung kleiner Hühchen.

**Pischnille**, ein kleines Ströhchen Stroh.

**Pischnig**, das Samengehäule im Oefte. Vollständig botte, englisch lud, italiß bottone, in der Schweiz *Buz*, *Buzza*, wech? Letzteres auch in Kärnten üblich ist, und bedeutet die letzte Ueberreste eines *z. B.* geöffneten Apfels, was auf eines Ginas ausgeht, denn es bleibt das Samengehäule des Apfels nur übrig.

**Pitt**, Rauffchaf, Verlangung, *z. B.* *bite* wohl *Bitt*, d. *b.* hat wohl noch *Zeit*.

**Pign**, 1) ein Schießgewehr, 2) ein Gefäß.

**Pignant**, **Pigent**, ein Weg zwischen zwei Säumen oder zwei Mauern, es nicht bis = gesäumt, d. *b.* zweimal gesäumt?

**Pigier**, ein Wasserzug größerer Gattung.

**Pigle**, ein Restchen von irgend einem verbrauchten, verzehrten Gegenstande, *z. B.* a. *Pigle* Kranz. Gehört zu *Buzza* und *Pitschnig*.

**Pizlig**, jorunnlich, jäbzerig, aufbrausend, mit einem Worte beißend. Englisch *bite* oder *bite*. Siehe *Pisig*.

**Pizl**, der Stern, Jognimm

**bläach**, bleich von Farbe, *z. B.* a. *bläache* Tingu, d. *b.* eine bleiche Linde.

**bläb**, blau.

**blächn**, ein großes, großes Keimzeug, *z. B.* Feseller-Blächn, ober an Wagen. In Schwaben *Bläbe*, *Bläbe*. In Baiern *Bläue*. *Pat. plaga*.

**bladen**, im Rattbthal eine von Wind aufgewechte Schneewolke, auch ein heftiges Herantreiben aus vererbtemen Wagen beim Menschen.

**bladi**, das Wädfen, per eminentiam.

**blafeln**, laul, flinken werden, es wird bloß vom Fleische gegrag. Das petische *blato*, Roth; das trautische *blato*, Roth, gehören sicher zur Familie dieses Wortes.

**blänt**, eine Umjüngung mit Brettern.

**blanun**, 1) jürnen, schmollen, sich launig stellen; figürlich stolz, hochmüthig sein, von bläben — also aufblasen; 2) eine Krankheit des Herzwiehes und der Schafe, verursacht durch giftiges Fressen des frischen Kler's. Diefes sagt das englische *hoven*, aufschwellen, die Trommelsucht. Hilpert I. 405.

**blanken**, Jemanden vom Gelde entblößen, aufsädeln. Englisch blank, stangßißig blanc, franz. blancbir, rein, weiß machen, daher unter anstanten, blank machen.

**bläppern**, achonensles' sprechen. Die geschliffen Pippentaute *pp* deuten auf die bläße Bewegung der Puppen hin, wie Kinder, die erst anfangen zu sprechen, wobei sie wenig oder gar nicht denken. Englisch *to blab*, schmähcn, blabber, der Schwäpzer. Hilpert I. 76.

**bläb**, nalt, rein, unter bloß.

**bläfalat**, von Tieren, meistens Pferden, die einen weißen Fleden oder Streifen an der Stirne tragen. Englisch *blanco*, die Bläße auf der Stirne der Pferde. Deutlich *blau*, Schwedisch *blaus*. Niederländisch *bläße*, daher unter *blä*, bleich und *blä*, ein an der Stirne mit einem weißen Streifen bezeichnetes Pferd.

**bläfen**.

**bläsvaar**, ein hölzernes Rohr, durch welches man Welsen schießt, mittel Bläfen.

**bläsfchern**, ein großes Blatt, ein großes Mal an der Haut.

**blättern**, in feine, dünne Abschnitte schneiden, *z. B.* Wäfen, Erdäpfel. Schon das griechische *πλαττ* bedeutet eine breite Bläße. *πλαττω*, Ruchen, (wegen der breiten Gestalt, bei uns als demselben Grunde *Platen* genannt) *πλαττω* = breiti, die lateinischen *latum* und *planum*, wecher unter *Plan*, *Blatt*, *Platte*, *Plaster* einbringen, die Wurzel ist *blä*.

**blättern**, kein Tanzen auf die Fußstöße schlagen, auch mit Steinen auf der Oberfläche des Wassers werfen, das sie Sprünge machen.

**Blätter**, die Bläße, *z. B.* an der Haut. Englisch *bladder*, die Harnbläse, daher unter *Tabakblätter*, *Blätter* zum Schwimmen *z. B.*

**Blätterle**, das schöne Blätterle, d. *b.* ein Bläschen an der Haut, das großen Schmerz verursacht.

**blättermafat**, pedennarbig.

**plätternföppig** hat ebenfalls diese Bedeutung von pedennarbig.

**plättern**, pöfchen, mit den Fäulnen in einander schlagen, als Zeichen des Beifalls. Lateinisch *applaudere*.

**platschen**, durch Unvorsichtigkeit Flüssigkeiten aus einem Gefäße überstießen machen; *z. B.* *platisch nit*, d. *b.* *lebe* zu, daß nichts überfließt, d. *b.* aus dem Gefäße; daher auch *platisch* er, der laut, den ein schwerer Wurf in das Wasser verursacht. Englisch *to blash*, jetzt zu *to splash*, landschaftlich *plätschen*, plätschernd bewegen, oder umrühren, *plash*, die Rache, Wüthe, der Wuth. Hilpert I. 188. Niederländisch: *plasken*, schottisch *blash* = eine Menge einer Flüssigkeit, ein *Plätsch*.

**bläuch**, 1) schüchtern, 2) umweel sich fühlten aus Mangel zu sich genommener Theile.

**plandern**, unbedeutende Sachen reden, ohne einen wichtigen Gegenstand, ohne eine ernstliche Absicht zu haben. Es gehört zum Lateinischen *platorare*, welches nach Festus bedeutet: *stulto et peregrino loqui*; dahin gehört auch das griechische *πλαττω*. Das deutsche Wort lautete ursprünglich *Plandern*, *Pländern*, *Plodern*, *Platern*, *Plären*. Angelsächsisch *pleardian*; schweizisch *Bländra*; englisch *to blart*, welches nach Hilpert I. 80, unüberlegt, unbesonnen betraunsagen bedeutet. Herr Zibr hält das lettische *Fludr* für das Stammwort.

**plandsch**, auf eine mehr vertrauliche Weise mit einander reden, ein Schwärmt, a. *plausch* u. Jügen glauben machen.

**bläb**, bläbe, von harter bläße, bläß. Figürlich: unweel, unbedächtig, *z. B.* mir is gän bläbe, d. *b.* mir ist sehr unweel, besonders was den Magen betrifft. Wäntlich und trautisch *bläb* = wäfferrig.

**plägarern**, est, sehr est, sehr gerne, *z. B.* es glätscht *plägarern*, d. *b.* es ereignet sich sehr est. Ob nicht das griechische *πλεον* hierher zu ziehen kömte?

(Fortsetzung folgt.)

# Carinthia.

(Fünfzigster Jahrgang.)

Nr. 18.

Sonnabend, den 8. September

1860.

## Wanderlust.

Wer so die Welt durchziehen könnt,  
Sein Köpfchen auf dem Rücken,  
Von einem bis zum andern End' —  
Welch' Sonne, welch' Anzügen!  
Wie glücklich müßte der nicht seyn?  
Die Luft wär' sein Geschloß, —  
Sein Leben tauchte er nicht ein  
Mit manchem Füßl der Erde.

Hier' wandert' er durch Berg und Thal,  
Durch Fluß und grüne Haide,  
Wo süß der Vögel Sang erkallt  
Dem Herzen süß zur Freude.  
Es lacht es ihm die Sonne hell,  
Die Blümchen wild sich neigen,  
Es lobte ihn der frische Quell,  
Und all' dies wär' sein eigen.

Und morgen jäh' er in die Stadt,  
Besüßte sich ihr Leben,  
Die L'rin die Menschen nimmer satt  
Nach eitem Gelde streben.  
Begegnet' ihm ein schönes Kind,  
Er that's recht freundlich grüßen,  
Schenk' einem ihm das Herz geschwind,  
Er that' es wohl auch lässeln.

Dann käme er auch hin zum Meer,  
Relaucht' des Seemanns Weisen,  
Und scham' der Schiffe zahllos Meer,  
Um das die Wägen freien.  
Und schaute wie im Sturm die Hüth  
Ist himmelan sich heten,  
Und wie sie dann im Frieden ruht,  
Wie Well' auf Well' entschweket.

Wer so die Welt durchziehen könnt,  
Sein Köpfchen auf dem Rücken,  
Statt sich dabei bis an sein End'  
Vor Jedermann zu bilden, —  
Wie glücklich müßte der nicht seyn?  
Die Luft wär' sein Geschloß;  
Er wanderte wohl aus und ein,  
Wie einst ihn bedt die Erde.

© 1860.

Dr. Joseph Kehler.

## Das Geheimniß von Himmellau.

Novelle von Fritz Fichter.

(Fortsetzung von Nr. 17.)

Siguna gab sich von da häufiger mit dem Knäblein ab und zeigte stets Unwillen und Bedruss, wenn sie an Richard erinnert wurde. Dieser aber sühete ein höchst zurückgezogenes Leben, kam seiner Herrin höchst selten vor die Augen, so er schien ihr selbst feindlich gesinnt zu werden. Denn er war es, der seinem Herrn das Volksgesicht überbrachte, Siguna habe auf Eblech Thürn geheime abentheuliche Zusammenkünfte mit einem Unbekannten. Ehrenreich aber wies ihn damit zurück.

So nahm denn Richard, je schneller die Monate verfloßen, je eifriger seine Wissenschaft, die ihn nun wieder ernähren stellte, auf, und man sah ihn oft weit über Mitternacht hinaus cehibiren und sublimiren. Ja der Volkswirthsbauer behauptete sogar, er mache Geld und er habe den Teufel bei ihm aus- und eingehen sehen. Ehrenreich schien selbst Interesse an den schizoiden Studien zu finden, oder mindestens fand er's veranlassiger, daß Richard ihnen anstatt Sigunen nachstrebe. So ward allskald allgemeiner, lautloser Frieden in Himmellau.

Mitten in diesem Frieden ging der blasse Ehrenreich in den ewigen Frieden ein. Es war noch vor Ablauf der Frist, da Richard scheiden sollte. So war denn der arme, vielgelächelte, unbeschwachte Ehrenreich todt! Die Zimmer des Schlosses wurden von der Dienerschaft schwarz ausgeschlagen, Kapelle und Gruft standen drei Tage hindurch geöffnet und die Leute des Dorfes kamen fliegend und weinend herbei, ihren lieben gestrengen Herrn noch einmal zu sehen, dem sie schwere Freuden so gerne geleistet hatten. Sie verwundern sich nicht wenig über sein fast weißes Haar und einige kiffsterten, er habe das Auge etwas offen, als suchte es Einem, der ihn ins Grab geschickt habe. Da man ihn in die Gruft trug, folgte Siguna und dicht an ihr Richard und eine große Menge von Rittern, darunter viele bambergische Leute, der Vicedom selbst und auch Berthold dem Sarge. Da sich Richard und Berthold über der Gruft mit Blicken begegneten, stand der Vicedom in ärgster Gefahr erschüttert zu wanken. Aber ein Blick hinaus in die schauerliche dunkle Tiefe und ein Blick hinein in die wonnervolle bunte Tiefe von Sigunens Augen — und Richard blieb eisenfest.

Nach der stummen Feier ritten beide zu Pferde und ritten in den stummen Wald. Das verlassenste Büblein wurde jammernd und schreiend dahinein gelassen. Tag für Tag erwartete man im Schlosse das Hinweggehen Richards, aber er

blieb, blieb, bis eine Schaar zinsschuldiger Bauern vor dem Schlosse rückte und mit Reuten und Hauen drohend rief: Weib und den Weiber unsres Herrn heraus. Rasch langer Weile hatte Signa den Rath auf der Grabenbrücke zu erscheinen: aber das machte die Wuth der Bauern noch mehr aufflammen und man hatte die erschreckte Frau bereits erfasst, als das Büßlein frisch herausgesprungen kam und tapfer um seine Mutter herumschlug. Das geseh den Bauern so wohl, daß sie, wie sie's nannten, das Streiterlein auf die Arme nahmen, hoch erhaben, wieder niederlegten und ruhig nach Hause gingen. Nur der Schmiedhannes und noch ein Paar brangen ins Schloß, sich zu überzeugen, ob Richard wirklich, wie Signa behauptete, das Schloß geräumt hatte. So war's. Bald manflete man, derselbe habe sich irgendwo in der Riße versteckt, andere wollten ihn in brausendem Galopp durch die Thalwälder bis gegen die Drau hinab sprengen gesehen haben zu nächstlicher Zeit wie den Erlkönig.

In Himmelan aber ward es seit der Zeit nicht gehener. Oft mitten in nächstlicher Zeit sah man Lichter durchs Schloß gehen, ja selbst die Kapelle schien je zuweilen hell erleuchtet und Signa pflegte längeren Morgenkutsch. Die Bauern schwuren darauf, es gehe ein mitfreundlicher Mann mit schneeweißem Ledenhaar um und das sey Niemand Anderer als der Geist Ehrenreichs, der sich von drüben um sein Weib erkundigen komme. Dort und da soll er, besonders mit Kindern lieblich gesprochen haben; jedoch! aber erschien er, wenn in einem Hause Hoheit gemacht wurde. Saß man ihn da des Mitternachts über den Gang schreiten und hereinsehen auf die reichbesetzte Tafel, so wurde die Ehe gut; er freue sich, sagte man, über das, was er selber nicht genießen konnte. Wo er ankam, blieb auch das Glück aus, Trenne und häuslicher Segen. Durch Jahrhunderte ist Ehrenreich gesegnet im Volksbeneden erhalten worden, aber noch allen Herren des Schlosses hatte er als lästige, aliphweiche Ungehener gegolten. Fragen wir nur, wo waren diese Herren? Es waren dieß die Söhne Signa's!

Richard war plötzlich wieder aufgetaucht. Von Wolfsberg, wo er sich auf Anstiften Signa's im Hause Geschichtsknoth versteckt gehalten hatte, floz er, sobald das volkstümliche Strohflecht verloschen war, in die Arme seiner unerschütterlichen Frau und das himmlische Leben begann von Neuem. Nun galt es, nachdem Richard seine völlige Freisprechung erwirkt und sogar höchst großmüthig Mephebe geschworen, galt es, an den Baumbergern Rache zu nehmen, zu welchen die Bauern noch vor ihrem Rummel um Rath und Proportion nicht gekommen waren. Vielesicht hoffte Richard unter Einem auch Bertholds Glück und Stellung zu vernichten, bevor es unwiderrücklich gegründet war. Dies um so sicherer durchführen zu können, feierte er sein Hochzeitfest mit Signa. Es war dieß eine That, die das ganze Thal erschütterte. Nun hatte ja die Verheiratung Einem Leib, Eine Seele.

Wie war es wohl inzwischen Berthold und Gera ergangen? Seit einer Woche verlobt konnten sie beide noch eines längeren Verweilens im heimatlichen Thale genießen. Diese gezahlten Tage sollten dann recht wohl verwendet werden. Berthold gewann jetzt Rath, alle Denkmale seiner Kindes- und Knabenzeit aufzusuchen; Gera verkehrte fleißig mit ihrer Freundin.

Einmal wurde Berthold von seiner Verlobten gesagt, ob er sich denn nicht einer Gespielin, Trudchen's, noch zu erinnern vermag? Mit freudiger Heftigkeit bejahte es Berthold und war ganz außer sich vor Wundern, als er von beider Freundschaft hörte. Gera hatte deßhalb mit vieler

so lange zurückgehalten, weil sie's Vertholden abgelesen zu haben glaubte, daß er nicht gerne an seine alten schlichten Verhältnisse erinnert werden wolle. Doppelt freute sie sich daher der ungezweifelten Theilnahme, die sie für ihr Trudchen errungen sah. Freulich war sie einständig genug, in Anschlag zu bringen, wie viel Verthold dabei der Braut zuliebe thue. Doch setzte sie mit besonderer Freude noch bei, wie merkwürdig es sei, daß gerade Trudchen zu allererst ihre von Berthold erzählt, ihr Vertholden als der Freundin Gespielin werth gemacht habe. Durch ihre Erzählungen habe sie den Knaben um so vollständig kennen lernen, als sie den Mann selber zu durchschauen so glücklich sey. Endlich räumte Gera sogar mit der Bitte heraus, Berthold möge ihr die Freude machen, Trudchen einmal zu besuchen, nachdem er ja von der Mutter so freundlich eingeladen worden sey. Dieser schüttelte den Kopf und meinte, das möge nicht taugen. Mehr als einmal folgte dieselbe Bitte wieder, wieder dieselbe Unlust des Gehörten. Gera schalt sogar auf das Eigensköpfein. Endlich vereinigte man sich dahin, Trudchen sollte einmal in den Ringarten geladen und sammt Gera von Bertholden überführt werden. Bis der bestimmte Tag kam, fragte sich der Verlobte häufig, warum doch Trudchen so klar sich der Spielzeit zu erinnern vermag. Und dann stellte er sie denn im Gemüthe dankbar neben seine Braut.

Eines schönen Herbstnachmittags war's, da hütete er die beiden Freundinnen in der Weinlaube sitzend. Er trat näher und belauschte die Kräusen, die eben vollgeschmolzene Bröcklein auf den stöcklichen überfächte auf den Steinisch gelegt hatten, und nun daran gingen, sich diese schönen Gaben der Natur recht behaglich schmecken zu lassen.

Wie liebte sie, was seine Gespielin worden! Wie verständlich blide sie, wie ehrenvoll wurde sie von Gera behandelt! War es recht gewesen, dieß Kind gleich allen übrigen so lange zu meiden, ihr selbst all die überflächlichen Glückfälle der jüngsten Zeit zu verschweigen, ihr, der doch der Knabe mit kindlichem Ehrenwort die Einladung zu seiner Hochzeit versprochen hatte? Und wie Verthold so länger und länger in sie verfunken geblieben, da seien ihm all die Gespielin und Märchen aus tausend Wäldern, von Ränken, verwunschenen Prinzessinen, vom singenden Baum, vom Nothkäppchen und hundertelei andere Dinge ein, die Trudchen's Mutter ihnen beiden erzählt hatte. Mit einem raschen Schritt trat er in die Laube. Gera erhub einen strahlenden Schrei, während Trudchen erblagte, daß es ihr bis an die Lippen kalt wurde, und das Schloßkränlein mit der Hand fortzuschleichen bestrebt war. Aber es gab gar kein Entweichen. Berthold hoffte ein gewöhnliches Wort an Trudchen richten zu können; anstatt dessen aber blieb er andächtig vor dem geschämten Mädchen stehen und schwieg betroffen. Trudchen bemerkte das und half Bertholden in die Kette und wie sie so Alltägliches vorzubringen wußte, erwiederte auch Berthold leichter, nicht ohne fragende Blicke zwischen Gera und ihrem zarten Gaste zu wechseln. Leise, abgebrochen mit feierlicher Kälte, aber doch mit zuckenden Lippen sprach Trudchen sofort von Verlobung, Hochzeit, Reise, Wiedersehen und war bemüht, so oft als möglich den süßen Namen Gera auszusprechen, deren mildes Herz zu loben, weil sie Bertholden dadurch uniges Vergnügen zu bereiten überzeugt war. Gera lächelte, indem ihr Blick schwärzlicher verloren auf dem Geliebten ruhte, Bertholden aber branten diese Worte tief ins Herz, denn sie machten ihm unmöglich, Trudchen an ihre und seine seligen Lebensfälle zu erinnern. Wann er je davon, so ließ das vorsichtige Mädchen den Faden immer fallen, gab der Rede eine heitere Wendung und machte

Bertholden sogar an sein Versprechen, sie zur Hochzeit zu laden. Dieß sey nur so zu meinen, daß er wenigstens die Schloßkapelle nicht verperrten lasse, wenn sie mit den Ehepaaren komme. Wie gütlich werde es dann Gera zu Muthe seyn, wie himmlisch!

Bei solchen Reden bestellte Berthold einen durchdringenden Blick auf Trudchen und schien schwerlich gerührt. Er schloß sich an der Hand ergriß ihn und fuhr auf; es war Gera, die ihn hielt. Dies wußte ihn, wor weiß aus welchen Träumen. Der Bickerns sammt Gehege erschien im Garten. Berthold wußte sich unter die Gesellschaft und er trank heute mehr als einen Becher; denn man brachte Trank aus, denen sonst Berthold spinnensind gewesen. Dabei vergaß er Gera sammt Trudchen.

Da er aber in stiller Nacht wieder herankrat aus dem Ballettsaal, suchte er die Stelle auf und dachte an beide. Ein trauerwürdiger Nachholter schwebte aufgeschreckt vorbei. In dieser Stunde schliefen wohl längst den Schlaf der Glücklichsten Gera und Trudchen.

Das Erste, was Berthold am nächsten Morgen seiner Braut zu sagen hatte, war, daß man Trudchen diese Zusammenkunft hätte ersparen müssen, weil darin doch immer Demüthigung liege. Das konnte Gera nun gar nicht herausfinden, denn unter Freundinnen gebe es nur Ein Glück. Wie sehr wolle sie erst glücklich seyn, wenn Berthold endlich ihre etwas eitle Bitte erfüllen und die Freundin jubelnd aufsuchen wolle. Berthold machte eine abweichende Erwägung, antwortete nicht, sagte aber endlich doch zu.

Seit diesem Versprechen ward er überhaupt einstilliger, fast kälter gegen Jedermann im Schloße. Der alte Küster meinte, der junge Herr hab' zu viel an seinem Glück zu schleppen: eine Art Bickerns zu werden, ein schönes Mädchen zu bekommen und viel Geld in die Tasche zu stecken, das sey zu viel auf einmal. Andere Geliebten und Vertrauten, die man sonst fünf Jahren aus Weißberg nicht mit Augen gesehen, sahen ein und wußten dies und das zum allgemeinen Heile vorzubringen und schwägten von Berthold's Abenteuerlichkeit und seinem weltverworflichen Sinn; eine besondere weiße Frau wußte auch von einem Weibe, das Berthold schmählich verlassen. Solche eitle Menschenfreunde, die in einer Stunde das verbessern, was der liebe Gott in sechs Tagen geschaffen hat, wurden von den Eltern betätigt angehört, von Gera mit schöner Sicherheit hinweggewiesen.

Bertholden aber kränkte es tief, so oft er das Gerächte der wappengezierten Indusianerinnen hören mußte und in einem solchen Augenblicke war's, daß er, dem sonnenbeglänzten Schloße entfliehend, mit weicher Sehnsucht in die engen rauhen Daulichkeiten der Wälder niederstieg. Es war für ihn ein wichtiger Gang. Denn er brachte mit sich ein gekränktes Herz, ein Herz, das zugleich die alten, sündlich wahren, stillgelebten und von aller Welt unbetrachteten Zeiten nun feuriger liebte, als je.

Es war er nie eingetreten in Trudchen's Haus. War er besser noch in die Schenke geritt mit den durstigen Pfahlskägern, die da des Weges zogen und auf den Bier'd'schen Richard weidlich schimpften, daß er der Esel gewesen, eine Küttersfrau zum Weib zu nehmen, nachdem sie doch alle Töchter genug hätten, die am Ende auch sechen könnten und Windeln waschen. Dies vernahm Berthold im Verbeigehen; daß sich einer der Becher umscherte und gegen ihn ebenfals die Faust ballte, bemerkte er nicht. Wir sehen ihn stehen am Hügelabhang, von wannen ein freier Gang in das zweite Stockwerk von Trudchen's Elternhaus leitet, stehen und sinnen, daß wir ihm noch rechtzeitig zurufen könnten: Geh

nicht! Wenn dir deine Ruhe werth ist, Gera's Glück, des Bickerns Ruf, ja selbst deines nacherbitterten Bruders Name, dein Leben, Berthold; geh' nicht.

Berthold aber ging. Reist, fast so stiftsam wie er's als Knabe gemußt, stieg er die achtundreizig Stufen hinauf, öffnete die Gangthüre sowie jene der Küche, durch welche man, traulich genug, immer gehen mußte und trat in die wohlbeleuchtete, etwas dunklere Stube, der in gleicher Stund zwei größere folgten, ein. Trudchen saß in der Herrensische, nähte und schaute zuweilen in ein mit allerhand Geheimschriß versehenes Heftchen und in ein altes Gebetbuch, schwelend für ihren Kränlein. Die Mutter trat eben aus der Nebenstommer heraus, den alten de Thilma sahen man im fernsten Zimmer schreiben. Nachdem man über gegenseitige Bewunderungen hinaus war, zeigte sich Berthold sogar bald als derselbe muntere Knabe, für den er immer gehalten. Trudchen stand auf und gab sich so fern als möglich zu thun. Berthold that als bemerkte er das nicht; in Wahrheit aber suchten seine Blicke die theure Jungfrau auf, so oft es anging. Denn ihr hübscher Anzug gefiel ihm sehr wohl, das freigegeisterte Jäckchen, um den Leib mitten schürbar, stand ihr etwas lässig, aber sehr heimlich. Berthold fragte um ein längst verbrauchtes Winterjäckchen, um die kleinen Strephüte, die der Jochen in Gebrauch waren. Man lachte und erinnerte sich alles dessen sehr wohl. Auch von dem Eschine wußte Berthold zu erzählen, bei dem er, nach dem Tag schon längst vorüber, Trudchen zum Namensfest Glück gewünscht, was sie denn gar nicht mehr annahm.

Als Berthold so unschuldige Reden führte, hielt Trudchen mit trüblicher Freude mit, und auch die Mutter, weil sie wohl wußte, daß Berthold dem guten Trudchen seit je gut gewesen. Die emsige Frau brachte Äpfel, Nüsse, seine Väterchen und manch einen guten Trunk; denn ohne daß sich der Tisch bog war kein Besuch denkbar. Trudchen servierte, wie man das so heutzutage noch thut, mit allerlei kalten Nebenarten von Verleichenen, Pöselid thun u. dgl. Was Berthold aus Verleichenen that, würde man heutzutage resüffiren nennen. Mißgütrichten (besonders weil er kein Recht mehr hatte, es anders zu machen) sprach er auf, ergriff das alte Handmüßel von Lute und spielte, ohne zu wissen was. Es war aber richtig ein Vieblingespiel Trudchen's heraus. Dies gehört — alle das Mädchen in den Hintergrund. Es war, als bete Trudchen. Pflüßlich steht Berthold mitten in der Arie, Trudchen kommt herbei und zeigt eitle Gresse. Das hilft. Die Arie steigt fort ruhig, frietvoll, gettergeben. Trudchen that eine Allgöbe. Berthold gab ihr keine Antwort. Die Mutter, von de Thilma gerufen, ging aus der Stube, da stand Berthold auf und eilte zur Thüre, ging aber sogleich auf Trudchen zu, ergriff ihre beiden Hände, schaute mit großen Augen durchs Zimmer und sprach:

So bin ich denn wieder bei dir, meine Freundin, und seh' dich, wie je zuvor, neben dem Tische stehen, der deines Spielzeuges Schloßschloß war, stehen und sinnen. Die Kammer ist dieselbe gleich, in deren Tiefe wir uns so manche Winterstunden hindurch allerlei zu erzählen hatten, als wäre ein Jedes von uns herzugereist gleich Reivins's Eruece. Hier noch derselbe etwas schiefe Kasten neben dem hohen rüthlichen Ofen, hier der grüne Vorhang und hier die besaitete Begleiterin deiner Pieder. Setze nächste Lute ist besser, lieber ist mir keine. Hier die zweite Lode des braunen Kofens birgt dein Finnen, deine gepreßten Hülmlein, dein Gebetbuch und Deine sonstigen Angelegen, die Niemand sehen darf, als die liebe Mutter. Trauen am Gange stehen noch immer viel Blumenküßer und im Nachtkarwanne wohnt denn fremde

Freundin mit den schwarzen Augen. Aber was geh' ich schon aus deinem Hause? Ich habe Scheu dir sagen, liebe Freundin, daß du noch so lieb, so herzinnigbildend bist wie immer; ich weiß du hörst es nicht gerne, denn du bist nicht eitel. Aber sag' ich's doch! Sag ich dir's, daß dich das kleine Mal über der Stirne erst recht vollständig zu jenem Trudchen macht, das einmal so und nicht anders in meine, meines Gepielens, Seele geschrieben ist; dazu das sanftgeschwellte, fast knabenhaft geförmelte reiche Haar, die großen, glänzendumlebraun Augen und das verschämte Wändchen, das zu meinem Kerzer so oft verdeckt mit einem Buch oder dem nächstbesten Fettel, der dir in die Hände kam. Weist du noch — ach! vergiß, daß ich dies zumtheil, das weiß nur ich — wie ich das ersteinmal zu dir kam. Ich hatte große Angst, denn du warst so ernst; ich hatte Respekt vor dir. Aber wie du nur den Mund aufhatest, schnell war ich heimlich. Und wie ich so länger durch diese Thüren aus- und einzing, da mußt' ich mir wohl gefehen, jubause wie ich nur bei Trudchen. Deine Mutter war ja freis so lieb gegen uns. Meinst du, mich hüt' es nicht, ohne daß ich's sagte, tief erseht, wenn ich oft die gute Frau Rah' und Schiaf entdehren sah, das fern Trudchen noch spät Nachts munter war, zu spielen, zu singen, zu tanzen. Siehst du Trudchen, ein Dritter beweert das besser, am besten, wenn er seit Jahren zu Niemandem mehr Vater, Mutter sagen kann. Wir hatten auch lustige Zeiten, aber, wie du sagtest, göttlich, himmlisch. Ich stellte manden Streich deinet halben an, aber was ich dir brachte an gutgemeinten Kleinigkeiten, das warst du weiser noch. Nur einmal hast du mir gesagt, ich getalle dir; es war in jener Jahrnacht, da ich als Schalksnarr vor dir stand und eine liebe Larve hatte. Von da ab merkt' ich deine Kälte und sie hat mir weh, sehr weh, das glaube mir. Darauf find wir nicht oft mehr zusammenkommen. Bald mußt' ich in die Fremde und hätte dich vergessen sollen. Käst sich das aber so gebieten, als ob man eben als Heiliger aus dem Himmel gefallen wäre? Wo es Heuer gibt auf Erden, da ist Wärme unermesslich, wo Liebe, dort Sehnsucht. Diese unterträden ist Seelenwund; noch ärger aber als Wund und Todtschlag, die da offen präbten in ihrer Wuth, ist der schmeichelnde gute Schein, die Verstellung, die man uns abzwingt, die Falschheit, die man uns neben ewig-einziger Treue zur Pflicht macht. Ich bitte dich, endlich, Trudchen, hör mich nicht an, denk' ich sey ein Schwärmer, der dich zehnmal dir gesagt. Ich muß dich bewahren, deine schöne Nase bewahren, deinen klaren wogelosen Sinn. Ich bin überzeugt, du lauchst wie vor deinem Fensterlein die Vögel singen, was dirinnen geredet wird in der zweiten Stube; du hörst mich nicht, weil du keinen Sinn mehr hast für glücklichere Zeiten oder weil du tugendhaft bist und glaubst, du darfst mich jetzt, wo alle Welt weiß, daß Gera mein wird, in solchen Erinnerungen nicht schweben lassen. Ach Trudchen, ich lebe nicht, wenn ich mich nicht erinnere, und lieber könnt ich dich selber gestorben wissen, als lebend ohne Erinnerung. Ist nicht Vergangenseit unfer treuestes Liebden, sollen wir sie von uns stoßen wollen, die doch nicht von uns läßt und uns zeitlebens treu anhängt? Kommet du es auch (und ich weiß, du wirst es können, und benide dich um deine Missethatschaft), wird nicht alle Welt die Freude aus meinen Mienen sehen, wenn ich dir bezeuge, sey es wann es wolle, dich schaue, fen es, wo es wolle. Trudchen ich werde immerdar verrathen und mich auch nicht bestreben, es zu verbergen, daß du meine Wonne bist. Und wenn mir in der Welt nichts mehr bleibt, als Verwahrte, und ich nicht einmal in deinem Auge die friedliche Vergebung und vielleicht einiges Mitleid werde funkeln sehen, dann halt' ich noch treu an dir, Kind,

und lässe Gera, wenn sie mir von dir erzählt und mein erstes Wädel muß Trudchen heißen und — hast du mir nicht neulich Glück gewünscht? Kam dir's vom Dreyer? Sieh, ich werde nicht zu dir kommen, wenn mir Jemand sagen wird: Trudchen geh' zur Hochzeit. Auch das glaube mir, ich werde jenem nicht gut seyn, der dich heimführt. Du lächelst, ja lache erst, wenn ich dir sage, mir sey's als müßte Erster erft bitten kommen zu mir, ob ich dich lasse, ob ich meine, es werde je Eimer außer mir deine Tugend und Schöne so ergründen, wie ich es hab' gethan. So werd ich mich nie von dir los-sagen können. Kommt dein Geburtstag, deiner Brüder Sterbetag, da wir's mir sein, als sollt' ich für Jemanden einen Strauß bringen, und zwei Kränze für letzte Freunde. Die Blumen aber werden dürre werden und ich werde schweigen und erlassen müssen wie sie. Und du wirst doch Thränen haben an solchen Tagen, Thränen der Freude und der Trauer, und wer wird sie dir trocken, wer sie dir von den Augen hinweglassen. Sieh, Trudchen, wenn es ur ein würdiger Mann ist, einer der lebt, nicht blos ist und trinkt, schreibt und rechnet, Weid läßt und anlegt, Testament macht und stirbt, um den du dann schwarz gehst sechs Wochen oder noch viel mehr. Wenn er auch von Stein ist und nur dann aufstaut, wenn du die Kante nimmst und Piefchen spielt! Ach, lach' nicht über mich und auch dann nicht, wenn du einmal Fran bist. Nein, du hast ja Mitleid. Ich weiß, wie eckram du von dem jungen hübschen Mann sprichst, der um deine Hand anghalten hat. D ich hab's erfahren, hab' ihn selbst öfters die Strafe ziehen gesehn, nicht guter Dinge ernd, aber doch ruhig, wie sich schid. Ich glaube, er hat dich vergessen. Wie würde er sonst noch hierzulande bleiben können. Ich will zu ihm und ihn bitten, mich das zu lehren.

Sowie Berthold aus dem Hause und auf den abendlich beleuchteten Schloßberg getreten war, stellte sich ihm das furchtbare seines Ansehens entgegen. Gera lieben und Trudchen nicht lassen! Welche Spitzfindigkeit er auch aufbet, sich die Schönheit solcher Pflicht einzutreten, es war ein Herzenswiespiel, unbefleglich wie jede Doppelsinnigkeit. Da fromme es nicht, Gera alles haartlein zu gesehn. Die schöne Braut sah eben in der unbegrenzten Aufrichtigkeit ihres Verlobten das jähendste Unterpaß seiner Treue, wiewohl sie die gemüthlichste Gerechtigkeit nicht verbergen konnte. Wie ungern sie auch Trudchen verlor, vom oberländer Leben hoffte sie doch alles, Trost der süßen Gemohnheit und Gesezung. Schon gingen vollbekapete Wagen zeitenweise durchs Thal und die Schreibereisen mankerten, der Widom sammt der Hochnädigen verstände sich für Linen und Geschnir nicht mehr auf Feder und Papier. Mit ironischer Spaßhaftigkeit meinte Berthold, das Ding gehe schneller als mit der in seinem letzten Landgericht hingestrichelten Mafesperion. Der Vergleich war zu unsummig, als daß man nicht hätte hochauf lachen sollen. So wüßig ward jetzt Berthold öfters, welches denn gegen seine Verfunkenheit wieder gestallach. Wie leicht zu denken, säßte sich Gera dabvord hitteer berührt, als sie's je merken ließ.

In so trüber Stunde hatte sie einmahl Trudchen angelegentlich in die untere Laube des Schloßgärtchens bitten lassen. Es war eben nach Sturm und Regenguß wieder tiefblauer Himmel worden. Hier schüttete denn Gera all ihre Ähnungen und Besärchtungen aus und beschwor Trudchen, ihr alles gesehn zu wollen, was Berthold ihr je an Schöndem und Liebem gesagt haben mögte. Trudchen war darüber nicht überzagt und gesehnd mit Unbesangenen, Ruhe und allerliebster Einzelnshilberer. Es war genau so viel, als Gera ohne dieß schon wußte. Wir werden uns nicht wieder-



sehen Herzen strundchen, sprach jetzt Gera mit Ruhe und Fassung, gib mir nochmals deine treue Hand und einen warmen innigen Kuß und dann laß uns scheiden. Morgen ist unser Hochzeitstag und sofort reisen wir. Ich habe dich zur Tafel gebeten, du willst nicht, ich liege dir nicht fern. In die Stadt fahr' ich nicht mehr, denn ich hasse allerlei Geschwätz, welches Hochzeitzeit nachgeht wie die Nebel dem klaren Bache. Auch das höre. Du wirst Berthold nicht wiedersehen, denn die letzten Stunden gehört er meinen Eltern. Ihr beide machet einander nur noch trüben.

Trudchen verbrag ihr Geschick in Gera's Hand, die sie emporgab. Ein leiser Wütsch machte die Weinranken erzittern und es flog ein Samentropfenregen durch die Laube. Wer trat in diesem Augenblick, in Gedanken verloren hügelabwärts schauend, herein? Es war Berthold. Er wütschte sich Tropfen aus dem Gesichte. Die überraschten Freundinnen stürzten ihm entgegen, ergriffen ihn jede an einer Hand; Trudchen lästete dieselbe, stüsterte an „Lebt wohl, Herr Berthold“ und „habt mich lieb, theuere Frau und lebt wohl für immer“ — und verabschiedete durch den Weinberg. Das verlobte Paar sah ihr längere Zeit verlorren nach und Gera schien ihr leise nachzureden: Wir werden uns nicht wiedersehen. Geb' es Gott, verlaste Berthold, indem er auf seine tränenbesendete Hand klickte, die ihm noch glühete von Trudchen's Kuß. Mit liebevoller Sorgsamkeit schlang Gera ihre Arme um den erschütterten Mann und lästete ihn heilig auf den Mund und trocknete die reichlich auf ihn gefallenen Pantropfen und meinte sanftmüthlich: Man möchte darauf Schwören zu habest geweiht: Ich doch, war Berthold's lauffige Antwort, wer ist ein Narr, am Hochzeitstage zu weinen?  
(Schluß folgt.)

## Aus einem Patrizierhause\*.)

(1526. 1598.)

(Aus Freitags Bildern der deutschen Vergangenheit.)

In den Patrizierfamilien der größeren Reichstädte concentrirte sich im sechzehnten Jahrhundert weimännliche Bildung, Wohlstand und die Freunde am Gemüth, welche sich oft in schlechten Raffinement äußerte, aber auch Kunst und Panzerwert zu den besten Leistungen ermunterte. Was damals von Schönbauern zu finden war, wird man vorzugsweise in diesen Reichen suchen müssen. Während in den größeren Städten der Schweiz, den niederländischen Provinzen und den Handelsplätzen der deutschen Hanse das Patrizierthum seine eigentliche Entwicklung erhielt, waren es vorzugsweise die großen Handelsstädte Süddeutschlands, und unter diesen wieder Nürnberg, Augsburg, Frankfurt am Main und Köln, deren Patrizierhäuser den größten Einfluß auf Luxus, höhere Industrie und die Bildung der Deutschen ausübten. Die Mitglieder der alten Geschlechter hatten einst die Städte durch aristokratisches Regiment beherrscht, sie waren immer noch die einflußreichsten Bürger, gewöhnt, große

Geschäfte zu leiten, die höchsten Interessen zu vertreten, dabei in der Regel Kaufleute oder große Grundbesitzer. Aus ihren Familien wurde ein großer Theil der Kirchenpräbenden besetzt, sie gewöhnten sich zuerst, ihre Söhne in Italien, dem Land ihrer Geschäftsfreunde, die Rechte studieren zu lassen, sie bereiteten im Anfang der neuen Zeit der humanistischen Bildung in Deutschland die ersten begablichen Stützen. Häufig sind sie Geschäftsführer, Rathgeber, Vertraute der deutschen Fürsten. Ihre großen Familien, durch häufige Verschwägerungen und nicht weniger durch gemeinsame Handelsinteressen mit einander verbunden, hatten ihre Häden überall angeknüpft; sie vorzüglich bestimmten die deutsche Politik der Reichstädte und sie hätten einen entscheidenden Einfluß auf die Neugestaltung des deutschen Lebens ausüben müssen, wäre ihr Wesen nicht vorzugsweise conservativ, ihre Interessen nicht zuvorne und deutsch gewesen.

Sie repräsentirten die Weltmacht Deutschlands, bei ihnen wurden von Kaiser und Fürsten Aulichen gemacht, sie vermittelten den größten Theil des Gold- und Wechselverkehrs, soweit ihn nicht die Juden in der Hand hielten. Die großen Häuser der Fugg'er, Welser und ihre Zweiliebner bildeten Hausedscampagnen, welche nicht nur nach Italien und der Levante, auch über Antwerpen und den atlantischen Ocean Handel trieben. Bei ihnen monopolisirte sich der deutsche Handel nach Ost- und Westindien, sie kauften ganze Jahresrenten vom König von Portugal, verbanden sich mit spanischen Häusern zu umfangreichen Expeditionen, unternahmen eigene Fahrten nach Calcutta und bestimmten ohne Concurrenz die Preise für Zucker und Gewürze des Orients, welche letztere damals in der deutschen Küche weit größere Bedeutung hatten als jetzt.

Diese Herrschaft des Capitals wurde von Fürsten und Volk mit großem Widerwillen angesehen. Es ging durch die Waarengesellschaften so viel Geld aus dem Lande, und Theuerung aller Luxusgegenstände wurde durch sie verursacht. So war die allgemeine Klage. Denn die Verminderung des Geldwerthes, welche seit Einführung des amerikanischen Goldes eintret, wurde nur als Steigerung aller Preise aufgefaßt, und die Kaufleute galten für die Schuldigen. Nicht um Hütten, welchem die Beurtheile seiner Staadsgenossen tief im Aestche saßen, auch die Reichstage eiferten gegen die Macht der großen Gesellschaften. Ebenfalls ohne Erfolg. Auch im Volke war die Antipathie allgemein und die Reformatoren theilten die Ansicht ihrer Zeitgenossen über die Schädlichkeit solcher Herrschaft des Capitals.

Noch läßt sich erkennen, daß auch die Häuser dieser großen Handelsfürsten nicht alle dieselbe Phisognomie hatten. Von den Augsburgern z. B. waren die Welser schon 1509 im Interesse Reuchlin's zu Rom thätig, und ihrem unrichtbaren Einfluß hatte dieser Gelehrte vielleicht mehr die Erlösung zu danken, als den vheterrischen Kunntwerten seiner begeisterten Verehrer in Deutschland. Dagegen galten die Fugg'er dem Volke vorzugsweise als Geldmänner und Rommisten. Man ist versucht eine Familienrichtung auf äußeren Glanz und vornehmen Verbleh noch aus der Beschreibung zu erkennen, welche Hauns von Schweinichen im Jahre 1575 von ihrem Reichthum gibt.

Als damals der verschwenderische Herzog Heinrich von Piesnitz mit seinem Hauptgemeyster in Augsburg war, erchied den schließlichen Bescheidener den Glanz dieses Hauses märchenhaft. Schweinichen, der im Verzeichnen von Geksummen und Preisen genauer ist, als bei den unent-

\* Wir verweisen auf den Aufsatz in der „Gaimbio“ vom Jahre 1867 Nr. 30 31 und 32, wo wir den Ursprung und die Eigentümlichkeit des Patriziats besprechen und nachweisen, welche Familien Rürte n ihm angehörien, dessen die Form desselben hier minder ausgeprägt war, als in den eigentlichen Reichstädten. Die Fugg'er, wie wir wissen, gehörten auch uns an.

lichen Schulden seines Herrn nöthig war, erzählt darüber Folgendes\*):

„Es lud Herr Marx Fugger Sr. Fürstl. Gnaden einzu zu Gast. Ein verglichen Bankett ist mir sobald nicht vorgekommen, daß auch der römische Kaiser nicht besser traktiren könnte; es war dabei überschwengliche Pracht. Das Mahl war in einem Saal zugereicht, in dem man mehr Gold als Farbe sah. Der Boden war von Marmelstein und so glatt, als wenn man auf Eise ging. Es war ein Erdzengisch ange schlagen durch den ganzen Saal, der mit lauter Trintgeschlären besetzt und mit merkwürdigen schönen venezianischen Gläsern, er sollte, wie man sagt, weit über eine Tonne Geld werth seyn. Ich wartete Sr. Fürstl. Gnaden beim Trinken auf. Nun gab Herr Fugger Sr. Fürstl. Gnaden einen Willkommen, ein künstlich gemachtes Schiff vom schönsten venezianischen Glas; wie ich es vom Schenklich nehme, und über den Saal gehe, gleite ich mit meinen neuen Schuhen, falls mitten im Saale auf den Knien, gieße mir den Wein auf den Hals; das neue reichhaltigste Kleid, welches ich anhatte, ging mir ganz zu Schande, aber auch das schöne Schiff zerbrach in vielen Stücken. Obgleich nun bei mäßiglich ein groß Gelächter war, wurde ich doch berichtet, daß der Herr Fugger unter der Hand gelagt, er wolle lieber 100 Gulden als das Schiff verlieren haben. Es geschah aber ohne meine Schuld, denn ich hatte weder gegessen noch getrunken. Als ich aber später einen Raufsch besam, stand ich fester und fiel hernach ein einziges Mal, auch im Tanze nicht. Dabei waren die Herren und wie Alle lustig. Der Herr Fugger führte Sr. Fürstl. Gnaden im Laufe spazieren, einem gewaltig großen Hause, so daß der römische Kaiser auf dem Reichstage mit seinem ganzen Hofe darin Raum gehabt hat. Herr Fugger hat in einem Thürlein Sr. Fürstl. Gnaden einen Schatz von Ketten, Kleinklein und Edelsteinen gewiesen, auch von seltsamer Münze und Stücken Geldes, die feyergarig waren, so daß er selbst sagte, er wäre über eine Willen Geld werth. Darnach schloß er einen Kasten auf, der lag bis zum Rand voll von lauter Tatalen und Kronen. Die gab er auf 200,000 Gulden an, welche er dem König von Spanien durch Wechsel übermacht hatte. Darauf führte er Sr. Fürstl. Gnaden auf dasselbe Thürlein, welches von der Spitze an bis in die Hälfte hinunter mit lauter guten Thalern gedeckt war: Er sagte, es wären ehngelähr: 17,000 Thaler. Dadurch erwieo er Sr. Fürstl. Gnaden große Ehre und daneben auch seine Macht und sein Vermögen. Man sagt, daß der Herr Fugger so viel hätte, ein Kaiserthum zu bezaalen. Er verachtete mir wegen des Falls einen schönen Groschen, der ehngelähr neun Grosen schwer war. Fürstliche Gnaden verfahren sich auch eines guten Pfennigs, aber damals besaame sie nichts, als einen guten Raufsch. Gerade damals besaame der Fugger einen Grosen seine Tochter, und man erzählte, daß er ihr außer dem Schmuß 200,000 Thaler mitgäbe.

Da bei Sr. Fürstl. Gnaden wenig Geld vorhanden war, schickte mich mein Herr zu Herrn Fugger, 4000 Thaler von ihm zu leihen. Er schlug aber selbes gänzlich ab, und entschuldigte sich ganz höflich. Am andern Tag aber schickte er seinen Hofmeister zu mir, ihn bei meinem Herrn

anzufagen. Da ließ er Seiner Fürstlichen Gnaden 200 Kronen und einen schönen Becher von 80 Thaler Werth, dazu ein schönes Roß mit schwarzammetter Decke verehren.

## Wunderbare Rettung.

Ein Seitenstück zu dem denkwürdigen Sturze des Zimmergesellen Markus Koinisch vom hiesigen Stadtpfarrthurne am 19. October 1834, wo man ebenfalls das wunderbare Wollen der Verhütung bewundern muß, ist folgendes:

Am einem freundlichen Herbsttage des Jahres 1842 Vormittags sprach ein Hausfrit mit Tiroler Töpferwaaren in dem Gasthause beim „Deusspeter“ an der Loibler-Strasse im Loibthale zu, um daselbst eine kleine Stärkung auf seine Weiterreise nach Ritschenhener über den ziemlich beschwerlichen kleinen Loibl einzunehmen, zugleich aber auch die vom Loibberge rückkehrenden Kofenthaler Waarenschlittler zu erwarten, mit deren Hilfe er leichter seinen Handwagen auf die Höhe des kleinen Loibls zu bringen hoffte.

Eben im Begriffe seine Kintee, einen Knaben von 8 und ein Mädchen von 6 Jahren, welche am Vorterrtheile des Karrens saßen, mit Brot zu theilen, sah er einen von Neumarstl mit zwei leter gehenden eingehirten Pferden rückkehrenden Postillon daher kommen, und die günstige Gelegenheit benützend, sprach er ihn gleich an, ihm seinen Wagen auf die Anhöhe des kleinen Loibls zu führen. Sie wurden auch bald des Handelns einig, der Postillon spannte seine Pferde vor dem Wagen und Beide gingen sofort in die Trintstube um einen kleinen Imbiß zu verzehren.

Den mit einer Labung nicht bedachten Pferden schien erst nach einiger Zeit unbehaglich zu werden, sie schlugen wahrscheinlich nach gewohnter Weise allein den fernern Rückweg ein und führten somit den Wagen fort.

Unweit des Gasthauses zieht sich die Straße längs eines kleinen Berggrändes ziemlich steil zur sogenannten „deutschen Brücke“ hinab und überseht hier den 3—4 Klaster tief liegenden Loiblsbach auf das linke Ufer. Diese Brücke ist gemauert mit 4 Fuß hohen Brustwehren versehen, aber ziemlich unbequem erkant indem sie gegen den Straßenzug fast einen rechten Winkel bildet.

An diesem Abhange nun fing der Wagen von selbst zu laufen an, stieß an die Hinterfüße der Pferde, sie fingen deshalb selbst zu laufen an, wurden endlich sehr, konnten bei der Brücke angekommen, keine Rumpfung nehmen, und stürzten im größten Laufe angerannt sammt dem Wagen in den mit Felsklümmern überfüllten Berggraben hinab.

Während dieses Vorgangs thaten sich die beiden Männer gütlich und wie sie dann aus der Schenkstube traten, um die Reife fortzusetzen, vernahmen sie ihr Gespann und folgten in der Meinung, die Pferde seyen langsam vorand gezogen, demselben, kamen aber bald in eine Angst, als sie das Fuhrwerk auf der vor ihren Augen sich ziemlich ferne dahinjehenden Straße nicht bemerkten. Nun eilten sie möglichst vorwärts, aber welcher Schreck überfiel sie, als sie von der Brücke aus das Unglück entdedten, welches sich inzwischen zugetragen hatte.

Der Wagen und das Geschire war ganz zertrümmert und lag weit umher, ein Pferd todt, das zweite mit gebrochenen Rücken und Hinterfüße dem Verschleiten nahe, und zwischen den beiden Pferden lagen die ganz unversehrten nur etwas betäubten Kintee.

\* Biographie des Hanns von Schweinfurden von Lübbing, I. S. 157. — Der Wakhaber ist doch derselbe Marx Fugger, welcher aus das besteuende Werk des sechzehnten Jahrhunderts über Pferdejudt hinterlassen hat. Er selbst hatte ein großes Gehüt am Fuß der Alpen.

Beide Männer, vor Staunen sprachlos, konnten dieses große Glück im Unglücke nicht fassen; aber wie jubelt das Vaterberg, Freundenthränen folgten der Rührung, und es pries die Allmacht ob dieser wunderbaren Rettung.

L. S—g.

## Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 17.)

**peapern**, Etwas gedanktes und ohne Gefühl verlangen, wobei also nur die Tätigkeit der Lippen und der Zunge bemerkbar ist. Diefem entspricht das englische blab und blabber, das französische babiller. Im Niederdeutschen hat man kaffir klabbern. In Oesterreichs Läkern, welches mit Lasse und Lappisch zusammenhängt. Bei den Holländern Labberen und Labbei das Flandernmaul. Siehe Eberhard IV. Band, S. 70 — und doch ist hier nicht einmal an das lateinische labium. Lippe, getad: woorn!

**plearn**, bliden, kenten, kart weinen. Englisch to blare. Niederländisch blaren, franz. leurer. Lateinisch plorare. Also Herr Bischof. Ich glaube hier auch auf Herrn Silper's to blaar, trüben, trüben machen, hinweisen zu sollen, to blaar the eyes, blutig machen. Lateinisch Neo. Silper I. 77.

**pleaschn**, ohne Appetit essen. Das Gefante länger als gewöhnlich im Munde behalten, es hinunter zwängen.

**plebsen**, die Blaumeise, parus ceruleus, vom alten bláb, blám, bla. Italienisch bla. Schwed. bla, dänisch blaar, spanisch blas, und polnisch plawy. Auch zähle ich hierher das englische blue und franz. bleu = blau. Bilden = blau machen, z. B. eine Feinwand.

**plegan**, das Bewegn der Augenlider in Bewegung des Blickes. **plengeln**, 1) die vereinzelten Schüsse der Schoten; 2) müßig herumgehen.

**pletschern**, etwas Großes, Breites, Eernes, Gleiches. Plattes. Lei Kero und Notter: platir, pletor, folia. Zum lateinischen latus, breit, groß. Allemannisch Platt; franz. plat, eben, gleich, z. B. a Pletschen von an Ofen, d. h. ein sehr großer Ofen.

**plejn**, bauen, verwunden. Griechisch πλεζων, französisch blessé. Angelsächsisch plaetan.

**plejn**, die verwundete Stelle an der Haut — Krätze.

**plej'r**, eine Handbake zum Spalten des Holzes.

**plamagn**, kitzeln.

**Blindschling**, Blindfischel.

**Blindschat**, kurzschüt.

**blinzeln**, das schnell abwechselnde Öffnen und Schließen der Augen.

**blissen**, die abgehüllten Nadeln von Nichten und Tannenbäumen. Als Düngungsmittel nach Austlage aller Kautern sehr zu beachten. Englisch blossom. Im Ostbair Reimspruch: Plina Pesta, frisch und gesund, gern gäbn, lange leben.

**blin**, stark, oft, viel trinken.

**blöbn**, blau machen, z. B. die Wäsche. Siehe Plebelc.

**blech**, ein hartes, hohes, abgehauenes Stück eines festen, harten Körpers, besonders des Holzes, alles Blech. Wenn man nur das B oder P wegläßt, heißt Blech, und somit gehört es zum alten la chen, welches in der Hochsprache ha uen bedeutet; slavisch ploch, Holzhamm.

**blöbn**, zahlen, auszahlen. In Schwaben und Fesen ebenfalls blöden. Im mittlern Lateine placare, von dem altdeutschen plecten, bliden lassen, baar barlegen. Diefes glaube ich das englische black mail sehr zu sollen, welches zur Erklärung obigen Wortes viel beitragen kann. Black heißt: Preis, Lohn, Sold, Zahlung überhaupt. Mail = bald (denn m und b sind Eins) heißt Häuptling, also black-mail, der Sold, die Zah-

lung, oder Häuptling; denn black ist unser landesständisches bleich, und blechen ist gleich zahlen, besonders für unange- nehme — — — alle blöbn, das Zahlen an Gewaltshaber, weichen Einem auch in Kärnten hat.

**ploimn**, schlagen, prügeln. Oest. Glossarium I. S. 171. blumen; Wlitas: bligwan; Latian bliwan; Rilian bliwonen = schlagen. Englisch blow, der Schlag, die Prügele.

**Blösch**, ein ungeschickter Bauernmensch.

**Blöcher**, ein ungeschickter, ungeschickter Mensch, ein Halb-Vertin.

**blöschn**, 1) das Ausschlagen der Getreide-Garben auf der Tenne, was nur oberflächlich geschieht, meistens um bald möglichst zur Aussaat den Samen zu gewinnen; 2) schlagen, prügeln. Siehe *πλεζων* bei plitern, wie unten.

**Blöschn**, eine Krantheit der Küster.

**plotschat** gesund, wohlgenährt aussehen von blühender Gesundheit. Englisch blossom, die Blüte, to blossom, to blado, blühen. Hipp. I. 79. Griechisch im Gesichte.

**Plotfösch**, die Blätter verschiedener Gewächse, z. B. der Kraut-pflanze, geblet zu Obigen.

**plottern**, schlagen, prügeln. Griechisch πλάττω, schlagen.

**Plötn**, ein kleines, plattes Fahrzeug. Landeskaffisch platte, platt, französisch plat; lateinisch platuus; griechisch πλατύς (eine Ausdehnung in die Länge und Breite, aber ohne Erhabenheit bezeichnend), also platt, flach, breit.

**bluatarm**, nach Aetzung so viel als: sehr arm. Was soll aber Wint hier heißen? Es ist bezuzuleiten aus dem Niederdeutschen: bluatarm, d. h. bleh arm, gänzlich arm.

**bluatbis**, eine Entzündungskrantheit bei Thieren.

**plumpfn**, plumpfen. Im Verb. u. Carl: Plum = senkrecht fallen = hineinwürfen.

**plunfet**, ungeschickt.

**plunder**, schlechtes, abgenutztes Zeug, schlechtes, morsches Hausgeräthe, alte merckte Fez, scharze Messer etc. Im Niederdeutschen Plunne. Ore Plunnen tosamen smiten (die Hausgeräthe zusammenschmeißen) d. h. sich miteinander verwechseln. Wr. Abf. B. Verb. 4, 551.

**plunzn**, Eine Gattung Wintwürste. In manchen Gegenden Deutschlands heißt sie Schwertschwanz, Rothwurst, Schwartwurst. Im französischen boudin, In Helland Weuling. Die Hasen macht faß, aber nur die Seel. Wenn die Fleissen in der Orgel imentbig mit plunzen und Reberwurst wären angefüllt, so würden sie einen schlechten, ja gar keinen Klang geben: wann der Mensch mit Essen und Trinken wohl angefüllt, da ist das Beten und Seufzen zu Gott sehr gering (Abraham a St. Clara wohlklangvoller Weinscher S. 30.) Plunzig = diebstahl. Plonen bei Victorius = strecken, voll seyn; to blot = aufschwellen; plenas und *πλεζ* = voll.

**plunzer**, 1) ein ledener Krug mit engem Halse; plunzig. 2) Ein Fehler, ein Versehen; z. B. bl hat an rechten plunzer gmacht, d. h. er hat einen bedeutenden Fehler gemacht.

**pochn**, hämmern, klopfen, schlagen. Häglicht: grochubn, wort, hochmüßig sich benehmen, besonders in hochschwebenden Stellen sich äußern.

**Bobnsäl**, der Blindarm.

**Bobn**, das Unterste einer Saft. Das Restiß die Bod oder Bodus bedeutet nicht, niedrig, nach Schiller. Zu dieser Wurzel gehört das slavische pod = unter — und der Po der Italiener, weil er durch Nierenlagen fortfließt (Padus). Er hat kein Bobn, d. h. er hat niemals genug, oder er is boblos, d. h. er ist geizig. Wenn Schiller seinem berühmten Taucher lagen läßt:

Da hing auch der Becker an spizen Korallen,  
Essst mir' er in's Bodenlose gefallen,  
so hätte er auch in's Grundlose kriechen können.

**popagn**, slav. pogoda, Weistrot, deutsch eine Art Gedäd.

**Vogel**, der Fretterkoben od dem Hien zum Schlingen gericht.

**Vogel**, 1) eine schlechte, verlegene Waare; 2) eine Menge Menschen aus der unteren Klasse des Volkes; Vogel: ein Vogel, das Volk, die Menge. Steinlich populär, schwäbisch Vogel; in Wesen: Vogel.

**Voien**, die Handfellen. Im Wästhale das Voien auf der Weide anhängen; z. B. Voien auf das Hschar-Hühner; d. h. anheften, anhängen. Volk die Weite.

**Voiol**, ein Wein, Vögeln; von Raum und Zeit. Siehe Apoiol.

**Voizn**, Buntegel.

**Vock**, 1) eine hitzige Vorrichtung zum Holzschneiden, so wie zur Arbeit der Zimmerleute. 2) Ein Heber- in den schriftlichen Aufgaben der Schüler, so wie auch ein Heber überhaupt.

**vochbaug**, trozig, eigensinnig, stübig, hartnäckig, überhaupt fleiß.

**Vochbehrnd**, das Verkauf-Bret.

**polavizn**, entgegenhalten, Troch bieten — auch groß thun, prähen, Häbel bieten.

**Volu**, die Samengehülse des Flachses. Englisch poll, der Zwiebel, poll der Kopf; to poll kessen, das Gipsel brauden. Landtschaftlich pollen — fappen, seppen, fäppen, kesseln. Hilpert II. 197. Im Englischen boll, landtschaftlich Velle — der Stengel. A boll of flax; der Flachstengel. Hilp. I. 82.

**Volden**, der Mauthschein, ein Tagettel; italis cholesta; französisch poulet, bullette; im Mittelalten boletum; eine Anweisung, ein schriftlicher Befehl; auch in der Schweiz und in Schwaben.

**vomstig**, siehe vamsig.

**Vouer**, jeder Zehner im Kartenspiel, siehe Bäuer.

**Vouker**, töles (Horen) Kind.

**Voyn**, so nennt man gewöhnlich die kleinen Kinder, wenn man über ihr unruhiges Wesen ungeduldig wird, z. B. di Voyn mögen kaum frick. Siehe Vajzn. Slov. punka, ein kleines Mädchen.

**Vopagn**, **Vopagan**, **Vopäke**, **Voyn**, die Knoepse — die Rosenknoepse per cinnamomum, noch nicht ganz hervorgerochen; überhaupt etwas Nitzes. Das sch. zw. cinnamomum so heißt auch Vopagn an den nordischen Küsten. Davon finden sich Spuren in allen Sprachen. Das englische bud, das italishe Bostone. In Schwaben: Vup, Vuzen. So Herr Ziska. Ich sage hinzu, was Herr Hilpert I. 99 sagt: ich lese: button im englischen; im französischen bouton; wallachisch botown, Vup, schwäbisch Vupz, ssterreichisch Voge, d. h. ein runder oder rundlicher Körper auf dem obern Theile oder an dem Ende eines andern Dinges, der Knoepf — die Knoepse, das Auge; slav. popek, Knoepse.

**Vopper**, **Vopale**, das erste bedeutet ein Kind, das schon etwas erwachsen, den Eltern schon Bedenken machen kann, und deshalb aus Unmuth mit Vielem Namen genannt wird. Das zweite ist das ungeschickliche Kind in Winkeln oder in der Wiege.

**Vöpalan**, etwas Kleines, Abgerundetes, z. B. Oas-Vöpalan, d. h. der Urnath der Ziege. Lateinisch popula, das englische bubb, das helländische bobbe, bedeuten Wasserflase, das lateinische bubo, Beute, griechisch Βουβων. Vob in Wörtern und bab im Ungarischen, bedeuten Böhne. Daher mögen auch unsere Saupapala ihren Namen haben.

**Vopp**, scttelisch: Bobbo, ein nachlässiger Mensch.

**Voppo**, der Steiß, podex.

**popln**, herzuquellen, gehört zu bubblo.

**Porre**, der Lauch, eine Zwiebelgattung.

**pora**, in die Höhe heben, schweben, empor schnellen, z. B. eine Angel in die Höhe werfen. Das alte Pären oder Wären bedeutet: heben. In Niederlande ist es noch lüddig; z. B.: Ik kann idt nig bären, idt kann es nicht heben. Barren er scheint in der Bedeutung von: sich hervorheben: baro dich Nortwint (erhebe dich Nordwind). Willertem hob. Piod 4, 6.

**Porschach**, das Gebüsch.

**Porsch-Porschalan**, Pische. Kindersprache.

**Pottling**, ein Wasserbälter, der Pottisch. Gumbriß: botwm. Pottlich: Putan = Butter, Bettung.

**Pottschager**, eine Gattung großer Kantenfische.

**Pozn**, die Knoepse. Siehe Vopagn.

**Pozn**, ein großes Stuch, ein Fad.

**Prachn**, ein Ader, der nach Entfaltung der Getreidefrüchte nicht geknüllt wird, sondern die Bestimmung hat, das nächste Jahr Futterkräuter hervorzubringen, z. B. a Kes-Prachn. Im Wästhale wird ein Stuch zweimal geackert; das erstmal heißt es Prachn, von brechen, das zweitemal kauen; z. B. mit der Prachn war i Prachn.

**Prachmonat**, der Monat Dhoer.

**prachtn**, längere Zeit vertraulich miteinander reden, schwätzen, plaudern. Holländisch praten; englisch to prate, griechisch πρᾶξω, schwätzen, plaudern. Prating place, die Weschenfluse; französisch radoter.

**Prast**, **Prast**, **Prastle**, das Reußerle einer Fische, der Rand. Im Wästhale Rast, Prastle. Bis mir 's Prastle, d. h. gib mir von einem Laib Brod das zuerst Angehmitrene.

**prageln**, gefingen, von fatten geben. 'S prage! so niz, d. h. es geñigt mir nichts.

**pragn**, eine Art Kegelspiel; d. h. man steht hart an der Kegelplatte, und wetter, wer mit der Angel mehr Kegel umstoßen wird. Ob es nicht zum alten brache, Pracher, Kegel, greßsprechen gehört. Englisch to brag, französisch brague.

**prahn**, derb schlagen, z. B. a Rind abprahn, d. h. nates infantis palma tundere. 's Fleisch stralen, d. h. mürbe kochen. Griechisch πρᾶξω, ich trache; schwedisch braka. — Bracca, gactlich-tellisch Beinfleider, grebe, weite Hosen. Praden, d. h. Jernambem mit der flach. Hand einlge Streiche über die Hosen auf den Hintern geben.

**Prahn**, eine Mähna.

**Pran**, die Verkrummung, der äuserste Theil eines Dinges, welcher den äußern Umfang besteben ausmacht, der Rand; daher Augenbran, Pelsbran. Englisch brim, und to brim mit einem Rande versehen, rändeln. Siehe Hilpert I. S. 91.

**Praman** = Premsen.

**prangan**, **prongan**, prunken, einerselzen. Englisch to prande, prunken; auch to prank, pupen, schmähen, sich mit Ansehen brüsten, prangan gean, d. h. die Freibleichnams-Prozessen mitmachen Hilpert II. 207.

**Prant**, ein Stuch Holz, das brennt oder zum anzünden geeignet ist. Englisch brand. Prantmal — das Schanzzeichen — Schanzmarke.

**brantschn**, angekrant ricken.

**Branteln** ein gewisses Kartenspiel unter Bieren, jeder hat sieben Karten. Z bin a Brantl, d. h. ich habe oder getrane mich, drei Etiche zu machen.

**Brantl**, ein Name der meisten röhlichen Jagdbunde.

**prastn**, raufen, knittern, ist verwandt mit prastle brastle, englisch to brastle = knittern, raufen, Hilpert I. 94.

**Bräter**, der Kalender mit Figuren, der sogenannte Baumkalender.

**Bratl**, ein Stuch Kalbfleisch, auch ein Stuch andern Fleisches. Wellbratl, Rostbratl. Altdentsch Bretten. In der hochdeutschen Sprache hat es sich noch in dem Worte Wiltbrüt — besser Wiltbrat, erhalten. Wahrscheinlich von breit. Angelsächsisch brad. Runig Wort = breit.

**Bratigeiger**, ein miserabler Fidler, der sich mit seinem Instrumente kaum das Essen verdient — d. h. das Essen eines Bratls nicht würdig ist.

(Fortsetzung folgt.)

# Carinthia.

(Fünzigster Jahrgang.)

N<sup>o</sup> 19.

Sonnabend, den 22. September

1860.

## Der Bard.

Hoch auf des Berges Rinne, auf grünem Felsenmees  
Sah einst ein Bardeusjüngling, das Saitenspiel im Schooß.  
Kein Lied sang er hinunter in's grüne Saatenhoh.  
Sein Auge war umflostet und seine Blicke sah.

Mit seinen gold'nen Lecken spielt' sanfter Frühlingshauch,  
Als wehlt' er ihn ermuntert zu frohem Sängersbrauch.  
Es glänzten rings die Räume in Abendflammenglut;  
Ein Weltband schien vom Berge die wilde Thalesflut.

Es sank des Sängers Antlitz auf's treue Saitenspiel,  
Und seinen blauen Augen ein Thränenstrom entfiel.  
Er küßt und berzt die Harfe, als hält' er lang entkeht,  
Was Freude ihm und Wonne von Jugend an gewährt.

Du Fremdbin meines Lebens! In Sehnsucht und in Schmerz  
Ergoffest du den Frieden in dieses arme Herz.  
Doch nun wird's nimmer helle im Vollen, eh' im Tob  
Die Seele neu anathmet ein ew'gen Bergesnob.

Noch einmal töne wieder, du Lied aus froher Zeit;  
Noch einmal senk' dich Seele in Himmelsesigleit.  
Und in die Saiten griff er, es klang so wunderhoh  
Das schöne Lied der Minne zu seiner Stimme Hoh.

Es lauschte in den Wäuden der frohe Sängerdoh  
Und borchend bog die Lanze den Hügel weit hervor.  
Die Lüfte webten leise den Sang in's Thal hinab  
Und brachten siebe Thäne auf ein beträugtes Grab.

Er sang vom schönsten Mädchen in Deutschlands weitem Gau;  
Er sang von ihres Auges so sanftem Himmelsblau;  
Von ihrer Güte, Tugend und reinem Engelsblum,  
Von ihrer treuen Liebe, und ach, sie war dahin.

Und milder löut' die Saite und süßer klang das Lied,  
Doch plötzlich löut' es nimmer, und aller Schmerz entfiel.  
Er sah aus Wäuden winken ein heilig's Frauenbild,  
Er hatte auf der Harfe das letzte Mal gespielt.

Gesang D.....

## Das Geheimniß von Himmelau.

Novelle von Fritz Fichter.

(Schluß von Nr. 18.)

Die Nacht gab es großes Scheide-Bankett im Schloß;  
alle Zimmer standen in hellen Lichtern. Verthold sah mit  
dem Blicke am Glädtsische und achtete der Stimmen nicht,  
die er verschleuderte. Noch spät trat Gera im Nachtleide  
aus ihrem frühgeschuhten Kämmerlein auf den Balkon hinaus,  
wie gerufen von der Fer des Thales, von ihr Abschied  
zu nehmen. Wenig stimmerte im Mondstrahl die fernste  
Ebene und die Berge starrten scharf hinein in den Aether  
und auch der Himmel hatte seine Wolken und Wälfchen in  
andere Räume verschift. Rächelnd stand er über dem mauer-  
reichen Schlosse und soweit eben der Blick trug: gegen  
das Oberland hin kümmerte noch ein fahler Witerstein  
aus dem Sonnengrabe hinter den Berggipf heraus.  
Welchen Heimathabschied hatte sich Gera je gewünscht. Und  
wie sie sich noch einmal verzeugte, als wolle sie allen lieben  
Teilen dieses Hauses warm die Hand reichen, da flog ein  
dichter Nebelster kalt und frostig, aus dem nächsten Gebirge  
durch die Schlucht leuchtend, über's Schloß, zog wie ein Todes-  
geist mit wehdendem Mantel fern und ferner, trat verunkelnd  
vor Mond und Sterne und überhöfste entlich den zu äufferst  
empferlarrten Alpengrat. Mit Zittern und Schauern fuhr  
Gera zurück, warf sich aufs Bette und schlief frierend ein.  
Schlummerte, Jungfrau, und schreckst du allsündlich auf für  
höfen Träumen, denk', einst kommt der Schlaf, darcin dich  
föhret keine Stunde, kein Jahr, keine Ewigkeit.

Der Hochzeitstag war da. Man hatte nur die noth-  
wendigsten Gäste gebeten. Diese waren im Schlosse ver-  
sammelt und zogen paarweise ein in begeisterter Ueberzeugung, wie  
solches der enge Kapelleneingang gebot, in die hülfen weich-  
rauchbüftigen Räume. Die Braut mit den Ohrigen barste  
Kopfsenden Hergens am Altar des Bräutigams. Ein Ritter  
meinte, so schön blaß sey Gera, so interessant langweilig  
Verthold noch nie gewesen. Das Volk hatte man so gut  
es ging zurückgedämmet. Aber mit Verthold's Annäherung  
geschah ein Vordrängen der Schaulustigen, deren mehrere  
in die Kapelle hineinzuflüpfen so glädtsich waren. Darunter war  
auch eine Jungfer mit ein paar Kränzen. Jetzt trat Ver-  
thold ein, tieferst, häßig, Trudchen stand vor ihm! Die  
reichte ihm einen Strauß und einen auch für Gera, die sie  
nicht mehr hatte erreichen können. Das schnitt Verthold  
in's Herz. So hatte denn Trudchen ein Wort gehalten, halte  
den Muth gehabt die bedeufome Handlung mitanzusehen, die  
sie beide trennte für ewig! Das hatte er nie und nimmer erwar-

tel. Der Wärmeknoten wankte unter ihm, rings dunkelte es seinen Wäde, Säulen und Bogen wickelten umher, er aber haßte sie über einen schmalen Pfad zwischen zweien Abgründen zum Altar, langte dort blaß und athemlos und thranenüberflutheten Augen an, ergriff frampfhaft die Hand seiner erschreckten Braut, führte, riß sie vielmehr vor und fiel mit dem lauten Bebrauf „Trudchen“ gebrochen über die Stufen des Altars. Die Stränge waren fest an sein Herz gedrückt. Nun hatte alle Welt sein Inneres erathen. Die Hochzeitsgäste jubten aus einander und sammelten sich wieder um Gera, welche sterbens krank ins Schloß zurückgeleitet und von ihren wehklagenden Franken nicht mehr verlassen wurde. Bei dem allgemeinen Vämen in Schloß und Stadt war Vertheid verhofft worden, man wußte nicht wohin. Gera's Wäde lüchelte ihn unter all den Unschicklichen, ob er nicht doch erscheine, suchte ihn, ohne daß es die Lippe sagte; denn nur sehen wollte sie noch den theuren verlorenen Mann, sehen, wann auch ohne das süße Redt der Liebe.

Den ganzen Vermittag über sprach sie kein Wort. Der herbigerweise Arzt, Richard's Nachfolger, erklärte die Herzschläge für höchst bedenklich und geboth die strengste Ruhe und Abkühlung von den oberschwebenden Ereignissen; der geringste Reiz könne tödtlich werden. Die Frauen priesen die fast heiligenhafte Ruhe der Stummleidenden. In den ersten Stunden des Nachmittags lag Gera ihre Seele auf. Der Wiederhall von Galoppstößen lag im Hefe hatte sie aufgeschreckt, sie sah gegen das Fenster, lächelte, athmete tief und sanft erstickt zurück.

Die Reiter aber waren die Wirtskoten des reichen Grafen von Ortenburg in Baier'n — Gera's Heimath — gewesen. Sie fanden eine tode Braut. Da Gera bereits in einem Walde von Nüctern in einem Fernhain der spitzigen Wänten und glühendsten Blumenleide, selber eine schlante Kitz, lag, rings von den Wappen der Familie eingeschlossen, da ersehen lautlos aus der Tiefe des dunklen Gemachs und zögernden Schrittes das arme Trudchen, welches all den Annern in der Kapelle mitangeloben und die langen, langen Stunden her in brünstigem Gebete daselbst verbarret hatte. Dies Herz ertrug alle Leiden des schwarzen Tages sehnlich und hätte doch für ewig vergehen mögen aus so viel Schmerz und Trauer. Hier fiel in ihr fast ausgeweinete Auge sähler Trauerlichterschein und mittennun lag sie, weinlos und doch dasselbe schöne Wesen, das noch gestern blühte, noch gestern sprach: Wir werden uns nicht wiedersehen, laß und scheiden.

Zwei Tage wick Trudchen nicht von der Bahre, von Zeit zu Zeit laut aufwachen, zumeist in dumpfer Trauer dabinlagernd. Entlich ward Gera zur Gruft getragen und beigesetzt. Trudchen schied aus dem Schloße, wie sie wußte aus Zimmermeisterbetreten und ihr wahr's hinfert alle Händen auf dem grünen Hügel nur mehr die Ruinen einer alten langhückerhollenen Gießturm. Ihr Theil an der verhängnißreichen Schuld zu sühnen (ach! wir wissen's ja, wie rein ihre Tugend war) ging Trudchen ins Frauenkloster zu St. Andrä.

Am langen Gange neben dem vielschreiblichen Fenster der Westseite hing noch letztes Jahr ein Kennenbild mit der Aufschrift: Magdalena Soror. Es ist unser Trudchen.

Vertheid war wie von unsichtbaren Geidern getrieben durch die Stadt geritt, hatte Trost bei Trudchen's Mutter gesucht, stürzte wieder von dannen und verlangte aus allen Herzensträften nach einem mächtigen Freund. Er eilte nach dem Friedhof, wo seine Eltern ruhten. Am Denksteine sah er neben sich genant den trauernden Bruder Richard. Zu ihm wollte er jetzt flüchten, seine Liebe sich

erbiten, sein athnendes Wort hören und mit ihm vielleicht vor Gera's hinterten und sprechen: Vergib mir, wie wir uns vergeben, laß mich ziehen und dein entbehren, mein lebelang; ich bin deiner unwürdig. Er trat auch in dieß unter alle Reiter ein und sand mehrerer Derten Wüchse hier, welche uns die Confraternitätsbriefe überbrachten. Alle beschwor er, sie mögen ihr Gebet für ihn erbeten für Gera, für Richard, daß sie allesammt genesen; dafür schenkte er zugleich ein anschüßlich Pfund Biennig und versicherte den Couvent des besondern Schirms und Schuges vom Bicedom. Die Wüchse segneten ihn und er eilte auf Himmelau zu. Nach vor den Schloßmanern traf er Richard in der Flur, unarmte ihm, ergriff seine Hand und bat ihn unter Thränen um Mitleid und Rath und That.

Richard aber schlenderte ihn entrüstet zurück und erklärte, mit ihm, dem schändlichen Doppeltgänger und Betrüger, nichts gemein zu haben. Vordem habe der junge Hofe sich kerufen gelüßt, dem Rann Richard Pfaffenpretigien zu halten, da er mit wankelloser Treue wie noch jetzt der einzigen Frau ergeben gewesen, nun komme der feile Wüstling wohl gar auf ein drittes Weiberherz zu jagen, das er untreue und dann zerquetscht. Wisse, rief Richard triumphirend, Gera ist tot! Ueber solchen Donnerred zog Vertheid in vernunftloser Wuth sein Schwert. Richard mit allem Anzimmern in seinen Manern Angegriffenen einhändig, trieb Vertheid den Speer tief ins Haupt, daß er tauuelnd zu Boden fiel und das Blut in weiter Spur die Erde besprachte. Darauf schritt Richard, stolz wie Holofernes in sein Schloß, des Bruders Leichnam den Raben zum Fraße lassend. Des Abends aber kamen die Wüchse und huben den Leichnam auf eine Tragbahre und trugen ihn bei traurigen Riedern und wehenden Bahnen hinweg und fluchten dem Orte, wo er gelegen. Seitdem wächst auf diesem Fleck kein Graßbüschgen.

It's nicht ein herrliches Prachtloß, ein Pasterpalast, in welchem mit blutrothen Röhden die Blumen Gebrauh, Gatten- und Brudermord blühen? Richard stand nun als der Besieger fast aller seiner Feinde da und lange nachtem schon mancher Gräber geblüht, sich gebräunt und wieder geblüht hatten, schredte ihn nichts mehr, als das Knälein der kleine Ehrenreich, der noch nichts verbrochen hatte, als daß er es wagte zu leben. Kam es doch so wenig aus der Oefindekammer, vor die Augen seiner lösen Eltern und arbeitete und schaffte es doch so unverdrossen in Feld und Wald bei Sommerhitze und Winterfroß. Das Stiefritterlein, von den Bauern ausgehrt fleißig nach dem Vater zu fragen, kam endlich mit den Dorfbuben in Streit und flagte seiner Mutter sie schimpften ihn, daß er seine Eltern habe.

Das reiste Richard's Plane. Eines den Winterabends, da alle Dorfbubenhaft heimwärts gerannt war, den heiligen Christ mit seinen tausend Lichtern zu empfangen, that auch der gestrenge Herr Richard gar überaus freundschaftlich mit dem Knaben, hieß ihn sich warm ankleiden, sie wollten dem Herrn Christ entgegenreiten hinaus in den Wald, wo wannen er mit funkelnden und glühenden Fichtenbüschgen auszuziehen pflege in Stadt und Land zu allen braven Leuten.

Wer war wohl schneller in seinem Sammetwäntlein als der kleine Ehrenreich, wie sehr auch Heinz, der alte Diener zögerte und den Jungen durch allerlei schänderhafte Mähre vom Knecht Ruprecht zu Hause behalten wollte. Da nichts näherte hing er dem Knaben ein kleines Amulet um den Hals, darauf der Himmelauer Wappen gemalt war; dies schüßte, erklärte er Ehrenreichen unter Thränen, vor bösen Geistern. Signa war in den Hof gekommen, hob den

Kleinen zu Richard aufs Pferd und sie flogen davon und verschwandten in der Winternacht. Ein starker Ritt durch die glühenden Wälder führte die nächsten Winterer bis an die Ufer der von Treibeis schäumenden Trau.

Wo wohnt denn der heilige Christ, schrieb Ehrenreich ein um das andere Mal mit freudiger Ungeduld. Weit drüben, versetzte Richard und überzog den frierenden Jungen dem Böhmann. Darauf tritt er allein zurück.

Jenseits des Flußes aber harrte der Handelsjude Abram seines Nährsohns; der wußte nichts von der lichtreichen Weibung des heiligen Christ und nahm den reisslustigen Ehrenreich mit sich und sie ließen sich erst in einer Stadt am fernem Meere nieder.

In Venedig ward der Heimathlese für ein seltsches Wälstleben auferzogen, er ward größer und älter und nahm sich ein Weib und stach und hinterließ seinen Kindern neben sorgem Gelder noch das wechsellustigste Anmulet. Ich weiß nicht, welcher Nachkomme dieses Duerio — wie man ihn nannte — entdeckte wichtige Hinweise in dem Talisman; und wußte sich die Theilnahme der in Venedig damals so häufigen Gelehrten zu erringen. Man begann von großen Gütern zu sprechen, welche, zwischen Trau und Donau gelegen, der unansehnlichen Familie rechtmäßig zustehen sollten. So kam es denn, daß Einer der Duerio's den Ritt über die Alpen wagte, da eben der Vauernkrieg in den Donauländern wüthete. Auch diese ersten Gegend wurde hart mitgenommen und die dreitausend Bauern unter Oeorg Mnhropf von Kojah und Kragl am Fuhrstir keranntem auch Himmelaou. Fast zugleich mit ihnen kam der wälsche Reiter ins Schloß und trieb den Schreck des Ritters ans Häcksle. Fast schien es, das böserge Geschlecht auf Himmelaou solle gestürzt und ausgeartet werden, wenigstens machten die Bauern dem Wälschen die lebendsten Anträge, ausbedungen freilich, daß sie frei seien und weiter Zehnt noch Kobot leisteten. Man sollte das Schloß Nacht überfallen und Mann und Maus tödten. Aber der wälsche Reiter verrieth alles dem im Leben und Gut ketrehten, trat vor ihn dar und forderte das alte Eigen seiner Ahnen zurück. Bergehens. Es wurden nun Vergleichsummen gehalten.

Hast du einen Sohn, der du Herr dich nennst auf Himmelaou?

Ja, und er ist mein Erste. Drum sieh.

Er sey Erbe deines Geldes und deines Gewissens.

Bist du der Letzte?

Nein. Drum zütre. Wir worden nicht. Euch morde der Wurm der Zeit.

Und er ging und ward nicht mehr gesehen. Alle Menschenalter aber kam ein Sohn des vertriebenen bettelnden Geschlechtes heimlich ins Thal zeitens, kniete am Grabe des ersten Ehrenreich, suchte der lahnen Festschätze und segnete zwei getrennte Gräber derer, die im Leben dem schönsten Bunde entgegenzogen.

So ging es bis in unsere Zeit. Im ganzen Thale wußte man, das es in Himmelaou nicht gehener sey, wußte auch von dem letzten wälschen Reiter, der vor ein paar Jahrezenden etwa hier erschienen. Auch der ist nun todt. Der Antheil, den der abenteuerliche Mann um den Schmerz der Erinnerung zu überhäuben an den neuen Kriegsläufen in Italien und besonders an der trampsphalsten Vertheidigung Venedigs nahm, welches ihm als zweite Heimath theuer geworden war, machte ihn und die Seinen obdachlos. Sie zogen in Italien herauf, hinab. In den Gebirgen Piemonts fiel der tapfere Vater, indem er die Seinen gegen Banditen vertheidigte in eine Schlucht und wurde zerstückt.

Mutter und Sohn nebst einem Widdelfinde wurden ins nahe Hospitium gebracht. Die Frau wurde von den Männen gepflegt und zwar um so lieberwollt, seit der Sohn selber in den heiligen Orden getreten. Maria aber, der kleine Engel, wurde über dringende Bitten einer des Weges ziehenden adeligen Familie übergeben und diese gelobte, weil sie jüngst erst Räuberzügen glücklich entflohen war, anstatt eine Kirche das Glück eines verlassenen Menschenkinds zu erkaufen. So kam Maria in das Land ihrer Väter zurück. Halle das weitgedehnte mit Thurm und Thürmen aller Art, mit Begengängen, mit Täckeln und Ertern wohl angebaute Schloß mitten im Kranze eines dichten Felsgehäudes, welchem sich, dem Schloßgarten zu, ein frischgezeugtes Richtenwäldchen anreihet, dieses traumliche Hallek war der Ort, wo Maria fern dem Stahtleben, heiter und fremd und friedlich in die Welt schauen lernte. Von der Gräfin Witwe bis zum letzten Männlein aus dem Gesinde gab es Niemand, der nicht der Kleinen heid gewesen wäre. Wußte sie ja, sobald sie zu sprechen begannen, sie liebliche Geschichten von fernem Landen zu erzählen, wo sie einst gewesen.

Einstmal war Besuch aus der nahen Stadt gekommen, nämlich der Schloßherr von Himmelaou, der mit der Gräfin einen Kauf ver hatte. Des hüßigen Kindes halter, vielleicht mehr aus Höflichkeit als er gar die Halle der nach Himmelaou. Man kam und redt willig. Es versteht sich, daß Maria nicht fehlte. Wie gefiel es da dem Kinte vor Allem Andern so gut! Ihr ward als sey das Schloßchen eigens aus dem Wäldern ihrer Träume herausgehoben und auf den grünen Plan niedergelegt werden. In allen Zimmern war sie schnell wie zu Hause und trippelte und lächelte dem fast freudlich gewordenen alten Herrn überall hin nach. Der war in Eifer gekommen, leitete die Gesellschaft von Saal zu Saal, von Laube zu Laube und es' er sich verlab, stanten sie alle auch dem zum lahnen Erstbete vor dem Schloße. Tiefe Eitel auf dem Kinte se absonderliche Areute zu machen, daß es erst seine Matrasen aus der Schürze schüttelte, sie dann wieder aufhob und jubelte: Ach, das ist eine schöne Stelle! Der Durchbert athmete tief, heb domn Maria mit den Armen emper und lächle sie. Die Andern verstanden's nicht. Man ging in die Honkapelle, Maria mit dem Alten voraus. Da ward Maria traurig, und veruchte am schwerem dicken Grusstheine, ob sie ihn aufhöbe. Das kräftig ja die schönen Frauen und die gütigen Herren da unten, sprach sie, darum laß uns hier nebenan knien und beten. Und sich, der Alte, dem das Velen für Unruhe fremd werden war, sank ins Knie und betete, betete an Ehrenreichs Grab für ewige Ruhe. Und in diesem Augenbilde ward's, als breche der Sonnenstrahl freundlich herein, durch die walt gewordenen Fensterhebeln und umleuchte und verläre die Schweißgeden.

Traufsin flog ein Schwarm von Fägelien herbei, ließ sich in allen Sträuchen und Baumkronen nieder und zwitscherte und pfiff und schlug an, daß es fröhlich und selig durch alle Thür erkante: eine wohlthuende reine Lust, vom klauen Himmel wenig nichterbauend, verdrückte sich und es war als sei das alte Wesen des Schloßes ausgezogen und ein guter Geist habe Besitz genommen von den verlassnen Hallen. Alle Hausgenossen zeigten heitere Gesichter, denn sie hatten der Herrschaft leicht nach. Sie segneten die Fremden und beten alles auf, sie zurückzuhalten. Ein verbeizehener Dackenspieler, vergleiden aus dem Schloße immer mit Peitschen andagacigt worden waren, wagte es im Verboße seine accerdrichen Wissen anzudlagen. Flugs war Maria bei ihm und führte ihn an der Hand hinauf in den Begengang und hier muscirte der lächelnde Greis, daß es wiederbönte aus allen Eden und

Enden. Der Baum war gelöst, der Sänger erschien! Nun folgten Heste auf Heste, zu denen die Johannisfeuer auf dem Bergen wie bestellte leuchteten. Aber scheiden sollte man denn doch.

Es war die letzte Nacht. Alles schlief. Nur den Burg-herren trieb es noch einmal von der Kaserstatze. Er eilte auf den Gang; der Mond schien hell, es war laue Lust. Da stand am fernsten Bogen, dem gegenüber die Frauen schliefen, eine weiße Gestalt still, regungslos, als lauschte sie dem sprechenden Mounstrahl. Was das der schweigende Geist, der heute zum letzten Male quandend erschien? Der Alte fühlte sich fortgezogen und er trat auf die Gestalt zu. Es war — Maria. Mit einem Freudenausruf stoz sie ihm entgegen: „Du hier, Vater? Ach, die Nacht ist so sohn, das ich nicht schlafen will. Ich höre Nachtigallen singen.“ Der Alte lauschte; wirklich, aus dem nahen Wäldchen kunte vollkundlicher Gesang der Nachtigallen, was man seit Jahren nicht beobachtet hatte. Nach lebhafter Kiecklesung trug der Alte das Kind nach seinem stillen Zimmer, bereite ihm dort dicht neben dem Seuzigen ein Bett, legte es decimal und lie beide schliefen ruhig ein. Seit dieser Stunde ist Maria des Alten Anzappel worden; er ließ das Enzeln nicht mehr von sich und wie sehr auch die Halle der nach Wochen und Monaten Boten auf Boten schidten, was Maria n zuruckzubolen, verzehrend, der Schloßherr ließ sich sein Thuerwe nicht nehmen und Maria selber erklärte, sie sey da so zu Hause wie je die Nixe im See. So war denn für die Kleine die wahre Heimath gewonnen. Und als der Alte zu sterben kam, berief er einen Notar, der stegelte sein Testament. Maria war Erbin des Schloses und fammlicher Güter. Man erst schidte man nach dem geistlichen Freund, der die schweigende Seele aussehe mit Gott. Die Wahl traf einen vor wenigen Wochen aus einem frantlichen Kloster nach Wolfberg ubersehten Kupfermehnd der nach dem Tode seiner Mutter nichts Gehreres mehr in der Welt suchte, als seine Heimath. Die Wahl traf mich, als der Greis in den letzten Jagen lag, bekannte ich mich als Maria's Bruter, salbte ihn unter Worten von Frieden und Vergebung; wir beide lagten dem Sterbenden die Hände. Er lachte haust, segnete uns und in seinem verdammenden Auge glänzte nochmal glücklich gelöst das Geheimniß von Himmel au.

## Das Passionspiel, insbesondere das heurige im Ammergau.

Manche sind der Ansicht, daß das Passionspiel nicht heimischen Uebers, sondern daß es, gleich andern geistlichen Spielen, wie die autos sacramentalis, comedias divinas et humanas, die Jesuiten aus Spanien nach den Niederlanden, wo insbesondere die großartigen plattischen Vorstellungen aus den zwölf Glaubensartikeln zu Antwerpen weltersamt geworden snt, heruberbrachten, von da nach Deutschland und so nach unserm Kärnten verpflanzten: denn aber ist nicht so. Wir lesen in anderer heimischen Geschichte\*), daß man im schau-

lustigen Mittelalter, außer den prunkenden Turnieren und sonstigen Hoffesten Marnenhang, Prunkzugszuge, Varenhochzeiten u. dgl. veranstaltete. Sollte nicht im Gegentheil auch was Ernstes und Gemuthliches in dieser romantischen Zeit zum Vorschein gekommen seyn, wo man doch sein Leben einsehte, um in einem der Kreuzzüge das heilige Grab des Ertreters von den Ungläubigen zu befreien? wo man mit solcher Innigkeit an den Leiden desselben Theil nahm, daß Tausende aus Verehrung desselben die Welt und alle ihre Gluckstatter verlassen, um seiner Erinnerung sich zu weihen! So finden wir in der Chronik von Aquileja (Rubeis monimenta aquilensis oeclosias, pag. 30 in appendice), daß der Patriarch Othobonus, unter dessen geistlichen Obzerge bekanntlich Kärnten jenseits der Drau stand\*\*), mit seinem ganzen Demkapitel der Vorstellung des Leidens unseres Heilandes beivohnte. In unserm Kärnten scheint diese Art Spiel daher sehr alt zu sein, und es konnte sich von hier aus weiter nach Süddeutschland verbreiten. In den drei abgewichenen Jahrhunderten wurde es immer mehr ausgebildet, obwohl es nach den fruhlichen Berichtsweisen und nach den Habigkeiten der Mitspielenden sehr verschieden ansah und mitunter das Heilige zur Caricatur, zum Zerrbild machte. Dieses veranlaßte seine Verponung, dessen ungedachtet es noch vor zwei Jahrzehnten im Glanbale und strapfende ziemlich großartige Darstellungen fand, und im Jahre 1850 zunächst der Hauptstadt vorgefahrt wurde. Von Himmelberg, Unterting, Rauteben und einigen anderen Orten stammte dicsfalls Uebergaben noch aus neuerer Zeit, obzihon es und noch nicht gelungen ist, was Ganzes darüber besonders dem zu Grunde liegenden Text zu erhalten. Noch erinnern wir uns der plattischen Darstellungen, Tableau's von der Gesellschaft Schmied im Jahre 1818—1819, welche, außer den sieben letzten Worten, die Leidensscenen in lebensartigen Bildern, ohne Wortausdruck gab.

Interessen, während dieses nur in der Erinnerung und vorschwebt, haben wir in den heurigen ffentlichen Waltren, besonders der Allgemeinen Zeitung ungewundlich viel und überaus Vollsprechendes vom Passionspiele in dem im Süden von Baiern gelegenen Ammergau gelesen, so daß wir das Wesentliche davon an jene Erinnerungen anzunehmen finden. Der Aelteste, vom Pirater Dr. Prechtl heranzugehene Text des Ammergauer Passionspiels stammt erst vom Jahre 1622; allein es scheint viel älter zu sein, als das vom Jahre 1633 sich herschreibende Gelsbude dieser Gemeinde, welche damals, von einer schweren Pest heimgesucht, seine Vorstellung für alle wiederkommenden zehn Jahre angelobte.

das Leiden-Christi-Spiel zu Unterting hingestellt und letzteres mit einer Mischung von Komik und Sent geschubert wird, nicht ohne an Schlue die Vollspreche in Schutz zu nehmen, gegen die Verbote der modernen, stimmungserhigigen Katholikerei und Gleichmacheder. Unser Landmann, Professor Egger, gab uns in der Carinthia vom Jahre 1853, Nr. 81 und 82 unter der Aufschrift: „Aus dem farntnerischen Volksteden“ die Anknandigung von Professor Karl Weinhold's: „Weihnachtslieder und Spiele aus Süddeutschland und Schlesien“, Graz 1853, und damit zugleich eine eingehende Aufzählung und Deutung aller heimischer Volksgebruche, Volkstede und Volkstraumen, darunter die Passions-Vorstellungen am Strapfheld, im obern Gail-, Pflachthal und zu Pfattad im Waldbal. Von Professor Weinhold selbst liefert die Carinthia 1854 Nr. 39 und 40 unter der Aufschrift „die Bauernspiele in Innerösterreich“ über das Pfannger Passionspiel das Detail und ein längeres Bruchstück des Textes, dee zum besten Verständniß des dacin waltenden Weiles und religier Empfindung beiträgt.

\*) Regierte von 1302—1316. Oberbairisch S. 474.

\*) Handbuch der Geschichte Kärntens I. Abtheilung I. Band S. 529: Wie oben bereits früher im abgewichenen Jahrzehent Mandes über das Passionspiel in heimischen Waltren gelesen, so in Nipp's Monatschrift vom Jahre 1851, welche neben so vielen Urtheilen der Verwerfung des Alten doch auch Opposition zu Zeiten auch diesem wieder das Wort spricht, so S. 180, wo neben Regel(!)



„Was nun das Ammergauer Passionsspiel selbst und zumal die Aufführungen dieses Jahres betrifft (lesen wir in der latb. Lit.-Zeitung, Wien 1860, S. 264), so sind sie in Wahrheit über alles Lob erhaben. Alle, und wenn sie auch noch so sehr vorher der ängstlichen Meinung gewesen, als ziemte sich das Heilige nicht für eine solche Darstellung und lauze Gefahr, profaniert zu werden. — Alle stimmen darin überein, daß dieses von einfachen Landleuten angeführte „Spiel“ einen großen, mächtigen und ganz unergesslichen Eindruck hinterlasse, daß es in den meisten Scenen sogar Erhöhrter, und Jedem, der seines Christenthums nicht geradezu ganz bar geworden, bis zu Thränen ergreife. Die Leute lösen aber ihre Aufgabe mit ganz anderen Gesichtspunkten: ihnen ist das Spiel eine heilige, von ihren Vorfahren vererbte Verpflichtung, darum gehen sie schon im Voraus bei Besetzung der Rollen streng an's Werk, und über jeden Einzelnen wie ein moralisches Gericht gehalten, ob derselbe unabweisbar Wandel und deshalb zur Darstellung einer heiligen Person auch würdig sei. Dann rüsten sie sich durch den Empfang der heiligen Sakramente, und so getränkt, lösen sie ihre Aufgabe, von einem Geiste getragen mit einer Sincerität, die weit über alle Anforderungen hinausgeht. Freilich — in einzelnen Dingen wären viele Aenderungen und Besserungen wünschenswerth, so ist z. B. das Gesüm ein wahrhaft sorglos, ganz im Spiel der Kreuzweg-Stationenmal der vorigen Säculars, die Musik, welche die Recitative begleitet, verdient ernstliche Kürzungen und eine bessere Ausführung, die lebenden Völker und Verkünder sind ohne besonders künstliches Gefühl gestellt und nicht selten grausam überladen. Dehnungachtet hat das nicht wehe und fünf Akte der Zuschauer merien es gar nicht, denn das Ganze hat doch einen Zug und eine so imponirende Wahrheit, daß jede Kritik davor verschwindet. Die Leidensgeschichte ist nicht allein in eine große Evangelien-Harmonie gebracht, sondern bewirkt durch das finurische Vereinjehen der trefflichsten Verküder aus dem alten Bunde ganz dasselbe, was für unsere mittelalterlichen Vorfahren die sogenannte biblia pauperum war. Das ganze eintheiliche Vergebäude, was ein gewöhnlicher Christenmensch von seinem Glauben zu wissen hat, steht in den einfachen Umrissen und zwar lebendig vor dem Auge. Eben deshalb wirkt die Ammergauer Passion in ihrer Weise auch wieder mächtiger auf das Volk als eine Mission, weil dort nur durch das Gehör gewirkt wird, hier aber die Eindrücke zugleich auch durch das Auge in die Seele gehen. Und das Audreißl nimmt das Passionsspiel auch ganz in der Intention des alten Stifter: Die meisten gehen betend des Weges, sie beichten und communiciren in der nahe gelegenen, vom Kaiser Ludwig dem Bayern gegründeten Wallfahrtskirche zu Ettal, sie machen gleich, um eine geistliche Badereise und gebrauchen dann das Ammergauer Spiel als wohlthätige Racour für das ganze Leben. — In wahrhaft unvergleichlicher Weise, mit dem besten Verständniß hat der Träger der schweren Christus-Rolle seine Aufgabe erfahrt; seine Erscheinung ist groß, edel, voll würdiger Ruhe, seine Bewegungen schön und bemessen. Alles ist Natur, Adel und Würde. Nach ihm verdient der „Petrus“ unsere Anerkennung, sein Spiel ist gerundet, wohl durchdacht und sicher; auch der „Judas“ spielt seine schwierige und unanbathbare Parthe mit bedachter Steigerung und Ueberlegung. Weniger gut sind die Frauen-Rollen besetzt, zwar konnte die Madouna ganz mit einem Bild des Martin Schöns verglichen werden und auch die „Magdalena“ hat etwas Altdeutsches, nur reichen ihre Stimmumittel nicht aus und sind von geringem Umfang. Doch von neu Geist ihrer Rolle sind sie alle erfahrt. — Es würde zu weit führen, alle unsere Erfahrungen hier

eingehend auszulagen, wer ein näheres liebevolles Eingehen in die Einzelheiten der Scenen und der ganzen Aufeinanderfolge wünscht, den verweisen wir auf das Büchlein des Herrn Clarus, das so ziemlich in Kürze alles enthält, was einem Kernstebenden von diesen merkwürdigen Reste der mittelalterlichen Mytherienspiele wissenswerth erscheinen mag“.

\*) Als Schlußwort dessen geben wir einen Auszug des Schreibens von einem Anzeigenden, einem Weiltlichen aus unserer Hauptstadt, der unterm 12. d. M. aus München Nachschreibend berichtet: „Dute ist der neunte Tag, an welchem entweder schwerer Regen fiel oder dichter Nebel lag. Es ist demnach leicht zu denken, wie viel Freude ich geseh. Wäre nicht Prag in Aussicht, mit Weiltlichen, die durch sein Wetter gehindert werden können, ich wäre schon wieder zu Hause. So aber muß ich bleiben und leben menumque. In Kruggässen und Nebelhof bietet auch der Klein nicht Schöne, und so muß die schöne Parthe nach Wien unterbleiben. Ein Glück, daß das Ammergauer Passiens-Spiel angeführt werden konnte, was nahezu wunderbar genannt werden kann. Die ganze Nacht vorher hat es gegossen bis unmitelbar vor der Zeit des Aufgangs. Da hörte der Himmel auf, seine Wasserarmassen zu senden; aber schwer und drohend hinter hing der Nebel in's Thal herein. Mühsig schauten die Tausende zur Schaubühne und nahmen Platz auf den durchstühten Bänken. So an 1000 Plätze sind unter freiem Himmel oder noch mehr, und nur ungefähr 2000 sind mit Einwand überspannt. Die Handlung selbst geht großentheils außer der eigentlichen Bühne vorüber, und die können sich leicht denken, wie ängstlich harrend 10,000 Augen nach den finstern Wolken blickten, wenn sie täglich genau über ihre Häuser sich entladen würden. Die Handlung nahm ihren Anfang, und feet ganz und weiter, und es eb es auch zu schauen anfang, zum regnen kam's nicht, und glücklic erreicht das dicke mal heilige Spiel sein Ende. Was soll ich Ihnen darüber schreiben? Denken Sie sich, von Früh 6 Uhr bis Nachmittags 4 Uhr eng gepreßt und gedrückt an einander sitzen und geduldig und freudig abwarten bis an's Ende. Das will etwas heißen. Nicht als ob Alles ganz tabelles und verzeihlich wäre, und ansprechend und ergreifend — nein es sind schon Mängel dabei — aber ungeduldig der Mängel auszuhalten, das ist ein Prüben, wie feststet das Gm und Gelangene war. Ist es schon eine Kunst, die Person des Heland's so darzustellen, daß sie nicht caricirt und widerwärtig erscheint, wie es oft, wenn sie mit edler Würde, Amuth und milder Hebeit gegeben wird. Und wahrhaft, das ganze Auftreten des Christus, seine Sprache, Haltung, Mienen- und Gebärdenpiel, die Würde seiner Haltung, der edle Anstand, der liebevolle Blick, die herrliche eintrügliche Sprache — Alles vereinigte sich, um die göttliche Liebe in ihrem irdischen Wandel auf die schönste und edelste Weise darzustellen. Wir stießen einige Male die Thränen über die Backen — ich wagte nicht wein. Und je weiter die Passion des Erlösers verläuft, desto spannender — und den Höhepunkt erreichte das Spiel und Weiltlich natürlich bei der Kreuzigung. Den Eindruck zu schreiben, als das Kreuz mit dem Kreuzigen erhdet wurde, vermag ich nicht. Vaulos und hart blickten 6-7000 Augenpaare nach dem Kreuzigen. Da hing er, der Kreuzigte, und der Geist so viel tausendmal in seinem Leben in Bild und Salspin erhdet — aber biswail nicht todt, sondern lebendig. Es fiel mir fast über den Rücken, und ich erschauerte, als das liebe kintene Haupt sich bewegte und der blinde Mann zu sprechen anfang. Ich mußte mich Ervvalt antun und mich gegenwärtig halten, das Alles sei ein Spiel nur, sonst hätte ich glauben können, es sei der Erlöser selber. Dann das sanfte Reigen und Berührend, nachdem das „Welttracht“ von den todeskeischen Lippen gesprochen wart. Da hing er nun durch 16% Minute, fast möchte ich sagen, so schön, so liebevoll und feuerndlich, wie er es war, als er wandelte unter den Menschen, und das Auge konnte sich nicht

Darüber noch zum Schluß, Englische Urtheile über Paris und Oberammergau (Allg. Zeitung) Außerordentliche Beilage vom 31. August 1860. Der Pariser Correspondent der *Literary Gazette*, von welchem wir unlängst einen Brief mittheilten, wird es nicht müde, das Paris des zweiten Kaiserreichs als ein Sotum und Gemerba zu schildern — schlimmer als es in den Tagen der Regentchaft gewesen. So schreibt er jetzt wieder: Zwischen dem „socialen Uebel“ in London und dem in Paris besteht ein unermesslicher Unterschied. In England kann ein stüfsm ergoßenes Weib oder Mädchen die Kenntnishaube von dem Vasser vermeiden; hier kann sie es nicht. Ueberall kommt sie in Berührung mit dieser angestauten, vergelerten Sünde. In Theatern, im Bois de Boulogne, auf den öffentlichen Promenaden, in der Kirche sogar, trängt sie sich ihren Augen an. Und fragt sie, wenn dieser oder jener prächtige Palast gehört — z. B. in der nahen Nachbarschaft der Champs Elysées — so wird ihr einer von jenen Namen genannt die ein feuchtes weiches Ohr gar niemals hören sollte. Eine wahre Anstalts von einer tausend Tausend, die sich vor etwa 1 1/2 Jahren in Paris befand, beleuchtet was ich sage. Am Tage nach ihrer Ankunft fuhr sie in offenem Wagen die Avenue de l'Impératrice hinaus. Equipage an Equipage rollten an ihr vorüber, immer eine prächtiger als die andere, und in jeder saß eine Dame, die eine feybarere angesehenere als die andere. Da fragt die Feinsche jedweden von ihr auf dem Durchsigenen Platzbienten: wer war das? Und jedesmal antwortet der Platzbediente mit zunehmender Verlegenheit: „Ce sont des dames... comme ça!“ (das sind Damen so wie man es nehmen will.) Als die deutsche Dame das ein oder zwei duzendmal gehört hatte, wurde sie ärgerlich, und rief: „Was? gibt es in ganz Paris nur dos dames comme ça!“ — Kurz, der Engländer räch bei Heizen nach der „Camellien-Stadt“ Paris Brannen und Tödter lieber dabin zu lassen, und ihnen die neuesten Pariser Weben, wenn's durchsand sein muß, mit der Post zu schicken.

Dieselbe *Literary Gazette* enthält den recht gut geschriebenen Bericht eines Engländers über seinen Besuch des Passionsspiels in Oberammergau. Er fühlte sich davon ergriffen als wäre, — wie schon seine Landsmännin Mary Hewitt, in ihrem „Act-Student in Munich,“ vor ihm schrieb

— das Bild eines alten frommen Males plötzlich vor ihm lebendig geworden. Der Bericht schließt mit den Worten: „Mit einer einzigen kurzen Unterbrechung bauerte das Spiel neun Stunden, aber wir empfanden auch seinen Augenblick die geringste Ermüdung. In einem Ueberrausche zu Leuten oder Paris wäre eine solche Darstellung ohne Zweifel eine arge Wahnemie, aber für das einfache Volkvolk von Tirol und Bayern unserer Engländer ist von der Staltlichkeit dieser Bauern entzückt ist es ein Akt tiefer Religiosität. Und überhaupt kann wohl kein Mensch von religiöser Stimmung und liberaler Sinnesart diesem Schauspiel beizuhören ohne einen Eindruck fürs ganze Leben mit fortzunehmen. Die ruhige Würde dieses Christus, die Verweilung des Judas, die eigenthümliche Mischung von Wehweilen und Schwäche im Pilatus (dessen Charakter vielleicht unter allen am besten dargestellt wurde) könnten selbst dem steifigsten Forscher in der heil. Schrift ein neues Licht aufsteden. Und engberzig muß wohl seyn wer hier nicht die Ueberzeugung gewinnt, daß ein Volk dem andern einen Kanon religiöser Verehrung so wenig verdrehen kann wie Regeln des Geschmacks. Wir würden es mit Vergnügen hören, wenn ein Mystikersepiel in England wieder ins Leben gerufen würde, aber ebenso würden wir's bedauern, wenn das Passionspiel von Ober-Ammergau außer Uebung käme.“ Den ganzen Eindruck des Spiels bezeichnet der Verfasser mit dem Worte „thrilling“ — voll heiligen Schauer. Er sagt nur den Wunsch bei, daß die kunstsinrige brave Gemeinde bis zum Jahre 1870 bessere Vorleser für den leidlichen Commentar der von nah und fern zuströmenden Pilger treffen möge. Den beiden Genossen die mit Mühe und Noth in einem Privathaus Unterkunft gefunden hatten, machte es freilich ungewohnt verkommen Wozens ihre Abwaschung am Fieberbrunnen auf der Strafe vornehmen zu müssen. Doch ertragen sie das kleine Mißgeschick mit guter Laune. Eine kurze Stizze des Oberammergauer Spiels findet sich übrigens auch in „Quits,“ der neuesten Novelle der geistvollen Frau Baronin Taubphöns, geb. Montagnone, welche sich in das südbavari'sche Land und Wejen merkwürdig hinein-gelockt hat, und deren für reuschen Geschmacks anzuehenste Dichtung „Initials,“ neuerdings Ludwig Stenck in seinem Buch „das bayerische Hochland“ mit verdiente Anerkennung erwähnt.

## Das kärntnerische Dialectikon.

(Fortsetzung von Nr. 18.)

**Bratigohn,** ein Väternam einer Klasse.

**Bragn,** 1) ein schlechtes Schiegeschwech; 2) ein großes schwerwähliges Messer zum Zerhacken verschiedener Gegenstände, z. B. Stroh, Reisig — ein langes, kreises Peil, die Hantelbade.

**Brän,** 1) die Hoten, Vorderfüßen der Hunde; 2) bei Menschen die beiden Hände. Bräjeln die Händchen der Kinder. Ob mir's Bräj zu Hunden.

**Brasol,** ein kleines, winziges, kaum sichtbar's Stiel, Döselchen von einer Sauch, z. B. von Brod. Rem alten brosen, brechen, treiben, franz. briser, holländ. bryser, zerbrechen, zerreiben. Czech. IV. 133.

**bröasol,** in klein, winzige Stüde brechen, zerreiben, von Brod und andern Sachen. Kränzlisch: Brösel. Schweißkrisch Brösel, vom alten brosen, brechen. Hochdeutsch Brasol. Mit a Brasol, gar Nichts. Brasol-maar = zum zerfallen müde. Französisch briser, holländ. bryser, zerbrechen, zerreiben.

**brecheln,** den Glasch oder Daus brechen.

**Brechsl,** das Bergzeng tagu. Englisch to brake, französisch broya. In einigen Gegenden Oberdeutschlands pflegt man den gedrückten

abwenden von dieser kindlichen, zermarterten Gestalt mit der Demensfreude. Ich könnte Ihnen bei meinem besten Willen keine solche Schädigung geben, daß Sie empfänden zur Hälfte nur, was ich empfinde. Ein und das andere, was lebendiger in der Erinnerung bleibe, will ich Ihnen erzählen, so viel ich vermag. Diese Aereute in Ammergau ist mit wenigstens nicht verderben wertem, lostt war es ein Zaunergau. — Gleich nach der Berückung fiel der Regen in massigen Strömen — da hätten Sie schon selten, was so 80—100 Wagen von verschiedener Gestalt 6—7000 Menschen von verschiedener Tracht in der engen Gasse von Ammergau für ein Gewimmel und Geräusmel abgaben. Ach Gott! wie haben die dahin Wandernden an. Da war einmal Gleichheit und Hülferlosigkeit — Alle gleich verziert und beschnitten von jenem edlen Stoff, aus welchem Gott der Herr den Menschen formte. Da war es eine Kunst, fort zu kommen und ein kleines Fäßchen in einem Wagen zu fütten. Ich bin wohl fortgekommen, aber wie — o tu kein Gott, die fihrenen Gassen von Burauu wissen es, wie ein armer Gefälliger auf- und niederpfligerte in Roth und Regen und karmberzig um eine Pflanzstatt die Wirtshausente anspruch von einem Haus zum andern. Wie er ausgehoben, dieser Gefällige, ward ich erst des andern Tages inne, als ich meine Schuhe und Kleider betrachtete. Nach dem Passionspiel der Ammergauer haben die Zuschauer eines ausgeführt.

Danf oder Flachs zu bündeln, d. h. zu klopfen, schlagen, damit man ihn hernach desto leichter brechen (braken) könne.

**Preffel:** präoferre?

**preßeln,** viel reden, laut durcheinander plaubern, in freistündliche Worte anfallen, janken, so durchgehend verkehrt den zu wangle.

**preßeln,** reden, janken, freien, mit Worten freiten, Englisch brangle, der Haat, Sicil. Silpert I. 87.

**Prein,** Diele.

**bremseln,** brennen, heben, altschweig bremen.

**Bremser,** eine verriehergebende brennende Empfindung, ein vorübergehender schmerz Schmerz.

**brinan,** halt brennen.

**bröntalt,** d. h. schneidend kalt.

**brentln,** die nützlichen Wünsche der Burichen bei Mädchen.

**Brentlerin,** die Waz, welche in den Alpen, auch wohl zu Hause die Wartung und das Melken der Kühe, das Butter- und Käse- machen bezeugt. Kroatisch heißt brenta, so wie im italischen, eine Butte; daher in Teiermaaf Brenta, eine bölgeme Kübel bedeutet, um Butter, Schmalz oder Käse anzusetzen - auch in Kärnten.

**Preßl, Preßial,** in irgend einer Verlegenheit, in der Klemme, im Gedränge seyn. Französisch prison.

**Preßel,** ein Stück Fleisch aus der Gegend der Brustdrüse, in einigen Ländern Würstel.

**Prisale,** ein Zettel, ein Palet, z. B. a Prisale Tabak.

**Prisling,** ein einjähriges Schwein.

**Brings'ros,** das Zutrinken: „Auf dein Wohlsein.“ Ich gebe hier das, was in Hilpert's Einleitung Z. 10 in der 4. Note gesagt wird. Es ist dieses Wort das italische Brindice, welches noch im spanischen und französischen (wo es Brindo heißt) vorkommt; das ist das deutsche Bring' die's - bringe ihr es, d. h. das Glas, und das Glas = die Gesundheit, zu; ja es ist auch selbst gebräuchlich, wie vieler Ausdruck deutscher Reder und stehender Krüge in den wässigen besetzten Lande herum kam. Wo hat der Deutsche nicht eine Weile getrunken und gezehet?

**Pruntßin,** die angebrannten Theile eßbarer Gegenstände, die an dem Kochgeschirre von Innen hinein bleiben.

**Prisla,** Prigitta, der Weibername.

**Prischn,** 1) ein scharfes, verächtigtes Getränk, sei es Wein, Bier &c. Im Englischen to brew, heißt nicht bloß brauen, sondern auch milchen, vermischen; und to brew wines, heißt: Wein verächteln und brewage (siehe benützlich) das Gemisch, Getränk. Hilp. I. 90. 2) eine liebliche Weibsperson; 3) eine Lagerhütte aus bloßen Brettern; 4) streichen, pritschen. Jemandem den Hintern voll schlagen. Im Englischen bedeutet to brooch nicht bloß anheben, heben; sondern auch streichen, pritschen; daher Britcher, von brooching, das Streichen, Schlagen, der Schiffing.

**britschen,** mit Wasser oder im Wasser spielen, waschen, daher die Britscherei. Gehört hinauf zu Britsin Nr. 1.

**Prober,** ein Virtuos im Ringen, der seine Stärke und Geschicklichkeit zugleich in der Umgegend schon mehrermals bewiesen, seine Weisheit schon erprobt, dessen Gut mit frammen gezogenen Federn-gezier ist (mit Spielbahn- oder Bierbahn-, Auerbahn-Federn).

**brodeln,** viel, schnell, heftig, ohne Ueberlegung reden, so daß die Worte fast wie Wasser aus einer Quelle hervorströben. Nach Gerhard wird Prudel vom Wasser gesagt, wenn es, wie Dämpfe, obgleich nicht gerade durch Hitze gerrieben, emporwallt; mit verlegtem Rücksicht entstand daraus unser Sprudel. Von Broden sagt Gerhard IV. S. 577 hat man das Zeitwort brodeln. Dieses wird nur von Aufwallen, Hervorwallen, gesagt. In wie fern dieses brodeln hierher paßt, will ich nicht entscheiden.

**Prößling,** die große Erdbeere, im Garten gezogen und cultivirt.

**brößln,** brechen, zerbrechen, zertheilen, z. B. Brod. Englisch to break (brechen, brach, Bruch, lateinisch frango, vormalß frago,

griechisch βραχω) praeteritum broke oder brako, daher unser Brost, a Brost (Fleisch) statt ein Stück Fleisch.

**brostn,** trecken, in der Bedeutung von pflücken, lesen, z. B. Kirchsen brostn, d. h. Kirchsen am Stamme insammeln, von den Zweigen brechen; gehet daher zum Eßigen so break, praeteritum broke.

**Bromben,** die Birktraube.

**Broper,** großartig, auferentlich.

**Broßher,** ein Mensch, welcher um einen gewissen Kasus von den Vätern Vorn übernimmt, um selbes wieder zu verkaufen; daher dieser Name überging an sehr, die bei Regel- und anderen Spielen besitzen, wetten, oder das eigentliche Spiel nicht mitmachen.

**Brözn,** 1) ein Weßad, aus gedrehtem Weizengrösz (Trog der Hofstanz); so heißen auch die Hanteln, wenn man Weidacher zu schließigen pflagt.

**brozn,** an einer Sache etwas anstellen haben, seinen Unwillen durch Murren und Trogen an den Tag legen; z. B. Keß brazn, über die Speisen die Ansehung von sich geben, sie seyn zu lächeln. Von proß, breit, weit, unbegrenzt, troßig. Niederländisch proßig. Wendisch prosoy, prosoz = Narr. Zu Behrrenschiffen broz, schmellen. Zu Velen: proßig, widerstulßig, troßig.

**brumen,** halblaut für sich hürden; in unverständlichen Worten seinen Unwillen zu erkennen geben.

**brunzen,** pissen.

**Brustsch,** ein dreieckiger Brustsch der Frauenzimmer.

**b'schaffen seyn,** von der Verlobung bestimmt seyn. Mir is as anät mit Kößsch.

**B'schaut,** der Pacht, redemptio; daher B'schäutent, Pachtent.

**B'schattung, B'schattung, B'schattung,** den Leichnam eines Verstorbenen an eine sichere Stelle = Stätte bringen, wo er bleiben und der Verwesung überlassen werden soll, und zwar auf eine seelische Weise, mit dem damit verbundenen Totenmahl; z. B. biß du aß bi B'schattung haben, z. h. verheißt auch du geloben, den Leichnam zu begleiten und an dem Leichnamable Theil zu nehmen. Es ist daher unrichtig, wenn in Gerhard's Handbuch gesagt wird: die Wömer verbrannten ihre Toten, die Wöder ließen sie von wilden Thieren verzehren; sie bestatteten sie, aber sie begraben und bestatteten sie nicht. Auch Bestattung war das nicht; kein die Toten wurden nicht an eine Ruhe-Stätte gebracht.

**b'scheißn,** überlisten, im Handel betrügen. Englisch to cheat, so wie to abuse, betrügen, to cheat at play, im Spiele betrügen. Hilpert I. 120. Am Rheine b'schiffen.

**b'sinken,** die Kuh zum Eier treiben.

**B'schlacht,** das Beschlage an Thüren, Fenstern, Tabakpfeifen, Schränken.

**b'schnuffn,** 1) Jemandem etwas bereiten, vorsetzen; 2) Etwas auf das Genasche bekränzig unterstehen.

**B'schuraßn,** Speeten, unerlaubte Beeinträchtigungen, von beschere, beheben, zu Theil werden.

**pudeln,** Jemandem necken, quälen, mit schweren Arbeiten überlasten, unnütze Mühe und Schwere machen.

**puffn,** schlagen, stoßen; häufig bei einem Unternehmen nicht zum Ziele kommen, an puffn. Englisch puffet, der Puff, der Hauchschlag.

**Buggl,** der Küden, der Heder; daher buglat budig, böderig. Englisch, ein Korb auf dem Küden zu tragen.

**puugatt,** kurz, dick seyn; häufiglich schwanger seyn.

**puugenvoll,** dick und vollbüchig.

**buhn,** 1) sich kennen, zur Erde niederbuden; 2) daß Begatten des Habens und der Feme.

**Pumperl,** die Vererbung der Kinder wie der Frauenzimmer überhaupt, z. B. mäch a schöns Pumperl, d. h. ein Compliment. In Holland bokking, bukking.

**pumelmwig,** aberwitzig, nehmweise, affectirt.

**pumpern,** stoßen, schlagen, klopfen. Wieß pumpern.

**Dampfermöht**, die Meite in der Chartweck, nach deren Verben-  
gung die Knaben an Pfeffer zc. schlagen, ein Geruch zu ver-  
ursachen. Möht = matinum.

**Pumpk, pumpk**, bezeichnet den schweren Fall eines Körpers. Eng-  
lisch bomb, der kumpfe laut eines aufstauenden Körpers, der knall.  
griechisch *βουβαλον*, ergo Buuban.

**Dumankoffi**, der Würer.

**Blühfisch**, eine Gattung Heide, mit Nieren zuwuchern.

**Pumpk, pumpk**, bezeichnet den schweren Fall eines Körpers. Eng-  
lisch bomb, der kumpfe laut eines aufstauenden Körpers, der knall.  
griechisch *βουβαλον*, ergo Buuban.

**Dumankoffi**, der Würer.

**Blühfisch**, eine Gattung Heide, mit Nieren zuwuchern.

**Pumpk, pumpk**, bezeichnet den schweren Fall eines Körpers. Eng-  
lisch bomb, der kumpfe laut eines aufstauenden Körpers, der knall.  
griechisch *βουβαλον*, ergo Buuban.

**Pupa**, in der Nindelsprache das Latzen, das Getränk selbst; j. P.  
m' a Pupa, d. h. gib mir zu trinken.

**Pupa**, in der Nindelsprache das Latzen, das Getränk selbst; j. P.  
m' a Pupa, d. h. gib mir zu trinken.

**Pupa**, in der Nindelsprache das Latzen, das Getränk selbst; j. P.  
m' a Pupa, d. h. gib mir zu trinken.

**Burn**, die Würer, j. P. a Burn Holz, Stroh. Englisch  
burn, in der Nindelsprache das Latzen, das Getränk selbst; j. P.  
m' a Pupa, d. h. gib mir zu trinken.

**Burpuis**, ein Kraut im Getreide, die Staakose, Akerlele.  
Papaver rhoeas.

**Busch**, der Blumenstrauch, und überhaupt ein Blumengebüde  
oder sonstige Gebüde, j. P. a Busch Holz, Stroh. Ein Dimi-  
nutivwort.

**Buss**, laffen. Busch der Ruf. Abraham g St. Clara schreibt: Die  
Buss ist ein Wesen, durch welches der Mensch wiederum mit Gott  
verbunden wird, und kann man Gott dem Herrn keinen angeneh-  
meren Ruf geben, als mit dem Buss, welcher durch eine wahre  
Reicht allen Unthat der Sünden angewiesen. Englisch buss,  
schwe, puss, der Ruf, italich baciaro, französich balser, laffen,  
beimamt mit dem lateinischen basium, persisch buss.

**Butterbenn**, eine Benne, von Natur aus ohne Schweiß.

**Butte**, die Benna.

**Butte**, das Hüthchen.

**Buzn**, ein böjeres Gefäß, das oben offen ist, und freisfermige,  
geträumte Seitenwände hat und auf dem Rücken getragen wird.  
Auch in Schwaben und in der Schweiz üblich. Auf englisch  
lautet es Bohl, Bett, Bettich. Vom alten buzn = sampt.  
Also Herr Buzn. Nach Herr Eckhart S. 135 Band IV. gehört  
auch post, der Topf, Heber, und Butte und Post stammen vom  
Keltischen buh her, welches ein Ziel, eine Gresse bedeutet, und  
im französichen buz, und englischen buzt, in dem Niederdeutschen  
Buten oder Büten (traußen, extra limites) noch übrig ist. —  
Eymbrisch: botem Gaeilish: Putan = Butte, Werbung.

**Buzn, buzn, buznt, Buzn, Buzr.** 1) Buzn bedeutet einen von  
einem Ganzen abgetheilen, abgekümmerten, abgekunnen Wegen-  
stand, j. P. a Buzn Kern und im Diminut. a Buzle; a Kest-  
buzn, auch wohl Kestpöschgen. 2) buzn = reinigen, durch Reiben,  
Schneiden zc. Müher buzn, rädtkun. 3) buzn = stein,  
hiebtlich, ohne Wasserung und wird gesagt von Menschen und  
Thieren. 4) Buzn, ein kleiner, hiedseliger Mensch. 5) Buzn, eine  
Zuecktreibung, ein Beweis, auszunp = ausstellen. Buzn aus.  
Alle diese Wörter gebören zu einer und derselben Wurzel. Buzn,  
Buzfen, ist eine durch den eingeschobenen Buzer gebildete Ver-  
hältnung von einem veralteten Puten oder Buten, schneiden,  
buzen, welches mit dem ebenfalls veralteten, in dem französichen  
batro aber noch lebendigen Batten, schlagen, baten, und mit dem  
lateinischen putare, amputare, abschneiden, in einem Stamme ge-  
hört. Im Oberdeutschen und selbst bei uns in Kärnten sagt man  
sogar vom Tode, daß er die Menschen buze oder buze, so wie  
wir demselben eine Seite geben, womit er die Menschen von der  
Erde wegmäht. „Da särbet het no buzt“, d. h. er ist an der  
Schwindsucht gestorben. Etelder. Die Niederdeutschen sagen  
statt Auspuzen Unthat, ein Ausdruck, der noch häßler ist, in-  
dem sein letzter Theil zu seyen in Betreff gehört. Ketter  
hat botsch. Dettel: Pstig. Englisch body. Bei Vöthern:  
potten, vom alten bessen, butten, butten, abhehen. abbanen.

**Tasch**, eine Kleinigkeit, eine Bogenstange, eine geringe Sache. Es  
nicht vom Fandschottischen Träsch, englisch trash, Schepfel, der  
Punder, Pente, verwandt mit drag, französich drèche. — Träsch.  
Süper II. 500.

**tasat, täade, t'at**, redt, sehr, über die Maße; bittet dem  
Superlativ. j. P. i hän se t'at gem. ich liebe sie über die  
Maße, oder: i bin leit tasat af Kerkden, d. h. ich habe ein sehr  
liches Verlangen nach Kirchen. Ich möchte laß das englische to  
doze, und to doze on und upon, dieberziehen, wenigstens hat es  
die Bedeutung von: übermäßig und schwärmerisch sein. Oder  
wäre es mit: bis zu dem Tode zu erklären? Süper I. 231.  
Doster on Allight. Young 8 nicht. pag. 374.

**täsain**, ein wenig regnen, wittern.

**Tasch**, die Tade, aus dem Gesicht der Kröte, die Rieselstange,  
corvus monocula. Hieulich diebisch, j. P. er sieht wie Täsch.

**Taschut**, der Tiefertren, wegen seiner Tadelbarkeit so genannt.  
Der Wentseichene Geste S. 350 dabun, tascas. Bei Herck  
Cap. 613: Tze da bränt aus Tasch Denen und Örgen“, d. h.  
die da treden und Tadeln Hänen und Krüge, Hünen-Töpfe. Grie-  
chisch *τασχι*, ich spreche aus. Eßmülich taschi, angehänglich teon,  
ziehen. Als Beweis liegt es rein, j. P. taschians Gschir.

**Tasch**, ein Schlag, die Dörsege, wahrheitlich so viel als ein  
Werkmal, von dem alten bagen, taschen, denken; also ein Denk-  
zeichen. Englisch token, ein Werkmal. Ein Nota bene hinter die  
Loren geben.

**badanästn**, neulich, unlängst, vor nicht langer Zeit, eigentlch: da  
näschten.

**bäbern**, schon, unbedeutlich sprechen, j. P. was er wieder brädert.  
Auch in Schwaben adlan, adlan.

**Tabl**, ein Fehler, eine Unvollkommenheit an einem Dinge. Tri Hoff  
hat an Täbl, d. h. es ist nicht ganz fehlerfrei, daher table, was  
seiner Unvollkommenheit wegen getadelt werden kann. Stamma-  
wert ist taal oder taal, das d wurde eingeschoben.

**Tafeln**, ein Birnb- oder Gashaus, auch ein Tafel-Berchleiß-  
gewöl, vom lateinischen taberna. Mihi est propositum in  
taberna mori, Vinum sit propositum, morientis ori.

**tagn**, diaputieren, Worte wechseln.

**tagolat**, das Abreden des Tages, die Regenbümmung, das  
Tagewerben, tagen.

**taadiap**, ein Faulenzur, Müßiggänger.

**Tafn**, das Stroh- oder Rebgestecke, Matte zc. was zu bedecken.  
Lateinisch teges, von tegendo, deden. Vom altdeutschen tachen,  
dalen, d. i. deden, wobei auch unser heutiges Dach stammt.

**Talf, Talg, taltat**, ein dummer, plumper, ungeschickter Mensch,  
j. P. mach lan Taltan, d. h. spüle dich keinen Narren — sei  
vernünftig; altrheinisch däl, englisch dall. Bei Hippolus dwala.  
In der Sprache der Oster dalivus, homo stupidius. Hebräisch  
dahab conturbavit. Taltat, spelschell, ungeschickl, narrenartig,  
talk? englisch.

**Talpätisch**, ein dummer Mensch. Angehänglich dwelian, ewolian,  
albern sein, irren. Jolanisch thylia und thaular, ungeräumtes  
Jenz sein. In Schweden bedeutet tulo einen nährlichen Men-  
schen, daher unser Taulle.

**tamen**, dunsen, andersdün. Hieulich grechtus, beschämlich sen-  
sich sehen lassen, j. P. der hat aufgetan, der hat sich sehen lassen,  
bekeders durch Reden im Wirtshaufe.

(Fortsetzung folgt.)

# Carinthia.

(Fünfundzwanzigster Jahrgang.)

N<sup>o</sup> 20.

Sonnabend, den 6. Oktober

1860.

## Ein Kaiserwort.

1246.

Wohl prunkt es, wohl kirtz's durch die Hallen  
Verona's im Panzergewand,  
Wo unter den treuen Vasallen  
Der zürnende Kaiser stand!

„Und wagen sie Hohn uns zu sprechen,  
Die feigen Verräther zur Etna!“,  
Den eisernen Trog will ich brechen,  
Der Städte hochmüthigen Bund!

„Noch einmal zu Veden geschlagen  
Sey Mailand, geodert vom Pflug!  
Die Kronen im Saug will ich tragen,  
Die einst in der Wiege ich trug!

„Noch sind sie mir alle geliebt!  
Noch schmücken mein kaiserlich Haupt  
Der Kronen die herrlichsten sie den\*),  
Will den sehn, der eine uns raubt!

„Und wen darnach zu greifen  
Die Eisenkrone versüßet,  
Dem Frevler sagt ihr Reifen:  
Wach dem, der mich berührt!\*\*)“

Da jubelten Heil Ihm die Haufen,  
Entblühten die Schwerter sich, —  
Als so gesprochen der Stanken,  
Der zweite Friederich!

Friedrich Marg.

\*) Diese sieben Kronen waren: Die kaiserlich-römische, die königlich-bernsische, die eiserne der Lombarden, die von Burgund, die von Sicilien, die von Carthagen und die von Jerusalem.

\*\*\*) Auf dem Reifen der eisernen Krone stehen in altgothischer Schrift die Worte „Quai a chi la tocca“, die Papst von I. bei seiner Krönung in Mailand, als er sich die Krone selbst auf's Haupt setzte, anrief.

## Anton Ueberfelder, Pfarrer in Tiffen — todt.

Ich weiß mit dieser Nachricht die vielen Freunde und Verehrer des Verstorbenen tief zu erschüttern, und wer sollte darüber nicht von Trauer ergriffen sein, der den Erlen im Leben gekannt hat?

Möge man mir es daher zugutehalten, wenn ich das geräuschlose Leben des sanftmüthigen Priesters, des wackern, rastlos thätigen Leiters seiner Bürgergemeinde, des kenntnißreichen Gelehrten, des edlen Menschenfreundes vor die Leserschaft, vor mein ganzes Vaterland bringe. — Ja, du liebes Vaterland, im weitem Kreise gilt dir selbst meine Trauerkunde, Klage immerzu, denn einer deiner edelsten Söhne ist nicht mehr! — Anton Ueberfelder, seit nahezu 16 Jahren Pfarrer zu Tiffen, seit 10 Jahren Bürgermeister der großen Gemeinde Steinberg, seit — nein, nur 6 sein ganzes Leben der liebenwürdigste Menschenfreund erlag einem schweren Leiden, dessen Keim er längere Zeit in sich getragen zu haben scheint, und das, nachdem sich der Charakter des Typhus darin angedrückt, ihn rasch zu Grunde brachte. Am 7. September d. J. sanken die theuren Ueberreste des Verbliebenen, bekrant von ungeheuren Thränen, in die Erde; nun schläft der Gute — ein treuer Hirt — unter seiner Heerde, die er auch im Tode nicht verließ.

O, es wird wohl Niemand lächeln, daß so viel Aufsehen geschehe um einen schlichten Priester. Aber weh! ein Priester! — Viele Bewechnen der Klagenfurt mögen sich noch seiner Predigten erinnern. Wir wenigstens besinnen und noch sehr wohl der gestellten, milden und melodischen Konzerte, womit Pfarrer Ueberfelder bei besonders festlichen Anlässen die Anwesenden in der Pfarrkirche zu Feld kirchen stellte. — Mit tiefem Geiste, mit dem Geschmade seiner Bildung — wenn es erlaubt ist, den Maßstab an das göttliche Wort zu legen — war jedesmal sein Stoff gewählt, die Ausführung meist originell, überraschend, der Vortrag lieblich freundlich. Doch des Priesterhums Ehre lag nach Ueberfelder's Anschauung in Ordlicherem — in der rast- und geräuschlosen Uebung der schweren Pflichten der Seelsorge, am Krankenbette, im Beichtstuhl.

Kann man ungerührt bleiben, wenn man bedenkt, wie der gegen das 60. Altersjahr allmählig sich nähernde Mann\*) mit seiner seit längerem gestörten Gesundheit von seinem am Berge gelegenen Pfarrsitz die meist verstreuten, noch höher gelegenen Orte seiner Pfarre im Gebirge mit immer gleicher Unverdroßtheit besuchte!

\*) Ueberfelder war geboren zu Dilsa bei Friesach am 5. Juni 1803, und starb am 5. September des laufenden Jahres.

Du erster Priester mit der Seele eines Johannes, mit der Geistes-Macht eines Paulus, wie müssen Deine Treue-Worte, geschöpft aus dem Kelche der Religion, Balsam in die geängstigten Gemüther der Sterbenden geträufelt haben! — So war Ueberfelder der Priester. —

Mit dem im Jenstein mehr heimischen Berufe des Priesterbundes verband Ueberfelder durch freien Entschluß, durch kein Geleß verbunden, allein nur — weil immer nachdrücklich — dem Vertrauen der Gemeinde Steindorf sich fähig, das Amt des Bürgerverwandtes. Und dabei obwaltete der eigentliche Umstand, daß, wenn auch von rathlichen Freunden zumest umgeben, der Bürgermeister Ueberfelder doch die ganze Bürde seines Amtes allein auf seinen Schultern lasten hatte und — ehrenvoll bewältigte. Da, Alles, Alles schrieb der viel geplagte Mann selbst. Davon kann sich Jedermann überzeugen, wie Schreiber dieser Zeiten es unu durch sechs Jahre mitansah. Die mitunter von Priesterstellung und Wissen ziemlich divergirenden Geschäfte dieses Amtes wurden alle ohne Unterschied von ihm selbst mit Gewandtheit und schneller Förderung geschlichtet. Und so ging's fort durch volle 10 Jahre!

Wie mag es manmal dem weichen Herzen des Seligen widerstreb haben, den Sohn betagter Eltern der Militärpflicht zuzuführen; doch wer konnte besser als er sie über das Opier beruhigen, welches sie dem Vaterlande, der Unterthanspflicht brachten; ein Opier, welches er täglich heiligste durch jenes am Altare.

Wie mag seine friedliebende Denkweise verstimmt worden seyn, wenn selbe durch dies sein Amt sich genöthigt fand, den Kriegszugereignissen der letzten Zeit eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, als ihm, dem Priester, die Kirche zur Pflicht machte. Doch Bürgermeister Ueberfelder fand sich auch da zurecht und sah darin einen Theil seines Berufes, wenn er dem Krieger, der so viele Mühen und Entbehrungen nicht scheut, auch seinerseits ein schätzendes Obdach, eine freundliche Pflanz durch Einquartierung verschafft, gleichviel, ob es ein Sohn Germaniens oder der Bußta, ein feuiger Osar war. —

Ich erkenne und hochschätze in Ueberfelder einen der tüchtigsten und verdienstlichen Gemeindevorstände, — die da waren; denn er ist ja nicht mehr. — Als Diener des Altars beläß er, um eben anständig zu leben; sein weltliches Amt trug keinen Lohn, will man nicht etwa das vollste Vertrauen der ihm untergeordneten Gemeinde für den schönsten Lohn halten, und sicher wog dieser vorzüglichlicher als die Sirenenstimme des Lobes und der Auszeichnung, ohne solcher Anerkennung. „Etwas Liebe hätte wohl gehau!“ — läßt Grillparzer den schmerzvollen König Ottokar sagen, und diese wollen wir ihm doppelt ins Grab hinein jellen, ohne daß ihm jene im Leben zu Theil wurde.

Einen kenntnißreichen Gelehrten fand ich in meinem Freunde. Ueberfelder schien sich zu verjüngen, wenn ihm Gelegenheit ward, vorläufig Gelerntes vor ein Paar ihm versprechenden Freunden aufzusprechen, indem er es mit liebenswürdiger Bescheidenheit vortrug. Möge man die Bemerkung nicht belächeln, daß ich es durchaus nicht begreife, daß Leute, in der Ausübung der auf Wissenschaft basirten Berufe sich befinden, es offenbar abgesehen haben, sich zu erinnern, daß einmal ein Cicero, ein Livius, Tacitus, ein Solon, und Sokrates gemein. Ach, wie viele Beschäftigte, wie viel Unflath unterleibe in dem gesellschaftlichen Verkehre, wenn der nicht für einen eiteln Pedanten gälte, der vor der Cronique scandaleuse eines Wartfelders oder Dorfes ausbengend mit seinem Dikturte sich lieber in Geschichte, Philosophie, Physik und in den großen Alten ergeht! — Wenn ich

mit Ueberfelder Englisch oder Französisch rabedrehen durste, wenn bald er mir, bald ich ihn auf einen Ausbruch half; wie rief er seelenvergnügt mit dem Finger taktend: „ja so ist's recht; prächtig, würde wohl gehen; seine Uebung.“

Ueberfelder's Diction ist das Werk eines vieljährigen Fleißes unerkannt weit über die Grenzen unsers Vaterlandes, da es seine Eigenschaften treu und im weitesten Umfange auffaßt, wenn ihm gleich die Mittel mangeten, die neuesten Fortschritte in der Sprachforschung zu verfolgen. Seine Leistungen im Gebiete der Aufsehung und Erhaltung der Altershäuser sichern ihm nicht minder die Achtung der Berufenen. Seine Aesthetica in früherer Zeit beurlaubten den trefflichen Lateiner. Mir schien er Wieland und Lessing zunächst geistesverwandt, dem ersten durch Feinheit des Geschmackes, letzterem durch epigrammatische Kürze. Ob sich Concepte seiner Ranzelreden vorfinden? Es wäre wahrlich Schade, wenn nicht.

Und nun zu dem letzten, vielleicht edelsten Theile, den Freund Ueberfelder unbesritten hat auf ehrendes Ansehen: das Aecht auf Menschenhand durch Menschenfreundlichkeit.

Als Tag nach seinem Verschiden humpelte ein armes altes Mütterchen laut weinend durch eine Gasse von Feldkirchen mit den Worten: „Der Pfarcer ist tod; der Pfarcer ist gestorben!“ — Das ist doch wohl eine schönere Leidenerede als Massillon und Bossuet je vor dem „Sire“ gesprochen haben. Wenn Arme zu Ueberfelder stühten, so gab er mit gewohnter Freundlichkeit; wenn aber die ihm unterlebenden Klassen der Gemeinde, des Armeninstitutes darben, ans Eigenem. „Rann man Nichts machen; was wird man machen.“

O Du lieber Guter! Die gerungenen Hände Deiner Pfarcerarmen sind eben so viele Stufen, über die Du zum Himmel wegstreitest! — Schelte mich einer weidherziger Uebertreibung, — da man doch schöne Gesühle so gerne bespätelt; — ich sage es nochmals: so viel Gutes, das Du geübt hast, trägt Zinsen mit Wucher; mein Gemüthsman ist: — der Trunt Wasser nach Christus.

Und nun noch einen Blick in Dein Grab! Da an der westlichen Außenseite der Kirche graben sie es, Deu edles Haupt dem Hauptaltare der Kirche zugelehrt. Du wirst sicher nicht verzeihen!

Möchten wir alle so süßen Schlaf haben wie Du nach dem Verschiden, mein lieber, unvergeßlicher

Ueberfelder!

Feldkirchen im September 1860.

Dr. F. Weniger.

## Kärntens Lage und strategische Bedeutung.

Kärnten ist das Land zwischen den norischen Alpen und den Caravanken oder larnischen Gebirgen. Jene ziehen sich vom Dreiherrnspitz in Tirol bis zum Glockner und sehen sich bis zur Hafnerspiz, als dem letzten Gletscher dieser Reihe fort, von wo sie sich dann auf einer Seite gegen Oberösterreich hin, und auf der anderen mehr östlich gegen den Eisenhut verzweigen und bis zur Sau-, Chor- und Stubalpe verlaufen. Gegen Süden sendet der Glockner mächtige Gebirgszüge — gegen Süden und Osten, welche die eine Seite des Maltathales bilden, so wie die Ausläufer des mächtigen Gebirgsstodes des Antogels und des Hochalpenpisses sich gegen das Vurnfeld und das Eisertal herabensen, das Radl- und Maltathal bilden.

Der Charakter dieser Urgebirge ist, daß sie in den Mittelgebirgen urbar und bewaldet sind, gegen die Thäler erst sehr steil abfallen, und vermöge ihres festen Gesteins nur weniges Gerölle, jedoch die auf den Felsen aufliegenden Gesteine und Erdschichten bei sich vermehrentem Trude und zunehmender Rässe in gemaltigen Erclavinen in die Schlingten und Abhänge ablagern. Aus diesem Grunde sind hier an der Westseite Kärntens die Wege mehrschal, statt nach den Flußbetten eingeschnitten, über Bergkuppen und Fächer laufend, so die Straße von Spittal nach Gmünd, von Oberveleha nach Winklern, und von dort über den Jfelsberg.

Die ersten Novembertage des Jahres 1851 lieferten den Beweis, wie sehr die Straßen im obern Drau- und Eisertthale durch die damaligen Erdbebenjahren und die durch sie verursachten Aufschlingungen der, auf den Gletschern und dem fortbauenden Riegen sich auf allen Seiten entladenden Gewässer gefährdet waren.

Manz anders sind die Gebirge an der Südseite des Landes. In ihrem Hauptstammtheile der Kalkformation angehörig, prächtig, fast ohne Vegetation, kalt in geodete Epigen abenteuerlicher Gestaltung unversehrter wie z. B. die Hänfingerspitz im Raibithale, bald in langen Wänden, wie die Kofchuta, sich hinziehend, schloßen sie an ihrem hohen Lager von wüstem Steingerölle auf, die Niedererläge verlaufen sich nach dem thalen Gestein schnell in die Tiefe und der Schnee lagert sich nur in den Klüften, während er sonst früh abschmilzt. Die Wege sinken an dem Kalkgestein eine feste Unterlage und nur die Schneelavinen bedrohen zeitweise die Verbindungen, wie dieses am Leibl mehrschal der Fall ist.

Das zwischen diesen natürlichen Wänden sich hinziehende Land bildet, im Gegenjage zu der mehr hügeligen, wellenförmigen Steiermark, der das Lavantthal am meisten gleicht, ungemein tiefe Einschnitte, überdeckt vom Ur- und Mittelgebirge, zum Theile wieder einzelne Flächen, die zu ihrer Unterlage alle die Ab- und Anschwemmungen aus den höhern Gebirgszügen haben, welche die vorweltliche Fluth hieher absetzte.

Wir wollen mit dieser Schilderung nicht im mindesten hier eine geognostische Beschreibung unseres Vaterlandes geben, sondern rein nur die jener Lage, welche Kärnten eine strategische Wichtigkeit verleiht. Es bildet, da die Drau das Land nach seiner ganzen Länge durchströmt, einen doppelten Hürtel gegen Italien, theils durch die Felsenpässe der Caravanten, theils durch seinen Strom, der selbst im Sommer, mit seltenen Ausnahmen z. B. im Jahre 1834, von den schmelzenden Gieseldern der Gletscher genährt, so eine Masse Wasser herabwälzt, daß sie bei ihrem starken Gefälle durch ihre reizende Schneeligkeit und bedeutende Tiefe dem Uebergange bedeutende Hindernisse entgegen setzt.

Gegen Obersteier hat das Land mehrfache unabwehrte Abgänge, wie durch die Ladnitz, die Ginde bei Friesach, welche die alte, im Jahre 1813 neu fortifizierte Weste Darnstein zu schließen, wie es das dort am 1. April 1797 gegen die laipser Artillerie von Wenaparte gelieferte Geschicht bewies, nicht im Stande ist; bei Mällen und Reichenfeld — Salzburg zu — bildet die Klause bei Rauchenkatz eine im Mittelalter bewährte, nun vom Burgstallberg herab nachher zu umgebende Ferte für die Landstraße über den Katschberg; der Walnigertauern jedoch entbehrt noch immer eines wandelbaren Ueberganges in das Gasteinertal, während der Saumkog durch die Pfandlscharte hindler in die Fusch im April 1797

von einer österreichischen Brigade zum Uebergange benutzt wurde, um dem Corps Jomberts, welches über Pienz nachdrang, zu entgegen. Die Pienz-Klause hat ihre Tüchtigkeit bereits im Jahre 1338 gegen die Mantlasker, so im Jahre 1809 gegen die von der entgegengesetzten Seite her anmarschirenden Franzosen bewiesen. Der Jfelsberg bietet gegen Tizel einen, obwohl sehr beschwerlichen Uebergang, so wie das Luggauerthal, durch welches Kuska im Jahre 1809 nach Tizel einzudringen versuchte, welches jedoch eine Zahl fester Stellungen bietet, um das Hinauf- oder Herabdringen besonders für Geschütz und Keiler zu verhüten.

Auf der langen Südseite des Landes gegen Italien, Ötztal und Krain gestalten die eben beschriebenen Festen-gebirge, die schroffen und unwirkbaren Kalkwände eine nachhalterige Vertheidigung, so wie der ungemein gestreckte Engpaß, welcher durch das Canalthal führt, einen längern und jähren Widerstand möglich macht.

Der eigentlich erste Uebergang nach Italien ist der auf dem Wege über die Pledan. Abgesehen davon, daß auch hier die Natur der Vertheidigung sehr günstig ist, setzt sich das dahinterliegende wüste Carnien dem Vormache entgegen. Mann und Ross finden hier Tagestreden weit nicht zu leben, abgesehen davon, daß auch die Wege elend sind; man müßte alles mitnehmen, um nicht zu verhungern. Wieder im Jahre 1797 nach 1809 wurde hier von den Neu-Branten ein Versuch gemacht, aus dieser Seite in Kärnten einzudringen. Das Gailthaler Anjebeth kam daher auf der Pledan nicht in die Lage, sich gegen den Feind zu versichern. Im Gegentheile, als im März 1797 die Grenadiere Merlandins durch das Drauthal vergingen, diese Seite Kärntens gegen selbst zu schließen, gelangen sie, da es zu keinem Angriff von dort her kam, zu spät der Drau zurück nach Villach, die Eingänge Kärntens bei Tarvis zu vertheidigen. Leider war im Jahre 1796 nichts geschehen, da die Eingänge Kärntens und damit die der Wenachir, da von Pontafel bis Wien sich keine ähnliche feste Stellung findet, zu betreten. Die elenden Schanzten, die man im März 1797 bei Pontafel in der Eile aufzuwerfen versucht hatte, mußten eher verlassen werden, als der Feind erschien, um nicht Desolatz Häuser nutzlos zu erfern. Bei Waltergeth bestand damals noch keine Befestigung, und erst bei Saisnitz war es den Desreirern möglich, sich zu halten, nachdem die Franzosen durch den tapfern Angriff Gontenulo in Tarvis waren abgerufen worden.

Wir kennen den Erfolg des Treffens bei Tarvis, wo Erzherzog Karl sein Leben wagte, um den Feind an dieser Pforte der Wenachir auszuhalten, was die schwächliche Art, auf welche der Predicler-Paß und mit ihm ein großer Theil der Streitmacht in des Feindes Hände geriet, unthunlich machte. Der Klüßig bis an den Semmering war nunmehr unermüdetlich geworden.

Im Jahre 1806 war durch die Ereignisse bei Ulm jeder Widerstand von dieser Seite unthunlich; Napoleon war bereits in Wien, als Erzherzog Johann noch in Villach sich befand.

Im Jahre 1809, wo man den Verzweiflungskampf mit Ehren bestand, konnten Walbörgeth und der Predicler erst bei ausgehendem Winter Wochhäuser erhalten, die daher auch nur für kurze Zeit gegen eine Armee widerstandsfähig waren, welcher die in Deutschland sichhabende fremdliche Hauptarmee auch dieses Mal von Wien her die Hand reichte. Indessen der Kampf an beiden Stellen ist weltgeschichtlich geworden und leuchtet jedem österreichischen Krieger noch bis in die spätesten Zeiten, der diese heiligsten Stätte verbei noch

Italien zum Schutze des Bestandes der Monarchie zieht, als glänzendes Beispiel vor. Auch bei Tarvis wurde, wie im Jahre 1797, am 10. Mai 1809 gegen die italienische französische Uebermacht von einer kleinen Schaar ruhmvoll gekochten, um der eigenen Arme den nachhin ungestörten Rückzug zu sichern.

Wie Napoleon die Wichtigkeit dieser Pässe erkannte, haben wir aus Marmon's und Eugens Memoiren gelesen, und aus der Thatsache der zeitweisen Vereinigung des Canalstales mit dem französischen Königreich Italien entnehmen.

Im Jahre 1848 und neuerdings in dem von 1859 hat man den Werth der aus den Rainen kräftiger wieder erflutenden beiden Bächen erkannt und der zu Rath ergeht eine weitere Ausdehnung gegeben.

Zu dem Augenblicke, wo wir dieses schreiben, dürfte obiges seine volle Geltung erhalten. Als im Jahre 1809 Erzherzog Johann mit seinem kleinen Heere den Siegeslauf nach Italien bis an die Etsch eröffnete, geschah es von hier aus, indem er den Vormarsch über Pontafel maachte, während seine Truppen hinter den Caravanken von Feinde umgeben und sicher gelagert über den Fretel gegen Fividal in des Feindes rechte Flanke ungestört vortrugen.

Als General Hiller am 8. October 1813 die Arme des Vizekönigs aus der festen Stellung bei Tarvis durch einen combinirten Angriff hinaudgeworfen hatte, ging er, nur eine kleine Macht an Kräntens, seinen Vormarsch bedenkend, Grenze zurücklassend, durch das Fusler- und Etschthal gegen Verona vor, und manövrierte so die feindliche Arme aus der Terra ferma hinweg.

Von Tarvis, welches die Straffe über die Wurze gegen das Savethal beherrscht, gibt es bis auf der Leibler-Straffe herab keinen gebahnten Weg nach Krain, nur hier und da Fußwege, wovon der von Ägling über die Kotschna herüber in das Bärenthal, welchen der Vizekönig in eigener Person mit einem Theil seiner Garde den Schanzen von Feistritz in Planke und Rücken am 6. September 1813 machte, denkwürdig bleibt.

Unser Voibl erhielt es seiner tapfern Vertheidigung durch Hauptmann Baron v. Woll vom 9. Jäger-Bataillon am 27. August 1813 eine erhöhte Bedeutung.

Der Kauterpäß, durch welchen im fünfzehnten Jahrhundert eine den Türken nach Kräntz einzutringen gelang, der aus diesem Grunde am Eingange der Kappel durch Ruarnen und Thürme geschlossen wurde, war im Jahre 1813 ebenfalls durch die Oesterreicher besetzt, aber vom Feinde nicht angegriffen, da er, wenn er auch vorgezungen wäre, bei standhafter Abwehr an ebiger Stelle sich in einem Saße befinden hätte.

Die Drau hinab, gegen Steiermark, wurden im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte gegen die Türken, so Ausganges des siebzehnten und Anfangs des achtzehnten gegen Türken und ungarische Wallententen die Pässe bei Guntstein und Unterdrauburg durch Verbaue im Drau- und Pragwald und Schanzen gesichert, ebenso am Raßl und den Alpenbergängen der Bad.

Im Innern des Landes bietet, wie bereits gesagt, die Drau eine Vertheidigungslinie, welche Brückenspitze, wie die im Jahre 1813 bei Rosfeld und Hollenburg angelegten, ungemein verhärtet. Die Besatzung von Hollenburg, welche noch im Jahre 1809 von großer Bedeutung war, wurde im Jahre 1811 von den Franzosen demolirt und später von den Oesterreichern, da die Franzosen'stärkste bei Brizzen dem Lande von Westen her zum Schutze dient, nicht mehr hergestellt.

Im Jahre 1809 schon wurde der Uebergang der Gail bei Fedraun durch eine Sternschanze und ein Blockhaus an der Stelle des alten Schloßes bemerkt, jedoch der Bau nicht vollendet, was jedoch mit dem Brückentopf alldort im Jahre 1813 geschah.

Billach besauplete besonders im Jahre 1813 seine Wichtigkeit, wenn es gleich längs der Gail und Drau herab, so wie jenseits derselben hinab gegen Kofel umgangen werden kann. Es wurde um seinen Besitz den 21., 22., 24., 28. und 29. August unermüdet gekämpft, und wiederholt von beiden Heeren erlöpft, wieder verloren, bis es nach dem 19. September für immer von den Usurern besetzt wurde. Das Gailthal bewährte im Jahre 1813 den Vortheil seines Bestes, indem nach der Besiegung der Brigade Piati bei Hermagor Pirquet durch seinen berühmten Zug über das Raßfeld Pontafel im Rücken der feindlichen Hauptarmee überfiel, und später durch den Barthologramen dieselbe von Tarvis vertreiben half.

Das Unterland mit seinen breiten Thälern, vielerlei Uebergängen und außer der Drau unbedeutenden Flüssen bietet keine haltbaren Stellungen gegen eine numerische Uebermacht und Umgehungen.

Im Jahre 1848, wo das Venetianische von Ende März bis 23. April in feindlichen Händen, und die Straffe über Tirol nach Verona, wo sich Feld Kadeßky mit seinen Tapfern gegen die Macht des vereinigten Italiens hielt, die einzige offene war, zeigte sich der Werth der sichern Verbindung der Monarchie über Kränten mit dem Stellungsdelta in Italien und mit der natürlichen Vermauer des Reiches in jenem treuen Alpenland, daher auch Wähler aus Italien, obwohl vergeblich, alles aufboten, in Oberkränten eine Bewegung zu Gunsten jener Revolution herbeizuführen.

Kränten ist mit Tirol als der am meisten gegen Italien vorliegende Theil Südbayerns keine sicherste Wehre; durch seine Felsenmauern und seinen Strom gibt es dem Fremdesheere Gelegenheit und Zeit sich zu sammeln und zu stellen, um, wenn es Noth thut, in die Ebene Italiens und die Thäler Krains vorzubringen oder seinen sicheren Rückhalt dießseits zu wahren.

Die Ansführung der Eisenbahn von Marburg bis Billach und von da bis Udine und Brizzen wird es erst im höhern Grade erproben, was bisher bei schwierigen Communicationen nur halb ausföhrbar sich zeigte.

Wäge es auch fortan in Oesterreich's Krone ein geschützter und wohlgeschützter Oestlein bleiben, durch eigene und die Tapferkeit seiner Söhne!

## Marie vom Siegt!

(Hochstalt des Reichs im 1. f. Arsenal nächst Wien. Zur Schlußreizeugung gedicht.)

Der — Trommetschlag und Stodentanz! —  
Der Ehre freud'ger Jubellang  
Umraucht der Penge eignen Strom! —  
Was deutet der Dromete Ton? —  
Dem gilt des Tages hohe Feier,  
Der Waffen Glanz geschmückter Reiden?



Und Föhnen weh'n im weiten Rand,  
Und Flocken schmücken Kränze bunt!  
Ein Kirchein lad't zum offnen Thor —  
Es drängen Weibtraub-Edel! hervor!  
Bereit liegen Kette und Hammer  
Und Wörel — und eiserne Klammer.

Sein Jun' des einem Oariten gleicht —  
Und Föhnen — die die Zeit begleicht,  
Und spige Waffen an der Wand,  
Und Messingstern — längst verbannt!  
Und einseh' hebr am Hochaltar  
Ein Bild aus Holz gelchniget war.

Des Heilands Mutter, schlicht und arm  
Mit ihrem Kindelein in dem Arm —  
Des Tempels Schatzkammer steht sie da! —  
Doch trann! — Doch sah die Krönige ja!  
Als einst Empörung Wien erlöste  
Und in den Straßen Blutgier raste!

Des Woffen-Daufes Schützlerin,  
Des Himmels hohe Königin  
In ihrer Krönige bete und lach  
Von Klümpchen hell erleuchtet war!  
Und ob die Menge wild auch heulte —  
Die Mutter Jesu ruhig weilt!

Es braut' um sie die grimme Wuth,  
Und treibt fort des Anrufs Stutz,  
Und Meed und Brand und Pulverkampf,  
Und in den Straßen heißer Kampf!  
Ob Schuß auf Schuß die Mauern bohrte —  
Des Heilands Mutter süder thronte!!

Rechtsigt von Gottes milder Hand  
Stand ruhig die Heilige eingerahmt,  
Und Augen sind — aus Wödersauf,  
Sie unverletzt — umher gelauf!  
Und hoch und frei vom ird'schen Triebe  
Blieb, unverletzt — Maria vom Siege!!

Als mächtig dann die Fluth verrann,  
Der blut'ge Nebel nun zerann  
Und neu erkand der Waffen Saaf  
Und Kirchlein dann, und Blumenball —  
Berebrung trug und glän'ge Liebe  
Am Hochaltar — Maria vom Siege!

Gord'! — Trommelschlag! — der Hymnen Klang  
Und hoher Priester Festgesang! — —  
Jetzt säget mit geweihter Hand  
Der Heerscher ein die Marmor-Wand;  
Es schließt den Bau die Silber-Kette  
Und Priester weih'n des Tempels Schwelle!

Reise v. Tannenwald.

## Mikroskopische Unterhaltungen.

Wir hatten in Klagenfurt im Vesale zum Kaiser von Oesterreich durch drei Wochen Gelegenheit, die von Herrn Alois Polanczky zur Beschau aufgestellten optischen Bilder und mikroskopischen Präparate zu beobachten, welche durch vorzügliche Instrumente 10,000 bis 200,000 Mal vergrößert, einen Theil der wunderbaren Schönheiten und Geheimnisse der Welt des Kleinsten enthalten, die sich unsern Sinnen entzieht. So weit die „Klagenfurter Zeitung“ vom 4. Sept. l. J. Einen Anhang hiezu liefert uns ein bekannter Naturfreund, indem er uns auf ein sonst wenig beachtetes, ja den meisten unbekanntes Insekt aufmerksam macht. Er schreibt:

Am 3. Sept. l. J. bemerkte ich auf dem Fußboden und den Wänden eines Abertes, so wie auch außerhalb desselben viele Tausende von den sogenannten „Abtrittschmaden“, *Scatopso latrinarum*. Welch' ein geringfügiges, verachtetes Wesen, könnte man sagen, kann 1 Pariser Linie lang und langweilig grau wie ein Herbstschel; wer wird sich denn um so was weiter kümmern, es lohnt sich wohl nicht der Mühe! Toch gemacht, freundlicher Leser! Geh' nur mit einer oder der andern von ihnen unter das Mikroskop, und du wirst von deinem weitverehrten Urtheile bald zurückkommen. Wende nur hinein in die geniale Erfindung Swammerdammers, des großen Holländers, den leider seine Zeitgenossen, in gänzlicher Mißkenntnis seines hohen Werthes, wie viele andere große Männer, in Elend sterben ließen, blide aufmerksam hinein und betrachte jetzt das winzige Geschöpf. Welche Harmonie, welch' unvergleichliche Symetrie in seinem wunderbaren Bau! Wie prachtvoll ist die Schmaden an der obern und untern Seite ihrer beiden, den Wurzelblättern des Regentrittes (*Plantago*) ähnelnden, von zehn den Frauenstern gleichenden Aeren durchgezogenen und abwärts über dem Leibe in einen rechten Winkel (von 90 Grad) nachschießend sich schließenden Aeren, hängenden, gleich der Fahne einer Segelfeher, mit Franzen besetzten grauen Flügel! Kopf, Leib und Füße der kleinen Fliege sind ebenfalls mit mächtigen starken Haaren besetzt, ein Köhrengehörn, unwillkürlich erinnernd an die nach allen Seiten hinstrahlenden Stachel eines Stachelschweines. Betrachte die freien, unbedeckten, im höchsten Ebennasse gebaueten, mit einer Hercules-Acule oder einem Platten-Kristall sehr gut vergleichbaren zwei Schwingblättern (*Halteres*) und die beiden gegen das flüchtige Orangel der Schmaden so sehr contrastirenden schwarzen nierenförmigen Augen! Sieh hin auch auf die walzigen, körnigen, eiskügelartigen, dem wirbelig gestellten Raube des Kommtkrautes (*Ligusticum arvense*) oder der irdischen Brunnen säule auf der Ploce Vertikal in Paris überaus ähnlichen Fühlhörner! In genauen Abständen erblickst du die einzelnen mit Haaren rings umgebenen Inzestblüthlichen Kneten an denselben. Oder zweifelst du vielleicht, daß die einzelnen Kneten-Dümpfen genau gemessen wurden? Nun gut, überzeuge dich nur selbst; nimm einen Zirkel und miß, aber nicht einen gewöhnlichen Zirkel, sondern einen solchen, der unter dem Vergrößerungsglas ist zugespißt worden — wirst mir bald bestimmen müssen. Betrachte dich alles genau, und viel tiefer wirst du dann die herzerhebenden Worte des Psalmisten verstehen, wenn er spricht: „In dem Munde der Säuglinge, o Herr! hast du dir dein Lob bereitet.“ — Ja gewiß, lieber Leser! aber gewiß nicht weniger hat und der ewige Weltenschöpfer in dem zwar so winzig kleinen, aber doch so unübertrefflich harmonischen wunderbaren Baue der mikrosko-

pißten Inflationstheorien von seiner Weisheit und Macht erzählt, und die früher nicht geahnten Wunder dieser arten Welt mittelst der unschätzbaren Erfindung der 100- und 1000fach vergrößerten Glaslinse und anderer Apparate und auch starker und deutlich der Augen gerückt."

„Rein Thier also, auch nicht das niedrigste, ist gering zu schätzen oder gar ohne Noth zu verachten; denn ein jedes trägt den Stempel, das Firmament des ewigen Reichers, ging hervor aus seiner Hand. — Wüßte sich der Mensch nur auch die Mühe nehmen, die Werke Gottes auf Erden, gleichviel, ob selbe einer willkürlichen Bewegung fähig sind oder nicht, etwas näher zu betrachten; und nicht so gleichgiltig an ihnen vorüber zu gehen, um bloß der Genussucht zu dienen und vergänglichem Erdentande nachzulaufen. Denn sicherlich ist ein der rohem Materialismus bewahrtes Natur-Studium nach dem Glauben an eine höhere Offenbarung und Weltentstehung eines der besten Mittel, ächte Religiosität und innige Gottesverehrung in dem Gemüthe des Menschen zu erzüchten und durch alle Wechselfälle des irdischen Daseyns bleibend in ihm zu erhalten.“

R. R.

## Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 19.)

**Tam**, jene nicht lustige und nicht tropfbare Flüssigkeit, welche wieselsch ausbreitende Expansivkraft (elasticitatem expansibilem) hat, daß sie hierin der Luft, wo nicht gleich, doch nahe kommt. Also Dampf, Dunst. In Schwaben *däumen*, venetisch *deum*, der Dunst. Stamm vom alten *Dim*, *Tin*, *Dem*, *Dam*, das dunkel, finster bedeutet. Die Wechsellischen machen Timberl, die Dunkelheit Timberl was under seinen fuozzen: Finsterniß was unter seinen Füßen. Neßer Psalm 17, 10. Im Englischen noch jetzt *dim* = dunkel, verdunkelt — daher unser *dämmern* — und *Dampf* hat Anfangs nur eine solche Flüssigkeit bezeichnet, welche die Gegenstände verdunkelt, den Augen verhält.

**Tampajle, Tampoja, Tampoja**, ein weißliches Schaf.

**damart**, damala, bajumal.

**tamisch**, närrisch, unsinnig, nicht wohl bei sich. Im Keltischen hat *Diamos* und *Di-amodeuch* eben denselben Sinn. *Peränt*, verwirrt sein. Griechisch *δαμαζω*, ich beleue. Sieb. Falkenau S. 112. Schottisch: *Damish* = durch einen Schlag beträuben.

**Tampus**, ein Rausch, daß man nicht mehr getade geben kann. Im Keltischen bezeichnet dieses Wort eben so viel; denn *Dambaca* dieß wanken. Das Dictionnaire celtique erklärt *Dambaca* durch das französische: = *chanceler, vaciller*; daher auch unser *Tampel*.

**Tampel**, ein Mensch, der nicht recht bei Sinnen ist.

**Tampfle**, das Nährungs-Quantum vom letzten bis zum nächsten Pretheden.

**tandeln**, 1) tanzen, umtanzen, in Kleinigkeiten wuchern; Landler. Griechisch *τανατίζω*, wechseln, wuchern. 2) Tandeln heißt auch, auf eine sinnliche Weise, kinderartig mit etwas spielen. Englisch to dandle, französisch *dandiner*, Italiisch *dandolare*, mit Kindern oder Puppen spielen. Pankschwäzisch *tändeln* — unser *Tand*, eigentlich auf den Knien schaukeln, auf den Armen schwebend hin- und herbewegen, wiegen, liebloseln, häßeln, lächeln.

**bandern**, sehr schnell, geläufig reden. Siehe *bädern*. Dazu gehört dann freilich, wie der Franze sich sehr gut ausdrückt: *uno lanquo bien affilö*.

**tangeln**, das Schürren der Seiten und Schelen mittelst eines Hammer, durch Reiben und Hämmern. Englisch *tang*, der Klang. Sulp. II. 468.

**Tantas**, eine Münze außer Cours, nicht gangbar, meistens aus Messing. Tiefes Wort kam von Spanien zu uns, und es wird in Franken, zu Würzburg auch gehört. Die Münze ist dundo, wiewohl es auch auf *Tand* nugas, tändeln ungar, bezogen werden kann. *dänu*, netztlich, umtänzt.

**täppn**, 1) das unsichere Gehen und Stehen im Tanzen und Hin- und Heren. 2) Taretspielen. Französisch *taper, taper*, englisch *to tap*; griechisch *τυμπο, τυπω*, leicht darüber oder schlagen, stechen.

**tappisch**, sich in Aile mischen, Andern sich aufbringen, zuotappich, b. h. oubaten, jubringlich sein.

**Täpl**, ein dummer, einfüßiger Mensch.

**tärgeln**, wankend, unsichers Schrittes einhergehen, meistens von Betrunkenen gesagt — *taumen*. Lateinisch *torquere, id* winden, drehen. In Schwaben und Elßß *berlein*. *Torcular* = Reiter. Einer der sich des Fallens kaum enthalten kann.

**tärnagel**, netztlich.

**Därnschle**, der Schlehern. Englisch *aloe*, die Schlehe, *aloe-tree*, Schlechenbaum.

**tarren**, zögern, verweilen. Englisch *to tarry*, landtschäftlich *tären*. Lateinisch *tardo, tardus*. Griechisch *δραρο, δραρο*, verweilen.

**tatseln**, streicheln, liebloseln, zarte, sanfte Schläge mit der Hand an die Wange geben.

**tätseln**, keckstreigen, derbe Schläge in's Angesicht. Englisch *dash*, das Zusammenstoßen zweier harten Körper. Italiisch *doccia*, französisch *douche*, übersätteln, rütteln, schütteln. Sulp. I. 186.

**Tätscher**, ein gutmüthiger, mehr unbekümmter Mensch.

**Tätschneidel**, eine Gattung Sackmesser, besonders für Kinder, das Stiel per einen Kreuzer zu erlangen. Stammt vom Auldtscherne seideln, *faelen*, lateinisch *facere*, andere, schneiden, spalten.

**Dasn**, das Nagenwölbe in der Rüche.

**Tasn**, ein Puschweel, das Reißig, Tannen- und Fichten-Nest vom Stamme schon abgehauen.

**tagig**, süße, ruhig werden, zum Schweigen bringen. Lateinisch *taecere*, schweigen. Ob nicht hierher das französische *dox, doux* (dulcis), süß, sanft, lieblich, süße, gütig, freundlich wieder zu zählen käme? — *Duo*.

**Tätaräch**, ein Geschmiere, jeder Gegenstand, der die Eigenschaft hat, etwas zu beschulen, Schmutz, Unflath.

**tättern**, beschuieren, beschulen, z. B. die Mauer äntättern, b. h. mit Reib zc. bewerfen. In anderen Ländern erdweicht dies Wort unter *tageln*, englisch *daggle*, französisch *taehör*, besteden, beschulen. Angelsächsisch *deagen*. Pankschwäzisch *tagle*, fetzig machen, mit Reib beschulen.

**tätarat**, meistens von Vämmen, die sehr viele Früchte tragen, und mit solchen eben beladen sind, sagt man, der Baum ist *tätarat* voll, b. h. sehr voll. Es bildet deshalb immer den Superlativ.

**Tätsch**, ein miltungenes, schlecht zubereitetes Padwiel, z. B. Brot, das unausgebaden; daher

**tätschat**, unausgebaden, weidlich, unverschämlich.

**Tätscher**, eine große Kröte, so wie auch ein Schimpfname.

**Tatte**, in der Kinderprache der Vater, Himmelstatte, *Wetter* u. d.

**Tatt**, ein alter Mann, Vater. In Henneburg Alt, Polnisch *Tata*, Tatus, Slawöndisch *Tete*. Englisch *dad, dadd*. Türkisch *Tata*. Gothisch *ata*. Spanisch *Tata*. Bei den Lateinern und Griechen *atö, tata, atta, tetta*.

**Tauben**, die beiden beweglichen Zielmaten beim Gießschießen, bestehend aus einem vier- oder achteckigen Hölzchen, in manchen Gegenden Hasen genannt. Das Erpe hat seinen Namen von *Laudenschiefen*, das Zweite von *Hasenjagd*.

**tauchn**, antauchen, d. h. sich anstrengen, um etwas weiter zu schieben. **Tauch** an, nimmt nochmals deine Kraft zusammen, um ... **Gerüst** tianhan, zieden. **Angelsächsisch** teon, **englisch** to tow, zieden, schieben.

**Tausn**, die Tauben, aus welchen ein Haß zusammengesetzt ist. In der Schweiz **Dauge**, **Dug**; in Niederlachen **Dove**. **Französisch** dove.

**Tauke**, ein geistesschwacher Mensch. Im Isländischen bedeutet thaular ungerichtetes Zeug reden.

**Taupe**, ein Narr, Einfaltspinsel. **Englisch** und **Französisch** dupa. Den to dupa = narren, seppen, zum Besten haben, täuschen, hintergehen. **Nilpert** I. 241, oder von **Tausor** = tappen.

**Tazn**, das Reitzig, so wie die Äste von Fichten oder Tannen. **Zieh** Tazen.

**Tazbragnn**, das Messer, mit dem die Aeste oder das Reitzig in kleine Stücke zur Stallfütterung gehauen wird.

**Taz**, die sogenannte Beschrangener, als Abgabe von Getränken und Geschickerten; z. B. vom Eimer erzeugten Bieres sind **45** fr. G. W. Taz zu zahlen. Im mittlern **Katrin** sprach man dationationis. Die **Daluarit** kommen in **Zimmermann Florilegio** im weitern Verhaude als publicanum pontium, Bräulensfüller, vor. Auch das **Französische** daces bedeutet überhaupt den Zoll von verführten Gütern. Unter **Taz** hat diese Ausdehnung nicht, und muß beschränktern Sinnes genommen werden.

**Tazlan**, die Handtauchen, Manfcheten.

**Tazn**, eine Schale, Tasse, z. B. **Caffetazn**.

**Tawal**, Nebenwort der Zeit, für: inbessen, unterbessen; in **Heuere** bereuente. Schon **Keller** und **Strick** haben die uulla und thia uulla. **Englisch** while, **Wallachisch** gwyllo = jeder unbestimmte Zeitraum — die Weile. Daher unter **tawal** hâbn = Ruhe haben; und i hân ni dawal = ich habe keine Zeit.

**dzwan**, dann und wann.

**drach**, deet, heiden, jenseits.

**dzal**, die kumpfe eingeschlossene Luft. **Englisch** dull; **griechisch** ζαλος, die Wärme, der Dampf. Bei **Wachte** heißt es **Volen**.

**dzapern**, auf eine ungeschickte Weise sich an eine **Haarbarste** machen, alles verkehrt angreifen, nichts Reichtershaltendes zu Stande bringen. Ich glante es zu tappen, **griechisch** τρωπο, **englisch** to tap rechnen zu sollen.

**dzar**, unfolgsam, starrsinnig, widerpenflich. Das **Englische** tarry, **lateinische** tarlo und tardus. Das **Griechische** ὄργος gehet sicher hierher. **Zieh** taren.

**dzarisch**, taub, des Gehörs beraubt. **Stadttearisch**, d. h. ohne alles Gehör. **Arabisch** darisch.

**Dzarn**, **Dzarn**, ein Weitzig zum Beobachten. Im **Wölthale** wird **Dzarn** ganz rein gesprochen.

**Dzary**, der junge, dreijährige **Doh**. **Englisch** thurd, **lateinisch** tertius, **griechisch** τέρτος, der dritte. Ho is in the thurd gear, d. h. er ist im dritten Jahre.

**Dzatr**, ein schlechtes **Taschenmesser**.

**dzegern**, nürgen, droffeln.

**Zegn**, ein unheilbarer Fieber aus menschlichen Körper.

**Zegl**, Roth.

**Zrien**, saugen, teinen (tasteln). **Ungarisch** tej = **Milch**, und daika, **Amme**, **Saugamme**.

**deidei**, eilen, sich beschleunigen, z. B. i bin deidei gângen, d. h. ich bin hastig, im Eilschritte gegangen. **Englisch** to ho bedeutet eilig gehen, ho thee, = eile dich, mache dich fertig. Im **Schwäbischen** heißt dodan, dadan, schnell sprechen.

**deiggas**, ein Anruf, wenn Jemandem etwas Unangenehmes begegnet, wahrscheinlich statt **Zensel**.

**deitel**, in der **Kindersprache**: schön, hübsch, lieblich, z. B. dâs is teitel, d. h. das ist schön — in einigen Orten titl.

**Zeigl**, der **Zensel**. **Ältestlich** **Denzel**. Im **fornisch** und **besten** **Englisch** noch heut zu Tage **douse**, **Gallisch** **alunus**, der **Zensel**, der **Denker**, tho douse tako mo, der **Denker** hole mich. Daher bei uns der **Ausdruck**: zum **Zeigl**, d. h. zum **Denker**.

**Deu3**, **Jude** **germanisch** und **Perfisch**. Bei diesen **Völkern** gibt es ein **Reich**, dem **Zaratustrius** vorsteht, und ein **Reich** des **Krautlen** und der **Heinlein**, die die **Heimat** alles **Uebels**, aller **Krankheit**, aller **Ehnde** ist, wie **jedes** die **Wohnung** des **Guten**. Der **höc** **Welt** **Agramainus** oder **Arhimen** mit **seinem** **Selge**, den **äben** **Dewo**, **sucht** die **von** **Demud** **rein** und **gut** **geschaffene** **Welt** in die **Nacht** **herabzuholen**, und **stiftet** **Unfrieden** und **Streit**, wo er **kan**, und **verführt** den **Menschen** **durch** **unangenehme** **Vorlesungen** **zur** **Ehnde** — also **unser** **Zeug!**

**teigig**, die **springe** **Eigenschaft** des **nicht** **gut** **anzusehenden** **Bretes**, und **Teign**, jeder **weiche**, **teigige**, **nicht** **ganz** **durchgehende** **Gegenstand**. In **Deherrich** **hâssan** = **wich**, **teigig**.

**Den**, **Dena**, **Dene**, der **Abend**, **Abenddämmerung**. **Englisch** den, die **Zeit** **nach** dem **Mittage**. **Mit** **day** **ein** und **baelleid**; **slawisch** **den**. **Alle** **erklärt** es **auch** das **Glossary** von **Robert** **Nares**. Er **sagt** **beim** **Verse**: **Den**: A word of no signification, occurring in the phrase of good den, which is a mere corruption of good den, for good evening. **Demit** **ist** **Herr** **Käpser** **ganz** **für** **uns** **Äkzentner**. **Dem** **widerpricht** **aber** **Herr** **Hilpert**, und **er** **meint**: **Den** (eigentlich **das** **altdeutsche** **Denn**) **heißt** **Tag**, und **good** **den**, **guten** **Tag**, und **nicht** **guten** **Abend**. Die **Stelle** in **Shakespeare's** **„Romeo** **und** **Julie**“ **II.** **4.** **beweißt** **dieses** **sonnklar**. — **Sammel** **Frage** in **seinen** **Anecdotes** der **Englisch** **langweige** **traf** **es** **schier** **besser**. **Für** **ihm** **ist** **Den** **zusammengezogen** **aus** **Dayen**, dem **angelsächsischen** **Plural** **von** **Day**.

**tengg**, **tenggat**, **lut** = **teugge** **Hânt**, die **linke** **Hand**, **daher** **tengghântat**, d. h. der **Arms** **mit** **der** **linken** **Hand** **angegriffen** **gewohnt** **ist**. Bei **Schiller** **lesen** **wir**: **zu** **der** **rechten** **hand** **drey**, **zu** **der** **linken** **hand** **drey**. Bei **Helling** **ist** **zu** **lesen**: **Kelly** **beton** **den** **ersten** **suetz**, **la** **biern** **gletschlich** **abzublauen**. — **Wieder** **lehrt** **dieses** **Wort** **den** **Leck** **oder** **Lak** **her**, **welches** **Mangel**, **Hehler**, **Laub** **bedeutet**. **Überhaud** **von** **lecken**, und **bei** **Strußer** **kommt** **es** **weltlich** **unter** **lent** **vor**. — **Ältestlich** **bedeutet** **es**: **ungeschick**, **ungeschicklich**. **Schon** **in** **der** **Rittersprache** **bedeutete** **dies**, **Denn** **g** **ungeschick**. **Dictionary** **colloquio** **sagenz**, **mûtin**, **opiniatre**. **Wallhausen** **S.** **110**.

**denken**, **dreuten**, **dert**, **bert** **bedüben**, **jenseits**.

**tern**, die **Dreizeig**, ein **Schlag** **in's** **Angezicht**.

**letschn**, der **Schlag** **an** **den** **Kopf**; **tertschnen**, **beobachten**, **englisch** **dash**, ein **pödslicher** **Schlag**, **Streich**. **Hüchlich** **ein** **schwerer** **Unfall**, **Unschuld**, z. B. im **Fandel**. **Terletschn** = **niederzuschlagen**, **trübsinnig**, **entmuthigt**. **Alt**: **Düchsen** = **Dreizeig**.

**dentema**, ein **Deuter**, **Wahrzager**, **Traumausleger**.

**diach** **nune**, **hinüber**.

**Dialn**, die **Wetter**.

**Dialing**, ein **Gewandstück** **zwischen** **zwei** **Hüften**, **größtentheils** **vom** **Wasser** **umflossen**. **Griechisch** **δωω**, **englisch** **two** = **zwei**.

**diândl**, 1) das **Mädchen**; 2) die **Cornelius-Kirch**.

**diarn**, die **Dienstmagd**, **ancilla**; ein **von** **vielen** **abgeleitetes** **Wort**; **so** **wie** **aus** **Dinne** **unter** **Diminutivum**: **Diândle**, ein **Mädchen**, **entstand**, **das**, **ebiglich** **noch** **klein** **und** **jung**, **aber** **schon** **diert**. **Bei** **uns** **wird** **Diândl** **allgemein** **für** **ein** **jugendliches** **Mädchen** **genommen**, **ob** **es** **kann** **diert** **oder** **nicht**.

**diarhoff**, die **Ballhölle**.

**diarthart**, ein **Mensch**, **der** **durch** **beständiges** **Wahnen** **und** **Inrechtwelten** **sehen** **unempfindlich**, **ganz** **gletschlich** **geworden**.

**diß**, **est**, **hüßig**, **sehr**, **hart**. **Dâs** **simt** **m'r** **j'bit**, d. h. **das** **kommt** **mir** **zu** **oft**, **zu** **schwer**. **Die** **is** **bit** = **grawida** **est**.

**zimpfel**, ein **kleiner** **Stumpf**, ein **Grübeln** **mit** **Wasser** **angefüllt**. **Englisch** **bedeutet** **dimpio**, **neßl** **saub**, **so** **wie** **das** **griechische**

τομπος, französische tomb, und alt: Tumpfel — das Krüßchen im Sinne oder Böden.

**Tingale**, ein Wein, ein Bischen, Erwas.

**tinbern**, hochu, heffen.

**tinfern**, Gewäs der Hitze, beim Dampfe ausfassen, z. B. Kefel tinfen, d. h. birkeln in: ignar, einer verchlöffenen Pfanne oder im Ofenborte erweichen.

**Tipfaga, Tipfste**, ein Püntchen, z. B. das i-Püntchen. Englich dot, landfchäftlich Tittel, ansehnlich thudan; isländisch tula, der Punkt oder klein Kiesel, zur Bezeichnung irgend einer Stelle in einer Schrift; to dot, püntzen, läßeln. Dild. I. 231.

**tipfeln**, Erwas sein ausfassen, speculiren; püntlich ausarbeiten. Weßer zum Berigen. Englich tittle, landfchäftlich Tittel, to a tittle, d. h. auf ein Haar.

**Tipf**, die Beule. Katchisch tuber, tuberculum, von dem Griechischen τυβη, schlagend; hieftlich: der Kausch.

**tippeln**, übermäßig füttern, bei Mangel verhoffen, z. B. Kapannen tippeln; da dieses nicht kies durch Fütterung mit Körnern, sondern aus mit Einflüssen von Milch geschieht, so konnte fast das Englische to tipple, übermäßig saufen, trinken, hier seinen Platz finden.

**Tirftheit**, die Waifhämme.

**tirmisch**, schwimmblich, unwechel, berauht.

**Tittian**, die Weiketröhre; eigentlich die Hitze, die Brustwarze.

Engelisch tit, englisch teat; italis ch testa, französisch taton, griechisch τειστη.

**tiznan**, einberfchleichen, Erwas heimlich thun und verrichten.

**Tobl**, ein unbehilflicher Mensch; atenglisch to toddle, jetzt dadelle, berramant.

**Toge**, hier da, diese da, dieses da.

**toggazn**, zuden, zittern, sanft schlagen, pofen. Man sagt kies aus dem Schmerze einer Wunde oder Geschwulst, die bereits in Eiterung übergegangen. Ist nach Herrn Ziefa verwandt mit dem altälischen dekesse.

**Togger**, ein unweckfänger, einftältiger Mensch; to talk, köcher taggag = sanftes reden, handeln. Im Norwischen heißt Toko = Einftältiger — nach Wolfgang Menzel daher verwandt mit unserm Toker. Doggerel hat im Englischen die Bedeutung von mean or vile.

**toier**, was unferer Vorstellung nach ein großes Gut für uns ist, also theuer, werth. Das Niederdeutsche Dürl, lautete ehemals Tiuro. Priandra tinrieto (bester Weidbr. Kere. Forr.) Nach Etcherbar ist das alte tiuro mit dem lateinischen daraus verwandt — dieses hat den Begriff von Härte, und das Farte ist auch fest und hart. Etch. V. S. 321 und 322.

**Doige**, dieser, diese, dieses.

**Tofke**, das Getreibemännchen auf dem Felde, bestehend aus 6, 10 oder 12 Carben.

**tofelu**, die Getreibegarben aufrechten und zusammenheben, 6, 10 oder 12 an der Zahl. Landfchäftlich Telen, englisch token, ein Zeichen, überhaupt ein Ding, das bestimmt ist, eine sinnliche Verrichtung zu erwecken.

**Tofn**, die Puppe, das Spiegele für weibliche Kinder, ohne Zweifel ebenfalls von token oder token.

**tohl**, hüßlich, brav, ortentlich, lustig, überhaupt, was gefällig.

**tömisch**, schnell; eine Schwelligkeit durch Erdbämpfe, oder durch die eingeschlossene Luft in Zimmern hervorgeracht, gehört zu taman, dänisch.

**toppin**, die Schuhe neuweßeln, neue Sohlen annähen, remonten.

**toor**, das Auktionen ohne Kopf; der Arbeiter erhält den trocknen Tageslohn und verpfeht sich detsfalls während des Tages selbst. Ven Dürre. Englich to dry, landfchäftlich d durre, d ärr, lateinisch

torreo, torrida, griechisch στερο, στερο, στερος, trocken. So glaube ich?

**Tori**, Laufname: Torchet.

**Torr** (das), der höchste Punkt eines jeden Gebirgsüberganges, daher Lanern, ein hohes Gebirge. Engelischisch tor, Galtbüsch tar. Sieh das Wort Tor bei Wächter.

**Tortfchen**, die Fes- und Kienadel. Englich torch, französisch torches, italis ch torcia; vom lateinischen torquere = facht. **Tös**, die zweite Person vielercher Zahl von ich; also ihr. In einigen Gegenden durchaus Ratt: Sit.

**Tof**, ein Narr. hieftlich aufgelassen, hochmüthig. Kroatisch und Weiblich tutat und toat = bid. Ungarisch duzzandi, aufgelassen, aufgehoben, geschwellen seyn. Niederländisch: bunnu = aufschwellen, weven unfer gedunsen, sieh Aelung dunsen, unfer to sta; ob nicht torreo, tostus = verbrannt, angebrannt auch hier Geltung hätte? Französisch sot — vielleicht verfehrt zu lesen = tos.

**dotu**, denn.

**doze**, derselbe, dieselbe, daselbe; auch jener, jene, jenes.

**Trädb**, das Getreide.

**Trächter**, der Trichter.

**trachtig**, tragantig, tramtig, Junge tragend.

**Traf**, die Traufe. Englich draft = Träber, des Spülwaffers, Spflücht; drafty, schmutzig, schlecht, werthlos. Uebrigens bedeutet im Englischen nur caves, altspanisch aivo ober ovo, für eav, die Dachrinne, Traufe.

**Trasff**, der Kleinhandels, Einzelerkauf. Italis ch trafico, französisch trafice, englisch gilt trade für den inländischen und traffick für den ausländischen Handel. Ven tratta, und fo, facio.

**Träsa, Träläsch**, eine ungeschickte Weibsperson, ein weiblicher Kretin, eine ungewandte Magd. Du Bauerntösch, so nennen Kleinbäcker ein Mädchen vom Lande. Nach dem Altdeutschen heißt Trill, trillen, der Flotte, der Knecht. Englich to thrall, zum Sklaven machen, nach Hilpert II. 483. Inzwischen findet sich dieses Wort schon in der Sprache der Kelten, denn dort bedeutet Troach, Troadua, und Droch, ebenfalls ungeschickt. Dictionnaire celtique = obscure, tortueux, qui a de detours. Fallhausen pag. 110.

**Träller**, die hölzernen Schuhe, welche die Mägde und Knechte im Stalle tragen, also die Stallshuhe, und da dieselben sehr ungeschickt, plump sind, wäre auch dieses Wort aus dem obigen zu erklären.

**tramplin**, eigentlich Krampfen; bei uns ungeschickt gehen, auf unbehilfliche Weise sich fortbewegen.

**Trämpf**, ein roher, ungeschickter, plumper Mensch. Im Gothischen: Managai anstramp ina du hausjan waurd gotha, d. h. Eine Menge trat ihn an, zu hören das Wort Gottes. Alth. Iul. 5. 1.

**branan**, kreben, winden, in einem Kreise bewegen. hieftlich: betrügerisch freiten; z. B. willst du schon wieder branan, d. h. bei Berner: die da brant (kreben) aus Tafen Heten und Ehrug. Cap. 613.

**Trangas**, ein weiblicher Kretin.

**Tragiu**, ein weiblicher Kretin.

**Draling**, das Stüd von einem Nichten- oder andern Baume von circa einer Klafter Länge, auch wohl länger, je nachdem es zum Verfeßen thuntlicher ist.

**Drängeld**, das Angel, arha, d. h. die Darangabe bei Abschließung eines Handels.

(Fortsetzung folgt.)

# Carinthia.

(Fünfzigster Jahrgang.)

N<sup>o</sup> 21.

Sonabend, den 20. Oktober

1860.

## Vaterhaus.

Seu tausendmal gegrüßt, du theure Stelle,  
Du Schauplay meiner Kindheit, Vaterhaus!  
Ein Knabe zog ich einst aus dir hinaus,  
Ein and'rer Mensch sehr ich zu deiner Schwelle.

Und wieder kindlich süßt die kalte Seele,  
Vergißt des Lebens Trüß, sein Kampfgekrang,  
Da glätten sich des Herzens Falten aus,  
Und drinnen wird es wieder warm und hell.

Da will's an schön're Zeit mich wobl gemahnen,  
Und an der Kindheit friedlich Traumgeben, —  
Im wilken Leben schwand es bald von dannen.

Doch glücklich, wenn ein Vaterhaus gegeben,  
Ihm ist's ein Hort, will Schmerz ihn übermannen,  
Ein stiller Port am wildbewegten Leben.

Gustav Wegenerberger.

## Auf den Ruinen von Alt- und Neu-Kraig.

„Das Alte stirzt, es ändert sich die Zeit,  
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“  
Schiller.

Wie oft standen wir inmitten der mit Moosgesteichten und Ephemuranen gespannen Mauerwerke alter Schloßer — und immer wieder und wieder geht es uns hin. — Abgesehen vom Naturgenusse, den sie in ihrer meist das Thal beherrschenden Lage bieten, erfüllen sie die Brust mit eigenthümlichen Gefühlen — der Geist der Vergangenheit weht uns aus ihnen entgegen.

Nicht leicht findet man irgendwo eine so große Anzahl von Burgen, von denen einige, vollkommen erhalten, durch ihre sonderbare Bauform sich auszeichnen, auf einem kaum zwei Meilen durchmessenden Flächenraum konzentriert, wie in der Umgebung der ehemaligen Hauptstadt von Kärnten. Da war der Sitz der Herzöge; die Erben des Landes drängten sich in dessen nächste Nähe und erbauten sich geschützte Wohnstätten an die das Thal umschließenden Höhen, in das sie noch mit ihren gebleichten Mauern aus düsteren Fichtenspitzen herübererschauen.

Da findet man auf einem schroffen, isolirten Felsfelsen das stolze Hochosterwitz, hinter demselben im Waldeshatten verborgen das Schloß Mannsperg, ferner Taggenbrunn,

Hungerbrunn, Weher, den hoch über das Kadelgebölge hervorragenden Thurm von Karlsberg, Harted, Pöbenfels, Pöbenstein, Rosenbühl, Piemberg, Gradened, Frauenstein, Dornhof, Kufberg, Schaumburg, Freiburg, das ehemalige Jagdschloß der Herzöge, Wulkroß im Wimig-Graben, und die Kraiger-Schlösser.

Verwohnt sind dormalen noch: Mannsperg, Weher, Hungerbrunn, Frauenstein, Dornhof, Rosenbühl. Im guten Baustande befinden sich außer diesen, Hochosterwitz und Pöbenstein, die übrigen sind dachlose, mehr oder weniger in Schutt gelegte Ruinen.

Die Stürme rütteln gewaltig an diesen schupflosen Bauten der Vorzeit; bald hier, bald dort fällt ein Stein aus den Fugen, die Vegetation schlägt ihre Wurzelsafern durch die morschen Gewölbe — bald wird man von so mancher Vorkaum die Stelle mehr finden, wo sie gestanden; die Lustschloß verliert dadurch einen Schmuck, an den selbst unsere überpraktische Zeit noch Gefallen findet, die Feinart aber gar manches, wenn auch vergilbte, Blatt aus dem schönen, reichlichen Kranze ihrer historisch-merkwürdigen Wandmalere.

Unter den oben angeführten Burgen und Schloßern sind es nach Hochosterwitz — die Kraiger-Schlösser, die uns vor allen interessieren.

Der am meisten Abwecklung dienende Weg dahin geht über Obermühlbach — am Rande des Mühlbadgrubens hin, in welchem die wilde Ache noch immer tobt und rauscht und die „Blutquelle“ in eine Tuffsteinische niedersprudelt, während das Gepöche der Hammerwerke dort längst schon verstummt.

In diesem Wege wird man durch den Anblick des Schloßes Frauenstein überrascht, das plötzlich, wenn man die Hochebene, welche mit den Ausläufern des Mittelgebirges das St. Veiter-Thalreden im Nordwest begrenzt, erklimmen hat, mit seinen hohen, mit Steinblättern bedekten Giebelwäuden, seiner Axtane, seinen Hundstürmen, hinter einem Fichtenwäldchen die Einförmigkeit der Gegend belebend hervortritt.

Wenn man den Weg über die Felsstei Kraig einschlägt, kommt man an einem schönen Steinbruch vorbei. Zwischen weissen Schutthalten und Isolfallen von der Höhe abgetrochnen Kalksteintrümmern schwingen wälsche Steinmetze kräftig den Hammer. Nicht weit davon liegt das Gebölge Seebühl an einer Anhöhe, welche die im Sonnenlicht aufblühenden Wellen eines klaren Sees von sehr geringem Umfange bespülen.

Vor Zeiten war sein Wasserfall ein viel höherer, was die Feil abtrachteten, nun als Felsler und Wiesen benötigten Ufer, wie das fast einen Schuh mächtige Conchylien-Lager in der Nähe der Fahrstraße bekunden.

Es besteht aus kaum linsengroßen, dünnwändigen, kegelförmigen und kreisrunden gewundenen Schüschen, die schon theilweise in Kalk und Kreide sich auflösen.

In der Ferne sieht man die Probstei Kraig in einem von niedrigen Bergen, in welchen die Regelform vorherrscht, umgebenen Hochthal, das mit der Waldschucht, in welcher die Kraiger Schöler sich befinden, und der Hochebene von Braunstein fast auf gleichem Niveau und mit denselben durch einen Bergpaß in Verbindung steht.

In den Julitagen herrscht da ein lebendiges Treiben. Das „Wesgen“ gibt den Leuten Anlass zu thun. Der Acker- und Hiesgrund ist vorzüglich. Es ist eine Freude zu sehen, wie die lustige Heubärde am weiten mit Zugochsen bespannten Leiterwagen mit der rothbadigen Maid in weißen Hemdärmeln — immer höher und höher steigt — während die emsigen mit langen Holzgabeln bewaffneten „Heuger“ sich an Behendigkeit überbieten.

Hinter der Dorfhohe Kraig nimmt uns die schattige Waldthäle des Bergpasses auf. Gleich am Eingang derselben, wo eine einzelne Hütte steht, die in der Gemeinde sonderbarer Weise eine eigene Dorfhohe „die Einde“ bildet, bemerkt man in der Felschule des „Kulin's“ eine thorsartige Oeffnung, es ist ein Stollengang, welcher bermalen verlassen und verödet sich bis zum „Seebühl“ hinziehen soll.

Sieh! schon schimmert durch das Blätterwerk das intensive Grün einer Wiese — noch einige Schritte — und wir haben ein Bild vor Augen, in dem man alle Elemente der Romantik vereint findet.

Saß unbemüht sehen in dieser düstern, bis zum Himmel aufstreichenden Waldeshöhe, die auf schroffen Felswänden wie Adlernestler lebenden, ehemals, nun halb in Schutz gefallenen Eberäste des in der heimlichen Geschichte so rühmlichen Geschlechtes der Kraiger auf uns herab — uns so recht jene Zeiten vergegenwärtigend, in welchen Leben und Eigenthum in beständiger Gefahr schwebten, einer beutegierigen Rottz zum Opfer zu fallen.

Damit es diesem wildromantischen Gemälde an einer entsprechenden Staffage nicht fehle, findet man hier am Fuße des Berges eine Anstehelung von Höhlenbewohnern.

Wir wollen sie besuchen; wer Lust dazu hat, möge uns folgen!

Der schwach betretene Pfad verliert sich fast im hohen Graswuchs. Unter einem bewohten Felsüberhang riefelt über eine Baumrinde eine frische Quelle hervor — ein alter Hasen steht daneben — herd! — sind das nicht menschliche Stimmen! treten wir leiser auf. Menschenfurchen ist ein charakteristischer Zug aller Waldbewohner!

Am Walsäume erblicken wir eine von Rauch geschwärzte Felsenhöhle, in die sich die Troglodyten beim Rauchen unserer Tritte zurückgezogen haben; ein ärmlich bekleideter Knabe sitzt am Eingang derselben mit einer ruhigen Pflanze, und sieht uns mit seinen blauen trennherzigen Augen höchst verwundert an.

Daneben befindet sich eine zweite Höhlung, deren Oeffnung nach außen durch ein aus Lehm und Steinen zusammengeklebtes, mit einer Bretterthüre und einem kaum spannhohen Fenster versehenes, mit Baumeinden, wie eine Einsiedlerstube bedecktes Vorhändchen geschützt ist.

In dieser lauert neben der mit Stroh gefüllten Bettstelle, die fast den ganzen Raum der Spelunke einnimmt, eine bis zu den Fingern verumwante Höhlenbewohnerin — mit vieler Virtuosität und Behaglichkeit aus einem kugelförmigen Thonpfischen schmandend. Ein Dursche streift durch den Wald daher und pfeift sich ein Viehdien da — unter dem Arme trägt er ein Bündel rothen Holzanbers, den er für den

Hausbedarf an den Felskanten gesammelt. Sein freundliches Entgegenkommen und Grinsen verarbeit etwas Kultur, die er sich vernünftlich auf seinen Bettelrumbänden eigen gemacht.

Bei dieser ursprünglichen Behauptung wird man unwillkürlich an Kenau's „drei Zigeuner“ erinnert.

Wir verlassen diese Waldmenschen, die sich bei ihrer Dürftigkeit zuwieben und glücklich fühlen und nur den Wunsch hegen, daß es im Winter nicht gar so kalt wäre, — um über die sanft ansteigende Wiese in den sühnen schattigen Engpaß zu kommen, der den Kalksteinogel von Neu-Kraig von den hier in senkrechten Felswänden abfallenden Kraigerberg scheidet. Durch das Blättergewirre erscheinen die mehrere Klafter hohen Areladenbögen der ehemaligen Wasserleitung, eine wahre Cycloppenarbeit, welche von einer Berglehne zur andern reicht, und vor Zeiten ein gutes Trinkwasser in die Cisterne des Neubaus führte; daneben sieht man die Ruine des Mauthauses. Der einsame verlassene Pfad, den wir wandeln, war vor Jahrhunderten eine belebte Heerstraße.

Wir wenden uns links — um den Felsogel von Neu-Kraig zu ersteigen.

Am Plateau seines östlichen Abhanges, wo die Wohnung des Waldhüters steht und daneben eine Holzbank unter einem Obstbaume zur Ruhe einladet, wollen wir Zieble halten. Da hat man die imposante Ruine mit der Schlosskapelle gerade vor sich. Ringsum lautlose Stille; ungehört kann man seinen Gedanken nachhängen und über die Nichtigkeit der Zeiten seine Betrachtungen machen. Zu beiden Seiten überblickt man die von „Dianthol“ schillernen Wiesen. Was über das für ein herrlicher Anblick gemeldet seyn, als diese Wiesen noch stichreiche Leide waren, aus welchen der Felsogel von Neu-Kraig wie eine bestiegte Insel hervorragt.

Der Erbauer dieses sogenannten neuen Schlosses war vermulthlich Conrad I. von Kraig, welcher im Jahre 1377 ver.

Ben Conrad I. von Kraig stellt uns das Buch der Geschichte ein reiches Lebensbild auf.

Unter Herzog Albrecht finden wir ihn (1354) mit 30 Helmen und 30 Schillingen, gleichzeitig mit Friedrich von Ortenburg und Heinrich von Montpreis, dem damaligen Hauptmann von Kärnten bei der Belagerung von Zürich in der Schweiz\*). Herzog Rudolf ernannte ihn zum Truchseß und Kämmerer, später zum Landeshauptmann von Kärnten. Dieß erregte die Eifersucht der mächtigen Aussensteine, die unter den Herzogen aus dem Grafenhanse Görz-Tyrol durch ihren Glanz und Reichthum das edle Geschlecht der Kraiger gänzlich in Schatten stellten. Sie empfanden sich gegen ihren Landesherrn und verschlangen sich in der Stadt Bleiburg. Conrad von Kraig zog (1368) als Führer der Herzoglichen und der verbündeten Kriegsschaaren gegen sie zu Felde. Nach einem dreizehnwöchigen Kampfe von mehreren Monaten ergab sich die Stadt und die beiden Aussensteine wanderten als Staatsgefangene in den Thurm von Strechau zur lebenslänglichen Haft. Mit dem Untergange der Aussensteine erhob sich der Wäldstern der Kraiger.

Wir wollen uns denn vielbewogenen Leben Conrad I. nur noch einen Zug herandehnen, der uns zugleich den Beweis liefert, wie sehr er im Ansehen stand, und welchen glänzenden Ruf er sich durch seine Thaten erworben. Als Herzog Albrecht im Jahre 1370 eine Kreuzfahrt gegen die heid-

\*) Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten, von Heinrich Hermann. I. Band. Seite 34.

nischen Pithauer unternahm, schloß er sich mit Begeisterung dem Zuge an. In Königöberg wurde er mit besonderer Anzeichnung behandelt. Am Ehrentische, an dem von den Kreuzfahrern nur zwölf der Erstgenannten saßen und auf Gold und Silber bewirthet wurden, erhielt er den ersten Platz. Der gleichzeitige österreichische Dichter Suchenwirth weiß nicht genug Rühmliches von ihm zu erzählen:

Wann er es hat in manigen Land  
Wol verdient mit der Hand  
Als ein edler Ritter thut:  
Er hat vergessen oft sein Blut  
Und ist ihm saner worden  
Im ritterlichen Deden.

Sein Sohn Conrad II., der sich am Hese König Wenzel's von Böhmen die ersten Spuren erwah, kam in den Besitz seiner Güter und Wärdn.

Die kärntnerische Linie des Geschlechtes der Kraiger erlosch mit Conrad dem Wülfünigen (1565\*\*).

Das Schloß wurde noch bis ins 17. Jahrhundert bewohnt; die Abbildung Balasors zeigt und dasselbe noch im vollkommen guten Bauzustande. Unter den nachfolgenden Besitzern nennen wir die Grafen von Hardeß, die Khevenhüller, die Freiherren von Grotta, die Grafen von Kromegg, von Mayerhessen und von Vogner; dermalen ist es ein Eigenthum des Grafen Anton von Goeß.

Das eigentliche Stammschloß der Kraiger ist Hocheder Alt-Kraig, das von der Felskante des Kraiger-Berges auf und niedersehau; dessen Entstehung fällt vermuthlich ins 11. Jahrhundert, we man bei der Unsicherheit in den Ebenen sich in Wälderschluchten und auf Bergeshöhen feste Zufluchtsstätten erbaut.

Dort hauste zu Herzog Bernhard's Zeiten (1202—1250) Herwich der Truchsez des Kraiger, der an den Jagdzügen derselben, wenn er sich in der freien Freizug aufhielt und der dunkle Herr von Kärntengeßell und Ernergerdahn wiederholte, lebhaften Antheil nahm. Dort verweilte später, als die Ungarn verdrängt in das Vind einfielen, Ulrich, Bernhard's Sohn\*\*).

Im Jahre 1296 fiel es nach einer längeren Belagerung in König Ottokar's Hände\*\*\*).

Ueber die weiteren Schicksale dieses Schloßes ist uns wenig bekannt. Schon Balasor stellt es in seiner Ehrenfil als eine daselbst mit Wännen besetzte Ruine dar.

Setzen wir unsere Wanderung fort. — Nun geht es steil aufwärts — die Stufen, die in den Felskanten eingehauen waren, haben die Jahrhunderte fast schon verwischt. Durch eine isolirtstehende Thorhalle gelangt man zu einer offenen kleinen Kapelle — ein einfaches Tonnenengewölbe, ohne Fensteröffnung — an der Hinterwand sieht man die Ueberreste eines Altarstückes. Wie oft mag Conrad's Gemahlin mit ihren Töchtern da gemiet haben, während er auf blutigen Schlachtfeldern verweilt.

In der Schuttmauer der Steintreppe, die zur Schloßkapelle, die auf einem schroffen Felsvorsprung außerhalb der Ringmauer steht, hinauf führt, findet man einen losen Stein mit der Inschrift:

\*) Heinrich Hermann's Text „zu Wagners Ansichten aus Kärnten“.

\*\*) Heinrich Hermann's Text zu „Wagners Ansichten“ Seite 340.

\*\*\*) Karl W. Mayer's „Statistik und Topographie des Herzogthums Kärnten“. Seite 235.

## J. 15. beatissimi M. rris. d. acata.

Die Kapelle selbst mit schmalem viereckigen mit Steinpfeßeln versehenen Fensteröffnungen bildet eine geräumige Rotunde mit verjüngter Altarnische. Das Altarbild von geringer Dimension, vor dem eine geschwobene Felslampe mit Wänterwerk schwebt, stellt den heiligen Johann von Nepomuk in kniender Stellung vor, einen Pilzenstengel in der einen, Palmen in der andern Hand haltend — über ihm schwebt Maria mit dem Christkinde, im Hintergrunde erlickt man die Waldau mit dem von den Fluten getragenen heiligen Peiß, — an der Brücke die bewehrte Mannschaf.

Die untere Einrahmung des Altarstückes schmückt das Wappenschild der Herren von Mayerhöfen: mit dem die Jungen mit seinem Herbstute tränkenden Weisau im obem, mit den drei neben einander gestellten Keßen im untern Felde.

In der Sattrisei findet man außer einem alten Lehnstessel, vielleicht ein Ueberbleibsel der ehemaligen Wäldung des Schloßes, ein Mischleid von Leder mit Gold und Silbergrund, das noch gegenwärtig bei dem öfters im Jahre hier stattfindenden Götterdienste gebraucht wird.

In der Außenwand der Kapelle sind zwei sehenswerthe Kärntnersteine eingemauert. Der eine zeigt eine nackte Figur, den Schild zu Füßen, den Speer in der Linken, während die Rechte mit vorgestrecktem Fingerring auf das behelmte Haupt deutet; — der andere einen Kärner in der Toga, in der Rechten den Sichel, in der Linken eine Schreitstafel haltend. Der untere Theil dieses Steines ist abgehoben.

Nur ein schmaler Gang mit einer sehr niedern Umfangsmauer führt um die Kapelle — es schwindelt einem, wenn man von da in die Tiefe über die vielen Fichtenzwiesel hinabsehau.

Gewitterstürme erheben sich öfter das kichte Nadelgehölze die Mauern von Neu-Kraig, es liegt etwas höher und fast scheint es unmöglich, einen Zugang durch das wilde Gestrüppe zu finden.

Den Zwinger umschließt eine mit Zinnen gekrönte Umfangsmauer. Staunend blickt man empor zu der aus der kahlen Felskante gleichsam emporgewachsenen drei Etagen hohen Hauptfront des Schloßes, mit ihren vielen, mit schöngezeichneten Steinpfeßeln umspannten, Fensteröffnungen, durch die des Aethers Blau auf und heraberschau. Nicht ohne Bangen verläßt man den bereits mit Fichten bewachsenen Raum, wenn man die vielen massiven Steintrümmer überblickt, die von der Höhe herabgeschürzt sind.

Innerhalb des Zwingers führt ein steinigster Pfad an der Westseite des Schloßes empor durch das Hauptportal, einem niedrigen mit Schutt fast angefüllten Thorbogen, in den Hofraum, der zehn Schritte im Geviert von Felsgefäß überwuchert, von dem sich die Beeren des reifen Fohlens und die Prachtblätter des „epilobium angustifolium“ malschiff abheben, auf der einen Seite mit einer hohen Mauer, an welcher man noch die Spuren des Aufganges bemerkt, umgeben, an der entgegengeetzten die Ueberreste einer Schmirke in den schiefen gewaltigen Mauern und Rundbögen erkennen läßt. Ein hoher halb entzerrter Fichtenbaum neigt sich hin an die morsche allmählig zerbröckelte Nordwestwand des Schloßes, als wollte er den fallenden Keßen mit seinen von der Wälfsteite rauben Armen im Sturze aufhalten.

Treten wir uns ins Innere der Burg, die der celestiale Berchfried hoch überragt.

Gleich links beim Eintritt bemerkt man eine Oeffnung in der Wand, durch die man in ein rings geschlossen dastehendes Kabinet hineinblickt, während man zur Rechten durch die

hoben Fensterbogens, mit den üblichen, bequeme Sitze gestaltenden Mauervorsprüngen, eine schöne Aussicht über die romantische Bergschlucht genießt.

Das Lonnengewölbe der Vorhalle, in der wir uns befinden, ist in der Mitte bereits niedergebroschen und Baum- und Graswurzeln hängen hernieder. Nicht ohne Scheu schreitet man über die Schutthalben hin.

Eine gefallene Treppe, an der und die blauen Glockenblumen auf hohen Stengeln entgegenzuden, laßt uns ein, die obere Etage in Augenschein zu nehmen. Halten wir uns an der von der Natur gebildeten Handhabe — an der langen kloßgelegten, längs der Stiege hinlaufenden Birkenbaumwurzel — und wandern wir mühig hinauf. — Da stehen wir im Ritteraal mit seinen schönen großen Fenstern — statt mit Strohmatten und Teppichen ist sein ehemaliger Eckerich-Boden mit Graustepichen und weitem Gemälde bedeckt, durch das wir uns hindurch winden, um an eines der Fenster zu gelangen, welche die Südwestfront durchbrechen. — Da ist der schönste Punkt im ganzen Schloßgebäude!

Welche herrliche Aussicht! welche eine Abstufung von Farbentönen, welche Mannigfaltigkeit und doch welche Harmonie im ganzen Gemälde. Im Vordergrund erblicken wir die Schloßkapelle über dunklen Abgründen schwebend — melancholisch düstere Waldesgründe, aus welchen wie eine Dase das Grün der Wiege und die glänzende Fläche eines Teiches herausleuchtet — weiter hin das Schloß Frauenstein — die Ruine und die Kirche von Ruffberg am Fuße des St. Voreuzberges — den Hintergrund bildet die in blaue Ferne hinausgerückte Caravanen-Kette.

Die Decke des Ritteraales, wie die der daran stehenden, von einer mächtigen Linde und Buche überschatteten Gemächer, ist längst schon zusammengefallen — nun spannt der Himmel sein helles Blau und liches Gewölbe als prächtvollen Plafond darüber aus.

Am höchsten Punkte des Rogels erhebt sich ein einzelstehender Wirthurm von gewaltiger Höhe, mit eigenthümlichen Schiefelharten. Moosgestricke bedecken sein fast unzerwühltes Steingefüge.

Von hier aus gewinnt man einen Ueberblick über das ganze Schloßgebäude. Es bildet ein Viereck ohne innern Hofraum. Die Front der schwerzngänglichen Nordostseite hat scharfkantige Ecken, die gegen Südwest hingegen ist bogensförmig abgerundet.

Das ganze verfallene Gemäuer überragt der massive, viereckige, vier Stockwerke hohe Berchsried, der, wenn die an ihm angelehnten Gemächer schon als Schutthalben, wie übermundene Felder der Schlacht, zu seinen Füßen liegen werden, lange noch den Thürmen trotzend sein Haupt in die Lüfte erheben wird.

Nun gilt's die Höhe von Alt-Kraig zu erklimmen.

#### Alt-Kraig.

Wenn man vom Wege, der an einem Teiche vorüber durch die harzige Waldhelle hinausführt nach Frauenstein, rechts ablenkt, trifft man einen gangbaren Steig, an welchen man, ohne gerade ein Reiter in der Turnlunst zu seyn, durch das dicke Gehölze an's erste Ziel kommt.

Durch das Laubdach, das sich über uns wölbt, blüht hier und dort ein Stück Himmel herein, zu unferen Füßen wuchert die „Impatiens noli tangere“, man hält gerne zeitweilig an, um sich an der Empfindlichkeit dieser Pflanze zu ergötzen und einigermaßen wieder zu Athem zu kommen, denn die Steigung des Pfades ist an manchen Stellen so stark, daß man die Erbreeken mit dem Munde auflesen könnte.

Am Ausgang desselben scheinen die drohenden Felswände fast über uns zusammenzufallen; — aber wenn man die freie luftige Hochweise, an welcher ein rothes Kreuz und nahe dabei die alte Burg steht, erreicht, süßt man sich für die geringe Mühe reichlich belohnt.

Die Felsstätt läßt sich mit Worten kaum schildern. Ein Theil des Schauplazes der Geschichte des Mittelalters, mit den vielen Schlössern und Burgen, das Kraipfeld mit seinen Gehöften und Kirchen, die bis zur Höhe der Saualpe zwischen fruchtbaren Geländen emporklimmen — die schöne am Fuße der Caravanen-Kette sich hinziehende Thalfläche, in der man einen großen Theil der Hauptstadt mit der schlanken hohen Turmspitze überblickt, — das herrliche Panorama der Umgebung von St. Veit liegt wie eine plastische Landkarte vor uns ausgebreitet.

Ueber einen im Felsen gebauenen Graben gelangt man in den äußeren Zwinger des Schloßes, das am östlichen Abhange des Kraipbergs mit seinen hohen an der Südseite aber scharfkantigen Berchsried das Thal weithin beherrscht.

Durch die mehrere Laster hohe, fensterlose, mit Zinnen versehene Ringmauer führt eine schmale Pforte in ein dasloßes Gemach. Breite Rundbogenseiter durchbrechen die nach Südost gekehrte Hauptmauer. Mit Hilfe einer Leiter kommt man in's Innere des Berchsrieds. Aus dem niedrigen Gewölbe, einem ausgehöhlten, theilweise untermauerten Felsen, findet man nirgend einen Ausgang in die oberen Etagen. Der Schloßbauer, der an der Anhöhe sein Gehöfte hat, scheint dieß Gewölbe des Berchsrieds zu ökonomischen Zwecken zu benötigen. Eine Menge dicker Laub und Reisigbündel sind dazü ausgehäufet.

Die ursprüngliche Wohnung der Kraiger war sehr beschränkt, außer diesem Gemache findet man nur noch im innern Zwinger, aus dem ein großes in der Ringmauer angebrachtes Thor über die über den Graben gelegte Zugbrücke hinausführte, zwei sehr kleine Zimmer, in welchen sich vielleicht schon seit Jahrhunderten einige stolze Fichten recht heimlich gemacht haben.

An diesen vorübergehend bemerkt man eine zweite Pforte, die nach außen führt; da kommt man hinab zu der tiefer gelegenen, auf einem Felsvorsprung erbauten Schloßkapelle. — Leider ist die Treppe schon derauf verfallen, daß man bei der Steilheit der Felswand, ohne sein Leben zu gefährden, auf eine nähere Besichtigung derselben verzichten muß.

Das Gewölbe der Altarische ist noch erhalten, zwei verkrüppelte Föhren breiten ihre mit Nadeln besetzten Zweige schützend darüber aus.

In einiger Entfernung nördlich von Alt-Kraig steht an einer, durch eine Schlucht vom Wiesentoden getrennten Fels Spitze der zweite mit Ringmauern besetzte Berchsried. Die Zugbrücke ist längst schon vermodert in die Tiefe gestürzt, und so ist ein Zugang unmöglich; er hat dieselbe Basisform wie der von Alt-Kraig.

Die Felsenmassen, bis zu deren äußersten Rande sich üppige Wiesen ausdehnen, fallen hier jäb ab. — Wehe dem, der es wagt, an selben unvorsichtig hinaus zu treten. Erst vor einigen Jahren (1841) stürzte der Besitzer der Schloßbauern-Hube über das Felle „Gewand“ in die grauenvolle Tiefe; daß er dabei sein Leben einbüßte, bezogt das hier aufgerichtete, einfache, rothüberlindete Kreuz mit der den traurigen Unfall darstellenden Holztastel.

Gelächert durch die dufte Waldluft, freudig erregt durch die herrlichen Landschaftsbilder, aber mit dem Gefühl der Bequemlichkeit im Herzen, verlassen wir diese halb verfallenen, mit Gesträpp überwachsenen Leidensteine der Vergangenheit, und b



wandern rüstigen Schrittes hernieder in's rauschende, bewegte Leben der Gegenwart, deren stolz sich erhebende Werke vielleicht nach Jahrhunderten mit diesen Ruinen daselbe Poes theilen werden.

F. Franzisci.

## Arabesken von Friedrich Marr.

(Fortsetzung von Nr. 8\*).

### 7. Fatalismus.

Eden stieg, ein held Grimmern  
Nach so vieler Meinden Lauf,  
Aus dem tiefen Born des Innern  
Nymphengleich kein Bild mir auf.

In der Schönheit Frühlingslegen,  
Lebensweck und süßend, da  
Kampf du leibst mir entgegen,  
Wie ich dich in Traume sah;

Tausch in's Herz wie eine Fadet  
Mir hinab dein Feuerbild:  
Sprich, o du mein süß Oratel,  
Was dies Zufall, was's Geschid?

### 8. Das Kreuz am Flusse.

Siebst du aus den Tannenzweigen,  
Dort vom Felten in der Traun,  
Müchtig der Erlösung Zeichen  
Mit dem Seilandsbitte schau?

Golten spielt's im Abendhimmer,  
Dampf erbraust der Wogen Gruß:  
Schwerlich möcht' der süßste Gefahren  
Lenden an der Klippe Fuß! -

Wer, du hoher Strikungsbaue,  
Brüde sich zu dir die Wahn,  
Wer leicht schwingt sich die Taue  
Infer Liebe wohl hinau!

### Die Gewitter des heutzigen Sommers.

Notirt man sich im Verlaufe eines Sommer's die Anzahl der Gewitter und die in ihrem Gefolge auftretenden so furchtbaren und doch so erhabenen Natur-Erscheinungen, und überlegt man reiflich, wie vielen verderblichen Einwirkungen die Feldfrüchte während dieser Zeit ausgesetzt waren, so muß man sich wohl darüber verwundern, wie selbe, zumal in Gebirgsgegenden, den ihnen drohenden Gefahren mancherlei Art noch haben entgegen können und an den meisten Orten glücklich entkommen sind.

\*) In Nr. 8 dieses Blattes, bei der Mittheilung der „Arabesken“ ist die Zahlenbezeichnung der einzelnen Diegen fehlerhaft angegeben, sie sollen heißen: 4. Beim Awe. 5. Erdenfreund. 6. Die barmherzige Schwester und der sterbende Krieger.

Vom 20. Mai dieses Jahres angefangen (ich rede nur von der hiesigen meteorologischen Station und ihrer nächsten Umgebung) bis zum 2. October habe ich nicht weniger als 32 Donnerwetter aufgezeichnet, welche sich für die benannte Zeit folgender Maßen vertheilen:

auf den Mai entfallen 4 Gewitter	
„ „ Juni „ 9 „	
„ „ Juli „ 8 „	
„ „ August „ 9 „	
„ „ Sept. entfällt 1 „	
„ „ October „ 1 „	

Die Hallscheide davon kam aus Südwest, 7 aus West, 7 aus Nordwest, 1 aus Südost und 1 aus Nordost.

Die Gewitter vom 20. und 24. Mai, vom 1., 18. und 28. Juni, dann vom 7. und 28. August waren auch vom Hagel begleitet, der übrigens nur wenig Schaden anrichtete, weil das Hageln nur etliche Minuten dauerte und die Körner ziemlich klein fielen, die meisten aber traten mit heftigen Aufregungen und starkem Winde auf, der am 7. und 28. August in einen föhnlichen, Waldlämme entworzelnden, Sturm ansetzte, und den Gärten auf den Feldern arg mitspielte. Am 14. und 29. Juni während des Tages gab es 2, am 17. Juli und während der Nacht vom 7. zum 8. August gar 3 Gewitter nacheinander. Das Brausen des Sturmes, das Leuchten und Gepfössel der Blitze, der mit Nacht an die Fenster schlagende Regen, der Lärm und Aufbruch in der Natur von 9 Uhr Abends bis gegen 2 Uhr Morgens in jener Nacht war grausenregend. Nur eine Viertelstunde nördlich vom Beobachtungs-Orte schlug es in dieser denkwürdigen Nacht viermal in der Entfernung einer schwachen halben Viertelstunde von einander in einem kleinen Gebirgsflamme ein. Von einem etwa 12 bis 13 Klafter hohen Lärchenbaum schloberte der Blitz, die Spitze desselben atquirierend, ansehnliche Bruchstücke von Rinde 55 Schritte = 22 Klafter weit vom Stamme weg. Einen anderen Lärchenbaum, etwa 6 Klafter hoch, traf der Blitz 3 Schuh unter dem Gipfel, riß ihn ab und schloberte ihn 11 Schritte weit entfernt zu Boden. Rinde und Splint am unteren Theile des Stammes wurden 1 Fuß breit an zwei Stellen auf- und weggerissen, Moos und Erde am Fuße des Baumes 9 bis 10 Zoll tief ringsherum, wie mit einer Karste, durch ihn aufgelodert. — Auch zwei andere Lärchen 100 bis 150 Klafter westlich und südlich vom Beobachtungsorte entfernt, theilten am 20. Mai und 14. August das gleiche Schicksal, so wie am 28. Juni eine nur 4—5 Klafter hohe Föhre. Bei allen getroffenen Bäumen schlangelte sich der Blitz mehr oder weniger schraubenförmig nach demselben herab und theilte sich am unteren Ende des Stammes in zwei Arme und fuhr dann in den Boden.

Gewitterwolken, welche am meisten Elektricität mit sich führten und sich unter häufigen Blitzen entluden, waren die vom 18. und 23. Juli, dann vom 7. und 14. August. Der letztere Tag und der 20. Mai waren für die Beobachtungs-Station ziemlich gefährlich wegen der bedenklichen Nähe, in der das elektrische Flindum zur Erde fuhr. Licht und Krachen war gleichzeitig, was schon etwas zu sagen hat! — Vor dem Ausbruche des Unwetters am 20. Mai, 18. Juli und 28. August hörte man in der Luft ein mächtiges, dem Getöse eines fernem Wasserfalles ähnliches Brausen oder Schäumen, wie sich die Landeute gewöhnlich ausdrücken, welches wahrscheinlich vom Kampfe zweier conträren Winde und dem durch sie verursachten Anpralle der Eismassen herrühren dürfte. Solche Gewitter sind mit Recht zu fürchten, weil sie ohne nahe immer mit Hagel zur Erde stürzen und selten ohne Schaden, sey es dann „hüten oder drüben“ vorüberziehen.

Tauf dem Faszgehalte der Pflanzentämme! sie thäten ihr Möglichstes, um die furchtbar gelobten elektrischen Wellen zu neutralisiren. Allein zu schwach, um ihr Werk ganz auszuführen, dienten sie der in den Wellen überhäufteten Elektricität wenigstens als Pflanzente, als ein natürlicher Wetterableiter, an dem sich „positiv“ und „negativ“ zugleich, zum Heile der nächsten Bewohner und ihrer Wohnungen. Gerade jetzt vor einem Jahre ging es in einem nur 1 Meile von hier entfernten aber am gleichen Gebirgszuge liegenden Gehöfte eines Pautmannes nicht so glücklich her. Dort traf während eines argen Gewitters der Blitz die Scheune, in der schon ein großer Theil der Ernte aufgeschichtet war und zündete. Es war tiefe Nacht. Schnell schlugen die Flammen auf und ergriffen auch das nur ganz nahe stehende Wohngebäude, aus dem die vom Schlafe aufgeschreckten Bewohner nichts anderes retten konnten, als das nackte Leben, schreiende Kinder und etliche Kleider, welche sie in höchster Eile über den Leib warfen, alles Uebrige wurde ein Haub der Flammen. — Man deutete sich eine ratenfeinstere stürmische Nacht und den zündenden Blitz in eine Scheune niederfallen zur Zeit des Spätsommers oder des Herbstes. Ringherum alles nur kranken Material; alles von Holz, weichen Wasser, die Beschapparate oft meilenweit entfernt, elende Wege, wenig hilfreiche Hände, woher soll Rettung kommen? — Ein Glück, daß dergleichen Unglücksfälle sich nur selten ereignen und dort, wo hohe Bäume in der Nähe der Wohnungen stehen, sich noch viel seltener einstellen.

Als der große weltberühmte Amerikaner Benjamin Franklin, mit der Herableitung der Wellen-Elektricität ein gewöhnliches Spielzeug der Kinder, einen stiegenden Trauben, im Juni des Jahres 1752, in Gesellschaft seines Sohnes die ersten glücklichen Versuche anstellte, doppelt glücklich — für die Nachwelt und für ihn selbst, daß er bei diesem Versuche nicht verunglückte, wie es doch so leicht hätte geschehen können, wenn die Schnur des papiernen Apparates völlig feucht, somit mehr leitungsfähig gewesen wäre, weil dann die der Schnur entlodten und überspringenden Funken für ihn hätten tödtlich werden können: so versiel er damit auf die wichtige und wohlthätige Erfindung des künstlichen Blitzableiters, der dann überall eingeführt wurde. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß auch die Spigen der natürlichen Blitz-Ableiter, heher Bäume nämlich, die diesem so scharfsinnigen Physiker zu der herrlichen Erfindung etwas beigezogen haben, denn die Reiblichkeit zwischen Weiden ist so sehr in die Augen springend. — So unglücklich dachte ich, als ich an den beschädigten Pflanzentäumen stehend, welche ich der Weide nach aussuchte, die Herfürzungen betradtete, welche eines der furchtbarsten aber auch gefahrlichsten Natur-Phänomene an ihren Stämmen durichtete und mich der wichtigsten Dienste erinnerte, welche sie vor kurzer Zeit den Anwohnern leisteten und es mit ihrem Leben bezahlten. Denn an ihrem oberen Theile sind die meisten gegenwärtig schon ganz gelb und sangen an einzugehen. In Gebirgsgegenden also übernehmen und übernahmen schon seit langer her die hohen Bäume, bekennend die Pflanz, die Welle der künstlichen Blitzableiter, daher man sich vor ihnen zur Zeit eines Gewitters besonders in Acht zu nehmen hat. Da nun diese Vorsicht nicht kleh den weitenden Hausthieren, sondern selbst noch manchen Menschen unbekannt ist, so vergeht kein Jahr, in welchem nicht Menschen und Thiere unter Bäumen, wo sie gegen das Unwetter Zuflucht suchten, vom Blitze getödtet werden. Will man nun in Ermanglung eines künstlichen Wetterableiters die Wohnungen vor Blitzschlägen möglichst bewahren, so pflanze man hochwachsende Bäume in der Nähe derselben und schone die schon

bestehenden wenn sie nicht kernsaul sind, in welchem Falle sie freilich entfernt werden müssen, weil sie durch einen Blitzstrahl leicht in Brand gerathen und bringende Gefahr für das Haus, das sie beschützen sollen, gerade herbeiführen, wie sich dieses vor einigen Jahren ebenfalls hierorts ereignete. Nur schnelle Hilfe rettete das Haus, welches nicht beim Baum stand. Wenn aber gewähren sie mehr Schutz als ein künstlicher Wetterableiter, wenn er ungeschickt angelegt oder vernachlässigt worden ist.

Im Monate Mai war die Summe des atmosphärischen Niederschlags auf einen P. Quadratfuß = 28.82'' P.

Im Juni . . . . . = 45.12'' "

„ Juli . . . . . = 48.62'' "

„ August . . . . . = 55.14'' "

„ September . . . . . = 30.18'' "

Beim Gewitter am 28. Juni in 1 Stunde sogar = 9.04'' P.

Seit Mitte Juli war der Ostwind vorherrschend, die Gewitter-Wellen gingen, von ihm gepeicht, ganz nieder über die Berge hin.

Die Summe des gefallenen Regenwassers in 5 Monaten = 207.88'' P. ist im Vergleich gegen andere Jahre sehr bedeutend. Regen gab es immerfort in Hülle und Fülle, so daß die Erde dadurch um etliche Wochen vergrüner wurde.

Nach habe ich nachträglich zu erwähnen, daß bezüglich der Stärke der elektrischen Schläge jene vom 28. August Abends die grimmigsten gewesen sind. Nur eine furchtbar starke Entladung konnte es gewesen sein, welche bei der schon bereits erwähnten Lärche Rinden-Stübe über 20 Klafter weit vom Stamme schloernte, den Stamm selbst aber an seinem oberen Theile bis auf den Kern von einander riß, die ganze Gegend mit großem Lichte erfüllte, und die Anwohner wegen der gewaltigen Erschütterung von Luft und Erdboden mit Schrecken erfüllte. Ein zweiter bald darauf folgender Knall tödtete drei Kinder, welche unter einem niedrigen Baume auf einer Weide Schutz gegen das Unwetter suchten, auf der Stelle. Der Ort dieses tragischen Ereignisses ist nur etwa eine gute Stunde vom bewohnten Pflanzbaum in gerader Linie entfernt. Auffallend ist es noch überdies, daß Rinden-Trümmer der vom Blitze getroffenen Lärchen bei nahe noch einmal so schwer sind, als ein gleich großer von nicht Getroffenen. Man erblickt an ihnen einzelne schwarze brandige Stellen.

Et. Jakob ob Gurt, Anfangs Oktober 1860.

R. R.

## Das kärntnerische Diotikon.

(Fortsetzung von Nr. 20.)

**Frankl**, ein aus mehreren Wurzeln und Kräutern bereitetes Getränk zum Purgiren.

**Frantsch, Frantsch**, eine ungeschickte Person. Schott. Dreich. **Druntwögn**, bedewegen, haec ex causa, exinde.

**trappin**, traben, in kleinen Schritten laufen.

**Frätläs**, eine Weife durch ein Jahr ungemäht lassen.

**Drater**, öfter, besser, z. B. Kim drater, d. h. komme öfter. Bei Kero hat es die Bedeutung von sehr, dort lesen wir: draboi unob, d. h. sehr träge, nachlässig. Kero E. 18. und bei Drfried hat es dieselbe Bedeutung, z. B.:

Lazarus ther guato

Ward kumig silu drato,

Kredrigera subti

Jo grosza ummahä.

Pazarus der gute  
Ward krank gar sehr,  
An einer heftigen Sucht  
Und großen Schwäche.

Str. III. 23, 10—13.

**Trätn**, ein Rollenplatz überhaupt, auch ein Weideplatz für das Vieh. In der Wendischen Glossie S. 333 tratta, und S. 413 kitrow = gleba.

**trags**, necken, reizen, beziren, Jemanden quälen, ohne es im Ernst zu meinen.

**trächl**, träben, jenseits.

**trantschn**, 1) sich begeistern, das Fressen des Speichels auf unwillkürliche Weise — daher antrantschn, sich begeistern, beschwunden; 2) auch hat es die Bedeutung von: hart und heftig meinen. In daher verwandt mit thränen, weinen.

**Trapan, Treapo**, eine unbehülliche Weibsperson.

**Trapan**, sein regnen, hänseln.

**Trarna**, Angst und Furcht haben. Englisch to tremble, zittern; französisch trembler, lateinisch tremo.

**Dremel**, ein Knüttel, Peißel. Im Oberdeutschen heißt Trarn ein Balken, wovon Dremel auch gehört. Bei Hippasus bedeutet thrarns überbaut einen Stamm.

**drenin**, träben, jenseits.

**Trensfa**, das enge Geßiß für schone, wilde Pferde. Oberbart sagt, V. S. 362: Trens ist ein leichter Zaum, bei dem das Mundstück aus einer dünnen Stange besteht. Er leitet es her von Tress, welches einen haubförmigen Streifen bedeutet. Das n wurde eingeföhret. Niederdeutsch Trasso = ein dünner Strich. Französisch trace = Zug, Strich, gestrichenes Band.

**Dreischele**, die Troffel. Englisch throstle, auch thrush, tardus.

**d'retsian**, erliegen. Griechisch πρηναι, niederdeutsch Fressen, angelsächsisch frysan, englisch freeze, beländisch vriesen.

**d'rgahn**, aus Mangel an Aethen nicht schnell verwärmt kommen, mit Jemandem nicht gleichen Schritt halten können.

**d'rglanan**, Jemanden auf listige, wohl berechnete Weise überverteln.

**d'rgöfn**, verderben, ruiniren.

**d'rharnn**, anballen, erbalten.

**d'rhörn**, Jemanden, der stüchtig geht, erfassen, einhalten, daß er nicht weiter komme.

**d'rekman**, erschrecken, gleichsam außer sich kommen. In dieser Bedeutung findet es sich schon bei den altdeutschen Dichtern. Diefied hat argmanan, arguaman. Hierbei paßt die Stelle aus dem Gedichte des dreizehnten Jahrhunderts, abgedruckt in den altdeutschen Wäldern der Wälder Grimms, betitelt: Von zwein Kaufmann:

Die maget fere weinte,  
Da mit sie bescheinte  
Ie lutz und auch ir wiplich zucht,  
swa man ez vernemne  
ob ein wip mit erste mme  
dar man si gebe einem man  
den si mit wöllen kuzen an  
mit gesach zu einem mal.

Wes 165—173.

**Drial, Trial, Trietsch**, die Unterlippe. Altirisch bei Forghorn dryl, frustam. Es stammt nach Waghers Meinung von treunen, theilen, abtheilern. Drum magt er an Trial. D. h. er ist heute sehr ungetheilt, unangelegt, mißgelaunt.

**Trif** = tritern, 3 W. er kommt nicht mehr aus'n Trif.

**Trindl**, Taufname: Katharina.

**trinschn, trinsfa**, das unwillkürliche Hervorfließen des Speichels, als sich begeistern, beschwunden, besonders bei Kindern und unentwickelten, läppischen Menschen. Verwandt mit thränen, weinen.

**Trischauß, Drischpl**, die Thürschwelle sammt Staffel. 3 bin über di Drischpl g'flän. Norddeutsch: Drifsel.

**Trisn**, ein aus gleichen, einzelnen Theilen zu einem Ganzen ausgehitchter Gegenstand, z. B. Holz, Stein, Perlozel, Holstisch.

**Trigmer**, der Aufwärter beim Dscheimabte, der die ganze Sache leitet und ordnet, also unser Truchseß. Dieses aber leiten Manche vom alten Troiten, besetzen, her. Zu Schweden heißt Drotning, die Königin, Trot-saer, der Reichsverweser — weht unser deutsches Truchsess, eigentlich Trotsess. Vicarius imperii, kurfand. Oberbard IV. Band, S. 555.

**d'ragin**, läthen, morben, umbringen auf eine mehr langsame Weise.

**d'rnäggf**, neulich.

**Trog**, ein ausgehöbtes, länglichtes Stück Holz, auch wohl oft nur aus Brettern gezimmert, zu verschiednem Gebrauche, z. B. Sautrog, bestimmt das Futter für Schweine aufzunehmen. Bäckertrog, bestimmt das Mehl vom Backen darcin zu thun; Englisch trog, ein Wörtelstück, Speißelstück.

**troi**, drei, englisch three, lateinisch tres, griechisch τρεις, französisch trois.

**Troi**, ein schmaler Alpenfußsteig, der gewöhnlich tief ausgetreten ist, auch ein schmaler Feldweg.

**Tröf**, im Allgemeinen durch Feuchtigkeit weich gewordene Erde. Im engeren Sinne der Urath der Mensch und Thier. Die Franzosen sagen una amo do boue, d. h. Drefseile — ein Mensch — eine Seele, welche der hinfenkten, verächtlichsten Niedertchichtigkeit empfänglich ist. Ubrigens bezeichnet dieses Wort alle schlechten, unbrauchbaren, nichtwerthen Sachen. Es ist verwandt mit stercus, Thier, mit Verlesung des r — also Treo — ob nicht von terreo? —

Es mischt sich in alles so led,

Wie in den Pfeffer der Bauerstred.

(Kos.)

**tröbern, trögern**, sätteln, schütteln. Bei schlechtem Wege tröbert der Wagen.

**Troun**, eine Gattung Semmelgebäck, bestehend aus zwei gleichen zusammenhängenden Theilen, welche kein Oesen getheilt, d. h. getrennt werden.

**Tropf**, ein einfüßiger Mensch. Irisch leitet es von gutta, d. h. Tropfen, her. Aelung von Traube oder träben, trübselig. Schiller von Trupp, ehemals Trophe, eine Herde Vieh. Oberbard leitet es von Tropp, welches im Oberdeutschen Schlag, Schlagfluß, bedeutet, — daher Tropf ein Mensch, der am Geiste geblümt aber überhaupt krank ist; daher die Beiwörter: arm, elend. Gleich meint er mit der arme Tropf. (Weiß.)

**Trotf**, ein mehr schwacher, gutmüthiger Mensch. Vielleicht vom alten Tretten, wovon Trett (französisch trotter) als Verhärtung von treten herkommt. — Im Niederdeutschen heißt Dröteln, zandern, träge sein, welches wohl hierer passen dürfte. Ich erwähne aber auch des Altirritischen troth, und Kenigenschen truh, Trene, Waberheit. Schottisch: Dottled = bledfisch, dumm, trottel.

**d'refn**, sich beschmutzen, beflecken. Altirrisch heißt es salon. Das Altirische salo bedeutete Anfangs schwarz, wober unser häßlich, schmutzig, hervorging — und wovon das französische sauler und englische to soil, abstammen. Lateinisch spurcare, contaminare, Nigritisch: Jemanden überfließen. Niederdeutsch sälen, truh, saale, ital. soglia = Schlamme. Sieh Sudein. Oberb. V. 167.

**d'refnappgan**, etwas Verborgenes auffinden, wahrnehmen.

**d'rätter**, niedergeböhagen, ganz entmuthigt, durch unvermuthete Unfälle niedergeböh, erschrocken. Holländisch toterren, englisch to tetter, zittern, wanken, wackeln, verwandt mit schüttern.

**d'retegen**, läthen, umbringen.

**d'retschf**, niedergeböhagen, entmuthigt. Sieh Tetsch. Englisch daab, Schlag, Stöß.

**Drübeln**, verschimmern, schlechter machen. Feunt hän i mei Häut recht drübelt, d. h. ich habe die ohnehin frantz Hand in einen noch schlimmern Zustand verkehrt. Hühlich: Jemanden zum Hone reizen; i hän kam recht drübelt, d. h. ich habe ihn aufgebracht.

**Drwal**, untern, unteressen. Pleib hä drwal, d. h. unternessen, bis ich j. B. wiederkomme. Sieh da w a l. Zeit und Muße haben.

**Drwarter**, um die Hult und Bauchgehend aufgebunsen, geschwollen sein.

**traun**, trocken. Hühlich: egoistisch, geizig. A trauter Socius.

**Drum**, 1) ein Stück Holz, ein Prügel. 2) Ueberrest von einem Stück Luch. 3) Ein Stüchden Schwaren, j. B. a Drum Brot. Im Diminutivum: „Öib nr' a Druml.

**Drumpf**, die keverzante Karte im Kartenspiele. Hühlich die Zich-reib, j. B. den hän i ährumpf, vielem habe ich die Wahrheit gesagt. Englisch trump, französisch triomphe, lateinisch triumphus, griechisch *Σπρρυβος*, das Stüchblatt, seltlich trumpf.

**Drut**, im Volkglauben ein nördliches Wespen, das im Schisse erscheint, den Menschen drückt, was sich jedoch durch das Stochen des Blutes natürlich erlöst. In einigen Orten der Alp, das Alpenbüchel. Alp ist ein Ueberbleibsel von den Eissen, Alben, Alsen. Incubus. Im Niederösterreich: Wabr, Moor, Nacht-Mär. Englisch night-mare, seltlich marr. Oberb. 4. S. 103. Oberbard leitet Trut oder Trude ab vom Reltischen Drud, Druid. Diese Weisen eines reben Velttes fanden durch ihre Geheimnisse mit ihren Vätern in der nächsten Verbindung, und wurden von ihren Stammern, unumtögen Verehrer für Weisen angesehen, denen höhere Kräfte zu Gebote stehen. In dieser Bedeutung hat sich Trude im obern Theile der Schwaben erhalten, und Wesfel, der im Elsch lebt, gebraucht es:

Kamm bleicht der Mond des Schloßes Dach  
Zum zweitemal, so führt der Jude,  
Ihr Weiser, die verschämte Trude e  
Schen in des höchsten Schlagensack.

Angelächlich drus, drus, die Herr, der Bauerweib. Altenglisch Trut, neubritisch trout, die Trude, das alle Weib, die Bettel. Hilpert II. 612.

**Drutscherl**, ein niedliches, liebliches, etwas fettes Kind oder Mädchen. Englisch drudge (siehe druck) bedeutet eine Person, welche niedrige Arbeiten verrichten muß; Junge, Mädchenjunge, Schiffsjunge. Hilpert I. 293.

**Drutz**, Truz, truzig. 1) In der Kindersprache etwas anballend fordern, bitten, j. B. truz na zua, treue nur fort! Hartnäckig und mit dreiser Zuersticht auf seinem Willen bestehen, mag man etwas begehren oder verweigern, j. B. Truz nit, d. h. gefessentlich nicht. Oberbard leitet es von Truten, besetzen, her — und dieses führt zurück auf das alte Traut, Druht, Truotin, der Herr, wie bei Kero und Isidor es verkommen. Druhtlicher ist die Wurzel dazu in: druzianz oder druzanz, welches verächtlich, unzulässig zu Erwas sein, bedeutet. Mit der werthe bedruent. Wölter R. 2, 5.

**Tschapp**, eine Gattung Brauzimmer-Nos, Pfenfer.

**tschadeln**, paffeln, aus Zeitvertrieb legend eine Kunstarbeit verrichten.

**tschagun**, belubeln, belchmugen.

**Tschalder**, eine ausgebrühte, saftlose Schale, j. B. einer Pimentie; auch ein altes, mageres Weiblein.

**tschändern**, nach Kinder Weise spielen.

**Tschanderwerch**, das Spielzeug für Kinder aller Art, überhaupt eine Kleinigkeit, etwas Kleines, Unbedeutendes, auch die Scherzmünze.

**Tschapl**, ein geistbarmer, gutmüthiger Mensch. Das Englische chap ist verwandt mit jappen = gaffen.

**Tschatsch**, ein unbedeutender, nichtswertiger Gegenstand, eine Sache, an der nicht gelegen ist. Pfeil, Pfänder, Bettel.

**Tschatschschlach**, Spielzeug der Kinder, und tschatscheln, nach Kinder Weise spielen.

**Tschätter**, die Dachtime, Dachtraufe.

**Tschatterer**, ein guter, freundlicher, alter Mann.

**Tschattern**, tröpseln, überhaupt der Schall, der durch das Tröpseln herbeigebracht wird.

**tschattrig**, kränlich sein, sich unzulässig, unwohl fühlen.

**tschaupt**, kränlich sein, von Thieren und auch Menschen gefagt.

**tschauptn**, sich kränken.

**tschäpfern**, stürrende Töne hervorbringen mittelst metallener Gegenstände, j. B. durch Spielen und durch das Bewegen kleiner Müng-

sorten, sei es in der Hand, oder in der Tasche.

**Tschratsche**, ein trägt, santer, feiger, langlamme Mensch.

**tschratschigat**, träg, faul, langsam, lang, truchsam.

**Tschetra**, die Tabakspitze für das Handvoll.

**Tschessil**, eine Gattung kleiner Eseln.

**Tschersch**, ein abgeratene, abgenützte Schuh.

**tschent!** — **tschent!** Ausruf der Bewunderung und des Staunens.

**tschelpeln**, flirren, j. B. mit dem Regen.

**tscheparat**, kränlich sein, sich unwohl fühlen.

**tschepfern**, schlendern, langsam sich fortbewegen, gehen.

**tschinkern**, klingen, j. B. mit Geldmünzen.

**tschinggat**, kränlich sein.

**Tschipl**, eine Handvoll Haare, Leder, überhaupt eine Handvoll haarähnliche Gegenstände, j. B. a Tschipl Här, d. i. eine Handvoll Haare, — a Tschipl Senal, d. i. Haal.

**tschipln**, bei den Haaren ziehen, reifen.

**tschisch'an** = vom Reil zerlegt werden.

**tschisargan**, ziehen nach Art der Weile.

**tschmärgants**, früh Morgens.

**tschmatfagn**, einen weichen Gegenstand zerdrücken, sei es nur mit zwei Fingern oder mit der ganzen Faust, j. B. eine Zwetsche.

**tschmattern**, sich tschattern.

**tschmutfagn** hat die gleiche Bedeutung, wie das vorige tschmatfagn.

**Tschmoigge**, eine halbzerdrückte Birne.

**tschmächts**, zur Nachtzeit.

**tschodarat**, zerhaup, ungelämmt in Haaren.

**tschodern**, bei den Haaren ziehen, reifen, zerhaupen.

**Tscholge**, ein noch nicht vollends gewordener Kahlkopf.

**tschoppn**, bei den Haaren nehmen, ziehen, daher in Kränzen das Zehent-Tschoppn.

**tschdscherlat**, vom Rausche noch nicht ganz gerührt.

**Tschreapn** die Scheren von einem zerbrochenen Topfe, der schlechte Topf selbst. Slavisch: shrep — shropina, die Schere.

**Tschreapn**, mitführen, her Schall, herbeigebracht durch das Klopfen an einem zerbrochenen Topf.

**Tschrielesch**, ein gutmüthiger, einfacher Mensch.

**Tschutra**, eine Feldsolche.

**tschnu**, der Ruf an die Schweine.

(Fortsetzung folgt.)

**Berichtigung.** Im letzten Blatte der „Carinthia“ Nr. 20 soll es Seite 154, Spalte 2, Zeile 5 und 6 von oben heißen: Ueberleiters' Thierlein ist das Werk eines vieljährigen Fleisches, an erst am weit über die Grenzen unseres Vaterlandes u. s. w. Ferner soll Seite 156, Spalte 2, der Schluß des Nachsatzes also gelautet werden: Wäge es auch fortan in Oesterreich's Krone ein geschätzter und wohlgeachteter Obelstein bleiben, durch eigene Truce und die Tapferkeit seiner Ehne! —

# Garinthia.

(Fünzigster Jahrgang.)

N<sup>o</sup> 22.

Sonnabend, den 3. November

1860.

## Erzherzog Albrecht und Benedek!

Hört ihr der Jubel am Mincio-Strand  
Zusammen die Waffen schloßen?  
Die Felken erscheinen Hand in Hand,  
Genossen aus ruhmvollen Tagen!  
Ein brausendes Alleluja, —  
Albrecht und Benedek sind da!  
Mit ihnen zur großen Stunde  
Des Marschall's Geist im Punkte!

„Den Feldherrn, auf den jed' Auge schaut,  
Laß bringen mich, Herr, den Getreuen!  
Ich selber will mich am Jubellaut  
Der alten Gefährten erfreuen!“  
So sprach zum Kaiser, schlicht und groß,  
Novara's Sieger! Aar! 's Feldenspreß!  
So jauchzt es durch alle Glieder  
Der Bataillone wieder!

So laßt von den Böhnen den Aler und zieh'n,  
Doch im alten Glanze sie schimmern!  
Nicht mehr soll der schönen Kaiserin  
Die Thräne das Aug' unstimmern!  
Es war des Glüd's, nicht unsre Schuld! —  
Bald soll Sie getröset, in Mutterhuld,  
Neue Siege von Des'treich's Heeren  
Den kleinen Kut'oss lehren!

Friedrich Wenz,  
I. I. Oberlieutenant.

## Erste Glocknerfahrt im Jahre 1860.

Am 26. August 1860 zeigte sich der Großglockner seit längerer Zeit zum ersten Male ganz rein und unumwölkt; die Procht der Gletscherwelt lud zu sehr zu einem Besuche ein, als daß man hätte widersehen können. Herr Wenzel Kullak, Techniker, und der Schreiber dieser Zeilen saßen den Entschluß, die Besteigung des Großglockner's zu versuchen, und brachen unter der Leitung des bewährten Führers Johann Oronegger, vulgo Krausner, welcher sich noch

vier sehr tüchtige Gehilfen ausgewählt hatte, am 26. August gegen 4 Uhr Nachmittags von Heiligenblut auf. Ein wolkenloser Himmel ließ den Anblick der Berge vollkommen genießen, und verpoch ein schönes Wetter für den nächsten Tag. Auf dem Wege zur Leitertalpe genährte vornehmlich der Punkt, wo man gewöhnlich zum zweiten Male rastet, eine reizende Ansicht der Bergseite dem Fleißgletscher bis zum Poserzentopf. Bald nach 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr gelangten wir in die „Einöde“, in welcher die zum Nachquartier bestimmte Alpenhütte liegt, von wo aus der Fleißgletscher, welcher von der Abendsonne beschienen wurde, sehr schön zu sehen ist, und lange unsere Blicke festsetzte.

Gegen Mitternacht verließen wir die Hütte und wanderten beim Scheine einer Laterne längs des Leitertalwegs unserem Ziele zu. Die Nacht war sehr hell, die Bergspitzen waren dem Mondlicht sehr schön erleuchtet, über uns wölkete sich ein ganz wolkenloser Himmel, die Temperatur war sehr milde; am Reckthorn, wo wir bald nach 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr anlangten, zeigte das Thermometer + 6° R. Der Weg über die Schneefelder war sehr erleichtert, weil der Schnee hart genug war, und ein ziemlich rasches Vordrängeschreiten zu gestattete. Die Beleuchtung wurde immer reizender, als der Mond unterging und die Sterne heller zu glänzen begannen, bis die Morgendämmerung anbrach, und fast nur mehr der Morgenschein mit seinem violetten milden Glanze und entsähte. So wie wir über die Berge, welche zur Glockner-Gruppe gehören, hinüber sehen konnten, entwidete sich das Bild, das unser wartete; mit jedem Augenblicke traten neue Gebirgszaden hervor, und man ahnte, welchen Entzude die Kantschitz von der höchsten Epige werden würde.

Nach 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr erreichten wir die Fehrenwarte, und genossen auf dem Wege zur Aler'sruhe, wo wir zwei Adler freisen sahen, das prächtige Schauspiel des Seimenaufgehens.

Der Himmel war ganz rein, nur die entsernten Ebenen waren mit einem leichten Nebel bedeckt, die Luft war zwar scharf, jedoch ziemlich ruhig; wir konnten nemach die Besteigung des Glockner's mit den besten Hoffnungen beginnen. In der wiederholt beschriebenen Weise, und ohne den geringsten Unfall ging es vorwärts, und um 9 Uhr fanden wir auf der höchsten Epige.

Der Entzude, den die großartige Gebirgswelt macht, und der Gebanke an den Ort, wo man nach überstautenen Ersahnen steht, lassen eine Ergründung entziehen, welche nichts Ähnlichem verglichen werden kann. Zunächst festsetzt der vor dem Beschauer liegende Kessel mit den ihn umwidenden, zur Glockner-Gruppe gehörenden, Bergen das Auge; dann folgt man den Bergzügen, welche die Glockner-Gruppe von dem Poserzentopf und dem Mallniger-Tauern bis zur Dreiherrnspitze und dem Benediger gleich-

fan in einem Halbkreise umgeben. In weiterer Ferne sieht man den Alpenzug, welcher sich von dem noch sichtbaren Terglo durch Krain, Kärnten und Tirol gegen die Schweiz hinzieht, und aus welchem viele Gletscher hervorragen; von den äußersten Endpunkten dieser Gebirge erblickt man die Gebirge, welche gegen Baiern zufließen, und kann dieselben über den hervorragenden Wagman hinweg bis nach Salzburg und Oberösterreich verfolgen; endlich überblickt man den Gebirgszug, welcher sich zwischen Oesterreich und Steiermark hinzieht, mit allen seinen Abzweigungen; in weiter Ferne taucht ein Gebirgszug auf, welcher wohl an Ungarns Grenze liegt. Die Fläche war verthüllt, und man nahm insbefondere nichts von dem bairischen Tieflande wahr. Von Thälern sah man nur das von Heiligenblut und Kalle. Dieser Umstand hat wohl beigetragen, das Großartige des ganzen Bildes, welches sonach bloß in einem Panorama der Gebirgsfläche bestand, zu erhöhen.

Den höchsten Reiz gewährte die Beleuchtung; der Himmel war aber uns tief dunkelblau, diese Farbe wurde immer lighter gegen die Kreislinie des Horizontes zu, der leichte Nebel endlich, welcher die äußerste Linie des Horizontes umfaßte, hatte einen Hauch von rosenrother Farbe. Das Sonnenlicht war sehr matt, so daß man ohne Beschwerde in die Sonne sehen konnte; von eigenenthümlicher Schönheit war deshalb der Glanz des Schnees und die Farbe der Schatten, so wie auch die grotesk geformten Felsmassen der entfernteren Gebirgszüge dadurch ein geisterhaftes Ansehen erhielten; die niederen, bewaldeten Gebirge erschienen in einem etwas fahlen braunen Töne, welches die Wälder nicht unterdrücken ließ, so daß der Eindruck des Massenhaften ganz ungetrübt blieb.

Die Temperatur war an der höchsten Spitze ziemlich kühl, das Thermometer zeigte in der Sonne + 3° R., es wehte ein scharfer Luftzug, so daß wir die Spitze nach einer Stunde verließen. In den unteren Theilen des Berges hatte die Sonne den Schnee fast erreicht, so daß wir mit jedem Schritte ziemlich tief einsankten und den Rücken nur selten durch das bedeckte Abdröhen erleichtern konnten. Um 12<sup>1/2</sup> Uhr erreichten wir den Fuß des Reesbodeus, wo das Thermometer in der Sonne + 18° R. zeigte. Bei dem Niederkommen aus dem wüsten Theile des obern Peitertales haben wir bei schöner Beleuchtung die gegenüberliegenden Gletscher des Hohen-Max und der Fleiß.

Um 6 Uhr schiedten wir von der Thalshöhe aus unsere letzten Schritte den Gloggnackner zu, und erstreuten uns an der Herrlichkeit und Theilnahme, mit welcher der hochwürdige Herr Pfarrer und die in Heiligenblut anwesenden Fremden uns empfingen, während Pöllerschäfte das Echo in den Bergen wahrnehmen, und in diesem Jahre zum ersten Male unternommene Gloggnackner-Besteigung zu feiern.

Mit der Empfindung des größten Dankes muß man anerkennen, daß alle Führer die größtmögliche Sorgfalt anwandten, und sich bezüglich ihrer Danksamkeit, Stärke und Umsicht vollkommen bewährten.

Schließlich kann man die wiederholt gemachte Bemerkung bestätigen, daß die „Glednerfahrt“ mit der vollsten Sicherheit unternommen werden kann, wenn man völlig ruhig bleibt und den Führern völlig vertraut. weil sie es sind, welche den Reisenden über alle bedeutenden Stellen förmlich hindern bringen; wenn man sich auch von einer Beklemmung übermannen ließe und sich zur Besteigung der höchsten Spitze nur ungenz entschließen wollte: so kann man gewiß seyn, daß die Fern-

sicht, welche man von der niedrigeren Spitze und selbst von der Adlergrube genießt, wohin man ohne alle Gefahr gelangen kann, für die Beschwerden dieser Bergpartie reichlich entschädigen.

Heiligenblut, am 28. August 1860.

Dr. Philipp Ritter Harasowsky,  
k. k. Staatsanwalt-Zustiftung aus Pesth.

Die zweite Besteigung geschah am 8. October ebenfalls bei dem reinsten Himmel. Der Besteiger war Paul Gheißel, ein Student aus Heidelberg. Da er bei der Rückfahrt vom Gloggnackner gleich in's Kaiserthal hinunterstieg, so konnte er seine Wünsche zc. im „Glednerbuche“ nicht niederschreiben. Er war ein sehr tüchtiger Bergsteiger, und erreichte die höchste Spitze schon um 7<sup>1/2</sup> Uhr früh. U.

## Besteigung des Hohen-Max.

Am 27. August traten um 2<sup>1/2</sup> Uhr Morgens bei sternensbesätem Himmel unter der Anführung des Leonhard Tribner, vulgo Fleißner, P. Marus Peringer, Gymnasialprofessor aus Klagenfurt, Herr Wach, k. k. Förster aus Winklern, und Sauper, k. k. Forstwart von Döllach, der als Träger verwendet wurde, den Weg von dem Fleiß nach dem Hohen-Max an. Nachdem sie sich in dem gegenwärtig unbewohnten Pochwerk des Herrn Simon Komposch von den mitgenommenen Borräthen gestärkt hatten, ließen sie über den verfallenen Gaisrädlen und gelangten zu dem Zirbelsee, in welchem sich die ihn einschießenden Gebirgsbänne herrlich abspiegelten. Von da führte sie ihr Weg zur Helzsch, welche inmitten eines Gletschers gelegen ist, und ebenfalls dem Herrn Komposch gehört; den Stollen fanden sie mit Eis eingestürzt, Fußboden und Wände der Knappenhütte ganz durchwässert. Nun ging es steil zu einer Gebirgsflanke hinan. Hiner verließen wurde wieder Kaff gemacht, Erfrischungen eingenommen, mit Fernrohren die Besteiger des Großgloggnackers aufgesucht und auf der schneebedeckten Pyramide auch glücklich aufgefunden. Die Besteiger des Hohen-Max setzten darauf ihre Wanderung fort, wurden aber ein paar Mal bitter enttäuscht, indem sie meinten, mit der nächsten Schneefläche den Kopf des Hohen-Max erreicht zu haben, während sie nur einen seiner weit ausgedehnten Ästige erklommen. Nach acht Stunden wurde endlich auf die letzte Höhe (10,309' überm Meer) erstiegen. Einen überzogenen Lohn für die glücklich überstandenen Strapazen bot die entzückende Rundsicht, welche, von dem reinsten Himmel begünstigt, nur durch die Gloggnackner-Gebirgsgruppe unterbrochen wird, wofür aber diese durch ihren imposanten Anblick reichliche Entschädigung gewährt.

Der Rückweg wurde durch Kauschpartien erleichtert und beschleunigt. Man nimmt den Gebirgsstock als Steuerruder unter den linken Arm, setzt sich auf die oft nur zu schiefe Ebene nieder, und mit Windeischwindigkeit fährt man bergab. Statt des Gaisrädens wurde auf der Heimkehr der Sammelpfad eingeschlagen, welcher an dem Wasserfalle des Seebach und des Fleißbachs vorüber führt. Während der Seebach in unzulänglichen kleinen Wasserfällen, die sich da trennen, um sich dort wieder zu vereinigen, von einer sehr bedeutenden Höhe herabstürzt, schlendert der Fleißbach, welcher aus dem vielfach gefälligten Abzuge des gleichnamigen Gletschers hervorbricht, sein Wasser in mehreren Stufen so gewaltig

herab, daß es aus dem letzten Kessel in einem Halbkreis herausschleift.

All' denjenigen, welche die Gefahren einer Glockner-Befestigung scheuen, dabei aber nach einer großartigen Rundschau auf Göttrige sich sehnen, wird die Befestigung des Höhen-Par bestens empfohlen.

### Die Wettersee'n.

Im Alpenlande entfaltet die Natur ihre ganze Herrlichkeit und Größe. Das geheimnißvolle Walten ewiger Gesetze, der stille Ernst, von dem ihr Willen begleitet ist, zeigt sich hier großartig und häufiger als im wechselstürmigen Flachlande. Hier werfen sich in tausend neuen Gestalten und Erscheinungen dem unbefangenen Auge ebenso viele Räthsel zur Lösung auf, vor denen der Vortmann in sinnlose Ehrsucht verstimmt und der Forscher abweisend stehen bleibt.

Gewiß zu den interessantesten dieser räthselhaften Erscheinungen des Alpenlandes gehören die Wettersee'n. Eingeschlossen zwischen gewaltigen Gebirgsmassen, meist in einer Höhe von 3—5000 Fuß, liegen sie erst und schweigen da wie schlummernde Löwen, auf den ersten Blick nur durch ihre Lage imponant. Valt smaragdgrün, kalt grünlichblau und an andern Stellen sich in's Dunkelblau verlierend, strarren sie regungslos da, von keinem Raden durchsturt und von wenigen Fischen durchzogen. Ist eine schießbare Zu- oder Abfluß werden sie durch jahreliche Quäl'n von Göttrige genährt, an dessen Ufern sie ruhen. Eitel wie leuchtende Wäude fallen die Ufer in die Fluth; es ist, als hätte sich plötzlich eine flüssige Masse vor dem feindlichen Elemente entsetzt und wäre dann äänend erstarrt. An ihnen hängen keine Gebüsche, den Rand des Sees zu besähten; hier führen kleß dürstige Fußspäthe vorbei, die mau nur mit Göttrige passieren kann. Und moge es Niemand, der sie wäntert, die Ruhe des See's durch einen Steinwurf zu stören. Wer sich dann nicht beillt, aus dessen järedlichen Nähe fernzukommen, ist unrettbar verloren; denn bald entkült sich die ganze Wätsch der Alpennatur in all ihren Ereduden und sursichtbaren Erbdenheit. Die senft so rubige Spiegelfläche des Sees trübt sich und bietet bald das Bild eines gewaltigen Wellentempes dar:

„Da locht es in der Tiefe, Göttrige steigen auf,  
Dampf rellt ob dem Göttrige der Tenner seinen Lauf,  
Der See steigt über's Ufer, es glüht's des Himmels Flammen,  
Und hoch'schlägt über dem Frevler die schwarze Fluth zusammen.“

Mit ungläublicher Echneligkeit hat sich ein Göttrige entwickelt, wie es nur die Hochgebirge sehen, und mit noch größerer Schwelle hat es sich entladen und ist es vorbei, da blaut wieder der Himmel und es lebrt die alte Ruhe und Stille zum See wieder zurück, welche ihn früher ungab.

Die Wahrheit dieser Schätterung wird durch vielfache Zeugnisse erschräner und vertrauenswürdigter Männer bestätigt. Für sich spricht die Sage, die wie ein poetischer Lust um jede namhafte Erscheinung sich ansmehmt und auch an die Wettersee'n sich anlehnt. Der Volksglaube — sagt Fenchter's Leben — ist für die Erkenntniß der natürlichen Dinge eine sehr ergäbige Quelle; denn er ist das Unifone derjenigen Menschen, die Augen und Ohren für sie haben und nicht mit Reflexionen ihnen beisimmen wollen.\*

Wie jedes Alpenland besitzt auch Rännten einige solcher „Wettersee'n“, welche das Volk bedeutungsvoll schwarz See'n oder winter auch „Wildsee'n“ nennt. Ein solcher ist

der See auf der Korolpe, aus Kaufcher's und Dr. Taugl's poetischen Bearbeitungen bekamt; solche See'n sind die See'n am Kreuzkeß, südlich vom obern Wätschale\*), ein solcher ist endlich auch der Wätschalee, südlich von St. Jakob im Resachtale. Von Legtmer erzählte mir ein Freund folgendes:

„Ich ging einmal eines Nachmittags — es war schon ziemlich spät — bei schönstem Wetter am Wätschalee vorüber. Da brach unversehens vor meinen Füßen ein Et in los und rollte in den See. Ich ging rubig weiter, dürfte jedoch kaum fünf Minuten gegangen seyn, da wurtte es allmälig finster; ich sah Nebel von oben See aufsteigen, den Bergabhang hinaufzulen und oben sich zu Wellen gestalten. Bald begann es zu bligen und zu donnern, und der Regen, der auch nicht lange auf sich warten ließ, fiel in Strömen vom Himmel. Da es immer finstler wurtte, so daß ich den Weg gar nicht mehr sehen konnte, blieb ich treg des Regens stein, wo ich gerade stand, um abzuwarten, bis das Göttrige sich verzög. Und Dank dem Himmel! ich that recht. Der mir vorher ein Wig jzsend in den See und erleuchtete mit den Abgrund, über welchen ich schwebte und in welchen ich ohne Zweifel hinunter gestürzt wäre, sobald ich nur einige Schritte vorwärts gethan hätte. Es dauerte nicht lange, so war das Göttrige vorbei, und ich konnte, zwar noch bis auf die Haut, aber inebst doch sicher kein Schine des hellen Tages wieder von meinem Verbanungsort abziehen.“

Dem Wätschalee gilt das Mätschale. Auch hier befindet sich ein solcher See (er dem Berge den Namen gibt), welcher die eben beschriebene Eigenschaft besitzt. Um seine Göttrige und über dem Wätschalee des See's wehen die Fyren ihre gepseligen Reigen und treiben Wellen ewer. Beim heiteren Tage entladt sich oft eine solche in einem sursichtbaren Göttrige über den See.

Von einem solchen Wettersee erzählt auch eine Drausaltersage: Ein alter Mann wollte sich überzeugen, ob das Gerüde der Leute denn auch wahr sey. Er ging deshalb zum See hin und schleuderte einen Stein hinein. Nicht lange, so fing es zu regnen, zu bligen und zu donnern an. Der Regen wurtte immer heftiger; der See schwell an und trat über die Ufer. Da hielt sich dann der Alte nimmer recht sicher und sich und kam zu einer Aluhütte. Hier glaubte er Erbad und Schutz zu finden. Aber auch hier war ihm das Wasser gefolgt. Und plötzlich kam ein ärgster Sturm und Regen ein ungroßer Mann halb nocht und mit langem grünen Gras bewachsen auf ihn herau. Es war das der Wasserwurm. Fernig verwir er ihm sein Regimen und sagte: „Ist es nicht genug, daß mich die Finter beständig beinträchtigen und stören, mußst nun es auch du, der du doch iden so alt bist, thun?“ Dann nahm er ihn bei der Hand und führte ihn mit sich. Bei einem Felsen bielten sie an, der sich auf ein Paar Etzeide wohl selbst öffnete. Naturd führte ihn nun der Wasserwurm in einen langen unterirdischen Gang, ihn festwährend bei der Hand haltend. Anfangs war es sehr finster, aber

\*) Auch in der Wätschale befindet sich ein sogenannter „schwarzer See“, nicht minder an der Südseite des Eisendubes der Drausalters, von dem insbesondere nach der Volkmeinung die sich über Klagenfurt vertheilenden Göttrige den Ursprung haben sollen, so daß eine Gesellschaft, die vor einigen Jahrgenden jene Göttrige besuchte, erinnertlich sich den Ederg mochte, einen aus ihrer Mitte zu bereiden, durch einen Steinwurf in den Abgrund des See's ihn aufzulegen und so seinen Bekannten in Klagenfurt die Kunde seines Zerfeyns durch Donner und Wig zu verklären. D. Red.

je weiter sie gingen, desto leichter wurde es; denn die ganze Wand war lauter Karfunkelstein und dieser leuchtete wie das hellste Licht. Entlich kamen sie auf einen freien weiten Raum, auf dem viele tausend Menschen beschäftigt waren und an einer großen Maschine arbeiteten, um das Wasser in die Höhe zu treiben. „Jetzt schau einmal — sagte der Wassermann zum Allen — was ihr den Leuten für Arbeit macht! Wie lange müssen die pumpen, um so viel Wasser hinaufzubringen. Die Leute aber, welche du hier siehst, sind lauter im See ertrunkene Menschen.“ Hierauf warnte er ihn nochmals und trug ihm auf, auch seinen Kindern so zu verbiethen. Dann führte er ihn wieder denselben Weg zurück und erlaubte ihm mitzunehmen, was er einkufen könne. Als er nach Hause kam, erühre er, daß er schon einen ganzen Monat abwesend gewesen sey, während es ihm kaum ein Tag dünkte. Die Sachen aber, die er mitbrachte, waren viele Millionen im Werth.

Könnte man aus dieser Sage den Kern, so ergibt sich das oben beschriebene Phänomen. Professor Simony in Wien beobachtete dieselbe Ercheinung an einigen Zellen des „Salzammergutes“ und „Salzberg.“ Der Nebel verursachte da die große Dunkelheit. Dasselbe erzählt man vom Mummelsee im „Schwarzwald“ ic. Die Ursache desselben vermag ich nicht anzugeben; „N doch das Daß in allen Verwandlungen jenes Proteus, den wir Leben nennen, dasjenige, was gerne bei uns verweilt, während das Wie vor uns beständig auf der Flucht ist.“

Klagenfurt, im August 1860.

Valentin Vogatschnigg.

## Malteiner Geschichte.

### 6. Des Doctor's Meisterstück.

Seit einigen Jahren fällt im Maltheale im Winter nur mehr wenig Schnee. Das war sonst anders. Besonders im Jahre 1828 soll hier eine bedeutende Masse Schnee's niedergefallen seyn, und die Erinnerung daran knüpft sich an ein Ereigniß, welches sich alda seitdem nicht wiederholte.

In Obermalta, wo eben das Pfarrgotteshaus sich befindet, liegt auch die „Wolfsbauercellar“, eine eine anschauliche Hube — jetzt bloß durch das zum verfallenen und zerstückelten Grundbesitz unverbhältnißmäßig große Wohn- und Meicrei-Gebäude an den alten Wohlthät mateneu. Besonders das Futterhaus mit seinen massiven Pfeilern, Wölbungen und Abtheilungen gehört zu den schönsten und größten dieser Art in der Umgebung und selbst die wiederholt darüber losgebrochenen Wassergrüsse mit ihren Felstrümmern im Jahre 1848 und 1851 haben es nicht vernichtet. Der alte Wolfbauer hatte dieses Gebäude eben von Grund auf neu hergestellt — als der Winter vom Jahre 1827—1828 die große und schwere Schneedecke über Thal und Berg ausbreitete und auch das Dach des besagten Futterhauses mit einer tüchtigen Portion bedeckte. Ueberall hatten die Leute vollauf zu thun mit dem Abschöpfen des Schnee's und Entlastung der Dächer, und es war ganz natürlich — daß unser Wolfbauer vor Allen das Wohnhaus von der darauf drückenden Wucht zu entlasten suchte, für sein nagelneues Futterhaus aber nicht in Sorgen fiel.

Indessen war hier des die Schneemasse übermächtig. In einer Nacht weckte die Leute das Krachen der Bäume und das Gebrüll der im Stalle eingesperrten Pauschtiere. Man eilte mit Laternen und Spänen herbei und fand selbst genug das Dach des Futterhauses von Schnee entblößt,

und oben am First weit auseinander gespalten, die gemauerten Pfeiler von der strotzenden Linie abhebend und zerklüftet, so daß jedoch kein Unglück. Da die Stallungen nicht gelitten hatten, war das Hausdach wieder ruhig geworden, und da ober den Stallungen das Heu und Stroh an den Seiten bis zum Dach aufgeschichtet stand, konnte auch dieses nicht weiter dem Zug in die Tiefe selgen.

Dieselbe Nacht verzug unter großer Beängstigung, und als es endlich Tag ward — wurde das Sparwerk des Daches verständig und fleißig untersucht. Die Rassen waren aus ihren Jochen gewichen und an den Verbindungen verlegt, der Firstbaum gemüht und gebrochen, ebenso die Latzen an beiden Seiten, die Bretter in ihrer Masse verfallen und es sah eben traugig genug aus, um unsern Wolfbauer zu bewegen, schnelle Hülfe zu treffen, daß nicht das ganze Gebäude auseinander gehe.

Er sahnte also bei seinen Nachbarn um eiserne Ketten an — und brachte deren so viele zusammen, daß er damit das ganze Futterhaus umspannen und mit diesem originellen Nothbehebe dem weiteren Zerfallens desselben vorbeugen konnte.

Im ersten Frühjahre führte er verschiedene Baummeister herbei, um ihre Meinung einzuholen und den Schaden auszubessern. Allein dieselben erklärten, daß hier nicht auf die Dauer zu helfen sey, und daß man eben den ganzen Stadel abtragen und neu aufsetzen müsse.

Es läßt sich denken, daß diese unsern Wolfbauer gar nicht gefallen wollte, aber schließlich kam er auch auf den Gedanken, daß er das zweite Mal den Bau anfangen müsse.

Um dieselbe Zeit hatte sich im benachbarten Gmünd ein junger Zimmermeister niedergelassen — ein schwächliches Männchen, von wenigen und kurzen Worten, den seine Herren Kollegen als Doctor titulirten — wahrscheinlich ein Eptigname — da seine Ansichten ihnen oft paradox erschienen.

Derselbe hatte von der Verlegenheit des Wolfbauers gehört und kam gelegentlich im Vorbeigehen auch dessen verunfalltes Futterhaus zu besichtigen. Der Wolfbauer, der diesen Mann nicht besonders hoch anstand, fand es nicht der Mühe werth, hinaus zu kommen, sondern sah vom Fenster aus zu, wie der Meister und sein Begleiter gestikulirten. Nachdem sie sich eine Weile unterhalten hatten und im Fortgehen waren, trat er ihnen doch aus Neugierde nach und fragte den Doctor, ob denn auch er glaube, daß man den Bau von Neuem angehen müsse.

Dieser wiederum fragte den Bauer, was er ihm geben wolle, wenn er in einigen Stunden sein Futterhaus wieder dauerhaft herstelle.

Der Bauer versprach ihm natürlich eine ansehnliche Belohnung, ließ sich aber vorläufig den Plan so weit erklären, daß er an dem Gelingen desselben Hoffnung setzen konnte.

Nun wurden an den Seiten des Futterhauses mächtige Bäume eingezogen, die zerbrochenen Latzen und verlegten Rassen nach Bedürfniß reparirt, ein neuer Firstbaum an Ort und Stelle eingesetzt und vorläufig ein Tag bestimmt, an welchem unter Beihilfe der Nachbarn die Wiederherstellung des Futterhauses wie mit einem Ruck stattfinden sollte. Der Tag erbrach — es dimmelte von Arbeitseuten am Hauptplatze. Überhand Gerüste, Leitern, Stricke, Binden, sammt anderen Werkzeugen waren vorhanden und der Meister erbeute die Anstalt, stellte jeden an den passenden Platz, ertheilte seine Befehle, damit jeder auf seinem Posten seine Aufgabe genüge. Der Wirth ersah ungeladen mit einem ungeheuren Dampfen Schnaps, um auch seinerseits etwas zu leisten und



den Arbeitern Kraft und Fener in die Adern zu gießen. Alles lacht und jubelt, nur der Doctor treibt ihn fort und verlangt zu diesem Geschäfte Nüchternheit und Schweigen.

So wurden endlich, da Alles bracht war, die Wunden angelegt und das Werk begann. Wieder tracht es im Dache und in den Bäumen, und dazwischen hört man das Commando des Meisters. Der Dazwischen sagt sich wie von selbst zusammen, die Weiler stellen sich wieder gerate und nun wird gehämmert und genagelt. Der Meister lachte. Der Bauer lachte auch, als in Zeit von einem halben Vormittage das Werk gethan war. Heutigen Tages noch steht der Stadel, der auf diese Weise wieder hergestellt wurde. Man sieht an den gemauerten Pfeilern noch die Punkte wo sie geborsten waren — aber sie haben, wie gesagt, seitdem wiederholten Verschüttungen widerstanden.

Nachdem das Werk gelungen — ward den Arbeitsleuten wieder Trunk und Rete versattet und sie benühten das, um den finanziellen Meister hoch leben zu lassen.

Der Name des Doctors bekam einen guten Klang — in ein Paar Jahren ward er herrschaftlicher Zimmermeister, dann glücklicher Familienvater — ist aber, wie die Meisten, die bei obigen Werke mithatun — längst gestorben.

R. R.

## Strenge Stimmen über die Fortsetzung des Handbuchs der Geschichte des Herzogthumes Kärnten.

Die Stimmen literarischer Organe über die Fortsetzung des Handbuchs unserer Geschichte zu vernehmen, dürfte uns so angenehmer sein, als sich damit das Urtheil über das bisher Geschickte und über die Möglichkeit vertheilt, bei dem Ausfalle eines der wichtigsten der dabei mitzubedenkenden Faktoren, doch etwas Erhellendes zu leisten. Die „katholische Literaturzeitung“, das einzige Organ dieser Art in Oesterreich, enthält in ihrem Hefte vom 16. April 1860, Nr. 16, über das letzte Heft der II. Abtheilung obigen Handbuchs Nachsichendes, was wir uns des Zusammenhanges mit einem späteren einschlagenden Artikel erst jetzt geben:

„Mit dem vorliegenden Hefte ist ein Werk abgeschlossen, auf dessen Abfassung der Autor lange Jahre verwendet hat, und welches eben so zur Verherrlichung wichtiger Kenntnisse von diesem Lande als zum Beweise dienen kann, was rege Vaterlandsliebe vermag. Denn wer es weiß, welche Mühe dem Verfasser an sich selbst abzugeben, dafür aber freilich auch der mühsigen Schriftstellerei glücklicheren Wohnorten die Sammlung und Sichtung der Quellen verursachte, wie vielfältig die Abhaltungen durch seine Berufspflichten waren, der wird die Reichhaltigkeit des Gehobenen nicht genug zu würdigen wissen. Der früheren Hefte wurde in vielen Blättern bereits wiederholt getracht; siehe Jahrgang 1855, Nr. 51, Jahrg. 1857, Nr. 45 und Jahrg. 1858, Nr. 29. Weist, Anlage und Richtung des Ganzen wurden dort mit gebührender Liebe gekennzeichnet. Es erübrigte noch einige Worte über das vorliegende Schlußheft, dessen Dicksichtigkeit manchen Leser beim ersten Anblicke mit dem behandelten Gegenstande und Zeitraum nicht im Verhältniß zu stehen scheinen mag. Allein Kersent, bei dem, oft gesunden, dies Aufzuge auch der Fall war, ist sehr bald von seinem Irrthum abgelenkt. Denn man lernt daraus das ganze jezige Kärnten, wie es durch das letzte halbe Jahrhundert so geworden ist, nach allen Seiten kennen; Schötzler's in der Vorrede benutzte Worte, daß die Geschichte eine fortlaufende Statistik und die Statistik eine stillstehende

Geschichte sey, bekommen hier einen gelungenen praktischen Commentar. Land und Städte, Religion und Kirche, Gesetzgebung, Pflege und Ueberein der Volksehrung, Kunst und Sitten, Berg- und Landbau, Gewerbe und Handel werden quellennmäßig und nach eigener langjähriger Beobachtung geschildert. Ein einziger Mann hat hier, freilich nur in Umrissen und ohne Zweifel dort, wo er sich etwa weniger competent erachtete, nach den Zeugnissen der vielen ihm bekannten einheimischen Stadtmänner, für seine Heimath das geleistet, was gleichmäßig für das größere Raubbar- und Brudersland das Aufsammentwirden der gegenseitigen Interessen desselben vollendet hat. (S. Nr. 14 v. Bl.) Es will damit nicht weniger als eine Herabsetzung der letzteren höchst verdienstlichen Leistung beabsichtigt werden; diese verfolgt ja einen anderen Zweck, und ist derthalb dabei gerade das die Hauptsache, was hier im letzten Hefte nur abzurufen und abschließen. Aber eben dieses letzte Heft verbreitet sich über so viele und so mannigfaltige Dinge in so anschaulicher Weise, daß selbst unter das Verzeichniß unseres Verfassers nicht besser angedeutet werden konnten, als indem man diese Arbeit jener an die Seite stellte. Nachdem während des Druckes derselben der Freiherr v. Antersdorfen, zu früh! mit Tod abgegangen ist, lange ehe er den von ihm übernommenen und erst bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts gehörten ersten Haupttheil dieses Werkes: „Die Geschichte Kärntens von den ältesten Zeiten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern“ vollenden konnte, so hat es Herr Hermann, welcher ebenfalls seither durch seine Uebersetzung in das Gurker Domcapitel der Nothwendigkeit: mit dem Vavantiar Bisthum aus seinem geliebten Kärnten auszuwandern, entgangen ist, nur der Verdienstlichkeit seiner eigenen Leistung zuzuschreiben, wenn ihm sein Vaterland bitter, jene unvollendete Arbeit auch zur Hand zu nehmen, das vom Dahingegangenen überliefert mehr für Gelehrte bisher Geübene auch dem größeren Publikum unangenehm zu machen und bis zu dem Punkte fortzuführen, von dem der zweite Haupttheil anzugehen war. Es ist dies eine schwierige Unternehmung; nun aber, wo der geschickte Verfasser dieses Buches wieder in Klagenfurt domicilirt und damit den hiesigen Quellen eben so näher wie mehr in der Lage ist, die sonst im Lande zerstreuten sich zuzugänglich zu machen, wird ihn seine heilige Vaterlandsliebe alle Schwierigkeiten gewiß überwinden lassen; so wie er auch von seinem neuen geistlichen Oberhirten dieselbe Unterstützung wird erwarten dürfen, durch welche sein früherer Fürstbischof an dem Verdienste dieses Werkes so reichen Antheil hat.“

Der von dem Referenten angesprochene Wunsch kann bei dem Umstände, wo der Bemeinte durch seine Ausgeschäfte in einem Maße angesprochen ist, daß ihm kaum Maße genug bleibt, sich noch an unserer Carinthia zu betheiligen, von dieser Seite einzig ein solcher Mißthun. Die Aufgabe, den Raubbar auf der gegebenen Basis zu vollenden, ist unserm Crediten eine übergröße, wenn man bedenkt, daß die Periode unter den Sponheimern und Tirolern gerade diejenige ist, wo Kärnten wieder und zuletzt Herzogtade, die inneren feinen Marken selbst waren, zu St. Zeit und auf ihren eigenen Burgen Hof hielten, wo unter den Hohenstaufen, dem Böhmenkönige Ottokar und in den ersten Zeiten der Habsburger sich ein überreicher Stoff von politischer Bedeutung, sowie für die Kulturgeschichte bietet, es daher ein tiefes eingehendes Studium der damaligen Zeit bedarf, um den heimischen Zuständen in Gesetzgebung, Sitten, Kunst und Wissenschaft den Aufschwung der Weiser, gerecht zu werden. In dieser Hinsicht finden sich Winke in dem nämlichen Hefte unter 13. August 1860, Nr. 33, gelegentlich der Anzeige der

biografischen Skizze: Gottlieb Freiherr v. Antershofen, veröffentlicht von einem Kreise seiner Verehrer. Klagenfurt 1860, Leon, — durch A. v. Gallenstein.

„Die sehr begriffene Skizze“ — heißt es — „über den verstorbenen Freiherrn v. Antershofen gibt jedenfalls ein überraschendes Bild von dem rastlosen und erfolgreichen Wirken desselben. Dieser hat unbestreitbar die Geschichtsforschung über Kärnten sowohl durch seine eigenen Arbeiten als durch Anregung und Unterstützung Anderer wesentlich gefördert. Wir sind nun begierig, ob und wann sich Jemand findet, welcher zuerst die unvollendete Geschichte Kärntens für die Zeit von 1122 bis 1335 im Geiste Antershofen's, und nach dessen neuem Plane, welcher zugleich dem bisher Geleserten ohne die Nachtheile zu breiter Gelehrsamkeit am meisten entspricht, nämlich in Regestenform ergänzt. Man sollte aus der Zeit auf E. 17 über die von A. bis in's 16. Jahrhundert geführten Regesten schließen, daß genügende Vorarbeiten dazu vorhanden wären und daß die I. L. Akademie der Wissenschaften, welche bereits die Manuscripte bis 1225 veröffentlicht, sich dafür interessieren werde. Ueberhaupt wäre es sehr angezeigt, wenn sich dieses oberste wissenschaftliche Institut recht bald aussprechen wollte, welche Verwendung es mit dem literarischen Nachlass ihrer verstorbenen Mitglieder habe, ob und was sie davon veröffentlichen wolle? Denn auch Schmelzer unermüdet, welcher ohne Zweifel für den Druck Gelegenes hinterließ, ist nun seit zwei Jahren tot, und noch wissen wir nicht, worin dies besteht und was damit geschieht. Dann aber soll das Ganze so für die Geschichte Kärntens bis zur Vereinigung mit Oesterreich gebotene Material in einer dem großen Publikum zugänglichen Weise verarbeitet werden, damit die Kärntner dadurch und durch den zweiten von Hermann so glücklich bearbeiteten Haupttheil, ein historisches Handbuch besitzen.“

Der fünfte und der sechste Theil der Geschichte des Herzogthums Steiermark von Dr. Albert von Muchar, Graz 1850 und 1859, die wir eben vor uns haben, geben uns eine Andeutung, was Referent darunter versteht, wenn er sagt, die noch fehlende Geschichte Kärntens möge in Regestenform ergänzt werden, bis das Ganze in einer dem großen Publikum zugänglichen Weise verarbeiteter werden könne. Bekannt ist es, daß Muchar, der uns auch durch einen viel zu frühen Tod entzogen wurde, nur den Druck einiger Bände des 6. Theiles noch erlebte und daß der Rest desselben von Engelbert Prangner und der 6. Theil auf Vermittlung des historischen Vereines in Graz herausgegeben wurde. In beiden Theilen sind die Begebenheiten in chronologischer Folge aneinander gereiht, die Umständen in deutscher Uebersetzung, ein Theil davon in der gleichen Originalsprache und ebenso die Anzüge aus Chroniken gegeben, der Inhalt mit Rand- oder Anfangsnoten erstlich gemacht und so ein ungemeines Material für eine künftige pragmatische Geschichte ansammelt, in dem jedoch der gewöhnliche Leser jetzt schon bei obiger Behandlungsweise über alles Wissenswerthe Kunde erhält. In dieser Art würde die Fortsetzung der ersten Abtheilung unseres Handbuches bei weitem am wenigsten Schwierigkeiten bieten, um endlich nach zwei Jahrzehenden zum Abschluß zu kommen, indem die Regestenform es gestattet, daß Mehrere gleichzeitig daran Hand anlegen, da die Ausarbeitungen über einzelne Thatfachen einzeln nach der Zeitfolge aneinander gereiht und die einschlägigen Erzählungen der Chroniken nur angegeschlossen werden dürfen.

## Albumblatt von C. Cerri\*).

(An Mathilde.)

Einß sprachn wir in stiller Abendstunde  
Von ernsten Dingen, — fast zu ernst fürwahr;  
Wie stieß du reich das Wort aus Deinem Munde,  
Wie war die Brust bewegt, das Auge klar:  
Und als wir tamen auf den schönen Glauben,  
Daß uns das Grab nicht Alles hienne rauben,  
Da stand, wie Ahnung von Unsterblichkeit,  
Ein heller Stern aus Deiner Stirn\*, der schönen.  
Doch plötzlich weigst Du voll Traurigkeit  
Das blonde Haupt und sprachst in düstern Tönen:  
„Die große laute Welt läßt aber selten  
Dies Lichtgefühl als wahr und rein uns gelten . . .“  
Die Welt! Mein Kind, die Welt ist ein Campyr,  
Der aus dem Herzen Dir das Licht wech laugen,  
Und Dir dabei heimlichlich für und für  
Stiefelchen Kühlung weh'n auf Stirn\* und Augen.  
Die Welt! Mein Kind, was kann die Welt Dir geben  
Für die zerscherten inneren Mäire  
Und Deinen Herzensgeht? Das ganze Leben  
Hat nichts, das gleich dem Ideal wohl wäre!  
Was um Dich höhnen sieht, das ist die milde  
Dämon'sche Gierte, Alles zu betrüben,  
Was Freude bringt, was wir recht innig lieben,  
Und was uns weith und theuer ist . . .

Mathilde!

Laß nur den Menschen ihren Hohn und Eoht,  
Weiß! Du nur treu dem eignen inneren Geit,  
Weiß! treu Dir selbst und Deiner Ueberzeugung,  
Und in dem Kampfe zwischen Pflicht und Reizung  
Weiß! nur dem Zug des Herzens, welches spricht:  
Trägt Alles auch, — das eigne Herz trägt nicht!

## Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 21.)

**tschubarat**, Struppst.

**tschuffat**, ungelämmt, zerpaßt in Haaren.

**tschni** — **tschni**, ein Ausdruck des Zuanens.

**tschnu**, das Niederstehen nach Art seiner Kinder; tschni nieder, d. h. sitzen nieder. Englisch to juko (siehe tschni), französisch jucher = heden, auf etwas sitzen, aufstehen. Juking place, die Länge in Hühner-Ezällen.

**Tschup**, eine verkrüppelte Taube.

**Tschuperte**, ein Schweißbeutel; ein tiads Tschuperte, d. h. mein Engelchen.

**tschurln**, rissen, auch zurkn, zurtn.

**Tschurteln**, Kollengenschäße von Weis, Tannen, Fichten.

**tschwagagn**, zwischern der Wägel, der Thüre — jazn.

**tschwellen**, das unsichere Gehen der Kinder und alter Leute.

**Tzudl**, der Brusttag; im Vordantale.

\*) Der Dichter der „Glühenden Liebe“ und „Inneres Leben“, auf seiner hoffnungsvollen Reise in die lombardische Kreimath und in die Schweiz von einer schwerigen Krankheit überfallen, sendet uns, auch in Leiden der Nase genes, das nachfolgende Gedicht aus dem Spitale zu Graz. Möge den Wunden, die so freundlich in seiner Seele eintreten, auch bald Hygieia sich beigesellen!

**tautschään**, lebet wohl, lebet friedlich — gut.  
**tautser**, taust-ß, ja, ja wohl, es ist wahr, so ist's.  
**Tuazn**, das Duzen — Du sagen. Das Gegenheil von Jherazn, d. h. Sie sagen.  
**Tubus**, das Fernrohr.  
**Tuchent**, die Tuchente, mit Federn gefüllt.  
**Tudl**, eine fetze, dicke, ungeschickte Weibsperson. Entspricht ganz dem landschäftlichen *Dudle*, dem englischen *dowdy* (speich *daudi*) eine ungeschickte, unheimliche Weibsperson, die Schlampe, als *Abjectionum* = ungeschickt, plump. Hilpert I. 232.  
**Tuf**, eine heimliche Bosheit, ein verbogener Fehler. Kommt von *tuden*, tauchen, betrauchen — im Wasser verborgen. Tufen bedeutet bei uns sich hüten, und wer sich tufft, entzieht sich den Augen. Die Fährner tuden sich, wenn sie in der Luft einen Raubvogel gewahrt werden, sie wischen sich vor ihm verborgen — daher unser *tocken* = zugleich: ein Frieden.  
**Tufantun**, die Tufantente. Englisch *duck*, die Ente.  
**Tufmann**, ein verstellter, heimlicher, hinterlistiger Mensch, dessen Rechnen und Thun so ganz still und gelassen, im Innern aber höchst verschlagen und räuberisch ist. — *tugken*, *tuckean* = *insidiari*. *Ze loch tuckean* = *abscondere* *so loco secreto*.  
**tunf**, sich hüten. Englisch *to duck*, *tauche*, *tufe*. Neulatinisch *doco*, tauchen, untertauchen; aber ungeträulich sich *tufen*, hüten. In engerer Bedeutung sich *schmiegen*; z. B. *the learned pate ducks to the golden fool*; d. h. der gelehrte Kopf bückt sich vor dem goldenen Thronen.  
**Tule**, der Stiele; in einigen Orten Käntens: der Auf.  
**tulu**, laut, ungeschäm weinen, heulen; *fluo*, *tulisi*, heulen.  
**tumeln**, eilen, sich beschleunigen, unordentlich bewegen. Englisch *to tumble*, französisch *tomber*, verwandt.  
**Tummeln**, eine lebhafteste Unterhaltung; das Spielen der Kinder im Freien, auf Kaltenstählen.  
**tumpat**, kumpf. Es kommt von *dumm*. *Dumm* heißt derjenige, dem es merrlich an Verstand fehlt. Dem *Dummen* steht das Stumpfe entgegen, und *dumm*, ebemals *dum* und *tumb*, bedeutet eigentlich *stumpf*, welches leichter aus jenem offenbar entstanden ist. So gebraucht es auch Luther z. B. *Matthäus* 6, 13. So das *Geiz* *ist* *umb* *wird* (d. h. die nöthige Schärfe verliert), womit soll man folgen. Diese Bemerkung wird noch dadurch bestätigt, daß in den ersten Zeiten, wo das Wort *dumm* auf unheimliche Gegenstände angewandt wurde, es auch von der Unempfindlichkeit des Fergens gesagt ward, welche man *Stumpfheit* des Gefühls nennen kann. So heißt es in einem *Winnelänger*. (*Man*, *Sammlung* I. 26. 39.)  
 „Von schwaches herzen *tumbo*.“  
 Aus Mangel an Gefühl in seinem schwachen Fergern.  
**Tumpf**, eine bedeutende, mit Wasser gefüllte Vertiefung.  
**Tumber** — eine, Ei der Tauben.  
**Tumber** — du! Tu Schall du! Sprache der Eltern an ungehorsame Kinder.  
**tunfn**, einen Gegenstand in eine Flüssigkeit tauchen, eintauchen, *tunfn* kommt von tauchen her, das n in der Mitte ist des Wohltauns wegen eingeschoben. Das t statt ch deutet auf Verhärtung, d. h. daß man das Tauchen wiederholt. Tauchen wird gesagt, wenn man einen Körper ganz, und *tunfn*, wenn er nur zum Theile in die Flüssigkeit gebracht wird, z. B. die Semmel taunf man in den Kaffee; die Feder tunf man ein in die Tinte, d. h. man steckt nicht die ganze Feder hinein, sondern nur die Spitze. Zu *tunfn* gehört auch das *Patrimiale* *taugore*, berühren.  
**Dunfate**, eine Gattung Milchsuppe.  
**Tuppe**, der Narr, Finsel, Schöps, Gimpel. Englisch und französisch *dope*. Am Rhein *Düppel*. Hilp. I. 241. *to duple*, narren, lappen, zum Wachen haben, täuschen, hintergehen.  
**durchhacheln**, die Mängel und Fehler eines Menschen bis in's

kleinste zergliedern, detailliren. Schon das alte Wort *Dechen*, oder *Dechen* hatte, wie Schiller aus den *Medicinisches* *Glossen* nachweist, die Bedeutung von *teigen*, *stechen*, daraus entstand unser *Dechel* und *Decheln*, und in der *Höflichkeit*: *Hachl*, das Werkzeug zum Reinigen des schon gebrochenen *Janles* oder *Häsches*, welches spitzig ist.

**durchströbn**, *istig*, schlau, gewandt in Ausführung seiner Einfälle; die Fertigkeit zu *Schemerieren*, verbunden mit einer gewissen Dreistigkeit in ihrer Ausführung.

**Turl**, der Brustlaz.

**turtfchn**, zusammenstoßen.

**tusafat**, das Dämmern am Abend; z. B. *fangt schon an tusafat zu fern*.

**Tusf**, Schwindel, Taumel, ergo ein *Rausch*. *Holländ.* *duizel*, der Schwindel. Englisch *dizzy*, schwindlich. *Ven tofen*, bei *Rotter* dösen, betäuben. *Gesäle* machen. *Galli quosdam daomonem Dufios vocant.* *St. Augustinus* *de civitate dei* *XX. 28.* *Dufian*, der *Dufel*, ein elbischer Geist, der nächtlicher Weise die Häuser beschleicht, bei Kindern gefährlich.

**Tusch**, der frenetische Schall mit *Trumpeten* und *Pauken* oder mit anderen lärmenden Instrumenten. Bei *Horat* bedeutet *Doz* *sonitus buccinae*.

**tuschn**, sich ganz ruhig und still verhalten, schweigen. *Landschäftlich* *tuss*, feanzösisch *doux* — *duoco* — *taise!* lateinisch *tacere* still, schweige! daher unser *vertuschn*, verhehlen, verheimlichen.

**tuteln**, jagen, die Mutterbrust ziehen, von *Reinigen* und *Zoleren*.

**Tutn**, die Mutterbrüste, überhaupt die Brüste. *Angelsächsisch* *tüt*; englisch *teat*; *tett*, *italisch* *totta*; *französisch* *tezon*, *griechisch* *τῆρῆ*.

**tutfn**, *schimmern*, *schlafen*, von *Kindern*.

## G.

**Gächer**, die Hebe, Waizen- oder Kornähre. Englisch *ear*; *ear of corn*, *Rozenähre*.

**cahl**, heulen, *jeuchén*, gebört zu *enten*, *brüten*, *brenten*, *entennum*, *umeealb*, *entüb*, *zusammengezogen* in *chcel*, *chl*, d. h. *brühen* auf der jenseitigen Halbe. Die mittelalterlichen *Schriftsteller* *Hoemel*, *Gemeuch*, *Schmehl*, haben dieses Wort.

**cada**, **cad**, **ker**, widerlich, übel, unwohl, bitter. *Figürlich*: ein *lauer*, *abgeschmackter* Mensch. Englisch *odd* = *abgeschmakt*.

**Gahalt**, die Diensthöhen. Im *Schwabenpiegel* ebenfalls *ehalt*. Im *Ribelungen*-*Liede*: *eigenholz*, *eigenmann*, *Dienfmann*, *Besalf*.

**gant**, **ganter**, *früher*, *vorher*.

**gajet**, **kalz**, z. B. *ich gajet wieder ds feu*, d. h. *ich werde ebemals wieder kommen*.

**g-e** **ein**, *nir!* das geht nicht an, das kann nicht *fern*.

**Gärdn**, ein *Bienenfeld*, eigentlich ein *Getreidefeld*, welches im darauf folgenden Jahre als *Biele* benützt wird. In *Schwaben* und *Franken*: *Agart*, *Agert*, *Eget*, *Gade*. Siehe *Agarte* bei *Frisch*.

**el** — **e**, ein *Ausdruck* des *Stauens* und der *Bewunderung*.

**Ei** — **Ei**, in der *Kinder*-*Sprache* ein *Küßchen*, z. B. *Sih' mir a Ei — Ei*. Das *liebende* *Schmiegen* an den *Wangen* der *Eltern*, daher ein *Kuß*.

**eicher**, *herein*, z. B. *gea eicher*, d. h. *gehe herein*, d. h. in das *Zimmer*.

**Eidan**, die *vielfache* *Zahl* von *Eibeln* — ein *Kuß*.

**Eide**, der *Kuß*.

**Eile**, ein *Küßchen*.

*Ei du mei* *had'e* *Du*, *was* *wer* *mir* *mächn*,

*Eitlan* *göbn*, *Vaslan* *göbn*, *lüttern* *und* *lächn*.

(*Kärntnerische* *Volkspoesie*.)

**eilas**, *neulich*.

**eine**, hinein; *gea* eine, d. h. hinein in's Zimmer.

**einführen**, Jemanden in den Arrest abführen, wo auch das Verführen des Verbreiters vom Felde in die Schranken.

**Eingemähts**, das Gemürschfleisch, Fleischmenge mit einer Weibse. Französisch Ragout.

**einkern**, in irgend einem Gassehale abheigen, überzachten.

**einknips**, einzwängen. Knipse eine Art Zange.

**einnamen**, einbreiten, in den Arrest abführen.

**einraman**, in der Sprache der Kroatenbeiter das Obuen. Hühnlich; Jemandem eine Sache anpreisen, empfehlen, loben, von der besten Seite darstellen.

**einsägen**, das Salzen des Schwein- und Rindfleischs vor dem Räuchern. Hühnlich; Jemanden in Verlegenheit bringen, in die Enge treiben, Unannehmlichkeiten verurachen.

**einschlöpfen**, sich in etwas lösen, z. B. in ein nicht einschleffen, d. h. ich bin darin ungelehrt, noch nicht erfahren — im Griechischen nicht gelbt.

**einschärben**, einschneiden, z. B. Röhren.

**Eisenflus**, Erzflus — Dabersch.

**eis**, Nebenwort. In der Kinder Sprache so viel als: aus dem Hause; *gea* m'r eis, d. h. gehen wir spazieren. Das Stammwort ist an d. *gea* m'r eiseln, d. h. in's Feuer gehen, sich ergehen.

**Eintrufal**, die Vertiefung auf einer Oberfläche.

**eib**, die Lebensfarbe zwischen gelb und schwarz, also wie *hellbraun*; somit wäre dieses Wort mit dem lateinischen *holvus*, gelbbraun, verwandt.

**elas**, *elassig*, eifer, timde, Abgang oder Mangel des Salzes, zu wenig gelogen.

**Engelbogen**, Albbogen — auf griechisch *medificit*, wo das *Α* als *γ* gelesen wird. Englisch *eihow*. Alt: el, ell, Ellen. Französisch *anne*, vormal *aulne*. Lateinisch *ulna*, griechisch *αυλη*, *αυλον*, *αυλον* = Wegen.

**enk**, *enker*, euer, eud.

**Entel**, der Entel.

**Entl**, der Knöchel, d. h. die Biegung des Fußes an dem Knöchel. Englisch *ankle*; lateinisch *ankel*; *ankel*. Lateinisch *angulus*, griechisch *αυλη*, *αυλον*, *αυλον*.

**Ent**, *Entn*, die Lustigkeit der Hand an Tischern.

**entn**, *entnauwe*, trüben, jenseitig, auf die andere Seite hindüher. Bei dem Rinnelänger *Nadte* ud: *enent* *Nades*, d. h. jenseits des Wassers. Griechisch *εναντιον*. Necker *enont*. Daher das Gemeinlich *entnauwe*, trüber, hindüher, Jenseitig stimmt die Bemerkung Stellung ganz überein: daß Höreiten der Euden (jener Orone) für dort geschrieben werden ist — und auch bei uns in Rämten hört man sehr oft statt *entn*, *entnauwe*, und hat enthalb drenthalb sprechen. Im Gegenheil zu *entn* (hier Euden) herenten. Siehe das Wort Ende bei *frisch*.

**entnimm**, hüßen, entgelten.

**Entnauwe**, damit bescheidet man einen großen, starken, lebigen Menschen, auch wohl ein großes, starkes, lebiges Thier. Im Religiösen bedeutete Entnauwe wirklich einen jungen, wohlgenährten Eselen. Diet onaire ecclésiastique: Entnauwe = *bonvillon*, *jeune boeuf*.

**Entn**, die Erbkerte. Englisch *strawberry*.

**erber**, *erbis*, aussehend, entbrautend, wahrscheinlich von *herbe* (Wellsprache *hard*). Mag das Englische *engerty*, *schart*, *erbis*, mit *Er* und *Eiser*, sein.

**Erbibm**. Ein Wörterbuch aus dem 15. Jahrhundert erklärt die Wörter *treuere* und *treuor* mit *hüwen*, und mit *Wirkung*; somit haben auch die Krümmen die alte Sprache beibehalten.

**erbisg**, *raufen*, *händeln*, auf rebe Bäuerische Weise zu Boden freden, werken. Ob nicht von Erde?

**Ergate**, *heil*, oder *Brachwiele*. Sieh *Egaten*.

**erknan**, aus einem Handel schales davon kommen.

**erlawol**, *beiläufig*, vielleicht wohl, ich glaube: ja! Ob nicht von *early*, *ebert*, *früher*, d. h. *ebert* wohl, also nicht.

**Ertäg**, *Orte*, der Dienstag, *Erträge*, von *appt*, *Mars*, lateinisch *Erietas*.

**ertäpn**, *erwischen*, *ausspüren*, *fangen*.

**erwartet sein**, um die Ost- und Wandergend aufgehoben, geschickten sein.

**erwahn**, *einreden*, *erzelen*.

**etlane**, *etlane*, *Wander*, *Einige*. Ob m'r *ditant* *Opst*, d. h. *einige* *Apfel*. Derr *Jista* gibt dem Worte *etlan* die Bedeutung von *viel*, und sagt: es wäre das altdeutsche *ellen*, *Kraft*, *Stärke*, welches hier gebraucht wird, wie das französische *force* *argente*, *force* *amie*, d. h. *viel* *Geld*, *viel* *Freunde*. Ich bin hiezmit nicht einverstanden.

## F und Z.

**Faam**, der Schaum. *Faaman*, *schäumen*; und *abfaaman*, *abschülen*, d. h. den Schaum von der Suppe mittelst eines Pfiffels (*Faamstift*) abnehmen. Englisch *foam*, der *Faam*, *Schaum*. Lateinisch: *fäume*, *ferum*. Lateinisch *spumo*, *spuma*. Hühnlich: *abfaam* = *verfeinert*, *verschmigt*, das französische *raffiné*.

**fänst**, *lett*. *Wandersch*; (Sbe. Englisch *fat*).

**fad**, *abgemacht*.

**Fäl**, 1) ein halberwachenes Schwein. Im Plural *fäln*. Im Diminutivum *fälnen*. Das Zeitwort davon *fälnan*, d. h. *Junge* *werfen*. Hühnlich: ein *fälniger* Mensch. 2) Die *Inteniere* am *Papiere*. 3) Das *letzte* *Buter* *Den*, das im *Winter* von der *Alpe* *wird*.

**fakern**, *überbaupt*: *sich* *hin*- und *herbewegen*; im engeren Sinne, mit einem *vermeinten* *Sichte* in der *Hand* *hin*- und *herbewegen*. Wahrscheinlich *hieß* *es*: *fantern*, *fanfeln*, und *ist* *sonit* das *Diminutivum* vom *Abstecken* *waschen*, einen *hellen* *Glanz* *verbreiten*. Der das *Stammwort* *kennt* *glaubt* *werden* in *fakel*, *ober* *wafeln*, und *weil* *es* *auf* *den* *Umstand* *bin*, daß *die* *Stämme* *der* *fakel* *niemals* *nichtig* *ist*, *leuchten* *hin*- und *verloren*. Somit *ebentfalls* *bisher*. Und *fakel* *kommt* *schon* *bei* *den* *Älten* *ver*: *Ortfick* IV. 16, 32.

*Higonon* *ist* *als* *fakzon*,

Mit *iro* *hoestfakzon*,

Mit *fakolon* *managen*, d. h.

*Sie* *begannen* *sich* *zu* *bereiten*

Mit *ihren* *Leuten*,

Mit *manden* *fakeln*.

**fälch**, *fälchat*, *fäbl*, *föhl*, was nur einen geringen Grad von Farbe hat. Es wird dieses Wort gebraucht von Pferden und vom Hundweide, welches die gemischte Farbe trägt aus mattem Schwarz und mattem Weiß; later *fälchat* = *weißganz*. Hieher gehört das griechische *φαλος*, und das mittelateinische: *salvus* = *blond*, *gelblich*. Im Niederdeutschen heißt: *vaal* *und* *soen* = *ererblich* *ansehen*; und *vaal* *und* *fals* *ist* *das* *verderre* *Oras*, welches den Winter überhanden hat. Dr. *Nel*. *Wörterbuch*. Englisch *fallow*; altdeutsch *fäbl*.

**Falsaliete**, der Schmetterling, *Papilion*; im Wödrhale: *Ffal*-*batter*.

**Fallas**, der *Wantslasten*; *sicher* *von* *valo* = *Lebewohl*.

(Fortsetzung folgt.)

# Garinthia.

(Fünfundzwanzigster Jahrgang.)

Nr. 23.

Sonnabend, den 17. November

1860.

## Kraus Mährlein von der Loreley.

Es sinket die Nacht hernieder zum Rhein,  
Berglommen ist längst der Rheinsteine.

Still ist's, nur am Felsen der Loreley  
Sieht krausenten Grußes der Rhein vorbeie,

Und dreht bei funkelndem Sternenslang  
Vor weidlich ein Schifflein im Wellentanz,

Und hebt es sanft und schautet's mild,  
Wie oft mit Gedanken die Seele spielt.

Das Schifflein einen Säng' er trägt,  
Mit Laute und Vierton tief bewegt,

Und lenkt sich allein auf wogender Bahn,  
Träg liegt das Ruder nebenan.

Der Säng' er schweigt und summt still,  
Es kor'ley nicht kommen und singen will.

O lieblichste der Fantasi'n,  
Die Rize singend am krausenten Rhein!

O daß sie nimmer der Hinf' er kassiegt  
Und nieder zum Strome ihr Antlitz neigt,

Daß nimmer ihr Haubtelied erklingt  
Und alle Herzen in Lieb bezwingt.

Doch lebst sie noch, sie lebst gewiß  
Lief unten im grünen Wegewertheiß! —

Da steigt der Mond am Bergesrand  
Und machet den Strom zum Silberband.

O, wie der Klang vom Felsen kimmmt  
Und leicht auf den Wegen weiter schwimmt!

Der Säng' er, wie im Traume, späht,  
Ob nicht die Rize am Felsen steht,

Ob nicht ihr Schleiter niederfinkt,  
Im Brausen des Rhein's ihr Lieb verklingt.

Und doch, sie kommt, sie schaut herab,  
Nun legt sie vom Haupte den Schleiter ab.

O, wie er so leicht herniedererschwebt,  
Und sich im Haupte des Windebs hebt!

Wie ist ihr Antlitz so schön und bleich,  
Wie kummert die Loden glatt und weich,

Und nimme die Laute, die gold'ne, zur Stell,  
Und singt so lieblich, so sanft und hell.

Nun winket sie gar mit lodendem Blick,  
Und strecket die Loden, die blonden, zurück.

Da laßt den Säng' er ein tiefes Weh,  
Und theilenden Blickes schaut er zur Höh.

Er möchte sie halten in seinem Arm  
Und singen von Vöckelstuf und Harm.

Da steigt die Rize vom Felsenkreuz,  
Umarmend hält sie den Säng' er schon,

Da rief das Schifflein an einen Stein, —  
Und schwamm den Strom hinab allein. —

Enfau Bogensberger.

## All- und Neu-Klagenfurt.

(Eine historische Darstellung seines Ursprunges  
und seiner gemachten Vergrößerung.)

Die Geschichte des Ursprunges und des in verschiedenen Zeiträumen auf einander folgenden Ausbaues eines Ortes, die Wahrnehmung der verschiedenen Gestaltung in den einzelnen Zeiträumen und der Zugaben der Gegenwart, sind das treue Abbild von dem Charakter und den Begehnissen einzelner Perioden des Gemeinlebens. Wir erblicken im Geiste unsere Verfahren in den Räumen der Klage und Gassen sich bewegen, wir beobachten ihre Lebensweise und Thätigkeit und wir, wenn wir das Kind zum Jüngling und Ranne emporwachsen sehen, gerne in jene Tage uns zurückversetzen, wo es noch unumtätig die ersten Keime seiner künftigen Größe entfaltete, mag es ansprechen an unserer Hauptstadt deren allmähliges Emporsteigen zu beobachten. Wir unterscheiden an unserm Klagenfurt diese Lebensalter in scharfen Abschnitten, die folgerecht nach ihren Veranlassungen sich ergaben. Klagenfurt von seiner Erhebung zur Landstadt bis zu der als Festung und Hauptstadt, ihre Anektzung als solche bis zur Demolierung im Jahre 1809, und dann die neueste Zeit.

### I.

Von Alt-Klagenfurt, als es noch Dorf, dann Markt war, finden wir im zwölften Jahrhundert, mit einer einzigen Ausnahme, keine Meldung und dieses nur am Ausgange desselben. Die uralte Sage, es habe seinen gegenwärtigen Namen: Klagenfurt, Pfad der Klage, wie es der am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts lebende Art Johann von Nitrung nennt, von dem am Bäderjungen verbrachten

Justizord erhalten, würde daraus einige Wahrscheinlichkeit gewinnen, weil Klagenfurt da, wo es zuerst erwähnt wird, bereits als Markt vorkommt und früher einen andern Namen geführt haben konnte. Auffallend ist es immerhin, daß von der Stiftung des Klosters Billring im Jahre 1140 an bis fast 1200 in einer Reihe von Schenkungs-, Kauf- und Taufurkunden, wo von Rätinamtsdorf, Holsenburg, Seldenheim, Tullschütz, Gurnitz, Reising, Reuttschach, ja sogar von Waldmannsdorf und Flatschach Meldung geschieht, das so nahe Klagenfurt übergangen ist. Die Urkunde, welche zuerst dieses Stillschweigen bricht, ist die Herzog Ulrichs von Kärnten, welcher auf Veranlassung des Abtes Ulrich von St. Paul und des dortigen Conventes dem Stifte (omnium honorum ad cameram sive ad collarium pertinentium) die Marktfreiheit im Markte Klagenfurt ertheilt.\*

Ulrich starb Anfangs des Jahres 1202, und sein Bruder Bernhard, welcher bereits, als jeder am Todebette am unheilbaren Ansätze dahinsiechend lag, das Jahr zuvor die Regierung angetreten hatte, war betraut, die vielen Erbkränigen, die er sich auf seinen Reisen gesammelt hatte, auf seine Heimath anzuwenden.

Er ist der eigentliche Gründer der Stadt Klagenfurt, indem er ihre Ringmaern als das Aezichen ihres Ranges und zwei feste Thore verstaftete, wozu ihm die beiden nachbarlichen Ritter-Gebrüder Haidenreich und Albert von Halleck, dienlich waren. Sein Vorhaben jedoch, die Stadt durch einen Canal mit dem Werbesee (zu den h. Primus und Felizian) zu verbinden, und ihr so die Zu- und Abfuhr der Lebensbedürfnisse und Feilschajten zu sichern, mißlang. Bereits war mit großer Mühe der Graben gezogen, als der Abt von Billring, dadurch in seinen Obereigenthümlichkeiten verletzt, in feierlichem Aufzuge darauf Verbot legte. Was damals nicht geschah, sollte drei Jahrhunderte später ausgeführt werden\*\*. Man ist dieser Thatsache zu Folge versucht zu glauben, daß der Canal nicht seine jetzige Richtung hatte, sondern wahrscheinlich Waldmannsdorf, welches gegenwärtig nach Billring gehört, vorbei und durch dessen Gründe zur Mautsurt, als dem Ausflusse des Sees führte, die zwenig verschlamm, selbig durch jener Strecke schiffbar war.

Die Stadt Klagenfurt, eigentlich damals noch das Städtchen meiste den Umfang des ehemaligen Marktes mit Einschluß seiner nächsten Wärten beibehalten haben. Der Markt dann Stadtplay war der Form nach der jetzige „alle Plaz“; keine Grundfläche oder Hinterwand, von der er in zwei Seiten auslief, war das bezügliche Schloß, das gegenwärtige Haus „zur Gans“, dem von jener Zeit noch das im Hofe sichtbare runde Wirthshäuschen erbringt. Die in kleiner Entfernung davon gelegene alte, mit zwei Kapellen zu den Bierzechen

Nothhelfern und dem h. Johannes, verfehene Pfarrkirche zum h. Egid, die bis zum Jahre 1600 dem Stiftsdechanten von Maria Saal unterstand und durch einen Bilar mit drei andern Priestern besorgt wurde, hatte nach Balvasors Abbildung wie jene zu Maria Saal zwei, mit einem höhern Gange verbundene Thürme und war sohin gleich jener und dem Schwefelsteden zu St. Paul, Maria Saal, Gurk und Millstatt im ursprünglich romanischen Styl ausgeführt, bis sie das Erdbeben vom Jahre 1571 beschädigte und jenes von 1690 zum Einsturz brachte.

Außer dem Plage bestanden damals der östliche Theil der „Herrngasse“, die „Kramer“, gegenwärtig „Wiener“, frühere „Schmid- und Bagasse“. Die Stadtmauer lief von dem Schlosse bis in das nummernrige Theatergäßchen, wo sie sich hinter dem nachhin „Senussischen Hause“, welches dem Charakter höhern Alters in der Stellung und Bauart seines Ganges behauptet, gegen Osten bez. den Pfarrhof hinten vorbei, den südöstlichen Bau eines runden Thurmes an „Eberregenten-Platz“ bildete, der vormaligen Bachflut nach beim Gäßchen „zum Kaiser von Oesterreich“, mit einer Wiegung nach einwärts bis zur Ecke des Gasthofes „heim Lamm“ fertlich. Als Kupferschmiedemeister Pöschetter das von ihm erkaufte frühere Tischler Weinpachisches Haus vor zwanzig Jahren überbaute und es mit einem zweiten Stode versah, da besti die dem Aufgange nach sehr feste über fünf Schuh dicke Hauptmauer des Erdgeschosses und er war genöthigt die ganze Peterwand neu aufzuführen. Es galt die alte Stadtmauer, die an dieser Stelle einwärts nur angeschodert war. Auf gleiche Art ist das untere Haus an der Südseite des „alten Plazes“, das „Sonnleinerhaus“ an der Stadtmauer ausgeführt, deren Dick in Erdgeschosse fund gibt, so wie man im „Kammwirthshaus“, welches darüber hinausreicht, noch Spuren davon antrifft. Die jetzigen Bleichbänke sind laut der Ehrenk. des Paul Khepiz und nach Angesehen an die alte Stadtmauer angebaut; von da erstreckte sie sich bis zum „Tabakamt“, welches rückwärts gegen den „neuen Platz“ noch die Resten davon zeigt, obwohl mit manchen Krümmungen, wie man sie am „neuen Platz“ an dem „Schenkenbau“ wahrnimmt, und mehreren Versprengungen. Ihre Spuren finden sich hier und da in den Kellern der Häuser der nördlichen „obern Burg-Gasse“ und des am „Döbplage“ gelegenen Häuserblocks. Durch den vormaligen Hof des Landhauzes vereinigte sie sich, das Schloß rückwärts, mit dem beschriebenen nördlichen Mauertheile.

Außerhalb der Stadt gegen Westen lag, an der Stelle der gegenwärtigen die ehemalige Spitalkirche zum „h. Geist“. Die in der Ehrenk. des Stadtpräsidenten Jakob Kobrmeier in Abschrift angeführte Urkunde vom Jahre 1381\*, enthält die Stiftung eines Benefizialen zu dieser Kirche, an der sich auch, wie am die Stadtarchiv, ein Friedhof befand.

Obgleich gegen Flatschach (St. Ruprecht), dann gegen Maria Saal und St. Peter im Schrägl (Ebenthal) befanden sich mehrere Meierhöfe, und am Thore gegen Bülsermarkt die abgelebenteten Judenwohnungen, daher die spätere „Juden“ nun „Priesterhausgasse“. Die noch neben dem Monumente der Kaiserin Maria Theresia in der Richtung gegen die „Hauptwache“ sichtbare Steinplatte bezeichnet, nach alter Tradition, die Stelle, bis wohin die Karlsruberger Bildbahn reichte. Hier an der Galtentrate war sie der Fleck, an dem die Häupter der Ver-

\*) Truhpertz Neugart's historia monast. ad S. Paulum etc. Pars I, pag. 77. Nach Freiherren von Antersdolen Nachrichten, III. S. 115, DCX, gebort die Urkunde in den Zeitraum zwischen 1194 — 31. März 1199, weil die von diesem Tage datirte Urkunde ihn zuerst mit seinem Bruder Bernhard gemeinschaftlich auführt.

\*\*) Johann's von Billring Erzählung lautet: Sic primus oppidum, quod querinonice vadum, alio nomine Chlagunfurt dicitur, inivit, sicut suo rebus victualibus et venalibus oportunitum ad quod intrantes nobiles de hallek haidenricum et Albertum fratres duasque portus muraris edificis munientes prerogativa extulit specialit, et tunc vallum novum sedulitate maxima effoderat, ut stagnum sanctorum Primi et Feliciani ad structura sua diversa traherent. postea Victorienensis monasterii hanc longo positu veniens indutus sacris cohibuit cum sanctorum reliquiis et baculo pastorali, adit Josue, qui soli veteratrum progressum et Jordani Fluvio preceperat pro salute populii retrocessum.

\*) Carinbia vom Jahre 1621. Nr. 1, Geschichte der Hauptstadt Klagenfurt.

schöpfung von 1466 fielen, die wir jedoch nur aus Megiser's Herbar lesen.

Was den Charakter, die Bauart der Häuser von Alt-Klagenfurt betrifft, so haben wir nur ein Haus, welches ihn von außen so ziemlich unverändert erhielt. Es ist das Magistral'sche am westlichen Ende der „Kramergasse“ gegen den „alten Platz“. Noch sehen wir die ob dem zweiten Stock herumlauende Reihe kleiner Bögen, wie sie an romanischen Bauten vorkommt, und einen auf der Breitseite des Hauses vorstehenden Erker. Während in Billaich, St. Veit und Weißberg noch viele Hausböden, welche in östlicher Richtung nach innen sich vertiefen, mit aufstehenden Schildern zu sehen sind, nehmen wir in Klagenfurt dieses mittelalterliche Ueberbleibsel nur an dem südlichen Eckhause der „Kramergasse“ gegen den „alten Platz“ dann dem „Kehzelter und Kirchnerbanke“, an dem Eingange der „Balgasse“ und gegenüber am „Kreuzbeschäftigen“ wahr. Die beiden am dem ehemals „Schlüberischen nun Mejer'schen“ Hause im Hofe unter dem Erker des ersten Stockwerkes, dann gegenüber am „Spießischen“ Handlungshause am gleichen Orte wahrnehmbaren Köpfe bewahren das Andenken des viel besprochenen schon im fünfzehnten Jahrhunderte und von Aeneas Silvius Piccolomini zum Vornamen gemachten Justizmeisters. Ersteres Haus, dessen tief gegen die Gasse und den Platz sich abtender Hof Zeuge jenes hohen Alters ist, weist es auch in seiner Bauart, besonders den aus den Wänden der Gemächer im Erdgeschosse hervorragenden gestaukten Säulen, was wir auch in mehreren Gebäuden, wie am von Rainer'schen Hause in der „Herrngasse“, im Tassolischen und einigen der Seitenite des „alten Platzes“ wahrnehmen. Besonders auffallend ist diese Bauweise im ersten Stocke des Rathhauses im Erdgemache gegen Südost. Das gegenwärtige Tabakamt macht durch seine Vegetation in der Eingangshalle und durch seinen Gang einen ähnlichen Eindruck. Bemerkenswerth sind auch die adelichen Wappen in den Höfen der ehemaligen Freihäuser wie das Klauerische im „v. Rainer'schen“, und ein gleiches, doch nur durch Verkürzung sehr unentworfenes im ehemals Hundt'schen Hause.

Das Fehlen in Alt-Klagenfurt war kein bewegtes. Es glich ganz dem eines abgelegenen Landstädtchens in der Gegenwart, obwohl nur im untersten Grade: denn Klagenfurt war damals keine Beamten-, keine Handelsstadt, noch gab es da eine Pests- und Heerstraße. Alles lag noch im Schlummer des Erwerbes durch Ackerbau und einfaches Handwerk bei tiefer Schattierung des Genußes. Der herzogliche Castellan und die drei Ceislergopriester waren die Generationen des Urtels, der etwa 70 Häuser mit 600 Einwohnern, ungerchnet die in den nachbarlichen Gehöften, zählte. Dazu gehörten dem Verus nach der Markts nachhin Statthalter mit den zwölf Rathsverwandten; doch von diesen will die köse Radtze behaupten, daß man die Zahl der im Rathssaale anwesenden noch jener der Heilichdeu berechnen konnte, die vor dessen Thüre lagen, so wie ihre Weisheit jene Beschuldigung des Aeneas Silvius in Zweifel zieht, der sagt, es seh in Klagenfurt gekündliche, daß man ungehörliche Diebe früher aufhänge, dann richte, und wenn sie unschuldig befunden würden, in geweihter Erde begrabe und Gottesdienst für ihre Seelenruhe halte\*).

Das wäre eine Gerechtigkeit gewesen über jene des Zehnergerichts in Venedig, und sicher hat man unjern guten Vorfahren manches Unrecht nachgesagt, wie Pasquillanten der Gegenwart.

Der Ort hatte übrigens in erster Zeit nur einen Jahrmarkt, den zu „Maria Geburt“, dafür Wochenmärkte, wo jedoch fremde Krämer und Hanfiter nicht fehl haben durften, so wie sie es am Jahrmarkte selbst nur zwischen den Westendischen durften. Die Wochenmärkte, wo Rinder, Pferde und Kleinvieh, Getreide, Schmalz, Speck, Butter, Honig, Deysen u. dgl. in Großem veräußert wurden, waren die Hauptverbreitungsquelle, so wie das Städtchen davon die nachhin folgende alte Markt als Hauptbestand des städtischen Einkommens bezog, deren Tarif und schon den Begriff von den damaligen Waarengattungen gibt. Dieser wetet als von Schnittwaaren für den Leinwandgebrauch, nur vom grauen Gewand (Weten), und Leinwand, wofür damals wie jetzt die Pantofelmeister an der Wand des Rathhauses angebracht war. Wie einfach und farbelos was es daher einst in den Kranzläden ausgegeben haben, wo man von allen den hundertmanigen Baumwollen- und Seidenstoffen und ihren Mischungen noch keinen Begriff hatte, den Stoff nicht einmal seinem Namen nach kannte, und außer den indischen Gewürzen, die man von Venedig herein führte, und den Säckrüchten, getrockneten und frischen, nur Landesprodukte und zwar für das weibliche Volk Parlan, Barbant, Rad, Bänder, Hülsbüte, Zwirn, einige Nürnberger Waaren und Passauer Feilwirth ic. zum Kauf feilgebeten wurden. Von Sammet und Seide, Pflsch und Schleiern, welche auch nachhin nur den höhern Ständen zu tragen erlaubt waren, konnte bei Spießbürgern wohl nicht die Rede seyn.

Der auswärtige Handel beschränkte sich auf jene heimischen Erzeugnisse, zu denen das wenige Eisen kam, welches die Klagenfurter von St. Veit herab über den Leibl ausschließlich zu verhandeln berechtigt waren, während Wöllmarkt sich die Kapplerstraße zuignete, St. Veit die landesfürstliche, Friesach die Salzbrüchige Lezhütte hatte, und Billaich den Venetianer Handel an sich zog.

So verging das Leben eintönig mit Feld- und Hauswirthschaft, am Amboe, auf dem Dreifuße, bei Fyrim und Radel, bei der Helle- und Ledergerbung, welche Handwerk der nachbarliche Lantmann besaßide.

Die Markts- und kirchliche brachten einige Abwechslung in das Alltagsgetriebe: man mußigte mit Fiedel und Pfeife in den Schulen, es drehte sich der Braten am Spieß und bei Stein- und Reßeliter (der Hopfen war eigens besteuert), bei Meß und Metz war man ohne politische Kanzenzieferei, ohne Zeitungen und Journalen guter Dinge. Seltener erklangen die Hymnen etwa bei Hochzeitessen, wo der Hausfwein oder der Presserger und Lutenberger die Gäste begeisterten. Wenn die nach Jahren wiederkehrende Wuzstiebereiung die Streitfähigen, wie alle die Ansehenden auf die Hüße brachte, gab es ein, durch das Geseßl der damit gegen die Radkarn ausgesprochenen Selbstregierung, gehobenes Volkstheater, wie es die nachhin so geblätete Zeit nicht mehr sah.

(Fortsetzung folgt.)

5.

## Malteiner Geschichte.

### 7. Tanti's Alpe.

Gegenüber der Orttschaft Maska erhebt sich in der Schattenseite des Thales die Malteiner Gemeindegals Bliedsch, welche durch den sogenannten Bärpriegel mit

\* Der Klagenfurter Richter, Johann Combe, hatte sich das Vertrauen seines Herrn, des Herzogs Heinrich, in solchen Grade eigen gemacht, daß er ihn im Jahre 1331 zum Landvöcicem machte, und ihm als solchen die Verwaltung seiner Einkünfte vertraute. Auf ihn also konnte Obiges nicht passen. „Kärntnerische Zeitschrift, 6. B. S. 16.

dem prächtigen Hochwalde „Rohlschlag“ in Verbindung steht, an welchen die weit gedehnte Taulalpe stößt.

Die Taulalpe ist zwar schwattenseitig gelegen, und wegen ihrer nordöstlichen Abwagung gegen die meisten anderen Alpen bezüglich der Frühweide und des Graswuchses im Nachtheile, ihre Spitzen und Gipfel erheben sich auch nicht viel über 7000 W. Fuß — aber sie hat etliche Vorzüge, welche ich mit hervorzuheben erlaube.

Vor Allem kommt der verhältnißmäßig sehr gute Weg dahin in Betracht zu ziehen, der freilich schon unter den Süften endet, aber dann auch noch immer auf sicheren Pfaden den Besucher den höheren Regionen zuführt.

Dann darf ohne Uebertriebung behauptet werden, daß der Anblick des Malatthales über den wald- und schattentreichen Gürtel der Alpe hinaus den wohlthuerndsten Eindruck macht, und für die unbedeutenden Beschwerden des Aufstieges hinlänglich entschädigt.

Auch erreicht man die ebere Alpe von Malta aus mit Bequemlichkeit in drei Stunden. Endlich hat die nächste Umgebung der oberen Alpe ihre eigenthümlichen Reize. Malerische Felsparthien wechseln mit breiten Grasböden und lichten Kieferngehäusen. Man gelangt auf tiefschräge und weit verzweigte Erkläfte. Auch ein gebelichter Wäldchenstreifen erstreckt sich mehrere Stunden hin sichtbar unter den gäß anstrebenden Gipfeln als loses Steingerölle, in welchem das „gelbene Wäldchenkraut“ (Achillaea moschata) und das „Feldweiz“ ihren beliebten Standort haben. Auch kann man sich von hier aus die Bergriesen des Keisleders, des Hochalpenpfeifers und seiner ähnlichen Abhänge, des Sonnblides, Schobers und Falschauerwolds in nächster Nähe satzhaft betrachten. Die beiden Pünten sind freilich nicht einladend. Sie sind so baufällig, daß es fast unerklärlich scheint, wie darin irgend ein Mensch sich aufhalten kann.

Indessen bedarf man ja bei schönem Wetter keines Obdaches. Was mir auffiel, sind die eigenthümlichen Namen einiger Plätze dieser Alpe — als „Tandl's Ang“, „Tandl's Höll“, wezu ich noch einige setzen konnte.

Die Alpe gehört seit unvorserklichen Zeiten zur Taulalpe in Schlaßing, einem Weiler in der Nähe von Malta und es knüpft sich daran eine trübe Sage.

Ein Tauld nämlich soll unter mehreren unweßläufigen Kindern ein sehr geistreiches liebes Töchterchen gehabt haben, welches natürlich sein Angapfel gemoren ist. Da wurde ihm auch das Mädchen fränzlich und um es wieder herzustellen, that er es, weil eben Semmer war, in die Alpe zur Semmerin, welcher die Geburt barbarer anvertraut wurde. Die Semmerin aber hat in den Alpen nicht viel Ruhe. Sie muß ihren Kühen täglich Futter suchen und zu diesem Zwecke alle Wälder und Plätze aufsuchen, wo die Kühe selbst nicht hin können.

Die Taulalpe hat in ihren felsigen Parthien viele kräuterreiche Stellen und daselbst suchte auch unsere Semmerin das Futter für ihre Melkkuhe. Nicht überall hin konnte sie das kleine Mädchen mitnehmen, da sie mit dem vollen Korbe beladen selbst genug zu thun hatte, aber die vorspringenden Abhänge herab zu kommen — und allein es in der Hitze zurücklassen durfte sie auch nicht.

Eines Tages — als die Semmerin wieder Proviant suchen ging und das Mädchen mit sich führte — erblickte sie an einem steilen Plage das erwünschte Futter und schickte sich an, hinauf zu klettern, während sie dem Kinde befohl, ihre Rückkunft abzuwarten. Mochte nun jene zu lange sich in den Felsen verhalten, oder das Kind den Auftrag nicht beachtet haben — als die Semmerin zur Stelle kam, wo sie es ver-

lassen hatte — fand sie das Kind nicht. Sie ruft — aber erhält keine Antwort. Sie sucht und schaut, sieht es aber nicht. In der Meinung, das Mädchen werde zur Hölle rückgekehrt seyn — verläßt auch sie sich endlich dahin und findet zwar Alles, wie sie es verlassen, nur das Kind war nicht da.

Der Ochsenhirte und Schafhirte helfen ihr nun suchen; da aber auch ihr Suchen umsonst ist — begibt sich Eines von ihnen Abends ins Thal hinab, um entweder das Kind am Heimwege zu finden oder von dem Verfall dem Hausvater Kunde zu bringen. Auch dort war es nicht.

Der bestürzte Vater bietet die ganze Nachbarghose auf, das Kind im Walde und in der Alpe zu suchen — doch alles Suchen war vergebens. Er selbst steigt die ganze Alpe ab. — Man kann sich denken, mit welchem Eifer er nach seinem geliebten Kinde herumspähte; welche Qual sein Herz zerfleischte, als bereits mehrere Tage vergangen waren, ohne daß sein Liebling gefunden worden wäre.

Nach Wochen, da man bereits das Suchen längst als vergeblich eingestellt hatte — besieg ein Gensenfänger eines der Gipfel der Taulalpe und sich da! ankast eine Gensse fand er das Kind. Das Mädchen schien zu schlafen. Die Schürze über das Gesichtchen gedekt, einen Arm unter dem Kopf als Kissen lag es dort, als wäre es so sicher und wohlbewahrt, wie zu Hanse. Es war auch unerträglich geliebten. Aber es war ein Leichnam. Oben hatten sie das Kind nicht gesucht.

Diese Geschichte knüpte vielleicht im Zusammenhange stehen mit jenen Aenderungen „Tandl's Ang“ — „Tandl's Höll“. — Inzwischen ist die Sache vielleicht auch anders zu deuten. Das üble Wetter hinderte mich, die so benannten Plätze zu besuchen und eine vielleicht auf Naturähnlichkeit beruhende Deutung zu finden.

## 8. Der Wiedergesundene.

Unter der Aufschrift „der Wildschütz“ ist in Nr. 25 des vorigen Jahres der Carinthia das Schicksal eines Gensenfängers berichtet worden, welchen eine Eiskluft lebendig verschlungen hat.

Nachdem der jetzige Jäger des Besizers der Maralpe schon im vorigen Jahre seinen Hut und einen Theil seines Rodes über dem Eise ausständig machte, war er beuer in der Lage, ihn wieder zu finden und mit Hilfe der Alpenhirten den Berunzlüchten aus dem Eise zu hauen. Dies ist am 26. September geschehen. Nach den Berichten des Jägers schloß das Eis den Leib vor Bernehmung. Der Berunzlücht war in stehender, vorwärts gebogener Stellung gefunden, als wenn er sich hätte erheben wollen.

Sein Gewehr, seine Uhr, zwei Kronenthaler, ganz schwarz geworden, und noch etwas Kleingeld sammt dem letzten Beutel wurden bei ihm gefunden und dem Gerichte übergeben.

Zum Beweise, daß es hier noch immer edles Wild gibt, möge dienen, daß der obige Jäger in diesem Jahre aus der Maralpe sechs Genssen seinem Herrn eingeliefert hat.

## 9. St. Petrus und die Holzkehrer.

Die Sage erzählt, daß der fromme Petrus, als er seine apostolischen Reisen machte, oft kein Dach fand, wenn böse Gewitter hereinbrachen, so daß er allen Unbilden derselben ausgelegt war.

Er besagte sich deshalb bei seinem lieben Herrn und derselbe versprach ihm auch dafür Abhilfe.



Die Regenschirme waren damals noch nicht erfunden worden — aber wohl die Bahigge. Daher übergab der Herr dem Petrus eine Bahigge und lebte ihn nicht nur, wie er sich damit gegen das Wetter schützen konnte, sondern auch, wie er durch den Gebrauch derselben die wilden Gemüther der Heiden jähigte.

Gut. — Petrus that damit bei Möglichkeit. Allein die Bahigge wurde ihm mit der Zeit zu schwer und er hätte gerne das schöne Instrument fahren gelassen. Der liebe Herr errieth aber seine Gedanken, ersah ihn und sagte, daß er ihm das Gewicht derselben zu verringern werke, daß sie ihm hinten nicht mehr beschwerlich fallen solle — er möge aber dahingegen nicht vergessen, daß er die Geige noch immer habe.

Auf einmal wurde nun die Geige so ring — daß er sie gar nicht mehr spürte, wenn er sie am Rücken hatte.

Petrus ging nun lustig weiter und war guter Dinge. Da kam er endlich in die Malteinerberge, wo eben die Holzschneide von der Arbeit heimkehrten. Ein ganzer Schwad dieser Leute umzingelte ihn und verlangte: „Aufmachen!“

Petrus, der mit dem Sprachgebrauch der Gegend unbekannt war, dachte nur an seine Schlüssel und sagte ihnen, daß er ihnen noch nicht aufmachen könne, bis sie nicht seine guten Schafe würden. Die Holzschneide wollten aber davon nichts wissen und verlangten ungesäumt, daß er ihnen auf der Stelle „aufmachen“ müsse. Petrus wollte aber nicht und so fielen sie über ihn her, rissen ihm die Geige vom Rücken und zerklüfteten sie in eitel Trümmer. Auch ihn selbst verzehrten sie nicht, mißhandelten und schlugen ihn, weil er ihnen nicht „aufmachen“ gemollt und gingen ihrer Wege.

Es war dem Petrus freilich jetzt klar geworden, was sie von ihm mit dem „Aufmachen“ eigentlich haben wollten — aber es war zu spät, der Verlust der Geige schmerzte ihn — es schmerzten ihn seine Glieder. Da bath er den lieben Herrn, daß er ihm helfe und ihn durch irgend ein anderes Mittel gegen die Lubiden der Witterung schütze und den Holzschneiden ihre Grobheit nicht ungestraft lasse.

Was geschieht? — Raum bath Petrus diesen Wunsch geäußert, als auf einmal der Wald um ihn ein anderes Ansehen bekam. Die astlosen Palmen und Jarnen, die eben noch an der Spitze ein Blätterbüschel getragen, verwandelten sich augenblicklich in ästige Nüchten und Taunen und knorrige Ahorne und Wildhaiseln mit breitem Blätterdach und dichten Gezweige.

Nun fand Petrus überall Schutz gegen das Unwetter. Aber die Holzschneide fluchten, da sie bei jedem Baume schensache Arbeit bekamen, bis er zum Viefern geeignet war.

Seitdem ist jeder vor ihnen sicher, der eine Geige am Rücken trägt. P. R.

## Wie man im Traume reich wird.

(Eine Sage.)

Das hohe Alpenthal, an dessen östlichem Abhange die schöne gotische Kirche von Heiligenblut die ganze Alpengegend ziert, durch das die Wöll schlangelnd durch sich windet, heißt jetzt die „Hadergasse“. Nur wenige Bauernhäuser stehen am rechten Ufer des Flusses, und die wenigen Grundstücke ernähren nothdürftig ihre Besitzer. Diese „Hadergasse“ war einmal ein See, der „Weißensee“ genannt. Sein Wasser erhielt er von den Gletschern des Großglockners. Mit der Zeit durchbrach er die Felsen, die ihn gegen Südost

einschloßen, er floß ab, das Beden wurde bebaut, und der Wöllfluß bildet an der durchbrochenen Stelle den Wöllfall. An der rechten Seite des Falles steht ein Bauerngehöft, die „Tribuser-Realität“ genannt. Die einzigen Pächter erhoben für das Amt „Weißensee“ im Lande Großkirchheim die Abgaben (Tribute); daher wahrscheinlich auch der Name des „Tribuser-Gutes“. Der Urtrogger des jetzigen Besitzers besand sich in nothdürftigen Umständen und sammteständig ein Mittel, aus diesen sich herauszubefrei. Arbeit und Ersparniß reichten nicht aus, und in seinem Innern strebte sich die Ueberzeugung fest, daß ihm von anderer Seite Hilfe werden müsse. Der damals gangbare Glaube auf übernatürlichen Schutz und Beistand beschloß er in selber. Mit diesen Gedanken zu Bette gehend, schlief er auch mit selber ein. Da belebte ihn einmal der Traumgott, er möge auf die „Müllbrüde“ gehen, dort werde er einen Schatz finden. Das erste Mal beachtete er nicht diese Ermahnung; da aber der Traum zum zweiten und auch zum dritten Male sich wiederholte, da nahm er einige eßbare Sachen in sein Reisergewand, schnallte dasselbe zusammen, nahm es über seine Schultern und ging heimlich, ohne den Seinigen davon etwas zu sagen, zur bezeichneten Stelle. Dort angelangt lehrte er sich mit den Wölben auf das Geländer der Brücke, schaute starren Auges hinab in die Fluthen der Wöll und überdachte mit trauernden Mienen und sorgengefränkter Stirne seine traurige Lage. Wohl mochte er schon über zwei Stunden dort gestanden sein und bemerkt haben, wie Welle an Welle verrann, nicht aber wie die Zeit verfloß. Da richtete er sich auf, ein Bild zum Himmel schien noch einmal um Dittje zu fliehen, ein Fenster entrang sich seiner Brust, darauf verhäuferte sich sein Gesicht, gleichsam als jürne er des Traumgottes, daß er ihn so zum Wachen halte. In diesem Augenblicke ging ein Mensch über die Brücke, der seinem Anzuge nach ein Müllär zu sein schien. Wegen des traurigen Ansehens des Bauers erschreckt, meinte er, daß wohl Selbstmordgedanken die Seele desselben beschäftigten, und fragte ihn mit theilnehmender Miene, was er wolle, und warum er da so küßer hinunter in die Wellen starrte. Mitleid und Theilnahme öffneten das Herz. Tribuser erzählte ihm seine Keth, und auch seinen dreifachen Traum. „Ach was“, sagte der Ueberlar, (für einen solchen hielt er ihn), „geh mit deinem Aberglauben auf die Bedeutung der Träume; mir träumte auch, ich sollte zum „Tribuser“ gehen, dort werde ich im Herbe einen Hagen mit Gold und Silber eingemauert finden, aber der Hente weiß, wo dieser „Tribuser“ steht. Natürlich verheimlichte „Tribuser“ seinen Namen, ging eilends heim, und schon in der zweiten Nacht ward, während die Handlente schliefen, der Hent in aller Stille abgerissen, und der Hagen mit dem silbernen und goldenen Inhalte angefundnen.

Das Wohn- und Futterhaus wurde mittelst des angefundnen Schazes neu hergestellt, die Gäubäuer, um kein Ansehen zu machen, nach und nach befristigt, und noch jetzt sind die Erben dieses Namens in Heiligenblut vermögliche Leute. Ob aber wohl der aufgefundenen Schatz oder andere günstige Speculationen im Viehhandel u. d. d. die Wurzel der Wohlhabenheit der „Tribuser“ gewesen seien, genug, der fürs Uebernatürliche gereigte und eingewonnene Volksglaube glaubt an den Traum und seine gefchehene Erfüllung.

W. II.

(Fortsetzung von Nr. 22.)

Als Vertreterin der heimathlichen Interessen jeder Art hat sich die Carinthia auch zur Aufgabe gestellt, ihre Leser auf alle dem Vaterlande Kärnten einflussmehrenden literarischen Erzeugnisse aufmerksam zu machen, und in den ihr ermöglichten Richtungen zur Förderung und zum Aufschwunge heimathlicher Literatur mitzuwirken.

Es ist für die Redaction eine in Wahrheit angenehme Erfüllung dieser Aufgabe, die Aufmerksamkeit der verehrten Landeute auf ein Werk zu lenken, welches, eben in der letzten Phase der Ausführung — der Vollendung nahe stehend — durch den freundlichen Beistand der Stadtmänner bedeutend gefördert werden kann und diesen Beistand auch in jeder Rücksicht verdient. Herr Mathias Felix Klager, Beamte der k. k. ö. ö. ö. Handelskammer, dem Publikum bereits ehrenvoll bekannt durch sein im Jahre 1857 im Trude erschienenes, sehr fleißig und genau ausgearbeitetes, praktisches und, nach weitem Vertriebe, vielverbreitetes „Handels-Adressenbuch“ — arbeitet seit vier Jahren mit preiswürdigem Fleiße und unermüdetster Beharrlichkeit und Liebe an einem Sammelwerke, welches eine „historisch-statistische Darstellung sämtlicher Produktionszweige Kärntens auf dem Gebiete der Agricultur und Industrie, mit Rücksicht auf dessen Handels- und Verkehrs-Verhältnisse“ zum Programme hat. Obgleich in den letzten Jahren zwei Jahrzehnten durch die heimathliche Literatur vielfach Aneknemwerthes geleistet werden ist, um unserm schönen, reichbegabten Heimathlande, welches leider in mancherlei Beziehung selbst untern nächsten Nachbarn noch in terra incognita ist, die verdiente Geltung zu verschaffen, sind Kärnten's Industrial-Verhältnisse und sein Zustand in volkswirtschaftlicher Beziehung, wenn auch in geringen Monographien, zerstreuten Bruchstücken und Mittheilungen von Fachmännern besprochen und bearbeitet, doch bisher in einer abgeschlossenen Gesamtübersicht noch nicht zur Darstellung gebracht worden. Wir dürfen es deshalb als ein höchst verdienstliches Unternehmen bezeichnen, daß Herr Klager, dessen Gewandtheit und Fleiß durch seine früher zur Oeffentlichkeit gekommenen Arbeiten hinlänglich und ersichtlich bewährt ist, die Zusammenstellung einer solchen Uebersicht sich zur Aufgabe gestellt hat.

Wir finden und daher verpflichtet, dieses Unternehmen der Unterstützung unserer verehrten Landeute, und namentlich der vielen, mit Recht hochgehaltenen Fachmänner, welche Kärnten's Agricultur und Industrie aufzuweisen hat, angelegentlich zu empfehlen, da dasselbe ganz geeignet sein wird, die Namensliste unseres Vaterlandes wie dessen, mit jedem Krendeute des Kaiserstaates verhältnißmäßig in die Schranken tretenden Kunst- und Gewerbsfleiß sowohl im engeren Vaterlande als auch außerhalb der Marken desselben zur Aneknennung und Würdigung zu bringen.

Wir glauben durch diese vorläufige Besprechung und Empfehlung eines so preiswürdigen vaterländischen Unternehmens wirklich im Interesse unseres theuren Heimathlandes zu handeln, und werden demnach auch durch persönlicher Mittheilung einzelner Bruchstücke des fraglichen Sammelwerkes unseren geehrten Lesern die angenehme Uebersetzung verschaffen, daß wir denselben kein übertriebenes Lob ausgesprochen haben.

**Falot**, ein gemeiner Rest, Schelm, Landstreicher, Schuft. Diefem entspricht das Englische harlot, so wie das Wallachische heriod, heriodes, welche auch meretricus — gemein, niederträchtig, läppig, wehligig bedeuten.

**Falk**, Taufname: Valentin.

**fanan**, fenen, das Wehl durch einen Sieb rütteln, so wie auch das ausgebrochene Getreide von der größten Spreu säubern, um es von der feineren Spreu (Aeiden) erst durch die Windmühle zu befeinigen. Englisch to fan = säubern, werfen, werfen, das Getreide. Lateinisch vannus, englisch fan, französisch van, die Schwinge, was wohl unserm sogenannten Reutern entspricht. Faner, der Reutenschwinger. Hüpert I. 289.

**fandern**, fendern, das Umtauschen von Kleingeldstücken, welche Kinder besitzen, z. B. Fichten, Kasper, Brod; worin meistens das Vermögen der Kinder besteht. Vom Lateinischen vendere = verkaufen. Englisch to vent, absetzen, verkaufen.

**Farbu**, ein besetztes, streng politisch verbotenes Kartenspiel.

**Farbn**, die Färb.

**Farfalan**, eine Wehlspitze der gemeinen Volkssprache. Der Wehltrig wird mit Fingern zerdrückt, und in Milch, Wasser oder Suppe eingelacht, daher z. B. Milchfarfalan. Dieses Wort kommt schon beim Seidric Ebelking vor:

„An huselj, tief und bradit  
Bell vorveln trnos se dar.

**Farle**, ein junges Schwein, Ferkel, Spensfarle, Spensfall, das heißt, ein Schweinchen, das der Muttermilch entzogen wird. Sieh' Spenan.

**Fartl** bezeichnet seinen Zustand, wenn man eine Handlung, ein Geschäft nicht fertig verrichten kann, sondern auch im Stande ist, dasselbe mit Fertigkeit, Geschicklichkeit, mit vieler Gewandtheit auszuführen — also einen Kunstgriff der Gewerksleute und Handwerker. Es kommt von fertig oder Kart. Kart bedeutet schon bei Eschsch überhaupst jedes Geschäft, so wie noch jetzt faerd im Dänischen; somit ist die Synonime, im Stande sein, ein Geschäft anzufangen, ganz natürlich. Darn kommt auch fertig, d. i. das Können; denn fertig ist mit geschickt synonymisch. Je mehr ich alle Hindernisse und Schwierigkeiten bei gewissen Handlungen wegräume, und mich in den Stand setze, sie ausüben zu können, desto leichter wird mir ihre Ausübung, desto größer meine Fertigkeit — und das eben ist der Kartl; was auch unser Sprichwort bezeugt: Viel treibt's Hantwerk.

**farzn**, das Härbarwerden der Haubwinde, die härbare Blähung, der Huz. Wind. Griechisch πορρ, englisch fart; so let a fart, einen Wind freiden lassen.

**Fasch**, das Blut, das aus einem verwundenen oder gebluteten Wild fließt, und sohn das Bluten des Wildes.

**fashn**, die Wunden, womit Kärnten eingebunden sind, und fashn das einbindeln. Lateinisch fascia, englisch ebenfalls fascia, die Wunde, der Streif, fasciated, umwunden, mit Binden versehen. Hüpert I. 291.

**föhl**, in der Pflanzwelt eine Menge Viehes einer Gattung und Art, welche der Zahl und Güte nach erhalten und fortgepflanzt wird; also Züchtung des Viehes, Gezücht, der Stamm, die Race. Englisch ace, lateinisch radix, griechisch ραδix, die Wurzel. faunzn, befrüchten; mit der faunzn demandem in das Angeficht schlagen; sei fill, sei gib i hier a faunzn. d. h. eine Ohrfeige.

**faufn**, Oeffnen, alle Arten guter, einzelner Einfälle, wasserreicher Quellen. Englisch fangle, von finden; der Fund, Einfall, Papperel, Spielerei; fangles, die neuen Einfälle, Quellen, Neuerung.

**Fagn**, Boffen, Späße, wärrische Gekherden, das scherzhafteste Tun und Treiben, daher *fagn m'ich r*, der Spatzvogel. Englisch *farce*, französisch *farco* = Poffe, Nachspiel, *trape*, auch sonst etwas Scherzhaftes, eine scherzliche That, darüber andere lachen. Diet. franco. Frisch.

**feadln**, seppen, Jemanden zum Essen haben.

**feax**, ein unvertilgbarer Mensch, Salt-Kreuz.

**fechtln**, ketteln; Sprache der wandernden Handwerksleute.

**feegn**, der Pantonschlag, bestehen in wenigen unzähligen Wimmern mit beizender Empfindung; *z. B.* i glab, du hast die feegn. Vom altteutschen *fegeu*.

**feichtn**, die frichte.

**feideln**, wie eben, das *feadln* = seppen.

**feiern**, b. h. den Tag müssig zubringen.

**weigl**, das Weichen.

**feindln**, sehr, recht, gar sehr, gar recht, ganz vorzüglich; es bildet, den Weiblichen vorgelegt, immer den Superlativ; *z. B.* i tua feindln (schon dünke, d. h. ich dachte recht sehr, ganz vorzüglich, innigst). Es ist das Englische *finely*, oder *very fine*, welches die nämliche Bedeutung hat.

**feistling**, Handhufe aus Peter oder Tuch, aber ohne einzelner Fingerform.

**feite**, ein großes, hölzernes Trinkelgefäß.

**feiser**, der Weidenbaum.

**ferernz**, blühen, stimmen.

**ferer**, **ferer**, weit, ferne, entlegen, und **ferer** der Comparativ = weiter, weitehin; *z. B.* der Weg is m'e vil 'fer, d. h. zu weit, zu entlegen; oder *z. B.* werst noch ferer g'än, wisch du noch weiter gehen. Hier steht *fer*, wie wir's in Ländern sprechen, in seiner ursprünglichen Gestalt; *schon Kero* sagt: das *fer* see, d. h. das sei fern. Aus *fer* entstand in der Zeit *fero* = ferne. Und bei *Tatian* G. 228. *z. B.* 1:2 kommt unser kälternisches *ferer*, unter *feran* vor.

„Her klichertz — rumor farau.“

Er stellt sich, weiter zu geben.

**fergl**, **ferkl**, ein Schlitzen, eine Schleiße, mit etwas über sicke Anhängen zu ziehen oder zu tragen.

**fergeln**, anballend, zutraglich, unbeschneiden kitten, solliciten. Kommt mit dem Polnischen *ferg*, *pressura*, überein. Die Franzosen nennen es *presser*.

**ferstet**, ein hölzerner Schlüssel, zu einem hölzernen Schloße.

**ferkl**, ein junges, unangewachsenes Schweinchen.

**ferichn**, der hintere Teil unten am Huße.

**ferschngelt**, das Weid, welches ehemals geätzt wurde von solchen, die aus der Schlacht entflohen, also von Ausreißern. Aetlung leitete es von *fabren* her, welches auch gehen bedeutete. *Geiric* III. 20.

*linx faran wasgan,*

Nich (ihn) gehen zu waschen.

Auf ähnliche Weise haben die Lateiner ihr *calx*, *ferst*, von *calcare* = treten, geben, abgeleitet.

**feran**, **ferstig**, d. h. im vergangenen, vorigen Jahre. *Winsted* spricht zu seinem Sohne im 27. Absätze: *Wincn haben sunber Tugent, der hure ist kesser danne wert, d. h. der heuer böser ist, denn setzen, — ferstn kommt von fer, ultra, procul. Bei Kero*: das *fer* see, d. h. das sei ferne, abait — fertig = etwas, was vom vergangenen Jahre ist, *z. B.* fertigis Schmäztig. Angelsächsisch *feru*, *vetas*, alt.

**feiseln**, fieleu.

**ferz**, siehe *feax*; daher *ferzen*, reizen, neden, zum Essen haben.

**fergan**, centen, Früchte einsammeln. Ist verwandt mit *faffen*, altdeutsch *waszen*, und *faben* = fangen, nehmen. Stammt vom Polnischen *fä* = nehmen, empfangen.

**ferzn**, ein abgetragenes Stück Gewand, Leinwand; so wie das eng-

lische *fat*, das italische *penza*, *penza* — und französische *pioco* = Stück, *ferzen* bedeuten. Hiehrlich: ein stilleses Feuertzimmer.

**fiarer**, ein stüßiger Rausch; vom Schweißischen entlehnt.

**fiarschröttig**, hart, reußig.

**fiarta**, die Weiberhölze. Bei *Denenberg*: *fiärtuch*. In *Hessen* *fortuch*. Im *Niederdeutsch* *Fördank*, *Fürlook*. *Oberdeutsch*: *Fürtüchel*.

**fiarawd?** zu was, wezu, warum, zu welchem Zwecke; *z. B.* *fiarawd* a klane Beschuldigung? ad quid portatis haec?

**fiichlach**, die vielfache Zahl von Vieh.

**fiideln**, die Bieline erbärmlich spielen; daher der *fiidler*.

**fielu**, mit der Mähe gelinde streichen, beißen. Englisch *to fagow* (sprich: fälg). *Kantischälisch* *fezen*, beißen, beißern.

**fiipern**, das zitternde Bewegen der Glieder am Leibe, *fiu* es aus Kränklichkeit für immer, oder nur aus Veranlassung des Jähzornes. Lateinisch *vibrare*.

„Ther Alte mit theme Sutte,

Ther jonte harte,

Ime vitreten hie Lugen.“

Fragu, do bell Sarac. 1205.

**fiiseln**, die Gartenbeküen.

**fiisn**, 1) an irgend einem Gegenstande nagen, 2) schlecht, klein, unelisch schreiben, 3) unbedeutend regnen, das Säuben, 4) entbilden, der Schale entziehen, *z. B.* *fiään fielu*, d. h. *Robben* entbilden.

**fiipern**, heimlich und vertraut mit einander reden, schwatzen. Englisch *to whisper*, itälisch *biobigio*; verwandt mit *to whistle*, *wispren*, *ispeln*, *flüstern*.

**fiil**, das heimliche Streichen eines Bandwirmes. Englisch *to fias* = fissen, auch so *fiäzo*.

**fiig** und **fötig**, *fiig* bedeutet eilig, *munter*, *rausch*. Angelsächsisch *fiykan*, eilen. Wahrscheinlich hat es zuerst *fiigs* oder *fiegs* gelaute, vor *fezen*, welches eilig gehen, laufen bedeutete, und zwar mit einem gewissen Geräusche und einer gewissen Heftigkeit. Sie sagte auch den *Tanzsaal*, daß sie aller Augen auf sich *fiig* *fiig*. Auch Aetlung führt von *Wiße* an:

„Bei der Viele Gegenhaut,

Wet es mir *fiir* von der Hand. —

Die metonymische Anwendung des *Wunderds* *fiig* und *fötig* erklärt sich dadurch: ist nämlich Jemand zu einer Arbeit *fiir*, d. h. eilig, so wird er sie bald — zu rechter Zeit vollenden — d. h. er ist fertig.

**fiigeln**, heimlich Wetzen spielen, Diebstehle thun; im Spiel oder Wankel betriegen. *Denenberg*: *fufeln*; englisch *to fudge* und *swagel*, heimlich entwerfen. Sieh: *Ihre* *Wieser*: das Wort *fufeln* — *fufeln*.

**fiigln**, schnell und schlecht, unelisch schreiben.

**fiilärb**, unreinigt, Reib, Unsaft.

**fiatern**, fieden, fiedenartig hin- und herschweben, *z. B.* ein Irdisch. Englisch *flako* = die *fieste*, a *flako* of *fire* = ein Feuerstunde.

**fiatun**, die Schweißhede. Geht zu *fiatern*, *fiabern*, *schweben*. Schwedisch *fiäder*, der *Zand*. Hiehrlich: müßig auf unheimlichen Wegen herumstreifen, herumflanken.

**fiakun**, sich abheben, heimlich sich entfernen, davonlaufen — ausreißern. Geht gewiß zu ebigen Worte.

**fiakun**, **fiakun**, Eigenheiten, Unhöfische, Grillen, sonderbare Einfälle, Auseren.

**fiakanan**, laut, *fiak*, heftig weinen. Bei *Notter* *fiakanen*, *fiakanendo*, ora *caenotruendo*, das *Rausl* verziehen, theils beim *Wachen*, theils beim *Wincen*, und im letzten Falle geäußerlicher. *Schiller* sagt: das *Rausl* *fiestchen*, d. h. beci auseinander ziehen. Die *Wurzel* ist nach *Herbart* III. *B.* 294 unbelant — dürfte aber wohl mit dem *Patrinischen* *plango* zusammenhängen.

**fiakantschn**, das die Bedeutung des ebigen *fiakanan*, *nue* ist es,

wie ich glaube, das verhärtete Fleischn; verwandt mit fleinan, fleanen, fleinen. Schwedisch flina, dänisch flin.

**fleuran**, heftig weinen. Lateinisch flere.

**fleiden**, die semple vom Getreide mittelst einer Windmühle gesonderte Spreu.

**fleuttschn**, 1) ein großes, von einem Ganzen abgerissenes Stück, z. B. a fleuttschn fleisch; 2) auch wohl ein schlechtes, abgetragenes Kleid.

**flinderle**, **flimöl**, ein wenigles, metallenes, glänzendes etwas — ein dünnes Stück glänzenden Metalls.

**flingun**, die Erbeise — oft auch flinien.

**flittschel**, ein junges, naives, dreifaches Mädchen.

**flögan**, eine Satzung hängen, rathen, plattentzählenden Waizen broden. Englisch flake, die Schicht, das Blatt.

**flöhl**, ein roher, grober, ungebehlter Reusch. Englisch flail. Französisch fleau. Lateinisch flagellum = Dreischlegel.

**flösch**, fort! — siehe!

**flöt**, 1) ein Waal, sei es weib, schwarz zc. von Farbe; daher auf Schiffsflöten darunter allgemein der schwarze Linkeis verstanden wird. 2) Ein von einem Ganzen abgerissenes oder abgetheiltes Stück, z. B. Tuch oder Lederstück. 3) Die gemessbaren Gebäude der Thiere. Die Kolonnen der Säulen. Die tripod der Franzosen; daher unser Flößelade — Flößlump.

**flöpp**, **flöz**, der Hüftbecken, der Adergrund; in Unterlärnten Flöz — überhaupt die Erde. Englisch flut = flach — eben. Flözflaue = Erdflößel.

**flöfeln**, fortstrecken, mit Gewalt fortziehen, ungelebrt wie ein flösch, ein Weidwisch mit dem Seile fortgezogen wird. Englisch to flout; französisch flotte, flottage.

**flotrachn**, flattern. Englisch to flit, to flout und to flatter = flattern; schweizerisch flidere; altemüsch flatte, flitter (zu flitten, flint, flunder), der Haber, der Kappen; a coal born to flitters = ein ganz abgetragener Reck.

Wän i a z'rißn und l'umpat bin,  
Wän i n'r dänzn guat bin;  
Vög m'r fl'ezn n'r flotrachn,  
Was geas bi änder Leit än.

Rimt. Volkspoesie.

**flöz**, **flöpp**, der Hüftbecken, der Adergrund, überhaupt die Erde.

**flözbiern**, die Erdtrine, Kanestiel, Erdflößel.

**flözber**, 1) der Geier; 2) die Edel- und Flözrede, z. B. i hän an flözber gehän, d. h. ich habe ein Scheltwort ausgesprochen.

**flözin**, schön verübergend lusteln.

**flözhanze**, ein großer Sturz Wech, d. h. ein Laib Wech in länglicher Form.

**flözin**, weden, reizen, zum Festen haben.

**flözlig**, beinabe.

**flözern**, blinten, schimmern; wie femern, femerz, und femerzer = Wüß.

**flözepeln**, weden, reizen, täuschen, zum Festen haben. Oberbard sagt II. Band, S. 409. flözep ist ein altsächsisches Wort, welches einen altsamen, sächsischen Menschen bezeichnet. Vielleicht gehört es zu einerlei Stamm mit dem lateinischen Vappo, welches eigentlich Rahm — und davon ein veredertes, schmierig und abgeschmackt gewordenes Getreid, und davon auch einen nichtveredeten, abgeschmackten Menschen bezeichnet. Was ich im Herrn Hilpert'sen Lexikon finde, folgt: Englisch to sob, laudhaftlich ferpe. Griechisch Σοφωω, Σοφω = hintergehen, anflören: to sob off = zum Festen haben. Französisch dupes.

**vorlaut**, unbescheiden im Reden; zu frühzeitig über Etwas absprechen, was noch länger im Geheim hätte bleiben sollen.

**formasn**, schmücken.

**Wostl**, der Taufname: Sebastian; z. B. i'Wostion, d. h. zu St. Sebastian, ein Florbier nächst Oberwies.

**fozn**, der Mund der Menschen, das Maul der Thiere; daher Rojmanl = das Fleisch vom Maul und der Rele der Schlachtthiere.

**fragel**, ein halbes Seidel, d. h. das Aedel von einer ganzen Maß.

**frasz**, die Heulen, eine kramplartige Krankheit.

**fratzn**, die Heulstreckungsplage — jedes ausgebaute Stück Bergmaul, das zur Viehweid verwendet wird.

**frattig**, wund, verwundet.

**fratscheln**, ausforschen, fragen, mit Reuziger noch Kleinigkeiten sich fragen, bekümmern. Am breunisch-niederländischen Wörterbuche wird das Wort Vreesken erklärt durch: auskundschaften, durch Nachfragen erfahren. Und in den Auszügen II. S. 2. 373 wird gesagt: Vreesken dieß bei unsern Besachern gemeinlich nicht mehr als erfahrene Abtugung entscheidet darüber in Hinsicht seiner Wurzel nicht; er sühlet nur an, daß seine abzukleiden sei, vielleicht von fragen mit Verlegung des W, oder von fargen = dringend begehren; oder den sähren, in der Bedeutung erfordern; oder von dem alten Vorthen, Vorthoren = fordern, welches bei Willeram schon bedeutete. Abtugung sühlet selbst an, dieses Wort laut bei Notter forsken. In der Niederländischen Sprache: forsken. Im Niederländischen Varsken. Im Dänischen forske. Im Schwedischen forska, weraud durch Verlegung des W unter fratzscheln, und **fratschlerin**, ein Weib, das mit Ratgeberinnen auf öffentlichem Marktplatz handelt, als Höflichkeit — als eigentliche Repräsentantin aller Reuzigkeit-Krämerciere — mag entstehen seyn.

**fröz**, ein unartiges, desobedtes Kind. Englisch und französisch faroe, die Pesse, das Pösselpiel.

**v'rbant**, verflucht, verwünscht, den Kommen, verbannten.

**v'rbait**, **v'rbauht**, verwünscht. Jemanden oder etwas für strafällig erklären. Englisch to damn, verdamme. Französisch damner; lateinisch damnare = verbannten, verdammen, verdamnungswürdig — wird meistens gesagt, wenn Etwas etwas Widriges begegnet.

**frösch**, buntsärbig, schreidend, anfallend von Farbe. Figurlich: naiv, amüßend, gail.

**frei**, sehr, recht, fast. Es ist das Englische very, als Superlativ, z. B. very fine, d. h. sehr schön. I bin frei dörste, d. h. ich bin sehr — fast durstig.

**freila**, ja — ja wohl, es ist so = freilich.

**freitsoh**, der Friedhof, Genesader.

**v'rfügt**, ein Ausdruck des Unwillens, als Adjekt. und als Adverbium = verflucht.

**v'rgaman**, **v'rgamanz**, sterben, v'rgam = gestorben.

**v'rganan**, begreifen.

**v'rbant**, vergeudet, durchgejagt — das Vermögen verschwendung; z. B. Er hat lei ganzes Geasfl verbannt, d. h. sein ganzes Vermögen durchgejagt.

**v'rbait**, wie verzeht, verflucht, verdammt.

(Fortsetzung folgt.)

**Verichtigung:** In Nr. 21 der „Gazette“ soll es heißen — Seite 162, Spalte 1, Zeile 1 von oben: Es besteht aus kaum hunderttausend dänunmännigen u. s. w., und Zeile 2: Dieb'schen schimmert u. s. w.; Seite 163, Spalte 1, Zeile 5: erbielt er den ersten Rang. Spalte 2, Zeile 1: J. in (i. e. Johannis) — Seite 164, Spalte 1, Zeile 11 von unten; durch die dortige Waldhalle; endlich Spalte 2, Zeile 11 von oben ist einzuschalten nach den Worten: mit seinen Beden, an der Nordseite abgerundeten, an der Südseite aber u. s. w.

# Carinthia.

(Fünfzigster Jahrgang.)

N<sup>o</sup> 24.

Sonnabend, den 1. December

1860.

## Karl Maria Graf zu Podron Laterano.

### Biographische Skizze.

Kärnten hat in jüngster Zeit wieder einen seiner edelsten, trefflichsten Söhne verloren. Wenn Podron auch in Tirol geboren war, so gehörte er doch durch sein Wirken für unsere Heimath so wie durch seinen ausgedehnten Besitz uns an, und wir dürfen ihn mit größtem Stolze unsern Landsmann nennen. Ein solcher Verlust ist in einer Zeit, in welcher verfassungsmäßige Zustände eintreten, doppelt schmerzhaft und unersehlich; da braucht man Männer von Herz und Kopf, die furchtlos einsehen für Recht, Kaiser und Vaterland, und möchte sie mit der Laterne des Dieguezes suchen; beklagt es daher um so tiefer, solche missen zu sollen, denen man bereits sein Vertrauen geschenkt und die sich bewährt haben. Wir gestehen, daß wir uns einen kärntnerischen Landtag ohne Podron noch gar nicht vorstellen können.

Karl Maria Graf von Podron Laterano\*) wurde am 22. August 1807 zu Innsbruck geboren, absolvirte daselbst öffentlich seine Studien im Jahre 1829 und nahm im Jahre 1830 seine Civil- und Criminalprociß bei dem damaligen Innsbrucker Stadt- und Landrechte. Im Jahre 1831 übernahm er die selbstständige Verwaltung seines Vermögens und des ihm nach dem im Jahre 1821 erfolgten Tode seines Vaters Alois zugewallenen Fideikommisses. Seit dieser Zeit lebte er größtentheils in Kärnten. Im Jahre 1835 vermählte er sich mit Theresie Freiin von Gumpenberg, einer edlen liebenswürdigen Dame, mit der er bis zu ihrem im Anfange des Jahres 1849 erfolgten Ableben in glücklicher Ehe lebte. Sie gebar ihm vier Kinder, zwei Töchter und zwei Söhne, deren Erziehung er sich mit größter Sorgfalt und Hingebung widmete; der Erfolg entsprach seinen Bemühungen. Zwei Jahre vor seinem Tode erlebte er noch die Freunde, seine älteste Tochter Thessa einem edlen, vortrefflichen, in mancher Beziehung ihm selbst sehr ähnlichen Gatten, Friedrich Grafen von Attems, vermählt zu sehen, und in diesem Jahre das Glück Großvater zu werden; doch sollte er seinen Enkel nicht mehr sehen. Im Frühlinge dieses Jahres wurde er von einem Herzleiden befallen, welches die Aeczte für eine Insufficienz der Herzklappen erklärten. Er ertrug seine schweren Leiden mit männlicher Hoffnung und christlicher Ergebung, die so weit ging, daß er

seinen Todtenzettel selbst dictirte, bis er am 15. October dieses Jahres durch den Tod davon erlöst wurde. Am 17. October wurde seine sterbliche Hülle in der Familiengruft zu Sibirskau beigesetzt, der Pfarrer von Himelberg, Johann Freiherr von Nidlsberg, der ihm durch eine lange Reihe von Jahren als treuer Freund zur Seite gestanden, konnte dabei vor Verneigung kaum sprechen. Ein großer Theil der an seinem Sarge in lebhafter Nührung Trauernden waren Bauern, dieselben Bauern, welche im Jahre 1848 in Wasse (wohl 80 an der Zahl) eine Sturmpetition bei ihm gemacht hatten, denen er damals allein, unbewaffnet, entgegen getreten war, und welche er, ihre Forderungen mit trockenem „Nein“ beantwortend, an das Kreidamt Villach als damalige legale Unterbanobehörde zur Erledigung ihrer Beschwerden verweisen hatte. Aber sie hatten, nachdem die Aufregung jener Zeit sich gelegt, wohl erkannt, wels<sup>ch</sup> gerechter Herr er ihnen in vorwärtlicher Zeit und wels<sup>ch</sup> wohlwollender, gütiger Nachbar, wels<sup>ch</sup> freundlicher Rathgeber er ihnen gewesen war, nachdem das herrschtschaftliche Verbot gelöst war.

Nachdem wir diese kurzen und bekanten Notizen über sein Privatleben mitgetheilt haben, denen wir nur noch beifügen, daß sein Haus nie prächtig oder auch nur elegant eingerichtet, sondern vollkommen einfach und patriarchalisch besetzt war, daß darin aber die edelste Gastsfreibeit, der heiterste, geselligste Ten herrschte, wollen wir versuchen, sein öffentliches Wirken zu skizziren.

Sein erstes öffentliches Auftreten, welches wir erwähnen zu sollen glauben, fällt in den Landtag des Jahres 1846. Er verlangte damals mit Energie, daß die in den Statuten begründete, seit Langem aber unterlassene Mittheilung des Landtagsprogrammes mit der Landtagseinladung wieder erfolge. Ein bedeutender Anhang gestellte sich ihm zu, und der Antrag erhielt Folge. — Im Landtage im Sommer des Jahres 1847, der wegen Verabreichung der Art des Ausschusses an die Eisenbahn und wegen Mittheilung des Schenk- und Kobetabstufungspatentes zusammenberufen ward, wählte man ihn selbst einstimmig in das Comité, welches der Landtag zur Adaptirung des genannten Patentes für Kärnten bildete; er wurde zu dessen Obmann bestellt und leitete die Arbeiten desselben, welche ein wichtiges Material zur nachherigen Abklärung bildeten. — Im verhängnißvollen Jahre 1848 wurde er in den ständischen Ausschuß berufen und vertrat im Comité, welches das neue Wahlgesetz für den kärntnerischen Landtag zu bearbeiten hatte, mit Muth und Kraft die alten, historischen Rechte, ohne deshalb die neu hinzugekommenen, berechtigten Elemente verdrängen zu wollen. Derselben Urnachsatz blieb er auch als Mitglied der Vertrauenscommission, welche im Jahre 1856 zur Activirung der kärntnerischen Landesvertretung zusammentrat, getreu; doch war sein Separatantag freisinniger und

\*) Wir verweisen bezüglich seiner Abstammung auf die Weno-graphie: „Die Podrone“ von Heinrich Hermann; Carinthia Jahrgang 1852, Nr. 81 bis 89.

zeitgemäßer, als mancher spätere! Im Landtage des Jahres 1848 war er einer der thätigsten undurchschleiften Abgeordneten, wie die Akten jener Zeit beweisen, und wie Vielen vielleicht noch erinnerlich sein wird. Er wurde in den Landtagsauswahlgewähl und war bis zu seinem Ende ein thätiges Mitglied desselben. Außerdem war er Mitglied der Grundentlastungs- und der Servitutenabstufungskommissionen so wie der Vertrauenskommission zur Durchführung des Gemeindegesezes vom Jahre 1859 in Kärnten. Man möge aus dieser vielseitigen Verwendung ersehen, welche Vertrauen man ihm sowohl von oben als von unten schenkte; daß er sich denselben aber auch nicht entzog, sondern sich mit größter Aufopferung dem öffentlichen Wohle widmete, indem er für das anerkannte Recht seine Stimme laut ohne jede Zehen oder Rücksicht erhob. Er führte und begleitete zahlreiche Deputationen in Landtagsangelegenheiten sowohl zu Sr. Majestät als zu den verschiedenen Ministern, wovon wir nur die Deputation in Zell- und Eisenbahnangelegenheiten im Jahre 1858, dann die, welche die von ihm angeregte und, wenn wir nicht irren, auch von ihm verfaßte Ergebenheitsadresse des kärntnerischen Adels im Jahre 1859 überreichte, erwähnen wollen, welche in diesem Jahre zur Beibehaltung der kärntnerischen Landesregierung daz. anführten. Wenn man, wie es leider heut zu Tage die allgemeine Ansicht geworden, die Thaten nach dem Erfolge beurtheilt, dann würden vielleicht die Verdienste unseres vereinigten Freundes nicht so schwer in die Waagschale fallen; aber da man sich in Kärnten besessentlich nicht zu diesem Grundsatze bekant, so wird es die Hingebung und Aufopferung nach Gebühr würdigen, und das Andenken daran wird sein schüttestes Monument bleiben. Er leitete ferner, als natürliche Folge der Arelkarrefre, eine patriotische Sammlung unter dem kärntnerischen Adel ein und theilhaftige sich mit einer namhaften Summe; das Resultat dieser Sammlung ist bekannt. Der Kaiser anerkannte seine Verdienste im Frühlinge dieses Jahres mit dem „Orden der eisernen Krone“, welcher leider nur so kurz die treue Brust schmückte.

Wir schließen unsere Skizze mit einem Nachrufe, den ihm die „Oesterreichische Zeitung“ brachte:

„Nach Ordnung und Ueberzeugung Aristokrat war Todron auch dem Bürgerthume gerecht und gehörte in jeder Beziehung zur edelsten Klasse seiner Landesgenossen. Gerade, offen und lieber, gleich er einem Ritterbilde aus alter Zeit, er war ein Freund des Strebens, ein verlässlicher Genosse, ein edler Gegner!“

## Sprüche und Reime.

Von Friedrich Marg.

### Das Leben.

Ein Leben ohne Liebe,  
Ein Leben ohne Haß  
Ist, was im Bellengetriebe  
Ein Zegler ohne Kompaß!

Ein Leben ohne Fehde  
Für Wahrheit, Licht und Recht  
Ist, was ein Raub ohne Rede,  
Ein Feltzug ohne Geschick!

### Zwei Dinge.

Zwei Dinge sind's, die Frevelnuth  
Sich anzutasten scheu!  
Einmal besteht solch' einig Oai,  
Gewinnt es keine Reue!  
Das Männern und der stolze Mutz,  
Das Frauen, ist auch die Treue!

## Gute Zitte.

Ihn' keinem fremden Raß was zu Reide,  
Besitztst du in Gesellschaft dich,  
Und wo du stannst, vermeide  
Das kleine Wörtlein „Ja!“

## Talente und Genie.

Talente gebiden sich sinnfeind,  
So est wo ein junges Talent erschneit;  
Doch das Genie zeigt liebreich  
Die Bahn ihm, die es wanden soll!

## Bächlein und Bergstrom.

Dem Bächlein ebnet doch sein Nezes  
Müßigetiges Felsen auf dem Plan!  
Der Bergstrom bricht gemalten Sturzes  
Wie das Talent sich selbst die Bahn!

## Meine Waffen.

Als Christ hab' ich des Heilands Bild,  
Sein stehend' Aug' am Kreuz bereit,  
Wenn's labill we zu rächen gilt!  
Als Dichter schrieb ich auf meinen Schild:  
Eine Rose für jedes Leid!

## Der Satz.

Wie klein, wie klein  
Ist ein Todtenschrein!  
Und schlicht doch die Welt!  
Der Welten ein!

## Das Himmelreich.

Wer wollte sich nicht Gott verfühnen  
Ned vor des Grabes dunkler Stutz?  
Doch, oh, manch' süßbaldes Gewöndnen  
Begleitet uns bis an die Gruft!

Doch nicht zu spät dann Neu' und Bitte,  
Verfühne dich, wenn je, so gleich:  
Mit jedem Tag, mit jedem Schritte  
Grob're dir das Himmelreich!

## Wo ist Gott?

Wo ist Gott?

Im Sturme des Weltmeer's, im Abendroth?  
Im Stern, der stammend zum Abgrund züht,  
Im Tröpflein Thau, das die Blume erschüht?  
Im Kieselchen, das blühend am Strauche schwauzt,  
Im Auge des Armen, der dir dankt?  
Im frommer Lehrer Gedankensaatz,  
Im Reiche des Leidens, in guter That?  
In der Geschichte Völkernschaff,  
In deines Herzens innerem Ball? . . .  
Allüberall! Allüberall!  
Wie einst im stammenden Dornenstrauch,  
Wo du ihn suchst, da ist er auch!

Ober-Drauburg, im November 1860.

\*) Die Welt als Erscheinung und Wahrnehmung alles Sichtbaren, die mit jedem Menschen einmal zu Grabe getragen wird.

## Auszüge aus den Memoiren und der Correspondenz des Prinzen Eugen Brauharnais, Vizekönigs von Italien.

Herausgegeben von Du Cassé.

Uebersetzt und für die Carinthia zusammengestellt von Paul  
Fritsch von Herber.

(Fortsetzung von Nr. 7.)

Krieg vom Jahre 1813 in Kärnten.

### 9. Band. 24. Buch.

Eugen an Napoleon.

Weniza, 29. Juli 1813.

Sire, ich habe die Ehre, Euer Majestät zu unterrichten, daß mehrere der Agenten, welche ich gegen Graf Klagenfurt und Marburg gesendet, zurückgekehrt sind\*). Das Wichtigste von ihren Berichten ist Folgendes:

Gener. der in Klagenfurt war, fand in dieser Stadt nichts als das Regiment „Hohentube Wartenstein“, welches seit lange dort garnisonirt, und einige Detachements von Cavallerie. Dieses Regiment hatte eine Menge Ketten erhalten, und alle Offiziere waren beschäftigt, die Landwehr-Compagnien abzurüsten. Diese Landwehr war am 10. aus Kosten der Gemeinde Klagenfurt (unwahr) gelistet worden.

### 25. Buch.

Eugen an den Kriegsminister Clarke.

Adelsberg, 20. August 1813.

Herr Herzog von Feltré, ich zeige Ihnen an, daß die Oesterreicher den 17. d. M. das illyrische Gebiet angegriffen haben, und daß sich eine Division gegen Karsthat wagt, während sie sich längs der ganzen Linie an unseren Grenzen zeigen. Da mir alle Berichte anläudern, daß die Hauptkräfte des Feindes sich zwischen Marburg und Pettau vereinigt, mußte ich die Armee in der Richtung gegen Laibach in Bewegung setzen. Heute verlegte ich mein Hauptquartier nach Adelsberg. Die 3. Division ward gegen Tarvis dirigirt, und hat Laibach mit 2 Bataillons zu besetzen, um diesen Weg nach Italien zu vertheidigen. Heute höre ich, der Feind

\*) Wir besitzen über diesen Postzug in Bezug auf Trenten bereits eine eingehende auf eigene Anschauung und den erprobtesten Quellen beruhende Darstellung in Demian's „Handbuch der Geschichte Kärntens“, 3. Band. I. Heft, S. 220—321, dann Anmerkungen 93—101. Der hier zu Santeda hat, welche die vorliegenden Auszüge aus Eugen's Briefen darüber vergleichen, wird sie sich zeigen, daß aus mangelnder Uebersichtlichkeit und Zusammenwerfung von Thatfachen manches Unwahre sich in diese einschlich, was wir mitunter im Texte bemerken.

Eine weitere damals noch nicht im Besitze des Verfassers befindliche Quelle sind die im Jahre 1858 in der Gotha'schen Buchhandlung erschienenen Denkschriften Katerhals's, Seite 127—140, dann 147—166 und 197—200, betreffend: „Instruktionen für obigen Krieg und die Operationen von Oberösterreich aus den Jan und Gisch zu.“

Wie sich dieser Postzug noch im Detail sieht, dem seien zu entziehen, die Memoiren Eugen's am angezeigten Ort, da französischerseits nur Sauter nur darüber spricht, bemerkt die sonst so treffliche „Geschichte der letzten 120 Jahre“ von Wolfgang Menzel, welcher in seinem 5. Bande, S. 465 schreibt: „Als im August Hiller mit 50,000 (?) Oesterreichern in die illyrischen Provinzen einfiel, brach dieselbe ein längst vorbereiteter allgemeiner Volksaufstand aus und Bischof Eugen, der seine 45,000 Mann bis Laibach vorgeschoben hatte, zog sich unter häufigen Schrecken vom 23. August bis zum 6. September nach Italien zurück.“ Dieses ist alles und doch wie viel gänzlich Unwahres.

habe eine Ausrückbewegung auf seiner Rechten gemacht, um seine Hauptkräfte in Klagenfurt zu vereinigen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß diesen Wegem Villach angegriffen wird. Da ich Gewißheit habe, daß General Hiller, der Commandant der sardinischen Armee, sich mit der Mehrzahl seiner Truppen nach Klagenfurt geworfen hat, dirigirte ich auf den wichtigsten Punkt von Tarvis meine zweite Division, welche morgen in Görz ankunftsich.

Nach den weiteren Berichten richtend, werde ich den Rest der Armee entweder auf den nämlichen Punkt, oder in der Richtung gegen Villach, oder in der gegen Laibach dirigiren. u.

Eugen an Napoleon.

Hauptquartier Adelsberg, 21. August 1813.

Bergstein, den 19. setzte General Hiller in Klagenfurt ankommen, um aller Wahrscheinlichkeit nach werden dort schon 20—25000 Mann sardinischer Truppen vereinigt u.

Eugen an Clarke.

Adelsberg, 21. August 1813.

Herr Herzog von Feltré, alle Berichte, die ich von meiner Vinten erholte, bestätigen mir die Bewegung des Feindes, welcher sich auf seiner Rechten ausdehnen will. Bis zum 20. Akten war er aus Gmünd mit Macht herangerückt und denselben Morgen in Spittal mit Infanterie und Cavallerie angekommen. Er hatte auch Divisionen in St. Veit und Klagenfurt.

Nach diesen Nachrichten war mein Entschluß ebne Bantern gelast, mich mit 3 Divisionen und der 1. Garde nach dem wichtigen Punkte Tarvis zu begeben, um die 3. Division dort zu unterstützen und Herr der Flüsse Drau und Save zu bleiben.

Ich werde morgen in Görz, den 23. in Caporetto, den 24. in Tarvis seyn, die Garde und die 2. Division werden mir bald dahin folgen.

Es scheint, daß es die Absicht des Feindes ist, sich Triest zu nähern und dort einzunehmen, wenn die Ereignisse in Deutschland es ihm erlauben. Wenn der Feind hätte die Operationen ergreifen wollen, hätte er es schon bei Villach thun können. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er sich im oberen Drauthale engagirt, oder daß er die Save passirt, da die Hauptkräfte unserer Armee zwischen Tarvis und Villach vereinigt seyn werden. Die 3. Division hat sich in Arnoldstein und Villach vorzersetzen aufgehält, eben so ein Bataillon in Weissenfels um das Sarchthal zu besetzen.

Vorgestern wurden die ersten Schüsse gewechselt. Ein sardinischer Posten hatte der kleinen Wäldchen von Kofegz bemächtigt, die nur durch die Donau bemacht war. Der Oberst des 35. leichten Regiments schickte eine Abtheilung dahin, welche den Feind traf; unsere jungen Soldaten griffen an und nahmen die Posten gefangen\*).

Eugen an Antheuaurb.

Caporetto, 23. August 1813.

Herr General Graf Antheuaurb, ich erlaube mir Vergnügen, daß der Feind noch weit von Tarvis ist. Dieß wird uns möglich machen, zurecht zu kommen.

Ich werde morgen in Tarvis seyn, wenn ich höre, daß der Feind schon da ist, sonst bleibe ich in Vret oder

\*) Im folgenden Briefe wird die Zahl der Gefangenen mit 10 Mann angegeben.

Raibl. Man wird Ihnen den Marsch der ganzen Armee gegen diesen Punkt angezeigt haben. Ich konnte nicht in Craiu fort operiren, da der Feind seine Hauptkräfte in Kranten konzentriert hat; und wenn er, aller Wahrscheinlichkeit nach, Tirol und Baiern beunruhigen will, so ist es gut, sich wenigstens an ihn anzuschließen. Erwarten Sie nicht in Tarvis. Man soll sich dort verstärken. Wir halten Villach noch; schreiben Sie dem Intendanten dort, künftigen Sie ihm meine Anklage und die der ganzen Armee an, und befehlen Sie die Versetzungen von viel Brod, Mehl und Hafer. General Fiat soll 2 Bataillone seiner Brigade in Villach und 2 oder 4 Bataillone zwischen Arnoldstein und Feberau aufstellen, um die Gailbrücke zu vertheidigen und die Straße von St. Jakob (vom Rosenthal heraus) zu beobachten. Ich billige Ihren Vorschlag, zwei Abtheilungen an die obere Gail zu senden. Sie können sehr Spione ausfeinden, so viel Ihnen beliebt; ich werde Ihnen alle Auslagen ersetzen.

Eugen an Napoleon.

Vleg (Zlitsch), 24. August 1813, Morgen.

Sire, die Bewegungen des Feindes sind heute klar. Er hat sich auf seiner Rechten schnell entfaltet, um gegen Tirol zu operiren, und mit der österreichischen Armee in Baiern in Verbindung zu bleiben. Ich komme heute Abends nach Tarvis, dort habe ich zwei Divisionen und ergriffe morgen wieder die Offensive gegen Spittal, wo der Feind zahlreich angelangt zu sein scheint, und gegen Klagenfurt. Der Feind scheint bereits viele Partheigänger in die Berge geworfen zu haben. Ich hoffe durch meine Bewegung seinen Marsch nach Tirol aufzuhalten, damit er wenigstens nicht zu große Fortschritte im Innthale macht. General Hiller commandirt bestimmt die österreichisch-italienische Armee, unter ihm stehen die Generale Hohenzollern (falsch) und Frimont. General Frimont war vorgestern noch in Klagenfurt etc.

Eugen an Clarke.

Hauptquartier Tarvis, 25. August 1813.

Herr Minister Herzog von Feltre, ich beide mich, Sie zu benachrichtigen, daß ich in der letzten Nacht in Tarvis angekommen bin. Ich fand die Dispositionen ganz gut. Ich habe Sie unterrichtet, daß die Österreicher auf Villach marschirt sind und sich dessen zu bemächtigen trachteten, aber die gute Haltung des Obersten Douché, Commandanten des 35. leichten Regiments, hielt sie bis 23. aus, bis er sich entschloß, da er Dispositionen sah, ihn auf beiden Flanken zu umgeben, seine Posten einzuziehen, und sich gegen Feberau zurück zu ziehen, was am 23. Nachmittag um 3 Uhr ausgeführt wurde. Diese Bewegung wurde ausgeführt, ohne einen Schuß zu thun. Denselben Tag um 11 Uhr Abends ging Oberst Douché mit 2 Bataillonen des 35. leichten und 1 Bataillon des 36. leichten Regiments nach Villach zurück, in der Absicht die Feinde zu überraschen; dieses Unternehmen hatte den gewünschten Erfolg. Man kam gegen 3 Uhr Morgens an, nahm die Stadt wieder, ohne einen Mann zu verlieren, machte 150 Gefangene und zerstörte die Brücke (unwah), welche die Österreicher bereits wieder hergestellt hatten.

Während sich dies zutrug, irrirten die Feinde Colonnen von Cavallerie und Infanterie gegen die Gail-Brücke bei Feberau an. Aber das 2. Bataillon des 36. leichten Regiments, welches die Brücke besetzt hatte, warf die Cavallerie zurück, drang vor, überraschte die Infanterie und machte 50 Gefangene (?).

Die Truppen, die in Villach waren, hatten nicht einmal Zeit, zu erfahren, daß sie umgangen waren; sie kamen ruhig mit ihren Gefangenen zurück und nahmen vor Feberau an Stellung. Wenn die Gefangenen befragt werden, werden wir mit der Zusammenziehung der österreichischen Armee und ihren Plänen bekannt werden.

Eugen an Napoleon.

Hauptquartier Arnoldstein, 27. August 1813.

Die Österreicher haben in Spittal eine Division, welche noch keine großen Bewegungen gemacht hat. Ich denke, sie soll beobachten, um eine Bewegung gegen Salzburg zu decken, und erwartet einen Erfolg, um dann activ aufzutreten. König der Drau ist der Feind in der Defensiv, er besetzt Villach nun durch Posten, macht aber Verschanzungen, um die Brücke von Rosegg zu decken, aber er hat an der Grenze die Werke von Feistritz vollendet, um die Brücke von Hollenburg auf der Straße von Klagenfurt nach Laibach zu decken. Er hat die Straße über den Poibl zerstört und verbarrikadirt, indem er den Uebergang bei St. Magdalena verschanzte.

Morgen marschire ich ab, um mich Villach's und der Rosegger Brücke zu bemächtigen.

Eine Brigade deckt die Save und eine andere ist in Craiuburg, diese ist beauftragt, sich des Poibls zu bemächtigen und die Hollenburger Brücke zu bedehnen. Sie wird sich durch ihre Linke mit uns vereinigen.

Eugen an Napoleon.

Hauptquartier Villach, 29. August 1813.

Sire, ich habe die Ehre E. M. über meine Bewegungen Bericht zu erstatten.

Am 27. retrognadirte ich den Feind und machte die Dispositionen, um am 28. anzugreifen. Die Division Ducanel marschirte auf Rosegg, wo die Österreicher Verschanzungen gebaut hatten; diese wurden mit Leichtigkeit genommen, da aber die Brücke zerstört war, konnte der Uebergang über die Drau nicht ausgeführt werden. Am selben Tage, am 28. griff die Division Gratian die Stellung von Villach an, wo der Feind einen Brückenkopf anlegen wollte, die Vorwerke und die Vorhärde wurden mit Besour genommen. Man machte dann die Dispositionen, um die Stadt am 29. zu nehmen; aber die Österreicher glaubten sich nicht mehr halten zu können, und ordneten den Rückzug an. Bei Anbruch des Tages zündeten sie die Stadt an 4 Ecken an. Sobald man dies bemerkte, war ihre Absicht klar und es wurden einige Compagnien beordert, die Stadt zu besetzen, während Bataillone mit Batterien aufgestellt wurden, um den Feind zu beschreien, und die Brücke zu erhalten, man konnte aber diesen Zweck nicht erreichen. Die Brücke brannte ab, und ebenso die Vorhärde am linken Ufer. Die Truppen wurden ebenfalls, dem Feuer Einhalt zu thun und es gelang, mehrere Häuser zu retten. Treppent wurden zwei Drittel der Stadt eine Beute der Flammen. Wir erfahren, daß der österreichische Commandant, unzufrieden bei den Willkürern eine so angesprochene Zuneigung zu ihrem Herrscher zu finden, sich durch diese barbarische Handlung rächte\*). Unser Verlust während dieser zwei Tage beträgt 12 Tode und 100 Verwundete. Die Feinde müssen

\*) Wir übernehmen keine andere Verantwortung, als die für die Richtigkeit der Uebersetzung. Die Berichtigung hieson in obigen Werke S. 296-298 und Anmerkung 95, wo die ganze Thatfache quellenmäßig auf ihren wahren Bestand zurückgeführt ist.



viele Leute verloren haben, und zwei ihrer Geschüge wurden demontirt.

Em. Maj. kennen die Drau, welche tief ist und Reife Ufer hat. Ich bin sehr in Verlegenheit, wie ich hinüber kommen soll, da ich keine Brücken-Equipagen habe und der Feind alle Uebergänge zerstört hat. Ich lasse diesen Augenblick die Brücke von Paternion angreifen; wenn es mir gelingt, mich derselben zu bemächtigen, werde ich die Offensive ergreifen können &c.

Eugen an die Vikkönigin.

Villach, 31. August 1813.

Nichts Neues, theuere Auguste, als einige Plünderungsschiffe von einem Drau-Ufer zum andern; ich bereite inzwischen alles vor, um an verschiedenen Punkten Brücken zu bauen, und das beunruhigt den Feind. Ich erwarte Nachrichten von Pino. Wenn ich ein wenig entfernt bin, werden die Berichte gleich so übertrieben; er glaubt bei Laibach die ganze feindliche Armee vor sich zu haben und täuscht sich über gar vieles. Uebrigens, wenn wir bei der gegenwärtigen Lage der Dinge auch keine großen Erfolge haben, können wir doch keine großen Verluste erleiden.

Eugen an die Vikkönigin.

Villach, 2. September 1813.

Ich hoffe nach den Fortschritten, die der Kaiser zu machen scheint, nicht zu lange abwesend zu bleiben, um unsere kleinen Engel zu sehr gewachsen zu finden. Der Feind eröffnet gestern eine Canonee auf der ganzen Linie, welche fast 4 Stunden dauerte. Alles das hat zu nichts geführt, sie sind sehr unruhig durch unsere Arbeiten.

Eugen an Napoleon.

Villach, 2. September 1813.

Sire, seitdem ich die Ehre hatte, Em. Majestät zu schreiben, haben wir den glänzenden Erfolg erfahren, den Sie am 21. und am 26. v. M. erkauften. Trotz alles guten Willens fehlt viel, daß wir hier so weit wären. Da ich keine Brücken-Equipage habe, so ist der Uebergang über die Drau eine große Schwierigkeit. Wir wollten 2 oder 3 Darfen wagen, die der Feind am andern Ufer hatte, aber sie waren mit eisernen Ketten angehängt und man konnte sie nicht stett machen. Diese Operation war also verfehlt. Wir konstruirten Flüße und Brückenbefestigungsarbeiten. Man mußte sogar Anker schmieden, welche hier nicht existirten; und morgen hoffe ich, werden wir unsere Werke entweder ganz oder nahezu vollendet haben. Die Brücken der oberen Drau bei Spittal wurden ebenfalls vom Feinde zerstört.

Ich machte gestern eine Rekognoszirung gegen Feistritz bei Maria Elend, wo der Feind viele Werke gebaut hat. Nach unseren Berichten und nach dem, was ich gestern selbst sah, kann der Feind 1 Division in Spittal, 1 Division vor Villach, eine andere in zweiter Linie in Döben (Welden) haben, welche letztere 3 Bataillone und einen Theil ihrer Artillerie vor Kofegg hat; endlich eine 4. zwischen Döbenburg (Hollenburg) und Feistritz &c.

Eugen an die Vikkönigin.

Wurzen, 3. September 1813.

Ich befinde mich wohl, theuere Auguste, und bin mit einer Division und der I. Garde im Begriff längs der Save hinab zu marschiren bis gegen Krainburg, um mich mit Pino, der in Laibach ist, zu vereinigen; ich fluche schon

innerlich, über seine befräbige Unruhe. Man ist durch solche Leute sehr schlecht bedient; es sind Kinder, die noch das Hängelband brauchen; behalte das für Dich. Ich lasse Vrenier an der Drau, wo der Feind jetzt ruhig zu bleiben scheint. Sage Franqipau, daß ich von der Anhänglichkeit seines Bruders sehr gerührt bin. Beim ersten Kanonenschuß kam er, sich mir anzubieten.

(Fortsetzung folgt.)

## Das germanische Nationalmuseum in Nürnberg.

Unser Landmann und Mitarbeiter dieses Blattes, Herr Professor Alois Egger in Wien, hat im Augusthefte der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“ das germanische Nationalmuseum in Nürnberg zum Gegenstande eines Aufsatzes gewählt, um das Wirken dieses trefflichen Instituts in weiteren Kreisen bekannt zu machen und die allgemeine Theilnahme für dasselbe zu wecken. Um dieses auch für Kranten zu bewerkeln, nehmen wir diesen Aufsatz in unser Blatt auf, der also lautet:

„Seit dem 16. Jahrhundert tauchte im Kreise deutscher Gelehrten wiederholt der Gedanke auf, einerseits die vorhandenen, aber weit gestreuten Reste deutscher Vergangenheit als Geschichtsquellen zu vereinigen, anderseits die bedeutendsten christlichen Denkmäler kritisch zu würdigen und durch Herausgabe allgemein zugänglich zu machen. Aber der Ruf der Einzelnen verhallte wie die Stimme in der Wüste, das Volk war für ein wissenschaftliches und zugleich vaterländisches Unternehmen noch nicht reif genug. Erst die gewaltige Bewegung der Freiheitskriege in unserem Jahrhundert, die das Volk in seinen Tiefen aufregte, war im Stande, die Ausführung großartiger patriotischer Ideen vorzubereiten. Die Noth der Zeit mahnte den Volksgott zur Entschloßtheit in sich selbst und die vaterländische Wissenschaft nahm einen nie gedachten Aufschwung; die Brüder Grimm schufen mit einer begeisterten Schaar von Jüngern die deutsche Philologie, die echte „Wissenschaft vom deutschen Volk“ und auf Anregung des großen Patrioten, Friedrich von Stein, trat 1819 in Frankfurt a. M. ein Verein in's Leben, der bald eine für die deutsche Geschichtswissenschaft unendlich segensreiche Thätigkeit emsattete. — Die von ihm ausgehende national-wissenschaftliche Bewegung setzte sich in allen Breiten und Tiefen des Volfes fest, und allenthalben, von der Schweiz bis zu den Chiesprovinzen, von den südböhmischen Grenzmarken deutschen Lebens bis Griechenland hin, bildeten sich in kurzer Zeit Vereine zur Erforschung der Geschichte der engern Heimath. — Diese sogenannten historischen Vereine blieben aber nicht bei der Ausgabung des frankfurter Hauptvereins, der Aufschung und Bekanntmachung schriftlicher Quellen, stehen, sondern dehnten unter dem Einflusse der frisch auflebenden deutschen Philologie ihre Forschungen auf alle Gebiete der Kulturgeschichte aus. — Sollten die Reinstute vieler Einzelbestrebungen nicht durch Zersplitterung für die allgemeine deutsche Mutterbunde verloren gehen, so mußte ein neuer Einigungspunkt geschaffen werden. — Man fühlte bald dieß Bedürfniß und der Begründer des ersten deutschen Specialgeschichtsvereins, Paul Wagnar in Weßhausen, beschloß (1831) Jahrbücher herauszugeben, die für sämtliche Vereine ein Vermittlungsorgan werden sollten. Bald darauf (1832) wurde dieser Gedanke vom Reich, von Aufsch in Nürnberg weiter ausgebreitet. Er gründete einen „Verein für Erforschung und Bewahrung der Denkmäler deutscher Geschichte und Kunst“ stellte die Zeitschrift „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“ allen Geschichtsvereinen als Centralorgan zur Verfügung, und sprach die Absicht aus, Generalversammlungen von Abgeordneten sämtlicher Vereine zu veranstalten. Zugleich sollte auf Begründung eines Institutes hingearbeitet werden, das als Centralmuseum einen satzlichen Ein-

gungspunkt abgeben könnte, indem es alle Theile der deutschen Geschichtswissenschaft in Christ und Wid, in Original oder Copie zu umfassen vermöge. Fortwährender Widerstand in nächster Nähe verzerrte die Ausführung dieses Planes und bereeg Fried. von Ruffsch sogar, dem Vereine und der Zeitschrift sich zurückzuziehen. Doch wurde er seinem großen Plane nicht abkündig, sondern veranlaßte sich immer mehr in den vorerwähnten Gedanken und machte seine Durchföhrung zur Aufgabe seines Lebens. — Mittheilungen waren öftere mit Unflügen Gerüchten hervorgerufen, ohne jedoch durchzuführen. 1846 kam endlich auf einer Germanistenversammlung zu Frankfurt a. M. ein Verein deutscher Forscher zu Stande, der sich der Aufgabe stellte, eine ergänzende Verbindung zwischen den einzelnen Vereinen herzustellen und zu erhalten. Hier trat auch Friederich von Ruffsch mit seinem Vorschlage zur Errichtung eines Centralmuseums wieder auf; doch wiederum präbzigte er tauben Ohren, man hielt das Unternehmen für unausführbar. — Die weitere Verfolgung des Planes unterbrachen die Stürme des Jahres 1848. Erst nachdem sich die Wege des politischen Lebens wieder geöfnet hatten, fand die Idee eines germanischen Nationalmuseums auf einer Versammlung des Vereins der Germanisten in D: e s s e n (1852), die unter dem Vorsitz des damaligen Prinzen, jetzt Königs Johann von Sachsen tagte, den fechtlichsten Beschluß; der verzeigte Plan wurde mit einstimmigem Beschluß genehmigt, Fried. von Ruffsch zugleich zum Vorstande gewählt und so das Nationalinstitut begründet. Da Ruffsch sich erbot, seine reichhaltigen Privatbibliotheken dem Museum auf 20 Jahre zur Verfügung zu stellen, und verläßlich die geeigneten Localitäten zu überlassen, so wurde in Nürnberg der Sitz des neuen Institutes.

Die Aufgabe des Nationalmuseums ist nach dem von der Directorats-Versammlung genehmigten Plane eine dreifache: 1. Soll es durch seine vielgliederten Organe überall noch den Spuren forschen, welche der germanische Volksgestirb als sichere Zeugnisse seines Vorkinganges hinterlassen hat, sey es in Kunst oder Wissenschaft, in Sitten oder Sage, in Sitten und öffentlichen Leben; das Museum dient also der Wissenschaft vom deutschen Volke in der weitesten Bedeutung. 2. Was die Forschung da und dort zu Tag führen mag, soll in diesem Museum gesammelt werden, indem es entweder im Original, in Abbildung und Abschrift oder wenigstens durch einfache Zeichnung in seine Räume überzölet. — So wird das Institut alles in sich aufnehmen, was in einzelnen Vereinen und Sammlungen zerstreut ist, und wird dem Forscher entweder die Quellen unmittelbar bieten, oder ihm wenigstens die sichern Wege zu denselben weisen. — Tiefe verborgene Ansätze ist allerdings zu graben und umsoffen, als daß sie in vorigen Jahren, ja in einem Museumsalter ausföhrbar wäre; aber an der Spitze der Aufgabe wählt ja die Kraft, und der immer vorwärts schreitende Geist läßt die Thätigkeit nie erschaffen. Nur jagobste Naturen können aus der Geschäftigkeit des Zwiesels dem Museum einen Gewinn machen; wer weiß, was Begierstörung leisten kann, wieb ihm von Bergen ein „Wald auf“ jürschen.

„Eine so vielverzweigte Thätigkeit erseebet auch einen vielgliedrigen Organismus. — Es sollen die wichtigsten Kräfte in Bewegung gesetzt, in barmentischen Zusammenwirken erhalten und das Resultat ihres Strebens für die deutsche Wissenschaft in ausgebeuteter Weise nutzbar gemacht werden. — Die Leitung der ganzen Anstalt liegt in den Händen eines Directoriums mit dem Sitze in Nürnberg; ihm zur Seite steht ein Verwaltungsausschuss, der sich jährlich einmal versammelt und sich ständig durch einen engern Vorkommensausschuss vertreten läßt. Zur Verorgung der Ranggleichstände werden zwei Secretäre angestellt und die verschiedenen Sammlungen: Archiv, Bibliothek, Kunst- und Alterthumsammlung sachkundigen Männern als sündigen Beamten anvertraut. — Die Thätigkeit aller Museumbeamten kommt sich zu einem Brennpunkte in der Abfassung eines Generalreportariums sämtlicher Quellen deutscher Geschichte in allen ihren Zweigen. — Dadurch gewinnt das Museum eine höhere Bedeutung als die einer Schatzkammer gewisser interessanter

Dinge, die einer Arbeitstätte im antiken Sinne, in welcher eine nie ruhende, stets veränderte schreitende Thätigkeit ein weit gestecktes hohes Ziel anstrebt. — Zur Errichtung dieses Zieles bedarf die Anstalt aber allseitiger Unterstützung in allen denselben Gauen, die zunächst durch den Geschichtsausschuss gebeten werden soll. Er zündet aus einer unbestimmten Anzahl von Männern der Kunst und Wissenschaft, die, über alle Länder zerstreut, je einen Zweig der in das Reich des Vaterlands führenden Wissenschaften vertreten und die Aufgabe haben, die Anstalt überall in ihrem geistigen Zende und Ansehen, als auch wenn möglich durch Arbeit zu unterstützen. Zur Bestimmung des Geschichtswerthes werden eine möglichst große Anzahl von Experten (Berater genannt) bestellt, die der nationalen Idee die erforderliche Zeit und Mühe zum Opfer bringen. — Ihre Hauptaufgabe besteht darin, die Sache des Museums dem Publicum gegenüber zu vertreten, das Verständnis des nationalen Unternehmens zu verbreiten und die Abnahme des Geldes zu werden. Denn das Museum soll nicht eine Angelegenheit des Golehenstandes bleiben, es soll im ganzen Werke Ansehen lassen; es bedarf zu seinem Gelingen nicht lech der geistigen, sondern auch materieller, und sogar bedeutender Hülf, die ihm nur durch rege Theilnahme aller Wohlthätigen zugeführt werden können. Das Maß der Unterstützung ist nicht festgesetzt, sondern dem Belieben der Einzelnen überlassen. Die Gaben sind entweder Geschenke ein für allemal, oder jährliche Beiträge, oder Aktien zu 100 fl., die dem Museum auf 10 Jahre zur Anweisung überlassen werden. Außerdem sieht es noch in jedermanns Belieben, die Sammlungen durch Mitgaben, Druckgaben, Werke der Kunst und des Gewerbsmäßigen zu bereichern. — So soll die Anstalt durch das Volk geliebt, und für seinen Gemeinfinn, seine Bildung überalter Öfter ein lebendiges, schwingendes Organ abgeben.“

„Das Museum muß aber auch mit allen seinen wissenschaftlichen Zweigen dem Publicum zugänglich gemacht, die Verfügung derselben möglichst erleichtert werden. Dazu ist ein eigenes Anfragebureau eingerichtet, das auf Wunsch über jede Specialität nach Vorgabe des gesammelten oder bereiteten Materials und des im Golehen-Ausschuss repräsentirten Fonds von Kennntnissen bereitwillig Auskunft gibt. — Ein regelmäßiger Vortrags- und der gelehrten Welt weit durch die Zeitschrift „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“ als Organ des Museums hergestellt und in den sündig einwirkenden „Zeitschriften“ werden die wichtigsten Resultate des Strebens des National-Institutes niedergelegt, über die der „Jahresbericht“ regelmäßige Auskunft gibt.“

„Das germanische Nationalmuseum wurde am 15. Juni 1853 in Gegenwart der Notabilitäten der Stadt Nürnberg und der Universitäts-Elitagen feierlich eröffnet. Die sechs Jahre seines bisherigen Bestehens können für eine glänzende Genereprobe gelten, denn sie bewährten die Lebensfähigkeit des Institutes; rühmlich als man es erwarten konnte, wurde die Abnahme des Publicums, der Regierung, wie der Privaten, und unter dem Segen des allgemeinen Aufwerts gelieben die Arbeiten des Sammelns und des Ordnen. Der deutsche Bundestaag nahm die patriotische Anstalt in Schutz, empfahl sie der Unterstützung der einzelnen Regierungen mit Nachdruck und überließ ihr die für einen bedeutungsvollen Zeitschnitt der Geschichte des Vaterlandes höchst wichtigen Akten der Frankfurter Nationalversammlung. — Seither wird das Museum von 42 regierenden Fürsten und Staatsoberhäuptern mit Geld im Betrage von 7000 fl. unterstützt, wozu St. Majestät der Kaiser von Oesterreich 1200 fl. beiträgt. Gensls haben im Laufe der Zeit 30 fürstliche Häuser, 257 Städte, politische, militärische und wissenschaftliche Corporationen dem Institute ihre Theilnahme zugewendet, indem sie seine Zwecke entweder durch namhafte Geldbeiträge oder durch Schriftenaustausch fördern. Der Gemeinderath von Wien J. B. spendet jährlich 100 fl., 380 deutsche Buchhandlungen haben ihre einschuldigen Verlagsartikel der Bibliothek zugabig; bei 300 Männern der Wissenschaft (davon 50 aus Oesterreich) schlossen sich als Mitglieder des Golehenausschusses dem

Museum freundschaftlich an, und 200 Agenten vertreten die Sache desselben in allen Gegenden Deutschlands. — Die Theilnehmer, d. h. jene Private, welche durch einen regelmäßigen Beitrag irgend welcher Art das Museum unterstützen, haben die Zahl von 40.000 fast erreicht und es geht durch dieselben der Anhalt eine nicht unbedeutende jährliche Summe zu, die im Verlaufe der Jahre von 7000 fl. zugenommen. — Das Nationalmuseum selbst demnach bereits ein Grundeigentum von 100,000 fl., Sammlungen im Werthe von 150,000 fl. und die Jahresrente von etwa 15,000 fl. In Nürnberg hat es sich durch den Ankauf der Rathhaus glockenartige, dem Zweck entsprechende Gebäulichkeiten und eine kleindeckende Stätte erworben. Es besitzt bereits eine deutsch-historische Bibliothek von 30,000 Bänden, ein Archiv von mehr als 14,000 Urkunden, eine Kunst- und Alterthumsammlung von 30,000 Stücken. Vom Generalcertificatium sind bereits 472,000 Blätter zum Fortgebrauch angefertigt und in flüssigen Güssen war das Nachgussere bereits in der Lage, von Behörden oder Privaten gestellte Aufträge in beschleunigter Weise zu erledigen. — So steht das Institut bereits als ein freier und lebendiger Organismus innerhalb der deutschen Welt; doch ist es von seinem hohen Ziele noch weit entfernt, seine wahre Bedeutung liegt in der Zukunft, wenn die Unterstützung des Publikums noch nachhaltiger und kräftiger, der Antheil der Gelehrten noch reger und allseitiger geworden seyn wird.

„Verehrer an Mittelschulen sind in der Lage die Sache des Museums in mannigfacher Weise zu fördern. Wollen sie ihre Theilnahme nicht in Form eines kleinen Geldbeitrages an den Tag legen, so sind sie zunächst berufen als Agenten die Nationalausstellung dem Publikum gegenüber zu vertreten, oder durch Aufzeichnung von Festreden, Beiträgen für den „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“ die Veröffentlichungen der Museumsbeamten zu unterstützen. Nach dem letzten Jahresberichte (über 1850) sind bereits 7 Gymnasien und eine Realschule in Oesterreich mit dem Museum in Verbindung getreten; auch findet sich unter den Vereinen eine große Zahl von Vereinen an österreichischen Mittelschulen und von den Agenten in Oesterreich gehören elf dieser Epäthe an.“

## Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 23.)

**v'chunzn, hunzn**, Etwas verderben überhaupt. Wenn das einfache *hunzn* vom alten *hunte*, eiten, veräulen; so würde *verchunzn* den Sinn haben: durch Ueberreizung verderben. Nur stimmt dies nicht in der Bedeutung, die *hunzn* in auschunzn hat; denn Jemanden *auschunzn* heißt: ihm einen Greis, oder wenigstens harten, mit Schwiandigen verbundenen Weisheit geben. Es muß daher eine andere Ableitung angenommen werden. Ohne Zweifel heißt *hunzn* für *bundnen*: wie einen Hund *schandeln*, und bedeutet *bawon* = *mit Banden* überhaupt, und hieszu kann: *verchunzn*, durch Mißhandeln verderben. Wollte man sagen: Hund *teumne* selter von *bunten*, eisen, her, und man habe eben dem Hunde diesen Namen seiner Schnelligkeit wegen gegeben; so mag das immerhin seyn. Dennoch aber ist *hunzn* nicht unmittelbar von *hunte*, sondern zunächst von Hund, abgeleitet.

**friman**, *frim* äfriman, d. h. bestellen, machen lassen. Sigmund: *breven*.

**frisan**, *frieren*, vor Kälte zittern. Englisch *to freeze*, französisch *frisson* — *frissonner*, lateinisch *frigo*, griechisch *φρῖσσω*, *frieren*, gelieren, schauen vor Kälte, d. h. so kalt seyn, daß das Wasser zu Eis wird.

**friskin**, die Kämmer, die Schoßherde überhaupt.

**frischling**, das Lamm, das Schaf — ein junges Schwein. Eng-

lich *grise*, gothisch *grys*, griechisch *γρῦσσω*, das Ferkel, der Frischling.

**v'rlösn**, *verlösen*. Englisch *to lose*. Im Schwabenspiegel fast immer: *verlösen*, *verloft* — *verlösen* *Quies* oder *littere*, *to lose* *Fover*, das Ferkel *verlösen*.

**v'rlab**, Erlaubniß, z. B. um *v'rlab*, d. h. ich bitte um Erlaubniß.

**v'rtimmeln**, etwas an leichtsinnige Weise verkaufen oder auf leichtsinnige Weise sein Geld verschwendung.

**v'rtletern**, *v'rtletern*, verwirren, verwideln.

**v'rmäret**, ein Ausdruck der Verwunderung, in einigen Orten: *verwundert*.

**v'rnägelt**, *rumm*, unerschütterlich, ohne Zusagekraft.

**v'ruuert**, *verliebt* seyn.

**frou**, *veine*, an der Spitze = vor an. Lateinisch *frons*, die Stirne, französisch *fronte*.

**frondi**, Taufname Verena's.

**frösn**, *frösn*, gibt den Begriff des Rohen, Unreinen, Bielen, beim Essen — also ein wildes, vieles, schnelltes Essen; daher *unterm Fißel frösn*, also Hauptwort den Mund, oder das Mand *bedeuten*. Englisch *to frost*, Altsächsisch *frasse*, Lateinisch *frons*, *fronsus* = zerflehen.

No *franzu* *sio* *ix* *allas*.  
Silvan Korbi *uberlate*, Ostr.

**frösta**, *fröstat*, kalt, schauend vom Wetter. Sigmund: ein Geiß, ein alter, besterter Mensch.

**fröin**, mit *fröin* und *Wähe*, aber ohne guten Erfolg sich abmühen; *alten fröin* anwenden, aber nicht zum Zwecke kommen.

**fröiter**, ein schlechter Arbeiter, ein unbedeutender Mensch — einer, der sich den ganzen Tag, das ganze Jahr *abarbeitet*, und dennoch nicht *verdiene* kommt. Ich wage hier das englische *to fret* *bieder* zu setzen; es bedeutet sich *festig* bewegen auch — was man *achtet*, nicht gleichsam *aufgehört*, zerflehen; daher *fröit fully* = *übereilig*, *verdröhtlich*.

**v'rauenzn**, *verrauenzn*, verschwendung.

**v'rtrofn**, das Hinsterben der Thiere.

**v'rschakern**, *v'rschantein*, *v'rschleudern*, *vertschuafer*, eine Sache auf eine leichtsinnige Weise *verhau*, *verwädeln*, auf unnütze Weise *durchbringen*, *übel anwenden*.

**v'rschmachten**, *verschmachten*, einen *Freundschaftsbrief* nicht annehmen.

**v'rschnapn**, *Etwas* *hagen*, was man nicht wollte — sich *verprechen*.

**v'rschögn**, *Jemanden* *angehen*, *verraaten*, den *Spion* *spielen*. Sigmund.

**v'rsnacht**, ein Ausdruck der Verwunderung.

**v'rtuschn**, *verbeimischen* — nicht *offenbaren*.

**seuater**, *fruchtig*, *seuater*, *fradig*, wohlgenährt seyn, *Wühlend*, *gesund* *aussehen*, z. B. a *fruchtiger* *Reis*, z. B. ein wohlgenährter *Wähe*. Sigmund im *Mittelalt*: *übermächtig*, *wird* *aber* *meistens* *wir* *fradig* *gelagt* = *übermäßig*, *geil*. Nach *Math. Peter*: *frout*, *der* *Rufen*, *Unfrout* = *Schlechtigkeit* — *Unwillie*, *frouten* = *nützen*. Si *frouten* = *schnell* *arbeiten*.

**huara**, die *Anterzimmer* *reicher* *Erzts*, von *Poster*, *Orter*, *Wais*. Französisch *fourage*, *Mengellutter*.

**v'rwedel**, *verwegen*, *Inestig*.

**v'rwischn**, *lechten*, *verzie* *Wöde*, *verloffen* *Zeit*.

**v'rwuzelt**, *verwideln*, *verwirren*.

**fuchtig**, *zernig*, *ausgereizt*, *aufgebracht*.

**fuchtl**, ein im *Stellen* *Wufe* *stehendes* *Frauzenzimmer*.

**fuchtl**, 1) mit einem *Wufe*, *besonders* *dem* *Spanische*, *hin* *und* *herlaufen*; *oder* *auch* *wohl* 2) mit einem *Wüchzen* *Gegenstande* *Schläge* *ertheilen*, *abfuhr*.

**frug und Das**, *gehörig* *zu* *etwas* *berecht* *seyn*. *Olei* *war* *er* *zur* *und* *Das*. d. h. er war *so* *gehörig* *dabei*.

**fuchzig**, *stalt*: *hänzig*.

**frumo**, die *Ordnung*, *Einbildung*, *Stolz*, *Aufgeblasenheit*.

Englisch to fume; lateinisch fumo, rauchen, dampfen, einen Dampf von sich geben — ergo angedunsten, übertrieben sein in seinem Behave.

**fumen**, finden.

**fürzen**, Scherwort = die herumliegenden Reste eines umgehauenen Raumes zusammentreten. Gaitthal. Ob nicht von werfen, sey Wär.

**Furz**, ein heftiges Strichen eines Bauchwindes. Englisch to fart, griechisch πορδύ. Sieb' Järgn.

**fürslen**, hurtig, schnell, geschwind, d. h. mache dich auf die Füße.

**fürtren**, suchen, schelten. Englisch bedoutet sowohl das Ausdrücken des Beräuschlichen; französisch boter, der Pfifferting; besser fonty, und französisch fontu = gemein, verächtlich, z. B. a fousy fellow, d. h. ein gemeiner Kerl, Hundstößel.

**furn**, hart zusehen, streng behandeln, eine abgelehnte Mederei, befehlen der Lehrer gegen die Schüler, daher unter Schulfur.

**furgwild**, im höchsten Grade tollig, entrüthet sein.

**v'rgyfsajn**, vertragen, vergeben, verzeihen.

## G.

**Gänse, Gänse**, ein alter, abgenutzter Fut.

**gänin**, mit der Hand zum Kopf schlagen, d. h. fäusten.

**Gääll**, ein Loh, ein Tölpel.

**gäapart**, ungeschickt, unbehilflich. Englisch to gape. Landtschottisch gaffe, spanisch gaffo, etwas mit großen Augen und geöffnetem Munde ansehen, besonders als ein Zeichen bloßen Verwunderung, also gaffen. To stand gaping in the air = Manneffen sein haben. Proverbium: gaping is catching = ein Narr macht hundert andere, daher

**Gäppe**, ein männlicher Narr — Kretin.

**Gäppn**, eine weibliche Kretin, Närrin. Englisch gaper, einer, der den Mund weit öffnet und aufstarrt, der Gaffer. Albrechtisch gawby, franz. gobé, der Tummelst, Tröf.

**Gäas**, die Weis, das Weichens des Vedes.

**Gäas**, 1) ein Spinncoden, 2) die Geißel, d. h. die Peitsche.

**Gäara, Gäre**, das Mutterchaf, überhaupt ein weibliches Schaf.

**Gäb**, der currente Viechpreis, z. B. wäs wär die Gäs ausn Liffereger Markt.

**Gäber**, Taufname = Gabriel.

**Gäbisch**, verkehrt, links, unrecht angebracht, z. B. er rüdt so götlich her, d. h. er redet alles verkehrt, so unordentlich. In der Keltensprache finden wir denselben Begriff im Worte gavas, welches im Dictionnaire celtique erläutert wird = leger en parole.

**gäh**, in einigen Ländern Jäse — hat den Begriff des Schnelles, Eiliges, Pflüchden, im eigentlichen und im figurlichen Sinne; z. B. mei Mein is seß gäh, d. h. er ist jädzernig, er braust so gleich auf. — Von Christus, welcher nach seiner Auferstehung den beiden Jüngern, die nach Emans gingen, erschienen war, und dann plötzlich vor ihnen verschwand, wird gesagt: Intuupta in gahan. (Er verschwand ihnen plötzlich.) Gahan ist unser gäh, Jäse, gäh.

**Gähstl**, auf den Schultern unbedeckt, mit ausgezogener Kopf.

**Gährlin**, viel, schnell und bunt durcheinander reden; daher

**Gähwerch**, ein Raubermäusch — ein Wirtwort von Worten.

**Gäsn**, die Fehlung, die beide Flüsse zusammengesetzt anmachen, z. B. a Gäsn Refs, d. h. was man mit beiden Händen in einem Griff erfassen kann. Der Stamm ist ohne Zweifel in dem alten Rab, Res, Kav, Cavus = höhl. Angell, eilf, keltisch Caban, die Hütte zu suchen Oberb. VI. 1. Da nun auf dem Lande als gewöhnliche Gabe an die Bettler von der Bäuerin: a Gäsn Refs, verbreitet wird: so könnte hier sogar das englische gabal — fran-

zösisch gabelle, italische gabella, mittelateinische gaba = die Gabe, Gift, Niederhöflich Gasse! — Platz finden.

**gaga**, gaga, gaggu, in der Kinderprache der Unrath, der Koth, gaggu = die Reibdurft verrichten. Französisch faiso cacca, spanisch cagar, holländisch lalken. In Polen Kade, der Koth. Figürlich: höflich, unfein, z. B. häs is gaga, d. h. das ist höflich. Griechisch γαγος, englisch jakes, der Akrut.

**Gäggäläre**, Brillen, Augengläser.

**gäggern**, schnattern. Englisch to gaggle. Landtschottisch galle, gaffe. Französisch caquetto, lateinisch encaillo, gackern, schnattern.

**gägarat**, ungerührig, steif an den Gliedern, stöpelartig, steif vor Käte.

**gäggern, gaggau**, unbesinnlich, abgetrübten reden, stottern, stammeln, z. B. von Hemen, Gaggling, das Gackern, Gackeln.

**Gääl**, einer, der dummes Zeug spricht, der vorgibt, mehr zu wissen, als er weiß. Gäälter, der Vielwörter, ein närrischer Red. Bei Deneberg Gääl. Isländisch Gaggi, der Red. Englisch gawk, schwätzig Reden; wallachisch cog. Franz. coquin = Narr.

**Gack, Gack**, ein Wildfüniger. Schottisch Gawkit, Gawky.

**Gäl**, Gäl gäl, der Dumm, Mist. In Schweinfurt: Gaiting, Dreffisch Gail — Eit; Deneberg Gohllit. Die Wurzel ist gal, gäl, gal, bedeutet überhaupt Fett, geronnene fetter Flüssigkeit. Figürlich = unzüchtig, z. B. a gälter Mensch, d. h. ein Wollüstling.

**galaun**, schädern.

**Gäl'r**, das Salo-Chemist der Franzensimmer.

**gältschn**, gältschn, plüchlich, z. B. gältschn' is m'r's eing'läin. **gält**, unerschrocken, z. B. a gälte Kuo; altschisch gelt, wähl, unerschrocken; gelzen, verschneiden, schreien. Englisch to gold, verschneiden, zur Fortsetzung unthätig machen.

**Gältach**, das junge Hornvieh; ganz natterlich vom obigen alten gelt oder gäl, d. h. noch nicht Junge tragen.

**Gälte**, ein durch Zauberei herbeigeführt geglaubte Krankheit der Hausthiere. Im Lavantthal.

**gältschn**, Zettenschneisen, unzüchtige Reden führen, die sogenannte Zauglücke ziehen.

**gaman**, hüpfen, bewachen, z. B. i müas heunt gaman, d. h. ich muß heute während des Geseesdienstes das Haus bewachen, hüpfen. Die Wurzel ist gaumen. In der Schweiz vergaumen; angelächlich gyman. In der Mendlicischen Giesse goman, Hebräisch gamad, ein Wälder. In Kapplaud (nordwestlichen Himmarten) heißt der Lappen zeltartige Hüfte = Gammo oder Kot; sie kommen von germanischen Stämmen, von wo dorthin verdrängt.

**gamaju**, gähnen. Von Gaumen flammend. Schwedisch gom, isländisch gom, angelächlich goma.

**Gämer**, die Lust, das heiße Verlangen nach Etwas.

**Gämerig**, nach Etwas lüftern, begierig sein, besonders nach ehbaren Dingen ist seinliches Verlangen tragen. Stammt ohne Zweifel vom vorhergehenden Gaumen.

**Gan**, der Funke.

**ganau**, Funken sprühen, glänzen. Er is g'vint, täß äs gegant hä, d. h. h. das aus den Steinen Funken sprühen. Englisch to gun = mit einem Feuergeräthe schießen.

**gängerlich**, vertriehlich, unwillig, unangenehm. Im Lavantthal.

**Gängerle**, der Teufel, soll man aus Fiecht den eigentlichen Namen nicht aussprechen will.

**Gäner**, die Lohse, der Saß im Rod.

**Gänsler**, Gänsler. Englisch gander, was goos, die Gans. Spanisch ganso. Lateinisch anser. Griechisch γαγ. Xov.

**Gäns'r, Gäns'r**, der verächtliche Hof, der Kasstr, Lateinisch castrare.

(Fortsetzung folgt.)

# Carinthia.

(Fünfzigster Jahrgang.)

N<sup>o</sup> 25.

Sonnabend, den 15. Dezember

1860.

## Doktor Georg Schabus.

(Vortrag zur Erinnerung an den Verewigten, gehalten dem Herrn Johann Frettnner in der Abendversammlung des naturhistorischen Museums zu Klagenfurt am 30. November 1860.)

Vor zwei Jahren wurden unsere Vorträge mit folgenden Worten geschlossen:

„Kommt der Herbst wieder mit den düstern Nebeln, streiten uns die kalten Winterabende ins Zimmer, so wünsche „und hoffe ich, daß wir uns Alle — Vortragende und Zuhörer, hier im freundlichen Kreise wiederfinden mögen.“

Herbst und Nebel, der Winter und die laugen Akente sind wieder da, wir wieder im freundlichen Kreise versammelt, — aber es fehlt demselben gerade der Eine, der mit den angeführten Worten damals für immer von uns scheidet! —

Es ist ein kleiner Kreis von Männern, die aus Verus und Neigung dem Studium der Naturwissenschaften sich widmen, durch fast zwei Jahrzehnte sich die Aufgabe stellen, die Resultate der Naturforschung hier leicht verständlich vorzutragen und durch diese Vorträge Sinn und Verständnis für Naturwissenschaft anzubahnen und zu verbreiten; es hat sich ein ansehnlicher immer größer werdender Kreis von Zuhörern eingeschunden, die unseren Bemühungen warme Theilnahme und freundliches Verständnis entgegenbrachten; Sie werben uns, meine Herren, auch heute verstehen, wenn wir unsere Gedanken, die noch gerne an dem einsamen Grabe auf der fernem Felseninsel weilen, noch nicht zu gewohnter Arbeit sammeln können, sammeln müssen, sondern die erste Stunde unseres Wiederbeisammensens lieber der Erinnerung an den Heimgegangenen weihen, der uns ein so werther Freund, Ihnen selbst aber, wenn sonst nicht, doch als warmer eifriger Förderer unseres gemeinsamen Strebens bekannt und theuer war. Sie werden mit Theilnahme meinen Worten folgen, die nur dieser Erinnerung Ausdruck geben wollen, und voraus verzichten müssen, auch nur halb zu sagen, was uns Schabus war, was wir, was unsere Heimath an ihm verloren!

Wir wollen wünschen und hoffen, daß einmal eine handige geübte Feder, von warmem Verzen geführt, uns das geistige Seyn und Leben unseres Heimgegangenen so treu und wahr und in so meisterhaften Zügen entwerfen möge, wie Prinzhofer und seine leibliche Begräbnung vergegenwärtigt hat. Für heute muß ich mich begnügen, wenn meine Worte, an sein Leben und Wirken in städtigen Unrissen erinnernd, mit den Gefühlen der Wehmuth im Einklange sind, die uns dabei bewegen.

Georg Schabus wurde am 24. April 1815 zu Tellaach im Gailthale geboren, er ist der erstegebene Sohn eines armen oder krassen Landmannes. Von seinen fünf Geschwistern sind ihm zwei ältere Schwestern, so wie seine Mutter vorangegangen, zwei jüngere Brüder und eine Schwester aber noch am Leben, der eine Bruder, Jakob, Professor an der Handelsakademie zu Wien, während der andere, Anton, mit der Schwester und dem greisen 81jährigen Vater zu Tellaach lebt.

Dort tummelte sich der mürrere Knabe auf den Tristen und in den Wäldern, auf den herrlichen Alpen des schönen Thales herum, und seg da die unvergessbare Liebe für seine schöne Heimath ein. In der Dorfschule zu Tellaach erhielt er auch von dem für die dortigen Verhältnisse sehr thätigen Lehrer Kautler den ersten Unterricht und wurde auf dessen Anrathen Ende Oktober 1826 von den Eltern nach Klagenfurt gebracht, um ihn, wenn möglich, studiren zu lassen. Da diese jedoch die nöthige Zahl freier Resttage nicht ausbrachten, wollten sie ihn wieder nach Hause nehmen; seinen unablässigen Bitten aber endlich nachgebend, ließen sie ihn in Klagenfurt, wo der arme Knabe freilich erst eine schwere Zeit der drückendsten Entbehrungen zu bestehen hatte, über welche ihm jedoch seine Lust und Liebe zum Lernen hinweghalf, so daß er im November 1827 in das Gymnasium eintreten konnte.

Der milde Sinn unserer Stadtbewohner, die in schöner Sitte Studenten durch Verabreichung von Wittagelohn unterstützen, kam schon damals auch ihm zu statten; ja, auch Schabus war Suppensubstanz, wie so viele thätige Männer es waren, die Kranten mit Vergnügung und Freude seine Eihne nenn.

Schabus zeichnete sich bald durch strengen Fleiß und Wehrverhalten aus. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie zu Ende dieses Schuljahres 1828 (ich selbst war in der 5. Klasse des Gymnasiums) in der damals üblichen feierlichen Verlesung, in der ersten Grammatikal-Klasse Schabus zum ersten Schulpreise vom Präsesen P. J. Manhart mit den Worten vorgerufen wurde: „anno quidem puer, virum autem censibus, si respicias industria perseverantiam morumque severitatem“ („ein Knabe an Jahren, aber einem Manne gleich zu achten an Ausdauer, Fleiß und Strenge der Sitten“), und wie dann ein blonder rotzwangiger Knabe herbeetrat, auf dessen kindlichen Zügen ein ausfallender Ernst zu lesen war.

Dieser seiner früh entwickelten Gesehtheit, seinem andauernden Fleiß und Sittlichkeit verdankt es Schabus, daß er von seinen Professoren als Correspondent für seinen Schulkollegen Max M. v. Moro empfohlen wurde, und sich an diesem einen Freund, und durch ihn in dem zahlreichen Familientreise dieses Ehrenhauses zahlreiche Götter erwerben konnte.

Schabus blieb, in stetem Wettkampfe mit diesem seinen Freunde Moro, durch alle Klassen der erste seiner Klasse, während letzterer meist der zweite war. Im letzten Jahrgange seiner hiesigen Studien trug er unter zwölf Höcsten dieses Jahrganges den dreizehnten zu Grabe; es war dies der Sohn des Doctors Kumpf, Ettwin. Schabus zeigte schon damals sein warmes Herz voll Menschlichkeit, indem er den Freund in dessen langwieriger Krankheit mit andauernder, aufopfernder Liebe pflegte und tröstete, bis es mit ihm zu Ende war.

Mit dem ungewohnten Schmerz um den verlorenen Freund betogte die Brust des Jünglings gleichzeitig die Sorge um seine Zukunft. Wo sollte er nachhaltige, ausreichende Hilfe und Unterstützung finden für eine noch lange Studienzeit in fremder theurer Stadt?

Schon war das Schuljahr um, die Zeit der Entscheidung nahe, da erhielt Schabus einen in eigenthümlichen atmofischen Schriftzügen geschriebenen, mit einem ihm fremden Frauen-Namen gefertigten Brief, der ihn in eine bezeichnete Wohnung beschied. Schabus trat dort eine ihm unbekante Ältere Dame, die ihn mit der Erklärung überraschte, daß sie Willens sey, einen jungen Menschen Ansehen zu lassen, und er von allen Professoren ihr als der Fähigste und Bährigste bezeichnet werden sey. Standeswahl blieb ihm freigestellt, doch fiel glücklicher Weise seine Neigung mit dem Wunsche der Dame zusammen, die ihn nur zur Bedingung machte, daß wenn er ein geschickter Arzt geworden, er der Armen gedanken möge. — Das hat Schabus seiner Wohlthäterin getreulich gehalten!

Ich muß mir hier die Bemerkung erlauben, daß, wie er, noch viele andere Studenten von dieser Wohlthäterin in so großherziger Weise unterstützt wurden und noch werden; manche von diesen sind schon in Kunst und Ehren, manche noch dort oder da ihren Studien obliegend. Es ist dies dieselbe Dame, welche im J. 1848 mir bei Gründung dieses Museums 100 fl. C. M. übergab, und dabei die Worte gebrauchte: „Wo Männer von Geist und Herz sich demüthen, eine Anstalt in's Leben zu rufen, welche dem erteilten Zwecke, „Bildung der Jugend dienen soll, da können Frauen ohnein „nichts thun, als Geld dazu spenden“. Ich darf sie Ihnen nicht nennen, diese edle Dame, aber Sie würden doch nur einen fremden Namen hören; denn in Zurückgezogenheit und Stille lebend, hält sie in tiefer Dunkel ihr schönes Thun und läßt ein seltenes Muster echter ewangelischer Tugend, ihre Rechte nicht wissen, was ihre Yinle gibt. Sie müge es mir vergeben, wenn ich hier, sehr gegen ihren Sinn, ihrer und ihres schönen Wirkens öffentlich Erwähnung thue, aber sie wolle sich den Dank gefallen lassen, den auch das Museum ihr zu zollen hat, für das, was sie an Schabus gethan! Denn was Schabus geworden, was er und gewesen, ist er nur geworden durch seine Wohlthäterin.

So konnte Schabus mit Vergnügen und einiger Behabigkeit seine medizinischen Studien in Wien beginnen und fortsetzen, er widmete sich denselben mit höchstem Interesse, mit demselben Pflichteifer und Ausdauer, die ihm bereits zur Natur geworden war.

Als er zu Ende des zweiten Jahres (1837) sich auf Ferien in Bilitz begab, hatte er das Unglück, beim Baden sich einen heftigen Ruhranfall zuzuziehen, der ihn nicht nur an den Raub des Grabes brachte, sondern seine Wiedergenesung so sehr verzögerte, daß er, ungeachtet der sorgsamsten Pflege, die er im Hause der Herren von Moro in Bilitz

und als er nach Wien abgehen konnte, in dem des Herrn Regierungsrathes Dr. Burger gefunden, dennoch seine Studien im Mai nächsten Jahres 1838 auf ärztliche Anordnung unterbrechen und das Körnerbad bei Tüßler gebrauchen mußte. Aber so sehr hatte die Krankheit seine bisher gute Gesundheit untergraben, daß er auch im Herbst (1838) seine Studien noch nicht wieder aufnehmen konnte, sondern sich in seine Heimath begab, wo er Herbst, Winter und Sommer (1839) zubradte und seine Gesundheit wiedererlangte.

Damals, während dieser Krankheit, begann sein Haarc sich zu bleichen und gab ihm, dem jungen Manne, das seltsame Aussehen, das auf seinem jugendlichen Kopfe die Attribute vollgeisterter Erfahrung wies.

Im Herbst 1839 begab er sich nach Padua, wo er den dritten Jahrgang absolvirte, 1840 aber wieder nach Wien, wo er dann seine Studien vollendete.

Am 1. October 1843 erlangte er die akademischen Würden eines Doktors der Medizin, am 14. Mai 1844 wurde er zum Doktor der Chirurgie und am 1. August desselben Jahres zum Magister der Geburtshilfe promovirt. Dem 24. November 1843 bis 9. Februar 1845 diente er an der Abtheilung für Augenkrankheiten im allgemeinen Krankenhaus zu Wien. An diesem Tage trat er in das Institut zur Bildung chirurgischer Operatoren und besuchte während dieses zweijährigen Curtes auch noch die Vorlesungen über pathologische Anatomie (Rokitanski), über Hautkrankheiten (Cebra) und Ohrenleiden (Gulz). Am 16. Juli erhielt er das Diplom als chirurgischer Operateur.

Ausgerüstet mit allem ärztlichen Wissen, das er sich erwerben konnte, kehrte er 1847 nach Klagenfurt zurück, um hier seinem ärztlichen Berufe zu leben. Am 16. October nach desselben Jahres 1847 wurde er zum suffizienten Primararzbart am hiesigen Spital, am 23. December 1848 zum Kriminalarzbart und Gerichtsbarzt, am 8. November 1850 zum Professor der Geburtshilfe ernannt.

Im Frühjahr desselben Jahres, als im hiesigen Militärspital der Typhus ausgebrochen war, leistete auch er, wie mehrere hiesige Aerzte Aushilfe, wurde selbst von dieser Krankheit befallen und verlor während seines Krankentages seine Schwester, die daran starb. In seiner langen Krankheit beforagte seine Pflege zwei vornehme Damen, welche er früher einmal von einem hartnäckigen Uebel geheilt hatte, und es ist ein Beweis, wie sehr Schabus schon damals die allgemeine Achtung und Theilnahme genoß, daß den Damen für ihre Pflege der verdiente Lohn der Anerkennung durch ein Ständchen der Liebterstel dargebracht wurde.

Wir übergehen Jahre seiner aufopfernden rastlosen Thätigkeit im ärztlichen Beruf. Mit seiner Wahl zum Mitglied des leitenden Ausschusses an unserm Museum im Jahre 1853 begann eine neue Thätigkeit, in der er dieselbe eifrige Gewissenhaftigkeit, Umsicht und Ausdauer, wie bei Allem zeigte, was er einmal befaßte. Er bereicherte die Sammlungen durch eine Reihenfolge schöner Skelette und hielt im Jänner 1854 hier zwei Vorträge über „den Blutumlauf im Menschenfötus“, im folgenden J. 1855 zwei über den „Bau des menschlichen Fußes“, dem im darauf folgenden Winter zwei „über jeden des menschlichen Kopfes“ folgten. Seine Vorträge konnten für gemeinshafliche Vorträge als Muster gelten, indem er, streng wissenschaftlich, gründlich und erschöpfend sein Thema fest haltend, doch den Laien es so zurecht zu legen verstand, daß diese, bald den natürlichen Widerwillen gegen den mitgebrachten Apparat von Skeletten u. dgl. überwindend, mit Interesse seinen Darstellungen folgten, sie leicht erfassen und in ihrer klaren scharfen Abgrenzung bauhend behielten.

Als im Herbst 1856 der Custos, Herr Canaval, bedeuend erkrankt, zur Verstellung seiner Gesundheit nach Cairo ging, übernahm Schabus die Leitung der Beiträge und wirkte auch hier mit seinem gewohnten Eifer lebhaft. Er hielt selbst im nächsten Frühjahr zwei ungeniem lehrreiche Vorträge über das „Nervenleben im Menschen“ und im März 1858, selbst schon bedeutend krank, noch seinen letzten über „Bildung von Malasseinen“.

Im Spätherbst 1857 hatte nämlich Schabus im ärztlichen Beruf eine Reise nach Genua zu machen, um dort eine Amputation vorzunehmen. Auf der Fahrt zog er sich, zu wenig gegen den eisig kalt wehenden Nordwind verwahrt, eine Erkältung und in deren Folge einen heftigen Schnupfen zu. Da er diesen wenig beachtete und im folgenden Winter seine ärztliche Thätigkeit durch die herrschend gewerdende Grippe sehr in Anspruch genommen ward, verschlimmerte sich das Uebel, indem auch er von dieser Krankheit befallen wurde. Genesigt jedoch zuletzt an sich zu denken, gönnte er sich auch jetzt die zu bringend gebethene Ruhe und Pflege nicht, sondern wurde häufig in der Nacht aus dem Bette in die kalte Winterluft gerufen. Als dies in einer kalten Februarnacht fünf Mal geschehen war, schloß er sich schon so angegriffen, daß er nächsten Tages einem seiner Freunde sagte: „Ich fürchte, ich habe in der letzten Nacht für mein Leben genug bekommen.“ — Binnen kurzem traten auch wirklich alle Symptome eines schon vorgeschrittenen tuberkulösen Lungenleidens auf. Er nahm Urlaub und begab sich, sobald die Jahreszeit günstig geworden, in seine liebe Heimath.

Auf den Wiesen und in den Wäldern, die einst die fröhlichen Spiele seiner Kindheit gesehen, wandelte nun der kranke Mann herum! Aber er ward nicht mehr für den geheimnißvollen Schatzgräber gehalten, wie damals, als er, wie wir wissen, als Student mit weißem Haar zur Kellereibezug hier weilte und besonders gerne in den Ruinen von Gedenksteine herumstieg. Denn längst war er bekannt im Thale und gesucht als Arzt auch von der ländlichen Bevölkerung.

Im Herbst desselben Jahres begab er sich nach Cairo; und verbrachte dort den ganzen Winter im freundlichen Verkehr mit den dort anwesenden deutschen Bergen, Meyer, Pantner, Wilhary, besonders im liebevollwärtigen Familienkreise des erstern. Im Frühling 1859, des ausgebreiteten Krieges wegen, auf Umwegen über Malta und Sizilien auf einem englischen Schiffe heimkehrend, sehnte er sich wieder in seine Heimath, wo er den ganzen Sommer über weilte. Schmäher als je trennte er sich von dieser, um sich im Spätherbst nach Madeira zu begeben.

Um dieselbe Zeit nämlich wollten Sr. Maj. Hebeht Herzog Ferdinand Max eine Fahrt nach Madeira machen und dort einen längern Aufenthalt nehmen. Vielfältig von seinen Freunden und Landeuten in Wien und Triest unterstützt, hatte Schabus das Glück, daß ihm auf sein einfached Gesuch die Gnade zu Theil ward, kostenlos auf dem kaiserlichen Schiffe die Fahrt dahin machen zu können, und weiters noch für seinen längern Aufenthalt zu Funchal von dem Für ihn so gütigen kaiserlichen Prinzen dem österreichischen Consul, Herrn Bianchi, bestens empfohlen zu werden.

Die freundliche Aufnahme im Hause des Herrn Bianchi und der tägliche Umgang mit einigen jählich anreisenden Deutschen, unter denen der einzige Oesterreicher, Herr Haber, ihm am nächsten stand — erleichterten seinen Aufenthalt auf der fernem einsamen Insel. — Die milde Luft stärkte allmählich seinen Körper, und mit den Anfängen der wiederkehrenden Gesundheit erwachte — so oft er in die mächtigen vom Säden her strömenden Wogen des atlantischen Oceans blickte —

die lang gehegte Sehnsucht seiner Jugendzeit, die Canarischen Inseln zu besuchen. Im Frühjahr dieses Jahres ging sein Pielingswunsch in Erfüllung, er sah den mächtigen Pic von Teneriffa mit schneebedecktem Gipfel aus den blauen Wellen emportauchen, und mit Entzücken beschrieb er in seinen Briefen das prächtige üppiggrüne Thal von Orotava, das auf drei Seiten von riesigen Felsenbergen eingeschlossen sich auf der vierten zum Meer hinabfiel.

Zum ersten Male seit seiner Erkrankung fühlte er sich so wohl, daß er heiteren Gemüthes schrieb, er hoffe nun zuverlässig auf seine Genesung.

Das Schicksal hatte es anders bestimmt, — es war der letzte freundliche Sonnenblick, der kurz vor dem Scheitern in sein Leben fiel.

Bei seiner Rückkehr nach Madeira überfiel ihn, bald nach der Ankunft, eine böartige Geschwulst im Nacken, die in heißen Fiebern so gefährliche Carbunkel. Fieber und Schmerzen konnten seinen Humor nicht kengen. Anfangs Juni schrieb er nach der ersten erduldeten Operation überzogen einem Freunde: „Du siehst, wie tief ich in die Passivie gerathen bin, da ich nun selbst bei Operationen passiv seyn muß!“ — Ungeachtet durch die Sorgfalt der Herren Haber und Bianchi's der erste Arzt Funchal's, Dr. Pitta, zur Behandlung zugezogen worden war, und für Pflege und Wartung auf das Beste gesorgt wurde, steigerte sich die Heftigkeit der Krankheit mit jedem Tage. Nach sechs vergeblich vorgenommenen Operationen wurde er Ende Juni von den Ärzten für rettungslos erklärt.

Am 11. Juli Morgens 4 Uhr verschied er nach mehr als schwächelndem schmerzhaften Leiden.

So wollte es sich herbes Geschick, daß er, der seine Heimath, den in der Heimath so viele Freunde innig liebten, auf der fernem Insel, unter Fremden sein Leben schloß, das er nur dem Wohlse seiner Mitmenschen gewidmet hatte! —

Die Nothricht seines Hinscheidens verbreitete Trauer und Schmerz im ganzen Lande.

Schabus war als Arzt gesucht und beliebt im ganzen Lande. Eben so inhaltsreich als geistreiches gründliches Wissen, das er unablässig durch eingehende Studien erweiterte, ward durchdachte Erfabrungen lebhafte, strenge Gewissenhaftigkeit, anerkennung Eifer, Ruhe, Entschiedenheit, Geduld und liebevolle Behandlung am Krankenbette waren ihm in hohem Grade eigen. Der ärmste Bettler wie der vornehme Reiche waren ihm als Patienten vollkommen gleich, ein wie der andere war seinem Herzen der lebende Mitbruder, seinem Geiste das interessante Object des wissenschaftlichen Denkens, er war einfach in seiner Bekleidung, häufig zu sogenannten Hausmitteln greifend, von Charlatanerie auch nicht die Spur an ihm. Als Operateur war er ungenüem unschuldig, sicher und glänzlich, tausende von Wesenlen trauten dankbaren Herzen über sein fröhles Dabinsicheln.

In dem trefflichen glücklichen Arzt admete, suchte und fand man eben den trefflichen, edlen Menschen. Ein klarer, schnell und scharf auffassender Verstand, der in verschiedene Gebiete der Wissenschaft leicht und siegreich eintrug, und mit reicher Beute zurückkam, leuchtete aus dem schönen lebhaften Auge, aber es leuchtete auch, freilich nicht gar zu häufig auf im edlen Fener idealer Begeisterung, im Enthusiasmus für alles Schöne und Gute im Menschenleben.

Nicht der bloße Verstandemensch war Schabus, der er Vielen scheinen mochte, seine Tete war offen und empfänglich für die Schönheit der Natur des künstlerischen und dichterischen Schaffens; er hat nicht vieles gelesen, das aber, was er gelesen, war das Beste und er hat es in sich aufge-

nommen und fest behalten. Schiller, Goethe, Jean Paul, Herber, Shakespeare, vor allen Altvater Homer waren ihm vertraute Lieblinge, von denen er lange Stellen gelegentlich citiren konnte; schon als Stubircber fehlte er nie im Burgtheater, wenn ihre Dramen, oder in den Velttheatern, wenn Raumb's sinnvolle Märchen gegeben wurden. Ein eigenthümlicher Zug seines Geistes war der Humor; ich brauche da nur auf seine Vorträge zu erinnern, die, und überhaupt sein reiches Geistesleben offenbarend, auch sprechende Proben dieser seiner originellen Eigenschaft gaben, indem er, wie keiner es verstand, ein trodenes medizinisches Thema besprechend, es mit Citaten aus der „Alliade“ und gelegentlichen Ausfällen voll Humor und Laune zu würzen.

So scharf sein Auge, so lebendig sein Sinn für das Komische der Menschennatur war, so hatten doch die Aeußerungen seiner Laune nie irgend etwas Verleidendes; denn Schabus hatte ein weiches Gemüth, ein edles Herz, das seine Mitmenschen auch mit ihrem Fehler liebte. Es war kein Falch in seiner Seele, kein Haß, kein Haß oder Mißgunst konnte in derselben Wurzel schlagen. Er war ein dankbarer Sohn, ein liebevoller Bruder, ein treuer Freund. Er ist unverehelicht geblieben, aber er hat die große Familie der Armen und Kranken adoptirt, und sie geliebt und gepflegt sein Wohlthun. Ich könnte itundenlang rührende Züge seiner Wohlthätigkeit erzählen. Er war selbst höchst einfach und genügsam in seinen Bedürfnissen; schon als Stubircber ein Rathhänger der Käfigkellerei verführte er den Genuß nicht nur von Wein und Bier, sondern auch von Kaffee und Thee. Höchst frugal in seinem Mahle wollte er aber doch, daß auf den Tisch seiner Kostgüter, den er bezahlte, zwischen Braten und Kuchen kam; war seine Gastfreundschaft wenig klein, so war jene desto größer für verachtete Kost an arme Kreule. Er war einfach, ja ärmlich, mitunter verarmt, in seiner Kleidung, aber er verschonte eben die bessere an Arme; „denn — so pflegte er zu sagen — wenn man schon etwas schenkt, muß man eben auch, was der Arme brauchen kann“ und, setzte er dann in Erinnerung selbst erhaltener Wohlthaten bei: „ich habe noch viel zu verschenden, bis ich so viel gegeben, als ich erhielt.“ Es ist Quasihaft, daß seine Hauswälderin Wätsche verstanden mußte, wenn sie nicht alle die Armen erhalten sollten, daß von eben angezählten zwölf Hemden in einzigen Tagen nur das mehr sein war, was er am Leibe trug. In dieser Eigenthümlichkeit, wie in seiner schlichten Einfachheit, in seinem biederen, wahren und geraden Wesen erinnerte er mächtig an einen andern edlen Charakter, an den seligen Professor Hapzel.

Daß er unter solchen Umständen am geliebten, versteht sich von selbst. Als er daher in Krankheit verfiel, wären die wenigen underbobenen Gesundheitskräfte freilich in die Länge kaum ausgereicht haben, aber er durfte nicht für sich, seine Freunde brauchen nicht für ihn zu bitten, es wurde ihnen entgegen gebracht, was er brauchte, — und so hat Schabus unserer gewinnstüchtigen, geldgierigen Zeit ein Beispiel gegeben, daß Achtung und Liebe der Menschlichen Kapitalien sind, die zuweilen auch höfentlichem Werth haben.

Die angeführten schönen Züge seines Geistes und Seelenlebens waren nur die schönen Blüten, die reifen Früchte am kräftigen Stamme echter sester Menschlichkeit, ja Schabus war, was unserer Zeit so sehr gebricht, ein Charakter, er war, was eben so selten gemorden, ein Original, aber er war auch ein guter und edler Mann.

## Die Raubnächt.

Ich wandte auf weiter bunter Fior  
Ursprünglicher Natur.  
Ein heider Born, in dem ich bade  
Ist Ueberlieferung, ist Goethe.

Es liegt etwas eigenthümlich geheimnißvolles in gewissen Festen des Jahres. Unbewußt und mit unverständlicher Gewalt ergreift uns bei ihrem Verannachen ein freudiges Gefühl, das jedes Herz durchdringt, welches nicht für höhere und reine Freude gänzlich abgestumpft ist. Durch alle Altersklassen und alle Lagen begleitet uns dasselbe hindurch und jedem Geschlechte ist es eigen. Und dies Gefühl, ich möchte es das Gefühl der innern Befriedigung zwischen Bedeutung und Ceremonie, zwischen Wirklichkeit und Symbol nennen, erwacht nirgend schärfer, als am Laube, wo die Natur selbst mitzuleiden scheint, wo eine reiche Tradition das Fest mit einem Kranze von Gebrauchen umgibt, welche in sanfter Uebereinstimmung mit denselben ein Stück unwissiger Natürlichkeit darstellen. Da riecht noch der Quell des Lebens in ursprünglicher Reinheit, hier greift mich nicht in jeder Handlung das Bild des Widerspruchs an, hier tritt Gefühl und Gemüth noch ohne Larve auf. Ja, gehe nur hinaus, du frostige Seele, die du vielleicht unter dem Druck einer falschen Konvention verkrüppelt, gehe hinaus aufs Land — „nur laß' du dein Verück und Doktorhut zu Hause“ — gib dich mit offenem Mute und empfänglichem Herzen so ganz dem Eintrude hin, welchen ein ländliches Weinachts- oder Osterfest auf dich machen, und du wirst sehen, daß etwas mehr dahintersteht, als ländliche Klarheit!

Aber keine der Festzeiten des Jahres übt auf uns jenen Eindruk mächtiger und stärker, als das Weihnachtsfest. Die hohe Bedeutung desselben, der passende Zeitpunkt, auf den dasselbe fällt, passend sowohl wegen der natürlichen Veranlassung des Kampfes zwischen Licht und Finsterniß, als auch seiner herkömmlichen Wichtigkeit halber, der ausgereichte Feststus mit seinen sanftigen Gebrauchen und Sitten, der es umgibt, dieß Alles vereinigt ihm einen unwiderstehlichen nie alternden Reiz. Ich will hier keineswegs die ganze Festzeit von Weinachten schildern, — das wäre zu ausführlich und hat vor mir ein Anderer gethan\*), ich will bloß, anknüpfend an jene Behandlung unseres geachteten Landsmanns, einen Abchnitt aus derselben Festzeit beschreiben, welcher den im Titel angeführten und herkömmlichen Namen „Raubnächt“ trägt.

Die Raubnächt, auch wohl Raub- oder Losnächt und in den Gegenden Norddeutschlands die Zwölftenn genannt, sind die Nächte vom 21. Dezember, dem Themasstage an, bis einschließlich zum heiligen Dreikönigstage. In allen deutschen Landen spielen dieselben im Volksglauben eine bedeutende Rolle, und reichen wiederum vielfach von christlichen Elementen durchdrungen ihrem Ursprunge nach doch tief ins germanische Heidenthum hinauf. Bevor ich daher zur Schilderung derselben und ihrer Gebrauche übergehe, glaube ich daher etwas über ihre Geschichte und ursprüngliche Bedeutung vorausschicken zu müssen.

Die Religion der alten Germanen war ursprünglich wie die aller heidnischen Völker eine Naturreligion. Erst im Laufe der Zeiten und mit der fortschreitenden Entwicklung des

\*) Dr. W. Leger's „Weihnachtsfest bei den indogermanischen Völkern.“ Eine vergleichende mythologische Skizze in Nr. 50, 51 und 52 der Carinthia, Jahrg. 1857.



Volksgestirne hatten sich mit den wesentlich physischen auch ethische Begriffe verbunden. Darum mußten auch die Hauptwendepunkte des Naturlebens im Kreislaufe des Jahres wichtige Aufstufpunkte bilden und durch bedeutende Feste verherrlicht werden. Besonders auffallend war dies zur Zeit der Sommer- und Wintersonnenwende, bei Gelegenheit des Wechsels der Jahreszeiten statt. „Da heb sich das zeitliche und physische Leben des Volkes; Tanz und Spiel, lodernde Feuer und erhebende Lieder zu Ehren der bänionisch waltenden Naturkräfte, die man zu Wintern personifizierte, zeichnete die festlichen Tage aus.“ Der Kampf des Sommers mit den Winterriesen, der Sieg des Lichts über die Finsterniß, Frühlings-, Saat- und Erntefeste wurden durch hienische Darstellungen, Spiele und Lieder gefeiert. Unter allen diesen Festen scheinen doch die der Mittsommer- und Mittwinternacht die großartigsten und zugleich verbreitetsten gewesen zu seyn. Dafür sprechen die zahlreichen Leckerereste, die sich vor ihnen bis auf unsere Tage erhalten haben und den Umstand, daß auch das Christenthum bei seiner Einführung seine Hauptfeste auf ihre Zeit verlegte. Da man an die Sommer- und Winter-sonnenwende die tiefsten Anschauungen knüpfte als an das Mittwinterfest, so ist auch daraus die Nothwendigkeit ja Leckererestigung der Gebräuche zu den beiden Jahreszeiten begründet.

Das Mittwinterfest zerfiel in eine große Vor- und eine Hauptfeier. Die Vorfeier begann mit der Tage- und Nachtgleiche des Septembers und dantezte bis zur Winter-sonnenwende. Während dieser Zeit dachte man sich das Lichtreich (Lichtschäfer oder Gelland) als vollständig geschlossen, „Traner ergreift die ganze Natur, den Menschen scheint der Quell des Lebens und aller Freude versiegt, der Kreis der Wälder todt oder in weite Ferne entrückt, und der Zugang zu den „Bätern“, den Geistern der Gerechten verloren.“ Da öffnet sich mit dem Zeitpunkt der Sonnenwende, dem 21. oder 22. December das Lichtreich der seligen Geister wieder, sie steigen zur Erde herunter und treten wieder in unmittelbaren Verkehr mit den Menschen. So klieb es durch die gegenwärtigen zwölf Nächte offen, und geweihte Blide konnten während dieser „offenen Stunden“ alle seine Wunder „die Prototypen aller Wesen und Begebenheiten“ sehen. Mit dem 21. oder 22. December begann somit die Hauptfeier des Mittwinterfestes. Der Umzug der Götter und Asen wurde in Bränden, Spielen und Liedern gefeiert, denselben Speisen und allerlei andres aufbewahrt, ihnen alle Thüren geöffnet. Da wurde durch allerlei Mittel die Zukunft befragt über Lebenstauer, Glück und Unglück, über Frühlings- und Braut, über Mädchen und Geliebten. Dieses Hauptfest wurde dann mit dem Perchtenstage (6. Jänner), ähnlich wie noch heutzutage der Fasching mit der Faschnacht, lärmend abgeschlossen.

Das Christenthum unterdrückte das Fest keineswegs, sondern dessen schöne Grundlage, den Sieg des Lichts über die Finsterniß ersaffend, gab es ihm durch Uebertragung des Festes der Geburt Christi, wozu eben jene vorbedeutende Grundlage den schönsten Anknüpfungspunkt bot, nur eine höhere Weihe. Die Formen des alten Glaubens wurden nun in christliche umgewandelt, nur da, wo dies wegen widerstreben- den Anschauungen unmöglich war, denselben zumist eine neue Idee unterlegt. Aber trotz des Bekahrens der Kirche, das Fest möglichst den christlichen Begriffen gemäß umzuwandern und anzupassen, klieben doch die heidnischen Anschauungen noch vielfach in Geltung. Nach wie vor wauerten die alten Göttergestalten, wiewohl est sehr verzerrt und zu Popanzen geworden, nun diese Zeit auf der Erde herum, im unmittelbaren und lebhaften Verkehr mit den Menschen, noch feierte

man ihre Umzüge in Fest und Spiel, und noch behaupteten die Zwölften als offene Zeit ihr hohes Ansehen fort. Bis in unsere Tage herauf hallen die Erinnerungen an jene alten Begriffe in Sitten und Bräuchen, Märchen und Sagen, Aberglauben und Meinungen nach, wenn est auch nur spärlich und dürftig mehr. Abgerissen und ohne Würdigung ihrer alten Grundlagen erscheinen sie freilich bloß als „dummes Zeug“, und werden zweifelsohne mählig verschwinden, aber zurückgeführt auf ihre alten Wurzeln erkennen wir in ihnen die frischen Sprossen eines alten fruchtbar-ten Baumes.

Im heutigen Volksglauben haben nicht alle Tage mehr von 21. December bis zum heiligen Dreikönigstage als Festtage gleiche Bedeutung. Nur einige sind als besonders wichtig geblieben, das sind: der Thomastag und die Thomasnacht (21. December), die Mettennacht (24. December), die Stephaninacht (26. December), der Unschuldige Kindertag (28. December), die Sylvester- nacht (31. Dec.), der Neujahrstag und der heiligen Dreikönigstag mit seinem Vorabende (6. Jänner). Dafür aber haben allmählig auch andere Tage außer dem Festflus der Raubnächte die Bedeutung von Festtagen erlangt, wie z. B. die Andreasmacht (21. December), die Johanninacht im Juni u. s. m. Allen diesen Festtagen und Raubnächten liegt noch die gemeinsame Anschauung zu Grunde, daß an ihnen der Himmel offen stehe, die Gottheit im Verkehr mit den Menschen trete, und daß jedermann da unter Beobachtung gewisser feierlicher Formen in die Zukunft sehen könne. An diesen Tagen könne man daher des Lebens Glück und Unglück, die Dauer erstellen, das Weiter des ganzen Jahres erfahren. Während der Raubnächte ist auch die Vorhöle offen, die Gräber sendend ihre Leichen herauf, die unter den Menschen umherwandeln und ihnen den Scheiter des Jenseits lichten. Die Gebräuche und Meinungen nun, welche an diese Tage und Nächte sich anlehnen, lassen sich in zwei Gruppen sondern, erst in solche, welche sich auf das Vergleichen und Zukunftshauen, dann in solche, welche sich auf die Umzüge der alten Götter beziehen.

Der unabweisliche Drang, die Zukunft zu erfahren, der uns aller Orten und zu allen Zeiten begegnet, erklärt und genügt die große Verbreitung der Sitte des Zauleus oder Lianzaus. „Der Mensch klibt so gerne — sagt Goethe — in die Zukunft, weil er das Ungehebre, was sich in ihr hin- und herbewegt, durch stille Wünsche so gerne zu seinen Gunsten leiten möchte.“ Der räthselhafte Kamman, namentlich der Oberkärntens, kennt eine große Anzahl solcher Lösungswaisen von denen die üblichsten hier in Kürze folgen:

1. Das Weigesaßn. Man giebt geschmelzenes Blei in's Wasser. Aus den verschienenen Formen, welche das Blei da annimmt, folgt Glück oder Unglück, Leben oder Tod. Sind es Sterne, so bedeutet es Glück, wenn Kreuze, so Unglück, Leben oder Tod. Ein Mädchen bringt Reichthum, ein Weibchen Unglück; erkheint ein Thier, so stirbt bald Jemand. Mit dieser Sitte, welche meist am Thomastage stattfindet, ist die Sitte des Eiergähns analog, nur mit dem Unterschiede, daß hier das Eiweiß oder der Eierdotter die Stelle des Bleies vertritt.

2. Das Holztragen geschieht meist am Andreasabend und zu Wehnachten. Der Kalsende nimmt einen Arm voll Holz von einer Holzlage und zählt dann nach, ob er eine gerade oder ungerade Anzahl Scheiter erwischt haben. Die gerade Zahl bedeutet Glück, die ungerade Unglück und Tod.

3. Das Brunnenschauen. Aus der Tiefe des Brunnens ertönt Musik und ein Concert verschiedener Stimmen entgegen, aus deren Beschaffenheit Freud oder Leid folgt. Im Spiegel des Wassers zeigt sich dem Mädchen auch oft das Bild ihres zukünftigen Bräutigams. Das Brunnenschauen überm Wasser gehört ebenfalls hierher.

4. Das Schuh- oder Pantoffelwerfen an verschiedenen Tagen und meist nur bei Bräuten üblich. Der Funktionär stellt sich, einen Schuh in der Hand mit den Nägeln gegen die Thüre zugewendet, und wirft dann den Schuh losflüßer zur Thüre hinaus. Ist die Spitze des Schuhs oder Pantoffels nach außen gerichtet, so wird der Betreffende fortwandern, im entgegengesetzten Falle im Hause bleiben.

5. Das Brennneffelsalzen. Man streut am Vorabend Salz auf die Brennneffel, und geht dann am nächsten Morgen schauen wobei sie sich zuwendet. Die Richtung der Neffel zeigt Einem die Weltgegend an, nach der man wandern soll oder wird.

6. Auf den Kreuzweg gehen. In der Christ- oder Neujährsnacht geht man zwischen 11 und 12 Uhr auf einen Kreuzweg und zieht mit gereinigter Kreide einen Kreis um sich. Da erscheinen die Geister der Verstorbenen, und zeigt sich die ganze Zukunft enthält.

7. Stämpflin an oder mäggnstämpflin an. In der Thomas- oder Sylvesternacht horcht man dem Tone der Mähli- oder Magenstämpfe und kann dabei allerlei erfahren.

8. Das „Bausstößndln“ (Möllthal). Man bestimt sich eine Zahl, gehe dann zu einem Baune und gebe dann fortschreitend weiter, bis man zum bestimmten kommt. Dieser gibt dann das Bild des künftigen Bräutigams, beziehungsweise der künftigen Braut. Ist er schön glatt, so hat man Hübsches zu erwarten; ist er aber klotzig, rau und alt, so darf man sich sicher auf eine „Kropfate“, „budlete“ und knurrige Ehehälft gefaßt machen. — Taß diese Sitte viel Spaß macht, versteht sich von selbst.

9. Die Thomaslosung besteht im Drauthale darin, daß die betreffende Person am Abend vor dem Thomastage nach und nach rückwärts das Zimmer auslehre. Da kommt dann der Zukünftige Brot abschneiden.

10. Bettstätttritten oder Seitenbätttritten. Der Thomas-, Andreas- und Sylvesterabend sind Posttage für Mädchen, da können sie ihre zukünftigen Ehegatten erfahren. Die Form ist folgende: Wenn das Mädchen ins Bett gehen will, so muß es nach rückwärts auf Bett zugehen und sprechen:

Heiliger Thomas i bitt bi,  
Auf die Bettstätt tritt i,  
Zag mir durch an Schein,  
Wer soll mei Pfiester sein.

oder in der veränderten Weise:

Heiliger Thomas i bitt bi,  
Bettstätt i tritt bi,  
Zag mir durch an Schein  
Welcher soll mei Pfiester sein.

Im Gailthale spricht man dazu folgenden Vers:

Pfestsätz i tritt bi,  
Seitenstätt i tritt bi,  
Und'n himmlischen Vatter bitt i,  
Däß er mer bei Nacht läß erscheinen,  
Der welcher äis mei Ehemän wert sein.

11. Außer diesen gibt es noch andere wenig verbreitete und mehr lokale Festungsarten, so das Besenstellen, Weingieß'n u. a. m.

12. Zu den Festungsarten konnte man auch die Begehungen rechnen, deren Bedeutung eine große ist. Begehnet einen beim ersten Ausgehen zu einem wichtigen Geschäfte zuerst ein altes Weib oder eine Krage, so ist wenig Gutes vom Erlolge des Geschäfte zu erwarten.

Zur zweiten Gruppe gehören das unschuldige Kinderfest, das Perchtenjagen und das Täggersingen.

Wenn man am unschuldigen Kinderfest die Gassen eines Marktes, Dorfes oder einer Landstadt durchstreift, da begegnen einem allerlei Kinder verschiedenen Alters und verschiedenen Standes, in der Hand die sonst so gefährliche Krüge schwingend und um die Ähsel im Kränzchen. So ziehen sie von Haus zu Haus und beschwören den Hausvater, die Hausmutter, oder wer ihnen gerade sonst in den Weg kommt. Oft singen oder sprechen sie recht artige Bökeln dazu, die nach den einzelnen Thälern verschieden sind. In der Gegend von St. Veit, Döberitz und am Krappfeld erinnere ich mich Folgendes gehört zu haben:

frisch und glund!  
frisch und glund!  
freudenreich,  
lang löbn,  
glund bleib'n,  
gern göß'n.

Im Drau- und Gailthale ist folgender Spruch üblich:

Frigo lösa\*)  
frisch und glund!  
gern göß'n,  
lang löbn!

Im Möllthale lautet der Vers Folgendermaßen:

leste leste  
frisch und glund  
i wünsch a freudenreichs neis jär,  
und's Kristlnäl mitn krauß'n här.

Dafür erhalten dann die Kinder allerlei Gaben von den Beschwörern, bestehend in Geld, Äpfel, Zwetschen, Nüssen, Klebentrot u. dergleichen. Dieses Geschenk heißt im Gailthale bisugnet, und die ganze Sitte dort bisnan. Derselben Wurzel scheint der anterwärts dafür übliche Name päsnan zu sein. Im Möllthale heißt die Sitte lösa'n und das Geschenk lösa'r; im Unter- und Mittellärnten erscheint sie überhaupt unter dem Namen schaapp'n oder sika, ohne für die Gabe einen besondern Namen zu haben.

Den Ursprung dieser Sitte führt die Sage ins Alterthum zurück. Als Herodes die Kinder bis zu 3 Jahren alle erworden ließ, habe man seitdem alljährlich zur Erinnerung an diese Gräuelt das Fest der unschuldigen Kinder gefeiert. Das mag wohl die christliche Anschauung vom Feste sein, die aber sicher hier ein altheinische verdrängt. Ich glaube in dieser Sitte einen Nachklang der altgermanischen Alfen- und Göttermittagsfeste zu finden. „Zu Weihnachten und Neujahr — heißt es in Manhart's germanischen Mythen — sind Ziebtage (Stuttadager) der Alfen; dann wechseln diese

\*) Frigo, ptiön heißen im dortigen Dialekt nach Herrn Frig Pfiester's freundlicher Mittheilung die Ziebtage der Krüge. Unter lösa verumthet derselbe „beschwören.“

ihre Wohnsitz und kommen in die Häuser der Menschen. Man lehrte ihnen daher in Nord- und Südgermanien in der Neujahrs- und Weihnachtnacht einen gedehnten Lich mit Speifen hin und brachte ihnen ein Opfer dar.“ Diese meine Vermuthung hat um so mehr Wahrscheinlichkeit, als ja überhaupt die Aften alle Seelen gedacht wurden, und eben um diese Zeit auch Perchta mit dem Heere von Heimchen, als welche die ungetauft verstorbenen Kinder erscheinen, durch Felder und Auen ihren Umzug hielt.

In den Raubnächten des Nollthales findet auch das Tölggerlingen statt, eine Sitte, die obwohl schon vielfach von christlichen Elementen durchdrungen, ebenfalls auf ein ehemaliges Götterumzugsfest zu erinnern scheint. Da ziehen junge Vurschen des Nachts von Haus zu Haus und singen verschiedene bald heilige bald weltliche Lieder. Das thun sie dem Hausherrn zu lieb, welche für „dieses Anflingen“ ihnen Geschenke zukommen lassen. Erhalten sie nichts, so ziehen sie schimpfend und scheltend ab. Namentlich ist dazu folgender Reim gebraucht:

Mer hüm mer wöl g'lungen  
und häupt nit g'gen,  
hiez lög mer dös jar sen  
mit hauchwex außien.

Ebenfalls einen alten Götterumzug feiernd ist die Sitte des Perchtenzuges oder Perchtenlaufens, welche fast über alle österreichischen Alpenlande verbreitet ist. Wie schon der Name sagt, stellt sie den Umzug der Göttin Perchta dar, unter welchem Namen die germanische Göttin Holle oder Sunna hier erscheint. An dem ihr geweihten Perchtenzuge (6. Jänner), dachte sich der alte Germane Perchta mit ihren Heimchen durch die Wüste eilend und bei den Menschen einkehrend, wo sie Fleiß und Ordnung lobt, und Perverbschheit und Faulheit bestraft. Auf diesem Zuge reißt die Perchta Menschen im Fluge mit, sie in ferne Länder tragend. Erst am nächsten Tage bringt sie die entseelten Leichen zurück, allerlei wunderschöne Blumen zwischen den Füßen tragend. Daher opferte man auch in der Perchtennacht ihr und den Heimchen Speifen und Getränke, und feierte diesen ihren Umzug durch Spiel und szenische Darstellung, welches Perchtenzage heißt. Da diese Sitte schon so vielfach beschrieben ist, so glaube ich bloß auf Wagner's „Nollthal“ und den trefflichen Aufsatz vom Professor Alois Egger in der Carinthia, Jahrg. 1853, S. 322—323 verweisen zu dürfen.

Freilich ist mit diesen Sitten und Gebräuchen die Schätzerung der Raubnächte noch keineswegs erschöpft, am allerwenigsten aber in Kärnten, wo in dieser Hinsicht noch viel anzuräumen wäre. Aber es war auch nicht der Zweck, mit diesen Zeilen eine erschöpfende Monographie derselben zu geben, sie sollten vielmehr das Wichtigste verarbeitet bringen und dadurch auf den Werth dieser verkannten Momente des Volkslebens aufmerksam machen. Möge jeder Landmann darüber mittheilen was er findet, und so einmal Materiale zu einer erschöpfenden Arbeit bieten. „Einer kann nicht Alles, aber alle kennen Alles“, heißt es treffend in einem kärntnerischen Märchen und ich werde mich darum nochmals an die Vaterlandsliebe aller Kärntner, zu suchen und zu sammeln. Dieses Blatt, der Kenntniß des Landes gewidmet, wird sicher bereitwillig jedem seine Spalten öffnen, um diese dem Verfallenen nahen Reste eines ursprünglichen Volkslebens der Vergessenheit zu retten. Und es ist hohe Zeit, denn schon beginnen die alles ebendenn Fluthen der Zeit in die Thäler hinaufzubringen und dieselben von diesem ihrem mütterlichen Boden auch hinwegzuführen. Dem Volke aber muß man zurufen, dieselben

als die einzigen und besten Träger seiner Individualität festzuhalten und so lange als möglich zu bewahren; man möge ihm die Werte Gottfried Kinkel's zurufen:

Ihr wollt nicht mehr vom Wald den Maibaum bringen,  
Und mit den Dirnen, die nach altem Brauch  
Am Maifest ihr erlaßt, im Tag euch schwingen? —  
Ach! Wäucher sterben mit der Heimath auch!

Graz im December 1860.

Valentin Vogatschnigg.

## Das kärntnerische Diotikon.

(Fortsetzung von Nr. 24.)

**ganz** (mit sein), das unbefahrene Pferd, der Hengst. Nach dem französischen entlehnt, also voll, ganz.

**Gärans**, das Ende, der Beschluß. Unter den englisch-landschaftlichen Wörtern hat gar die Bedeutung von machen, und das deutsche aus — also anmachen — ein Ende machen. Gothisch goern. Hilpert I, 339.

**garn**, sich heilig erheben.

**gar'gin**, das schwanende Geheh der Kinder, Betrunkener, alter Leute. Säch' lürgeln.

**Garler**, der Verkaufser.

**Garling**, ein Wagen auf zwei Rädern, von Menschen zu ziehen.

**Garn** = Garbe.

**Sären**, ein Wagen. Landschaftlich Karrer. Cymrisch und Gaelisch: Car oder Cart = Wagen, Kar.

**garln**, das Fahren mit Wagen überhaupt. Englisch ear, französisch char, charette, lateinisch currus, der Wagen, der Karren.

**Gartn**, ein dünner, gerader Zweig eines Baumes. Gartn gehöht mit gerade zusammen, wie aus der angelsächsischen Form geard erhellt, wovon die Engländer noch ihr yard haben. Dies bezeugt auch der Ätere Sprachgebrauch; denn unzer auern wurde ein Stab, dergleichen die Fußhänge in die Hand zu nehmen pflegen, Gerte genannt, und ein solcher ist gerade. Das englische yard, bedeutet eine Seegeltang, und diese ist ebenfalls gerade. Bei Otfried gehiehet Christus seinen Jüngern:

Thaz sio . . .  
Sus mit stabon giangin,  
Mit gertun in hentü.

Otfried III, 14, 183.

In Kärnten ist diese Garten an dem überfließen dünnen Ende mit einem Nagel oder einer Nadel versehen, welche der Arbeiter in der einen Hand hält, das Zugvieh damit zur Arbeit anspannen.

**Gätsch**, der Koth, Wollen- und Strafen-Umstoß. Auch ein dummes Gebete.

**Gatthofen**, die Unterkeinfelder.

**Gatter**, das Winter. Englisch gate, das Winterthor.

**Gaudch**, ein Fest, ein Freudenmahl, eine heitere Unterhaltung. Lateinisch gaudium, die Freude. Englisch gaudy, fröhlich, lustig. Auf der Universitüt zu Osnabr heißt gaudy der Feiertag, der Freitag, der soße Tag, verzwungweise.

**Gandl**, ein Reusch, der viel, aber wenig Gebiegenes spricht, gehöht zu gädeln.

**Gaungn**, ein schlechtes, baufälliges Haus, eine niedrige Hütte. **gar'g'lig**, unbedeckt an den Achseln und Schuttern sein. d. h. außer dem Hemde keine andere Kleidung an den Achseln haben. Das Stammwort ist das alte skyla, welches bedecken bedeutete. Oberd. V, 179.

**Gag,** die Speise, der Fraß für junge Vögel, von den Alten denfelben angetragen. Der Vogel hat noch di Gag, d. h. er ist nicht fähig, sich das Futter selbst zu suchen.

**gagan,** flütern. Bei den fränkischen und alemannischen Schriftstellern kommt es unter Az vor; anaa, azen, flütern; aufzaga = aufflütern, großziehen. Füglicly: spotten; auzgagan = ausziehen, Mängel und Fehler vorwerfen.

**Gägn,** eine Schöpf- oder Wasserpfanne.

**gachman,** a Cento zahlen.

**Geabl,** der Taufname Gertrud.

**geananter,** im Vorübergehen, gelegenheitlich.

**Geardab,** der Vormann.

**Geard;** ein Instrument zum Fischfischen, mit sieben eiernem Widerhaken.

**gearn-häbu,** lieben. Lateinisch carus, lieb, theuer — und das alte Germ — begehren — ist unler gern.

**Gebaz,** Dicksot des Gehühls, hart verwachsenes Strauchwerk.

**Gebräse,** eine Art Pantersch.

**Gebl,** der Stropf.

**Geislatz,** eine falgernartige Speise aus Hasermehl (in der Kallnig).

**Geisgan.** In Kärnten hat dieses Wort noch jetzt die Bedeutung, die es bei Ostfrie hatte, und bedeutet, eine Gegend auf dem Lande, d. h. außerhalb der Stadt — und verbunden mit gehen = auf's Land, d. h. in die Umgegend einer Stadt, eines Marktflehdens. Unser Wei lautet im Niederdeutschen Gohs und Goh, auch wohl go; die Friesen sagen Oster go, Westor go — ehemals sprachen sie gne. Bei den alten Oberdeutschen hieß daselbe Gowo.

Thas was in inonon

Joh use in gowon. Ostfrie III. 14, 147, 148.

Uebersetz diese Stelle also: „Was (von Kranfheiten, denn davon ist hier die Rede) vorhanden war im Innern (d. h. in den Städten) und auswärts in den Gaue n.“ Schon die Ostfrien sagten ganga gänge. Sie hatten es aus dem Griechischen, wo γανγ γη die Erde bedeutet — und bezeichnet bei uns einen beträchtlich großen Theil eines Landes. Scherzias sagt von der obigen Stelle Ostfrie's: Gothia Ganga ost tractus in gona alienius regionia. Füglicly bedeutet der Ausdruck: in's Wei gän — oder er gät m'r in's Wei: Eingriffe thun in Jemanden's Rechte oder Vortrecht.

**Gelt,** der Geiz; daher geitlich = geizig.

**Gekreistad,** das schwere Köhnen, Stöhnen.

**gelt?** nicht wahr? ist's nicht so?

**Gelte,** ein Handloß zum schöpfen, auch das Reißschffel.

**Gemende,** ein Paar Zugesohn.

**Gepläpr,** ein unnützes, gedankenloses Gerede. Sief's pleäpörn.

**geprachtet,** aber ernst, wichtige Dinge sich auf recht vertraulich Weise besprechen haben. Im Niederdeutschen praten und pration, schwatzen; französisch radoter, englisch to prate — landhschftlich praten, griechisch πρᾶν, plandern, plappern, schwatzen.

**Gerla-Woods,** ein dem St. Georg geweihte Filiale zur Pfarre Koblach. Sief's Keit, woher es stammt.

**Germ,** die Bierbese zu Waijengebüden, Englisch germe; lateinisch germen = der Keim.

**Gerstl,** das Vermögen, Besitztum im latein Geld.

(Fortsetzung folg.)

## An die freundlichen Leser der „Carinthia.“

Mit der Fortsetzung dieser heimischen Zeitschrift im kommenden Jahre 1861, die wir hienit anzeigen, beginnt dieselbe ihren ein und fünfzigsten Jahrgang. Die Dauer dieser Zeitschrift noch nach einem vollen halben Sekulum ist das schönste Zeugniß, wie warm der Kärntner sein Vaterland liebt, und wie seine Theilnahme an Allem, was seine schöne Heimath, ihr Bestes und ihre Ehre betrifft, nie erkalte. Diese durch den Namen, den sie an ihrer Stirne trägt, auch in ihrer Tendenz deutlich bezeichnete Zeitschrift soll das bisherige Streben und den Eifer der fleißigen Mitarbeiter, des Herausgebers wie des Verlegers auch noch fernerhin barthun, da Liebe zum Vaterland jedes Opfer erleichtert.

Wie bisher wird also diese Zeitschrift die natürliche und industrielle Gestaltung, die ältere und neuere Geschichte und Sagenwelt, die alten und neuen Kunstbauten, vorzüglich die Topographie und Statistik Kärntens zu ihrem Gegenstande haben, ohne anderes Interessantes oder Erheiterndes anzuschließen, und so Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde vermehren und verbreiten.

Und so laden wir alle hiederen Kärntner und die Freunde unsers Alpenlandes zur beidernden Theilnahme an dieser Zeitschrift für das Jahr 1861 ein, in der Ueberzeugung, daß sich die Zahl der freundlichen Abnehmer nicht vermindern, sondern vermehren wird, denn es ist eine durch viele Beweise erhärtetes Wahrwort:

### Dem Kärntner ist seine Heimath über Alles!

Von der „Carinthia“ erscheint auch im Jahre 1861, wie in dem laufenden, alle vierzehn Tage eine Nummer auf einem ganzen Bogen, also im ganzen Jahre 26 Nummern oder ganze Bogen mit einem Titelblatte und dem Inhaltsverzeichnis.

Die ganzjährige Pränumeration beträgt in der hiesigen Leon'schen Buchhandlung:

für Klagenfurt . . . . . 2 fl. 50 kr. Oester.-Währ.  
mit freier Postverendung aber 3 „ 15 „ „

# Carinthia.

(Fünfzigster Jahrgang.)

N<sup>o</sup> 26.

Sonnabend, den 29. Dezember

1860.

## Der Feier von Robert Schumann's fünfzigstem Geburtstage\*).

Du Sonn am Sternenthere  
Im Friedhof ist ein Grab,  
Die Sterne gehen im Chore  
Und lächeln d'rauf herab.

Es kommt der Mond gezogen,  
Er taucht mit bleichem Schein  
Aus gold'nen Kornehdrogen,  
Versüßend Teich und Rain.

Da will's wie Strahlen dringen  
Empor aus dunkler Gruft,  
Ein jauberhaftes Klingen  
Erfüllt mit Eins die Luft. —

Er ist's! — Auf seinem Hügel  
Dort sitzt der Schattengast, —  
So hält mit wunderm Hügel  
Ein Kar gezwungen Raß.

Er ist's! Die Lippen beken  
Aufstrebend Klagelaut:  
„O kleines Menschenleben,  
Auch ich hab' dir vertraut,

Ich wollte Ruhm erkämpfen  
Der Kunst mit aller Noth —  
Du weist den Muth zu dämpfen,  
Ja — du gewannst die Schlacht.

Das Volk, das unverdrossen  
Bejubelt fremden Klang,  
Es hielt sein Ohr verschlossen  
Vor meinem deutschen Sang.

Wie Blumen sinken nieder  
Dem Frost ein süßer Raub,  
Der Sängler und die Lieber  
Zerfelen so in Staub.

Die fast und süßelnd schenken  
Dem Künstler Weisheitszeln,  
O könnten Sie bedenken,  
Wovon sein Rufen schwellt,

Wenn schaffend sein Gedanke  
Mit starren Formen rang,  
Bis — scheinbar ohne Schranke —  
Geregelt strömt Gesang.

In schweren Erdenstunden  
Hat mich die Form gedrückt,  
Der Tod hat mich entbunden,  
Ich schwebte jetzt beglückt

Durch Sphärenharmonien!  
Was sonst verworren klang,  
Hier seh' ich klar es ziehn,  
Und wesse seinen Gang.

Das Ziel von meinem Wollen  
Erreicht ich jetzt erst ganz,  
Des Grabes taube Schollen  
Sie brachten mir den Kranz.

Was Ihr von mir vernommen,  
Das war die Nachtrill,  
Sie drückte kurz, bestimmtem,  
Bei Tage ihren Schall;

Doch als sein lärmend Leben  
Versunken war in Nacht,  
Dann durfte sie erheben  
Der Stimme ganze Pracht!

Dann lauchten Wald und Wellen,  
Dann schwiegen Land und Luft —  
So darf mein Sang jetzt schwellen  
Frei über meiner Gruft.“

So spricht der alte Meister.  
Von fern grüßt der Tag  
Berserkend Grabesgeister,  
Schon stölet Amfessschlag.

Schon rollen schwere Bogen,  
Schon schwebet wuch'ger Dampf —  
Das alte Kennen, Jagen  
Erwacht, der alte Kampf.

\*) Dieses Gedicht wurde in dem an Robert Schumann's Geburtstage von der Singacademie in Wien veranstalteten Festsconcerte, bei dem nur Compositionen des bewährten Meisters zur Auf-führung kamen, vom f. l. Hofschauspieler Lewinsky vorgetragen.

Der wollte deut' sich mischen  
In den geminen Drang?! —  
Wir wollen uns erheben  
An jedem Sang und Klang.

Ihr Säng'er, Gott zum Grusse!  
Herbei ihr Jungfran'n' heid!  
Bringt noch einmal zu Hufe  
Son in m' ererbtes Heid.

O laßt die Welt erlahen,  
Wie viel der Reicher war,  
Den heut' der sünzl'g' Jaden  
Der gleiche Tag gebar.

O laßt uns Träne trinken!  
Vergeht die böie Zeit,  
Wo neue Schwerter blühen,  
In enten alten Streit.

Es heilen alle Wunden  
Bei solchem Bönesehall —  
In Euren dunklen Stunden  
O hört die Rachtig' all!

Am 7. Juni 1860.

Julius v. v. Traun.

## Jahreschronik für Kärnten mit Schluß 1860.

Ein geschichtlicher Beitrag von Heinrich Hermann.

Wie voriges Jahr in den beiden letzten Nummern dieses Blattes für 1859 es geschah, liegt es uns auch heuer ob, die Ereignisse dieses gegenwärtigen Jahres bei seinem Ausgange, in so weit sie nämlich Kärnten berühren und somit einen wesentlichen Bestandteil seiner Zeitgeschichte ausmachen, der Bestimmung dieses Tagblattes gemäß zu überblicken und sie in ihrem Zusammenhang mit der Vergangenheit der Zukunft zu bewahren.

Das frühere Jahr 1859 ist und war die wirkende Ursache des heurigen, der Bewegung seiner auffallenden Begebenheiten und Umhaltungen; es hatte durch sein Waffen- und Glück Österreich seines Einflusses, die Nebenlinien des Kaiserthums ihrer Besitzungen in Italien beraubt, unsere Finanzen, das Vertrauen auf sich selbst tief erschüttert, böse Leidenschaften und Sonderungsgelüste ermuhtigt. Die üblen Folgen alles dessen abzuwenden, die Monarchie vom Neuen zu befestigen, den Credit, den Glauben an das Beschende und an eine bessere Zukunft herzustellen, war die Aufgabe des Jahres 1860, deren Lösung wir gegenwärtig bereits größtentheils schon erleben.

Wenn wir nun die sich anreihenden Thatfachen der Zeitfolge nach durchgehen, tritt uns bereit der

1. Jänner 1860, wie es voriges Jahr der Fall war, abnungsvoll entgegen. Am Hofe zu Paris, von dem im Laufe desselben so großes Uebel für uns ausging, ließ sich der Herrscher an der Seine zu den glückwünschenden Stellvertretern der auswärtigen Mächte verlairen, er werde sich für den Frieden bemühen, so weit es von ihm abhängt, und gab dem, die Ansprache an ihn richtenden, päpstlichen Nuntius, Saccioni, die Versicherung, „daß er, seit er zur Macht gelangt, stets die tiefste Achtung für anerkannte (?) Rechte an den Tag gelegt“. Drey,

wo die Dinge in Italien, besonders im Kirchenstaate sich entwickelt haben, läßt sich der Vorbehalt dieser Worte erklären: die Rechte Rom's und Neapel's wurden nicht geachtet, weil sie von der Revolution, welche man aus allen Kräften vorbereitete, nicht anerkannt werden wollten; dieses ist der Schlüssel zur Gegenwart, die von dort aus so einen gewaltigen Rückschlag auf uns löbt. Man hatte sich anfangs des Jahres mit der Aussicht auf einen Zusammentritt der Mächte getrüfelt, der die italienische Frage vermittelte sollte; doch bereits im Laufe des Jänners stellte sich die Vergeßlichkeit dieser Hoffnung heraus, dafür enthielt die Flugchrift *Lo Guorionorus*: „Napoleon III. und Italien“ — „der Papst und der Congreß“ die wahren Gesinnungen Napoleon's; zugleich kam die Vereinigung Savoyen's und Nizza's mit Frankreich zur Sprache, die sich in einigen Monaten darauf zur Thatfache gestaltete.

21. Jänner. Bei dem Bedrängnisse, in dem sich das katholische Kirchenoberhaupt gegenüber diesen feindseligen Bedrohungen befand, wurde in Klagenfurt und so an den einzelnen Seelsorgestationen Kärnten's eine Adresse an den heiligen Vater zur Unterschrift aufgelegt, worin die Gläubigen ihre Anhänglichkeit an denselben, ihren tiefen Abscheu gegen die Bestrebungen seiner und der heiligen Kirche, und ihre Bereitwilligkeit für ihn nicht bloß zu beten, sondern auch zu spenden, ausdrückten.

Diese Adresse, welche in Kärnten über 36,000 Unterschriften erhielt, wurde unterm 10. März von dem Hochwürdigsten F. B. Gurker, Ordinariate nach Rom übersandt, und der heilige Vater drückte dafür in seinem a. h. Schreiben an unsern Hochwürdigsten Fürst-Bischof bereits unterm 16. April d. J. seine Anerkennung und Gegenliebe aus, welche Antwort S. B. Gnaden in einem eigenen Hirtenbriefchen der Diöcese mittheilte. Die Sammlung des Peterpfennigs gab im Lande ein Resultat von 2812 fl. 26 1/2 kr.

26. Jänner. Die Kärntner Handels- und Gewerbetamner richtete eine, von ihr an diesem Tage gezeichnete, Bitte und Verstellung mittelst einer eigenen Abgesandtschaft an den Herrn k. k. Minister der Finanzen und des Innern, womit sie die Notwendigkeit der Fortsetzung der Kärntner-Eisenbahn auf das nachdrücklichste begründete. Wie sehr dieselbe im Jahre 1859 auf die Schnelligkeit unserer militärischen Bewegungen gewirkt haben würde, dafür spricht das Ergebniß, daß in denselben allein bei 70,000 Mann, 25,000 Militär-Pferde, sammt 4000 Vorspannpferden, durch das Tauathal passirten.

5. März. Kaiserliches Patent, womit eine Verstärkung des Reichsrathes durch außerordentliche Reichsräthe angeordnet und die Bestimmungen wegen dessen Zusammenlegung und seinem Wirkungsbereich gegeben werden. Hiezu wird ein außerordentlicher Reichsrath aus den Kärnten bestimmt, und angeordnet, daß die künftigen Landesvertretungen für jede solche Erneuerung drei Mitglieder aus ihrer Mitte wählen und Sr. Majestät in Vorschlag zu bringen hätten. Finanzen und Gesetzgebung sollten die Hauptaufgabe der Beratung bilden, so wie die künftigen Landesvertretungen.

6. März. Gottlieb Freier von Ankershofen, unser Landmann, Director des historischen Vereines in Kärnten, Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien, etc. stirbt. Seine Verdienste um die Geschichte, besonders die waterländische, um das Zustandekommen, fortwährende Ansehen des historischen Museums und Auffammlung heimischer Geschichtsquellen etc. sind in Herrn v. Gallensteins Biographie, im Feuilleton der „Klagenfurter Zeitung“ vom 25.

Juli d. J., und im Beiblatt der „Allgemeinen Zeitung“ vom 2. November d. J. ic. gewürdigt.

7. März. Die vielen Unterschleife bei unserer Armee in Italien, der daraus für den Staatskassak erwachsene ungeheure Schaden, die Verpflegungsmängel, welche die tapfer kämpfende Armee oft gerade vor dem Schlachtfeld betrafen und so die Kraft der Streiter höchst nachtheilig verminderten, veranlassen die Einsetzung des mit der Leitung dieses so wichtigen Zweiges der Kriegsführung betrauten L. I. Feldmarschall-Lieutenants Freiherrn von Gyuatten, der noch schriftlich abgelegten Gesandnissen in der Stadt vom 7. auf den 8. März sich durch Selbstmord weiterer Untersuchung entzieht. Die Transporthilfe mehrerer im Aufse sitzender Handelsleute aus Triest zum Verkehr nach Wien, so wie die Verhütung des zuletzt noch im gerichtlichen Verfahren sich befindlichen, Director's der so ausgebreiteten österreichischen Credit-Anstalt, Richter, sind die nächste Folge davon, so wie die am 23. April erfolgte Selbstentziehung des Finanzministers Freiherrn von Bruck damit theilweise in Verbindung stand. Welchen Einbruch diese Enthaltungen und Vorgänge auf uns Kärntner machten, bedarf keiner Schilderung. Jeder Patriot, jeder redliche Mensch wurde durch solche Anwürfe der herrschenden Selbstucht und Gewissenlosigkeit tief ergriffen.

13. März. Schluß eines Beschlusses, welcher, wie ein, das Gleiche, was in Klagenfurt vorgeht, auch aus dem nachbarlichen Gray berichtender Auftrag mehrer Kontingente vom 8. Februar sagt, eine Erhöhung von Verschöben brachte, die in der Verzeit oft erschlaffenden Regereitheit vorausging. „Ungeachtet der schweren Verluste — heißt es, — die am politischen Horizonte hängen, gibt man sich hier der Lust des Ackerbaus mehr und unbesangener hin, als es sonst der Fall war.“ War es nicht auch bei uns je? Wohllich ein Gegenlag zu den so elken und künstlich menschenfreundlichen Vermählungen des schweren Theiles unserer Bevölkerung, welcher sich, laut Bericht in unserer vorjährigen Jahreschronik, so sehr vermehrte, die Weiden erwarteter und kranker österreichischer Krieger zu mildern.

22. März. Anlehen von 200 Millionen, welches zu 5 Procent verzinst und mit Gewinnschen durch Verleugung rückgezahlt wird. Kärnten theilhaftig sich mehrfach daran.

23. März. Anträge der h. l. Landesregierung von Kärnten an das hohe l. l. Ministerium des Innern, hinsichtlich der im Jahre 1859 zur Ausrüstung des freiwilligen Corps und für sonstige Kriegsvorbereitungen spendenden 43,290 fl. in Obligationen und 3681 fl. im Baaren als vom kaiserlichen Adel und der hohen Geistlichkeit, dann den von den andern Bewohnern dazu gewidmeten annehm über geschätzte theilweise Verwendung betragenden 17,361 fl. 12 kr. im Baaren, und 3478 fl. in Obligationen, welche unterm 5. September 1859 von Sr. Majestät der Gründung einer Stiftung für im letzten Krieg invalide gewordener Kärntner zugewendet werden.

3. April. Sr. l. l. Apost. Majestät befehlen die während der letzten Kriegsergebnisse in herbevortragender Weise thatigen patriotischen Bestimmungen einer großen Zahl Kärntner und zwar drei mit dem Orden der eisernen Krone, sechs mit dem goldenen Verdienstkreuz mit der Krone, zwei mit dem einfachen, fünf mit dem silbernen mit der Krone und vier mit dem einfachen. Der Bürgermeister Hausler zu Klagenfurt erhält den Titel als kaiserlicher Rath, und mehrere, der durch Würde und Geburt ausgezeichneten, Gutsbesitzer, so wie die Frauen Theresia Birnbacher, Josephine Maierhofer und Josepha Scherria die Runtgebung der allerhöchsten Zufriedenheit; nicht minder werden einer Reihe

von Beamten, Seelsorgern, Ärzten und Bürgermeistern, Gemeinderäthen und Realitäten-Besitzern ic. Anerkennungs-Detrete vom h. Ministerium des Innern zu Theil.

13. April. Die kommissionellen Beratungen des Gemeindegewesentwurfes für Kärnten werden in einer Zahl fortlaufender Nummern der „Klagenfurter Zeitung“ bekannt gegeben.

19. April. A. h. Handschreiben, wodurch das Königreich Ungarn eine neue Organisation, eigentlich den größten Theil seiner früheren mit Gemeindevorstellungen und Gemeindegewesentzung, unter einem geborenen Ungar, dem L. l. Feldzeugmeister K. v. Venet, als Leiter der Statthalterei und Landes-General-Comendant in Wien, die mit 1. Juli ihre Wirksamkeit begann, erhält. Ein Ereigniß, welches uns auf ein späteres und größerer Ereigniß vorbereitet.

29. April. Sr. Majestät ernennen mit a. h. Handschreiben den Director des kaiserlichen Industrie- und Gewerbetreibens ic. Franz Paul Freiherrn von Herbert zum außerordentlichen Reichsrath für das Herzogthum Kärnten.

1. Mai. An denselben tritt nun das a. h. Gewerbetreibensgesetz für Oesterreich in Wirksamkeit, welches theilweise die größere Zahl derselben frei gibt und nur einen kleinen Theil der Zugelassung unterwirft. Die „Klagenfurter Zeitung“ gibt uns heuer bereits in zwei Nummern eine Zahl neuer eingetretener Gewerkeleute bekannt, welche jedoch meistens nur mit dem Verluste, weniger mit der Arbeit sich befassen, die überdies meistens von einem großen Kapitalbesitz abhängig, jedoch noch sehr viel bei der Verabfolgung zu wünschen übrig läßt.

5. Mai. Feierliche Einweihung des neuen Schulbau-Gebäudes zu Klagenfurt durch Sr. Gnaden den kaiserlichen von Kurk, bei ausgearbeiteter Versammlung. Werthwärtig, weil das Bedürfniß derselben schon seit mehr als einem halben Jahrhundert von den h. Behörden beathen, aber es erst jetzt mit einem Aufwande von mehr denn 90,000 fl., wegn die Statbgemeinde das meiste beisteuerte, zu Stande kam. Es ist durch seine Größe, Festigkeit, zweckmäßige ja praktische Ausföhrung eine Zierde der Stadt und des ganzen Vaterlandes, da es sowohl die Real- als Normalsschule in sich aufnimmt, an denen viele seiner Eöhne ihre Ver- und theilweise Ausbildung erhalten.

14. Mai. Denkschrift der kaiserlichen Gewerbe- und Handelskammer über die Eisen-Industrie und die Eisenbahnen von Kärnten an den neuen Finanzminister Ritter von Plener.

31. Mai. Eröffnung des verstärkten Reichsrathes, der Tage darauf von Sr. Majestät in befehdeter Sitzung empfangen wird, und dessen Aufgabe keine kleinere seyn sollte, als den künftigen Organismus der Monarchie zu ermitteln, die allgemeine Gesetzgebung und den Staatshaushalt zu regeln, die Interessen und Bedürfnisse aller Ständen und Berufsclassen der Bevölkerung zur allerhöchsten Kenntniß zu bringen, dagegen von dessen Bestimmung, nach dem Willen des Kaisers, die Erhöhung der direkten und der meisten Indirecten Steuern, so wie die Aufnahme von Anlehen abhängig gemacht wurde. Ein Comité von 21 Mitgliedern, des im Ganzen aus deren 45 bestehenden Reichsrathes hatte die Bearbeitung des Staatsveranschlagtes zu besorgen.

Da Oesterreich kein besseres und ausdrucksvolleres Schlagwort kennt, als das: „allgemeine Wohlfahrt“ (salus publica) schon der alten Römer), war dieses Zusammentreten das erwartungsvollste Ereigniß der neuesten Zeit, indem es sich so nicht um bloße äußere Gestaltungen in der Handhabung der Gesetzgebung und Verwaltung, sondern um den Bestand des Ganzen handelt, jenes Ganzen, von dem das Seyn eines so großen Theiles der

\*

Verödung abhängt, indem bei einer Staatsschuld, liegenden oder schwebenden, von mehr denn zwei und einer Viertel Milliarde Gulden, nur das Bestehen des Staates selbst diese verbürgt. Hat doch Kärnten allein bei 7 Millionen Grundbesitzungs-Obligationen, 3 Millionen an Rationalanlehen, 1/2 Million an wohlthätigen und 3/4 an frommen Stiftungen, Kirchen- und Gemeindegeldern als Kapital in diesen Fonds, abgesehen von dem Vermögen der Baien, den großen Einlagen von Privaten und der Masse im Gange befindlichen Papiergeldes. Oesterreich's Erhaltung ist kein unsere eigene, gemeinsame Sache. Wo es alle gilt, alles zu retten, muß der Wille vorhanden seyn, das Mögliche zu opfern.

Unser Reichsrath, Freiherr von Herbert, hat bei jeder Gelegenheit die Interessen aus seines engeren Vaterlandes, mit aller Wärme und allem Nachdruck sowohl beim Reichsrathe als den mehrfachen Privataudienzen vertreten, insbesondere die Selbstständigkeit Kärnten's durch den Besitz einer eigenen Landesregierung, die Eisenindustrie und Eisenbahnfortsetzung. Er schloß sich der Minorität im Reichsrathe an, die fast nur aus Deutschen bestehend die Einheit des Reiches und eine gemeinschaftliche gleiche Vertretung und Gleichberechtigung zum Ziele hatte, während die Majorität in den historischen Rechten der Völkerschaften die Anknüpfungspunkte für die Gegenwart erkennen und daher vor allem Ungarn und seine Rebenländer in den Besitz der früheren Freiheiten und Auszeichnungen wissen wollte, und darin das einzige Mittel sah, die seit 1859 durch Commisäre aufgeschalteten Gewülther wieder zu beruhigen und mittels der demnach beschriebenen besser Gesinnten die drohende Revolution nieder zu halten.

Während man in Wien über die Neugestaltung Oesterreich's und die Besetzung seines Wohlstandes sich beriet, die deutschen Fürsten mit dem Prinz-Regenten von Preußen in Baden-Baden, und dann unser Monarch mit letzterem zu Töplitz, wie später beide zu Warschau mit Kaiser Nikolaus I. über die Angelegenheiten Deutschlands und die Mittel zur Erhaltung des Friedens berathschlagten und sich einigten, war bereits den 4. April der sizilianische Aufstand auf das bestigste ausgebrochen. Garibaldi mit seinen Freischützern hatte sich dort eingefunden, im Weichmen und offen von Carrienen und den Sammlungen Italiens unterstützt, von dem 2. Dezember beschloß und berathen. Freigiebt und Verrath verschafften ihm bald den Besitz der ganzen Insel bis auf einige feste Plätze, und während er auch Neapel angriff und es bald mit der Hauptstadt auf gleiche Art in seine Gewalt brachte, fielen die Piemontesen ohne Kriegserklärung in den Kirchenstaat ein, von dem sie ehehin die Legationen inne hatten.

Der berühmte französische General Lamoriciere, welcher die kleine päpstliche Armee, die größtentheils aus Freiwilligen aller katholischen Länder, besonders aus Oesterreich bestand, besiegte, wurde vor Besetzung seiner Widerstandsanstalten von der dreifachen Uebermacht überfallen, seine Truppen nach dem tapfersten Kampfe zerstreut, gefangen und Ancona durch die piemontesische Flotte genommen.

König Franz II. von Neapel von seinen Getreuen umgeben, tritt mit Erfolg bei Capua und am Volturno gegen Garibaldi und hätte sich behauptet, ja gesagt, wenn nicht König Viktor Emanuel auch ihn, dem er früher alle guten Berathigungen gegeben, mit Uebermacht erdrückte\*).

\*) Das Sinnbild in der Weissagung des Melchias für unser gegenwärtiges Kirchenoberhaupt crux do eraso erhält seine Deutung dadurch, daß das sovoische Kreuz dem h. Vater das Kreuz des Lebens anlegt.

Diese Erfolge der Revolution machten auf uns einen desto tieferen Eindruck, als dieselbe in jenem Heereslager ausdrücklich gegen Oesterreich sich bithete und vor allen Benezien, Südtirol, das Ufergebiet der Adria und Ungarn sich zum Zielpunkte machte. Oesterreich, um nicht Rakopolon von Neuem Veranlassung zum Vorkrechen zu geben, mußte bei allen diesen Dröhungen und Wühlereien sich streng verteidigungswiese halten und konnte nur Abwehrmittel ergreifen, welche außer in seinen innern Umfaltungen, womit es seine Völker zu frieden zu stellen bemüht war und ist, in der Aufstellung einer genügenden Streitmacht gegen Emden bestehen. Damit war die Einberufung unserer Beurlaubten und der Durchmarsch mehrerer Truppenkörper durch Kärnten verbunden. Doch gefährlicher als die äußern Angriffe ist der von dem Haupte der Revolution und seinem Helfer ausgesprochene Grundfatz, nur der Volkswille gelte, und dieser verlange in Italien den allgemeinen Anschluß an Piemont\*). Wir glauben mit dieser

\*) Diese Anschauungsweise hat niemand so sehr verbreitet, als die beiden Väter Mazzini, Joseph und Andrea, von denen Erstere 1847 sein im französischen erschienenen Werk: „Italien in seinen Beziehungen zur modernen Civilisation“ schrieb und Letztere Italien unerkant, aber doch ungegrast als Agiator durchgeh und bearbeitete, Garibaldi die Waffen barreichete und Viktor Emanuel die Früchte einsam melte. Daraus und aus der Nichtintervention der andern Mächte, während Frankreich Rath und Mittel such, lassen sich jene Erfolge erklären, welche die erstauete Welt Garibaldi zuschrieb. Mazzini und sein geistiger Anhang finden im obigen Genaubig ein göttliches ja evangelisches Recht, wir aber nicht, die auf eine Bibel glauben, sehen darin das Gegenheil. Schon der Prophet Davud, II. Kap. 5. und 6. B. der Sulgata läßt sich verlanen: „Und der Teufel wird hervorretten vor seine (Gottes, dessen Fußstempel die Erde ist) Hölle. Er hand und maß die Vete; er bildete sie an, löste sie auf die Völker und zertrat die Berge der Welt (die Fürsten)“. Ist dieses nicht die Rationalitätslehre, die in Italien und Ungarn das den Deutschen predigt, die Fürsten entthront und die Welt mit allgemeinem Umsturz bedroht. Im 19. Kap. Lukas 12—15 Bred hören wir den Heiland sprechen: „Ein veruchmer Mann zog in ein fremdes Land, ein Reich für sich einzunehmen und wieder zu kommen. Er rief nun seine zehn Knechte an und gab ihnen zehn Pfenne und sprach: „Dauhalt bis ich wieder komme. Seine Bürger aber haften ihn und schidten eine Gesandtschaft nach und sprachen: Wir wollen nicht, daß dieser Ober und herrsche. Und es geschah, daß er wiederkam, nachdem er das Reich eingenommen hatte. Da ließ er die Knechte, denen er das Gold gegeben, rufen.“ Der Umsturz wegen der widerspenstigen Bürger und dem eingenommenen Reiche hängt nicht wesentlich mit dem Gleichnisse zusammen, aber er belebt uns, daß jener Wille und jene Meinung keine evangelische Geltung haben. Christus bewies es gegenüber Pilatus. In dessen Wazjini kennt in Italien nur den gebildeten Theil; das eigentliche Volk, den Colon, den Bauer übergeht er, für diesen hat er keinen Antrag auf Eigenthum. So sehr Mazzini in beiden Theilen seines Werkes mit der Leidenschaft und der Heiligkeit eines böden Dämons, des als Wahrheit sich gebardenden Truges auf den heil. Stuhl und Oesterreich einström, und am Schluß noch alle Waffen des Hasses gegen erbitter aufbietet, legt er doch merkwürdige Gesändnisse ab, welche eine höhere Macht ihm gleichsam abnötigt. So im 1. Theile, S. 62 der deutschen Uebersetzung: „Ich gebire jenen an, welche daran zweifeln, daß ein Religion im strengern Sinne sich lange Zeit als leidende Macht in Glaubensansichten und der Moralität der Völker erhalten kann, wenn sie von dem ibrer Natur und Mission wesentlichen Prinzipie abgeht, von dem Prinzipie der Autorität meine ich. Eine auf Freiheit der Prüfung und des Bewußtseins basirte Religion ist im



Einreichung eines so folgenreichen Ereignisses nicht etwas fremdartiges in die heimische Chronik aufzunehmen, sondern vielmehr den eigentlichen Charakter der Erscheinung, die bewegende Anschauung, die und dieses Jahr vellauf beschäftigte, freilich mit wenigen und schwachen Zügen bemerkt und ein Spiegelbild unserer gemüthlichen Zustände geliefert zu haben. Alles Geld und alle Kunstbezeugungen, die man den Mailändern zugewendet, worzu gegen diese Einheitsbestrebungen rein verzehlich, nur das Schwert entschied, welches leider bei Magenta am 4. Juni 1859 nicht ein Erzherzog Karl führte, dessen Reiter-Statue ihn mit der Fahne Oesterreichs im Siegestampfe bei Wapern (den 22. Mai 1809) gegen den großen Napoleon vorstellend, eben diesen 22. Mai des Jahres 1860 in Wien feierlich enthüllt wurde; eine Feier, an welcher jenes Kärnten den innigsten Antheil nahm, welches der kaiserliche Heil am 22. März 1797 bei Tarvis mit der äußersten Lebensgefahr gegen den Einbruch der Franzosen verteidigt hatte.

15. Juni. A. h. Haudschreiber Sr. Majestät, wernach die Landesregierungen und Landeskan-Virellionen in Kärnten und Krain aufgelöst und diese Herzogthümer in ihrer Administration unter die Statthalterei in Gray und Triest untergeordnet werden. In Klagenfurt wie in Laibach wird ein politischer Amtschef mit dem Titel eines Landes-Hauptmannes bestellt, der als Vorkseher des politischen Bezirksamtes für die Umgebung der genannten Städte und zugleich mit einem auf das ganze Herzogthum sich ausdehnenden Wirkungsbereiche, der ihm aus der Kompetenz der betreffenden Statthalterei zugewiesen zu werden hat, als bleibend exponirtes Organ der Statthalterei zu fungiren und als Statthalterei-Rath in den Status der betreffenden Statthalterei zu gehören hat.

Kärnten besaß von 26. Mai 1791 bis 1. August 1804 seine eigene Landesregierung, die Kaiser Joseph II. im Jahre 1782 mit der von Gray vereinigt und Kärnten schen dem Obernemium in Gray untergestellt hatte, von da an blieb es bis zum Wiener Frieden, geschlossen am 14. Oktober 1809, bei Steiermark, wurde dann zur Hälfte französisch und so Oberkärnten mit Illirien, mit dem Regierungssitze in Laibach, vereinigt. Nach der Reoccupation des obern Landes vom 17. Oktober 1813 blieb es bei dem l. l. Illirien, der Klagenfurter-Kreis bei Gray. Im

eigentlichen Sinne kein Priesterthum, kein Cultus, keine wackere Religion mehr, kein göttliches Ansehen, der menschlichen Vernunft und Sanktion übergeben, sondern eher eine philisophische Doctrin, eine bürgerliche und populäre Anstimmung u. c." S. 346: "Die religiöse Revolution im sechzehnten und die philisophische im achtzehnten Jahrhunderte vertreten keine erhaltenden und organischen Prinzipien, sondern vielmehr revolutionäre und rationale Kräfte, welche ganz Europa auf eine gewaltsame und alle Civilisation vernichtende Art erobert hätten, wenn nicht Oesterreich und das Papstthum, Rom und Wien, mit der Kraft der Autorität und ihren Waffen die aufstrebende und zerlegende Thätigkeit des religiösen Unglaubens und des liberalen Geistes niedergehalten und beschränkt hätten; — und Seite 375: "Wenn es morgen Italien durch eine Palast- oder Bellerophon-Insurrection gewinnen könnte, die Oesterreicher aus der Lombardie zu vertreiben, so wäre das europäische Gleichgewicht aufgehoben, ein allgemeiner Krieg würde vielleicht unvermeidlich und die Prinzipien der Ordnung, der Erhaltung und des Friedens, welche den Stützpunkt der Rechte und Interessen aller Mächte des heutigen Europa bilden, würden große Gefahr laufen, dem revolutionären Geiste zu unterliegen u. c." So Mazzini vor zwölf Jahren. Wie viel Wahres, was man leider oft nicht beherzigte.

Jahre 1825 den 1. Mai wurde ganz Kärnten zu Illirien geschlagen und unter das Obernemium von Laibach gestellt, bis es in Folge der Verfassung vom 4. März 1849, laut Verordnung des h. Ministeriums des Innern vom 11. März 1849, als eigenes Kronland seine Selbstständigkeit wieder erlangte, und der bisherige Kreisbaupmann zu Klagenfurt, Johann Freiber von Schloßnitz, zuerst provisorischer Landes-Chef, und als in Gemäßheit der a. h. Entschliessung vom 13. August 1849 Kärnten gänzlich wieder von Krain getrennt wurde, zum Statthalter von Kärnten und Vorkseher der Landesregierung ernannt wurde.

8. September. Erlass des l. l. Finanz-Ministeriums, womit eröffnet wird, auf welchem Punkte die Verhandlungen mit dem Verwaltungsrath der Südbahn-Gesellschaft in Bezug auf den Ausbau der Krain-er-Eisenbahn stehen, daß dieselbe die Vorkseherarbeiten der Strecke Marburg-Drumburg in öffentlichen Blättern ausdreschreibe, und so der Bau-Bau zwischen Marburg und Klagenfurt in Fortsetzung begriffen ist und möglichst bald werde vollendet werden. Für die Strecke von Klagenfurt bis Villach werde ein neues Bau-Projekt verfaßt.

29. September. Der Reichsrath wird geschlossen, und derselbe von Sr. Majestät in einer feierlichen Abschiedsaudienz entlassen.

8. Oktober. Adalbert Freiherr von Voel-Vernburg, bisher Kreis-Vorkseher zu Linz, wird zum Landesbaupmann in Klagenfurt von Sr. Majestät ernannt.

Am 15. Oktober stirbt Karl Graf von Ledron auf seinem Schlosse zu Himmelferg. Ein echter Patriot und ritterlicher Mann, welcher seine innerliche Überzeugung unerschrocken aussprach und tren seinem religiösen Sinne und seiner Furchtslosigkeit nach Empfang der h. Sterbsakramente die Anzeige seines Todes selbst bitirte. Diese wenigen Worte lesen wir in einer verdienten Biographie dieses so seltenen charakteristischsten edlen Mannes erwidert in Nr. 24. dieses Blattes.

20. Oktober 1860. Kaiserliches Manifest, welches eine Rechtfertigung der jüngsten Vergangenheit und die Reuebildung für die Zukunft in Anknüpfungen an eine frühere Zeit enthält.

"Als ich den Thron meiner Ahnen bestieg, — beginnt es — war die Monarchie gewaltigen Erschütterungen preisgegeben. Nach einem, Arminen lauteväterlichen Geschehen tief schmerzlichen Kampfe trat in Meinen Ländern, wie fast überall in den erschütterten Gebieten des europäischen Festlandes, vor Allem das Bedürfnis einer strengeren Concentrirung der Regierungsgewalt ein. Das öffentliche Wohl und die Sicherheit der Mehrzahl der ruhigen Bewohner der Monarchie erforderten dieselbe, — die aufgeregten Leidensakten und die schmerzlichen Erinnerungen der jüngsten Vergangenheit machten eine freie Bewegung der noch vor Kurzem feindlich kämpfenden Elemente unmöglich. Ich habe von den Wünschen und Bedürfnissen der verschiedenen Länder der Monarchie Kenntniss nehmen wollen und demselben mittelst meines Patentens vom 5. März l. J. meinen verstärkten Reichsrath gegründet und einberufen." Das darauf folgende a. h. Diplom beruht sich auf die pragmatische Sanction unter Kaiser Karl VI., auf deren Grundlage mit Belassung der eingeführten Entlastungen, der Gleichstellung vor dem Gesetze und freier Religionsübung u. s. f. und mit Berücksichtigung der Institutionen und Rechtszustände der einzelnen Reiche und Länder, der Kaiser die innern staatsrechtlichen Verhältnisse der Monarchie in der Art ordnete, daß Er das Recht Gesetze zu geben, abzuändern und aufzuheben nur unter Mitwirkung der Landtage, beziehungsweise des and

diesen hervorgehenden Reichsrathes, der aus 100 Mitgliedern zu bestehen habe, ausüben zu wollen erklärte. Das Gleiche sollte in Hinsicht der Besteuerung, des Erbwesens und der Vorkantschläge der Fall sein. Zugleich mit diesem a. h. Erlasse wurden die Ministerien des Innern, der Justiz und des Cultus als allgemeine Centralbehörden aufgehoben, dafür ein Staatsministerium eingesetzt, die Ungarische und Siebenbürgische Hofkanzlei wieder errichtet, das Armeo-Ober-Commande in ein Kriegsministerium umgestaltet. In den Vorträgen der einzelnen Länder sollten alle Stände und Interessen vertreten werden. Bezüglich Ungarns wurde die Einberufung eines Landtages und die Krönung des Königs festgesetzt und so mit Befassung der bereits eingeführten Institutionen und allgemeinen Rechtsfeststellung, in Hinsicht der Regierung die Grundgesetze des Königreichs wieder, doch je zur Geltung gebracht, daß in Gemäßheit jener auch die früher nicht wohlberedigten Klassen der Unterthanen an den Landtageseisigen Theil nehmen sollten. Unstreitig ist dieser Theil des kaiserlichen Decretes das Wichtigste und erinnert uns auf die Zeit vor 120 Jahren, wo Maria Theresia in Folge der pragmatischen Sanction die Regierung der österreichischen Länder, welche damals die Niederlande, Mailand und die Verlande noch in sich begriffen, wegen Galizien und Venetien mangelnd, als gedrückte ungarische Krönigin übernahm, von allen Seiten feindlich angegriffen, in sich und in der Treue ihrer Unterthanen, besondrer der Opferwilligkeit und Tapferkeit der Ungarn, trotz der herabgekommenen Herrschmacht, Vorkämpfe und mehrfachen Anbloßigkeit Schutz, Rettung und Wadst wieder fand. Könige der Monarchie, die jetzt so viel mit jener Zeit gemein hat, das gleiche Zusammenwirken wie damals besonders von Seite der Ungarn zu Theil werden, deren Treue unser Monarch sich auf das Haupt setzen zu wollen erklärt hat! Diese Ansicht ist sicher die gemeinsame der Kärntner, welche es mit ihrem Monarchen und Vaterlande redlich zu meinen gewohnt sind.

20. und 29. October. Gleichzeitig mit dem kaiserlichen Manifeste für die Monarchie wurde auch das Statut, die stehende Beschrift über die Landes-Vertretung im Herzogthume Kärnten erlassen und in unserer Provinzial-Zeitung unterm 29. October bekannt gemacht. Wenn wir sonach auf das allgemein Bekannte verweisen, wollen wir die Hauptzüge davon dieser unserer Chronik einreiben.

Die Landesvertretung von Kärnten besteht im Landtage und im ständischen Landtagsausschuß. Ersterer sith der vom Kaiser ernannte Landeshauptmann vor; seine 36 Mitglieder bestehen aus 5 der höhern begüterten (alle nur in dieser Hinsicht vertretenen\*) Geistlichen, 8 von Adlichen, die

im Besitze von einem wenigstens 150 fl. Realsteuer entrichtenden landtäflichen Gute sint; 3 Abgeordneten der Besitzer von Fabriken und Manufakturen, 6 Abgeordneten der Städte, wovon in Klagenfurt zwei aus der Mitte des Gemeinderathes durch ihn gewählt werden, 2 Abgeordneten der Handels- und Gewerblammer, dann 12 Abgeordneten der Bezirksgemeinden des übrigen Landes.

Kärnten ist sonach, was die Zahl der Abgeordneten und ihre Geltung betrifft, im Verhältnisse anderer Länder und ihrer Bevölkerung vorzüglich bedacht, seine Intelligenz, wie man sagt, seine Gewerbe und sein Grundbesitz hervorragend vertreten. Der Landtags-Ausschuß besteht unter dem Vorsitze des Landeshauptmannes aus den vom Landtage aus seiner Mitte gewählten Mitgliedern, deren Zahl Ernennung und Bezüge der Landtag vorbehaltlich der Genehmigung des Kaisers bestimmt. Der Landtag hat auch die Reichsrath-Wahlen vorzunehmen. Er ist berechtigt in den das Land betreffenden Gegenständen die Wünsche und Beschwerden des Landes auszusprechen und die Anträge und Bitten entweder unmittelbar oder durch den Statthalter an den Kaiser gelangen zu lassen. Außer den Rechten, Obliegenheiten und Gebörungen der früheren Landstände fallen der Verahrung und Beschlußfassung des Landtages die öffentlichen Leistungen, die Förderung der geistigen und materiellen Interessen des Landes, der Boden-Cultur, des Real-Kreites, der Industrie und des Verkehrs, der gemeinnützigen und wohlthätigen Anstalten, die Unternehmungen und Bauten aus Landesmitteln zu. Er berathet die Rückwirkungen allgemeiner Gesetze auf das Land, erstattet Gutachten und Vorschläge über Gegenstände, wo er von der Regierung zu Rathe gezogen wird, so wie in Bezug auf Abänderung der gesetzlichen Einrichtungen und Vorschriften in Landesangelegenheiten. Er ist berechtigt zum Zwecke des Landes Aufschläge zu den direkten landesfürstlichen Steuern bis auf 10 Prozent umzuzeigen, und beschließt die Systemisirung des Personal- und Besoldungsstandes der dem Landtagsausschuße beizugebenden Beamten und Diener.

Dieser Landtag ist beschlußfähig bei Anwesenheit von mehr als der Hälfte seiner Mitglieder, die Gültigkeit des Beschlusses fordert absolute Stimmenmehrheit, bei Dienstverrichtungen, wenn diese noch zweimaliger Abstimmung (durch Stimmzettel) nicht erzielbar, die relative.

Der Landtag bestimmt die Veröffentlichung der Verhandlungen; Zuhörer bei solchen werden mit Eintrittskarten des

Anordnungen in Bezug auf Gemeindegeldangelegenheiten, Kirchen und Schulen, Vorkampfung, Bergbau und Einquartierung des Heeres im Lande u. dgl. m. gebühren sollen. Der Landtag wäre aus 30 Abgeordneten, nämlich aus 10 der Höchststeuernden (vier ohne Geistlichkeit und drei), 10 aus den Abgeordneten der Städte, Märkte, und Industriellen (merunter ebenfalls obige) dann 10 Abgeordneten der übrigen Gemeinden bestehen. Der Landtagsausschuß, welcher die zwischenzeitigen Geschäfte besorget, hätte aus fünf, der verstärkte aus sechzehn Mitgliedern bestehen sollen. Die Wahlart, sowohl als die Wählberechtigten als Wählbaren betraf, so wie die Stimmgebung sich nicht weit von meisten von den Bestimmungen des 20. Octobers ab. Schreiber dieses legte bei Anführung dessen, in dem Landbuche der Geschichte Kärntens, III. B. 2. Heft, S. 168 binu: „Im Grunde beruhte die Landesvertretung auf der Reichsversammlung vom 4. März 1849 und theilte somit ihr Schicksal, obwohl die Akten darüber noch nicht geschlossen sind und die darin a. h. anzudehnenden Ansichten und Principien inmerhin die Grundzüge entwerfen, theilweise Maßnahmen in Bezug dessen bilden dürften“, was nach obigem auch gegenwärtig eingetroffen ist.

\*) Nicht sowohl die Begüterung als die Besteuerung bilden den Maßstab der Vertretung, die schon auch der nichtkatholischen Bevölkerung in Bezug auf Abkömmlichkeit in allen den nachfolgenden Kathedoren zukommt. Die gegenwärtigen Behauptungen in verschiedenen Blättern auch in zwei Artikeln der Angsbürger Allgemeinen sind daher von irrig, wir wollen nicht sagen überwiegend irrig aufgefaßt. Wir werden späterhin in der Lage sein, die Behauptung der katholischen Kirchen und Geistlichen näher nachzuweisen und jene Vertretung zu begründen. Die Landesversammlung vom 30. Dezember 1849 stimmte in den Grundzügen, was die Aufgabe der Vertretung betrifft, mit der vom 20. October 1860 überein, indem diese durch einen Landtag sich fund geben sollte, in dessen Wirkungskreis die Landesangelegenheiten a. Landesfinn, öffentliche Bauten aus Landesmitteln, Wohlthätigkeitsanstalten, der Vorkantschlag und die Rechnungslegung des Landes in Bezug auf eigene Einnahmen und Ausgaben für Landeszwecke, die

Vandeshauptmannes zugelassen etc. Die Bestimmungen über die Stellung und die Auto-Wirkbarkeit des I. I. Landes-Hauptmannes enthält die Landbesetzung vom 7. November, sie fällt, abgesehen vom obigen Landesstatut, größtentheils mit jener der früheren Kreisämter zusammen.

Am 6. November stirbt in Wien der Kärntner, Franz Xaver Wurnr, geb. zu Ebenthal bei Klagenfurt den 18. Juli 1786. Durch seine Erfindungen im Fache der Medizin, durch seine Leistungen auf dem Felde des Nützlichen hat er sich einen europäischen Ruf, den Dank der Menschheit erworben. Er war es, der zuerst in Oesterreich eine Flachspinnmaschine ersand, auf die Napoleon I. den Preis einer Million Franken angesetzt hatte. Seine Maschinen in der I. I. Münze verschafften ihm durch ihre Vortrefflichkeit Bestellungen in St. Petersburg, England und Frankreich. Seine Letzter-Regmaschine ging selbst nach Nordamerika. Er gab Berathung zum Vereine zur unentgeltlichen Verteilung verflümmelter Krieger mit künstlichen Gliedmaßen unter dem Protektorate des Erzherzogs Maximilian, indem er die Verfertigung derselben besorgte. u. s. f. Die Carinthia hat in den verschiedenen Jahrgängen diese seine Leistungen besprochen. Im III. Bande der II. Abth. des Handbuchs der Geschichte Kärntens, Seite 265—271 finden wir einen Umriss seiner Lebensfähigkeit; wir heissen über den Abbruch derselben Nachträge liefern zu können.

Am 15. November starb hier Paul Reun (geboren zu Klagenfurt am 27. November 1806) einer der Mitarbeiter der Carinthia. Von ihm erschien auch im Jahre 1850 bei Fiauschitz und Bög in Wien ein Büchlein Gedichte, die ihn auch außer den heimathlichen Kreisen bekannt machten.

23. Dezember. Kärnten klagt wiederholt den Verlust eines seiner edelsten Söhne, des Grafen Ferdinand von Egger, I. I. Kämmerer, Comthur des Franz Joseph Ordens, Befehl der Gewerkschaften Lippichs, Frödenbergs und Heistrey und eines der schönsten Oösterreichere, war er den Seinen ein überaus gütiger Herr, behageliebt und menschenfreundlich, eine Hürde seines Standes auch in den höchsten Kreisen, der Förderer und die Seele der heimathlichen Teufelshaus, gleich seiner Großmutter und Mutter an der Spitze der dramatischen Kunstformate, die belebende Kraft und das Vorbild seiner Vorstellungen, welche, uns unvergänglich und leider bisher ununterbrechend, so viele Gemüther erheiterten und Thränen der Armut trockneten, deren Wohlthäter er bis zu seinem Verendende blieb. Als Gatte und Freund ein seltenes Beispiel, starb er viel zu früh in seinem 59. Altersjahre, und jene Gesinnungen, die ihn im Leben getragen und erhoben über das Alltagsgetriebe, ließen ihn in seinem langen Leiden Trost und Hingebung finden, und, gepäht mit den Heilmitteln der Religion, ihn ruhig schließen sein schönes Leben reis für die Ewigkeit. —

Mit dem Eintritte des Winters von Schmerling in das h. k. l. Ministerium leuchtete Kärnten die Hebung der Wiedererlangung provinzieller Selbstständigkeit; das künftige Jahr 1861 soll sie verwirklichen. —

So wie wir das im Ausgange begriffene Jahr 1860 in seiner politischen Bedeutung für uns zu kennzeichnen und seine Erinnerung zu bewahren versuchten, schulden wir es ihm auch in Bezug auf seine Witterungsverhältnisse und auf seine Fruchtbarkeit.

Der Winter war, wie erinnertlich, ein sehr strenger. Der Dezember wie der Februar waren nicht nur ungewöhnlich kalt, ja kälter als der Jänner, so daß nur 1814, 1857 und 1858 noch kältere Februar hatten. Die im Dezember meist mit kaltem Dreieind (am 18. sogar bei 10° Kälte) gefallene Schneemenge war eine ganz ungewöhnliche. Wir erinnern

und nur um die gleiche Zeit im Winter von 1829 auf 1830 eine solche Schneemasse gesehen zu haben. In Klagenfurt leistete es große Summen, um die Gassen und Straßen so eines lästigen Ueberflusses zu entledigen, was meistens in die Stadtgräben geschah und zwar in solcher Menge und Dichtigkeit, daß bis Mitte August Ravinen, welche ein Lager von Abfällen aus dem Pfanzengründe oder der Wärme schützte, der Densochershaft theilweise ein bequemes Abflugsmittel gaben; gewiß ein bisher nicht erlebter Fall!

Der Frühling. (März, April, Mai.) Die Winterkälte dauerte bis tief in den März hinein, so daß derselbe als der ersten kälteste erscheint, der Schnee nach dem 30. nahezu 1 Zoll hoch lag, und durchaus keine Ackerarbeit beginnen konnte. Erst am 9. April war der Boden schneefrei, der April aber blieb noch kalt und hatte noch einmal so viel Regen als sonst im Durchschnitt. Erst im Mai gleichen sich die Uebersäge aus, der eine ziemlich regelmäßige Witterung hatte.

Der Sommer (Juni, Juli, August) war ziemlich kalt oder nicht so heiß, wie er verschrien wurde, denn die Regenmenge blieb in jedem Monat unter dem Mittel; der Juli aber war einer der kältesten, die je beobachtet wurden, nur 1813 noch kälter.

Der Herbst. (September, Oktober, November.) Schon in der 2. Augusthälfte wurde es antaunend schön und warm, diese Witterung dauerte im September fort, der auch nur mäßig naß war und so seine Schuldbiligkeit that. Auch der Oktober war schön aber schon frühzeitig ziemlich kalt und neblig. Dem November läßt sich selten etwas Unbesagen, auch heuer brachte er Kegel, Regen, Schnee, in der ersten Hälfte schon eine Kälte von 10°, und in den letzten Tagen wieder Wärme bis 10°, Schnee einen Fuß hoch, am 9. zuletzt wieder alles aper und trocken, was nun bei dem im Dezember begenommenen Thauwetter, welches reichlicher Schneefall und Kälte für eine kurze Zeit unterbrachen, nicht der Fall ist.

Da das Frühjahr zwar spät eintrat, ziemlich kalt aber genug naß war, so waren die Frühlüchte zwar spät aber ziemlich schön entwickelt. Da der Sommer ebenfalls ziemlich kalt aber genügend und in kurzen Pausen, nie zu viel Regen brachte, so gaben alle Frühlüchte eine späte gute Mittelernte (viel Schobee aber wenig ansieblig.) Die Herbstfrüchte waren überall reichlich, weil der Regen weder zu wenig noch übermäßig fiel; doch Heu verhältnismäßig mehr als Grummet.

Die Wärme im August und September brachte auch den Mai zur Reife, woran man noch Ende Juli zweifelte. Der Haiden gab nur eine Mittelernte, was zwar nicht der Reif aber der sogenannte Junf in der zweiten Hälfte des August auf die Wälder ungünstig einwirkte. Obst gab es viel.

So verlief das Jahr in seinen natürlichen wie sonstigen Ereignissen mehr trüb, unfaß, unerquicklich und ließ uns den Einrud des Wunschens nach Besserwerden, was jedoch nur von einer allgebietenden und schätzbaren Vorsehung gehofft werden kann, die dem menschlich Gewollten Gereichen gibt.

## Am Hofhäuser 1860.

Am Himmelsetzte hebet der Sterne goldne Wacht,  
Es träumet schwer die Erde in schwäler banger Noth;  
Sie träumet von der Schwinge, der Oösterreicherrung,  
Sie träumt vom Kampf der Riesen, schaut der Ballkuren Schöung.

Wie best, als Hüt' gerüttelt sie eines Schemen Schritt,  
Der bin, wie Thor der Mäue, an den Riß zu setz' er tritt.  
Kuh herrsche seine Stimme: Wack' auf du träge Zwerg,  
Ich will zu Barbarossa, dem schlummernden im Berg.

Der Onome glebt den Schatten wehmüthig lächelnd an:  
Noch schlummert Barbarossa, was höhnt du kleiner Wicht,  
Kuh freizeh erst die Kaden am Deutschland's Eichenwald,  
Noch schlägen sie nur fester, erwacht der Deutsche bald.

So ruf' ich meinen Namen, der Schemen ähnelnd spricht:  
Kadehly ruft die Deutschen, drum wird nicht aufgethan,  
Kadehly! Barbarossa! auf! deine Ketten auf,  
Die wohlbekannte Schlange will deinen Siegelstau.

Kadehly! löst es dreimal; im Berg' bleibst still und stumm.  
Wollt schlafen ihr denn ewig seht zwischen Schmach und Ruhm?  
Wacht nicht die Lösung: „Kailand“ das Blut des Konradin:  
So wehnt halt Geisterflammer, mo'ches Vermo'dern hin.

O groß' nicht, hie'r'er Degen, steht schüßern nun der Zwerg,  
Wohl drang dein Feldennamen schon längst in unsern Berg,  
Doch dreimal um den Steinlich muß wachen erst der Hölz  
Dem Barte Barbarossa's, dann wachet auf der Reif.

Kadehly schlägt die Klinge voll Grimm an's Feilsteinbor,  
Es dröhnet der Rißsäuser, die Fanten sprüh'n empor;  
Kühn taucht es in den Eichen, beim deutschen Eichenstang,  
Der wachend in die Tiefe des Geisterflammer's drang.

Die Kaden fliehen krähend, der Tag vertreibt die Nacht,  
Es reget seine Schwingen der Har in junger Pracht,  
Es flamm in seiner Rechten für's Recht das treue Schwert,  
Das Banner in der Linken ist schwarz und Gold gezeichnet.

Bald wachen auf die Deutschen, die andern Wälder auf,  
Für Oest'reich's Kaiser wagen sie neuen Siegelstau;  
Es führt sie noch in Eintracht Kadehly's Geist zugleich:  
Drum Heil und Glück dem Kaiser und hoch dann Oest'reich!

Dr. Rudolf Puff.

## An die freundlichen Leser der „Carinthia.“

Mit der Fortsetzung dieser heimischen Zeitschrift im kommenden Jahre 1861, die wir hiemit anzeigen, beginnt dieselbe ihren ein und fünfzigsten Jahrgang. Die Dauer dieser Zeitschrift noch nach einem vollen halben Sekulum ist das schönste Zeugniß, wie warm der Kärntner sein Vaterland liebt, und wie seine Theilnahme an Allem, was seine schöne Heimath, ihr Bestes und ihre Ehre betrifft, nie erkalte. Diese durch den Namen, den sie an ihrer Stirne trägt, auch in ihrer Tendenz deutlich bezeichnete Zeitschrift soll das bisherige Streben und den Eifer der fleißigen Mitarbeiter, des Herausgebers wie des Verlegers auch noch fernerhin darthun, da Liebe zum Vaterland jedes Opfer erleichtert.

Wie bisher wird also diese Zeitschrift die natürliche und industrielle Gestaltung, die ältere und neuere Geschichte und Sagenwelt, die alten und neuen Kunstbauten, vorzüglich die Topographie und Statistik Kärntens zu ihrem Gegenstande haben, ohne anderes Interessantes oder Erheiterndes auszuschließen, und so Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde vermehren und verbreiten.

Und so laden wir alle hiedern Kärntner und die Freunde unser's Alpenlandes zur besördernden Theilnahme an dieser Zeitschrift für das Jahr 1861 ein, in der Ueberzeugung, daß sich die Zahl der freundlichen Abnehmer nicht vermindern, sondern vermehren wird, denn es ist eine durch viele Beweise erhärtete Wahrheit:

### Dem Kärntner ist seine Heimath über Alles!

Von der „Carinthia“ erscheint auch im Jahre 1861, wie in dem laufenden, alle vierzehn Tage eine Nummer auf einem ganzen Bogen, also im ganzen Jahre 26 Nummern oder ganze Bogen mit einem Titelblatte und dem Inhaltsverzeichnis.

Die ganzjährige Pränumeration beträgt in der hiesigen Leon'schen Buchhandlung:

für Klagenfurt . . . . . 2 fl. 50 kr. Oesterr.-Währ.  
mit freier Postversendung aber 3 „ 15 „ „

Die erste Nummer des einundfünfzigsten Jahrganges der Carinthia erscheint am 12. Jänner 1861.





This book should be returned to  
the Library on or before the last date  
stamped below.

A fine of five cents a day is incurred  
by retaining it beyond the specified  
time.

Please return promptly.

